Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

# Landeskunde der Provinz Brandenburg

in 5 Bänden

Die Volkskunde

**Mielke, Robert**

**Berlin, 1912**

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-221**

Visual Library

# LANDESKVNDE



DER PROVINZ

# BRANDENBVRG

III BAND — VOLKSKUNDE

B III 28

# Landeskunde der Provinz Brandenburg

in fünf Bänden

L 10.4.2.3
11(c)

Seiner Majestät

dem

# Deutschen Kaiser und König von Preußen

# Wilhelm II.

unserm Brandenburgischen Markgrafen

in tiefster Ehrfurcht zugeeignet

Geographisches Institut
der
Brandenburgischen Landeshochschule
in
Potsdam
280

von

den Herausgebern

Nutzung nur im Lesesaal

UNIVERSITÄT POTSDAM
Universitätsbibliothek
280 | Bd. 3
(1)-3 | 2150

Präsenzbestand

L 1 76
35

# Landeskunde
# der Provinz Brandenburg

---

Unter Mitwirkung hervorragender
Fachleute herausgegeben von

**Ernst Friedel** und **Robert Mielke**

In fünf Bänden

nebst einer Übersichtskarte der Provinz Brandenburg 1:300000

I. Die Natur — II. Die Geschichte — III. Die Volkskunde
IV. Die Kultur — V. Die Sprache

Bücherei
Pädagogisches
Kabinett
Amsterdam
K. Kirchl. Abt.
No.: V 4b 19
ungültig

Berlin 1912
Dietrich Reimer (Ernst Vohsen)

# Inhaltsverzeichnis.


Seite

Verzeichnis der Abbildungen . . . . . XI

## Äußere Volkskunde. Von Robert Mielke.

Der Märker . . . . . 3
Die Siedelungen . . . . . 14
Die Lage . . . . . 14
Die Flur . . . . . 16
Das Dorf . . . . . 21
Die Stadt . . . . . 24
Haus und Hof . . . . . 27
Das altsächsische Haus . . . . . 35
Das fränkisch-oberdeutsche Haus . . . . . 44
Das wendische Haus . . . . . 49
Das Vorhallenhaus . . . . . 55
Das städtische Haus . . . . . 57
Die Wohnung . . . . . 63
Die äußere Gestaltung . . . . . 69
Das Giebelzeichen . . . . . 72
Hausinschriften . . . . . 75
Wahrzeichen. . . . . 84
Häusernamen . . . . . 87
Die Tracht . . . . . 89
Die Arbeit . . . . . 103
Das Eigentum und sein Schutz . . . . . 103
Landwirtschaftliche Arbeit . . . . . 111
Der Bauernkalender . . . . . 111
Der Acker . . . . . 115
Hirtenwesen . . . . . 124
Die Jagd . . . . . 126
Die Fischerei . . . . . 128
Imkerei . . . . . 131
Handwerksleben . . . . . 133
Der Hausfleiß . . . . . 137
Der Verkehr . . . . . 142
Speise und Trank . . . . . 147
Volksheilkunde . . . . . 153

## Innere Volkskunde. Von Wilibald von Schulenburg.

Die Sage . . . . . 163
Die Götter . . . . . 163
Die Hünen . . . . . 166
Teufelssteine und Teufelsseen . . . . . 168
Wunderbare Steine . . . . . 169
Die Unterirdischen . . . . . 170
Der Nix . . . . . 173
Wasserfrauen und Wasserjungfern. . . . . 176

Seite

Verwünschte im Wasser . . . . . 176
Versunken im Wasser . . . . . 177
Wasserwunder . . . . . 178
Der Wind . . . . . 180
Die wilde Jagd . . . . . 181
Feuergeister . . . . . 183
Der feurige Drache . . . . . 183
Der Kobold . . . . . 183
Der Hausdrache . . . . . 185
Mart, Wehklage, Hausschlangen . . . . . 185
Feldgeister . . . . . 187
Waldgeister . . . . . 188
Die Luchtermännchen . . . . . 190
Verwünschte . . . . . 191
Die weiße Frau . . . . . 192
Schätze . . . . . 193
Spuk . . . . . 195
Die Hexen . . . . . 198
Der Teufel . . . . . 200
Der Tod . . . . . 202
Die Luftfahrer . . . . . 204
Pumphut . . . . . 206
Der alte Fritz . . . . . 209
Ortssagen . . . . . 213
Verschiedenes . . . . . 220
Märchen . . . . . 226
Die alte Frick . . . . . 226
Der dumme Haus . . . . . 226
Vom Mädchen, das seine Brüder sucht . . . . . 230
De Kossät un sine Fru . . . . . 232
Die Fee und die drei Wünsche . . . . . 233
Škradowa . . . . . 234
Der Hirtenjunge und die drei Schwäne . . . . . 234
Schulze Hoppe . . . . . 235
Die Königswahl der Vögel . . . . . 235
Das Jahr und seine Feste . . . . . 237
Sitte und Gebrauch . . . . . 251
Geburt . . . . . 251
Hochzeit . . . . . 253
Tod . . . . . 258

## Die Volksdichtung. Von Oberlehrer Dr. Heinrich Lohre.

I. Das größere weltliche Lied . . . . . 266
1. Balladen . . . . . 266
2. Natur und Menschenleben im Liede . . . . . 284
II. Geistliche Volkslieder . . . . . 316
III. Das Kinderlied . . . . . 321
1. Selbständige Lieder und Reime . . . . . 321
2. Kinderspiele . . . . . 328
IV. Lied und Volksbrauch . . . . . 335
V. Volksrätsel, Sprichwörter, Zaubersprüche . . . . . 342

Seite

## Die Vorgeschichte der Mark Brandenburg. Von Dr. A. Kiekebusch.


Einleitung . . . . . 347

I. Die Steinzeit . . . . . 349

A. Die ältere Steinzeit.

1. Die Frage nach dem Alter des Menschengeschlechts und ihre Bedeutung für die märkische Vorgeschichte . . . . . 349
2. Das Eolithenproblem . . . . . 350
3. Spuren des Diluvialmenschen in der Mark . . . . . 351
4. Der Übergang von der älteren zur jüngeren Steinzeit . . . . . 353

B. Die jüngere Steinzeit.

1. Die Riesengräber (Megalithgräber) . . . . . 358
2. Die Keramik der Riesengräberzeit . . . . . 360
3. Beigaben aus Riesengräbern . . . . . 363
4. Die Kultur der Riesengräberzeit . . . . . 364

II. Die Bronzezeit . . . . . 366

A. Typologie und Chronologie.

1. Der Übergang von der Stein- zur Bronzezeit . . . . . 366
2. Beginn der Bronzezeit . . . . . 369
3. Gliederung der Bronzezeit . . . . . 370
4. Entwicklung der Bronzeäxte . . . . . 370
5. Entwicklung der Fibeln . . . . . 371
6. Depotfunde . . . . . 373

B. Die ältere Bronzezeit.

1. Funde aus der I. Periode . . . . . 374
2. Der Bronzedepotfund von Arnimshain, Kr. Templin . . . . . 375
3. Der Bronzedepotfund von Angermünde . . . . . 376
4. Der Bronzefund von Mittenwalde, Kr. Teltow . . . . . 378
5. Der Bronzefund aus dem Pfahlbau bei Spandau . . . . . 378
6. Die Kegelgräber von Weitgendorf, Kr. Ostprignitz . . . . . 379
7. Der Bronzedepotfund von Spindlersfeld bei Cöpenick . . . . . 379

C. Die jüngere Bronzezeit.

1. Das Königsgrab von Seddin . . . . . 380
2. Der Bronzedepotfund von Biesenbrow, Kr. Angermünde . . . . . 384
3. Der Grabfund von Blumenthal, Kr. Ostprignitz . . . . . 385

D. Die Kultur der Bronzezeit.

1. Die Technik . . . . . 385
2. Kleidung . . . . . 388
3. Waffen . . . . . 389
4. Schmuck . . . . . 390
5. Die Gräber der Bronzezeit . . . . . 390
6. Religion . . . . . 391

E. Das vorgeschichtliche Dorf bei Buch in der Nähe von Berlin.

1. Die Anlage des Dorfes und der Häuser . . . . . 393
2. Der Grundriß eines Hauses . . . . . 398
3. Balkenspuren . . . . . 399

F. Der Lausitzer Typus.

1. Charakter . . . . . 403
2. Das Gräberfeld von Jessen-Jüritz, Kr. Sorau . . . . . 406
3. Das Gräberfeld von Billendorf, Kr. Sorau . . . . . 408
4. Die Kultfigur von Dechsel, Kr. Landsberg . . . . . 409

Seite

III. Die früheste Eisenzeit . . . . . 411
1. Übergang von der Bronze- zur Eisenzeit . . . . . 411
2. Der Goldfund von Vettersfelde, Kr. Guben . . . . . 413
IV. La-Tène-Zeit . . . . . 416
1. Chronologie . . . . . 416
2. Das Gräberfeld von Vehlefanz, Kr. Osthavelland . . . . . 418
3. Die Funde von Rudow . . . . . 419
4. Das La-Tène-Gräberfeld und Wohnstätten bei Selchow, Kr. Teltow . . . . 420
5. Das Gräberfeld von Binenwalde, Kr. Ruppin . . . . . 420
6. Übergang zur Kaiserzeit . . . . . 421
V. Die römische Kaiserzeit . . . . . 422
A. Die Kultur.
1. Auftreten der Römer am Rhein und an der Donau . . . . . 422
2. Entstehung, Entwicklung und Chronologie der kaiserlichen Eisenkultur . . . . 424
3. Entwicklung der Augenfibel . . . . . 425
4. Mäandergefäße . . . . . 426
B. Funde.
1. Die Leichenbrandurne von Karlshorst, Kr. Niederbarnim . . . . . 427
2. Der Fund von Damme . . . . . 428
3. Das Gräberfeld von Sadersdorf, Kr. Guben . . . . . 429
4. Das Gräberfeld von Reichersdorf, Kr. Guben . . . . . 430
5. Das Gräberfeld von Wilhelmsau, Kr. Niederbarnim . . . . . 430
6. Funde von Berlitt, Kr. Ostprignitz . . . . . 431
7. Das Gräberfeld von Butzow . . . . . 432
8. Das Gräberfeld von Dahlhausen (Kr. Ostprignitz) . . . . . 432
C. Ansiedlung, Handel und Bevölkerung.
1. Der Grundriß eines germanischen Hauses aus der späten Kaiserzeit bei Paulinenaue, Kr. Westhavelland . . . . . 433
2. Der Handelsweg während der Bronzezeit . . . . . 433
3. Die Bevölkerung der Mark während der Kaiserzeit . . . . . 435
4. Fibel und Brakteat von Rosenthal bei Berlin . . . . . 438
VI. Die Wendenzeit . . . . . 440
1. Einrücken der Slawen . . . . . 440
2. Die Kultur der Wenden . . . . . 440
3. Ein wendisches Dorf bei Hasenfelde, Kr. Lebus . . . . . 442
4. Die Gräber . . . . . 442
5. Die Keramik . . . . . 443
6. Die Burgwälle . . . . . 443
7. Die Römerschanze bei Potsdam . . . . . 445
8. Eine Werkstätte aus der Wendenzeit . . . . . 447
9. Der Handel . . . . . 448
10. Die Hacksilberfunde . . . . . 450
11. Der Silberfund von Holm bei Driesen . . . . . 451
VII. Frühgeschichte . . . . . 453
1. Die ersten geschichtlichen Nachrichten . . . . . 453
2. Das früheste Mittelalter . . . . . 453
3. Der Pfahlbau von Lübbinchen, Kr. Guben . . . . . 455
4. Ein Bauernhaus aus dem 13.—14. Jahrhundert . . . . . 455

# Verzeichnis der Abbildungen.


| | | | Seite |
|---|---|---|---|
| Abb. | 1. | Dorfflur von Lietzow (Charlottenburg) | 16 |
| „ | 2. | Flurkarte von Schlalach | 17 |
| „ | 3. | Zaunformen | 20 |
| „ | 4. | Runddorf Kleeste (Westprignitz) | 21 |
| „ | 5. | Wendisches Straßendorf Radduſch i. Spr. | 22 |
| „ | 6. | Straßendorf Clandorf bei Eberswalde | 22 |
| „ | 7. | Angerdorf Schönfeld (Oberbarnim) | 23 |
| „ | 8. | Deutſch-Wilmersdorf um 1850 | 23 |
| „ | 9. | Stadtplan aus der Kolonialzeit (Havelberg) | 26 |
| „ | 10. | Gehöft in Lühsdorf | 28 |
| „ | 11. | Gehöft mit Torhaus in Bardenitz | 28 |
| „ | 12. | Dielenhaus mit Speicher in Bardenitz | 29 |
| „ | 13. | Gehöft in Rädnitz | 30 |
| „ | 14. | Alter Schafſtall bei Frieſack | 30 |
| „ | 15. | Gehöft in Kemnitz | 31 |
| „ | 16. | Dielenhaus in Kemnitz | 32 |
| „ | 17. | Wirtſchaftsgarten in Bardenitz | 33 |
| „ | 18. | Alter Backofen mit gemauerter Vorderwand | 34 |
| „ | 19. | Backofen mit Schutzdach aus Burg i. Spr. | 34 |
| „ | 20. | Backofen aus Ziegeln in Padligar | 34 |
| „ | 21. | Alter Backofen mit Vorbau. Burg i. Spr. | 35 |
| „ | 22 | Altſächſiſche Diele in Brandenburg | 36 |
| „ | 23. | Bauernhaus in Mödlich | 37 |
| „ | 24/25. | Altſachſenhaus in Roſendorf | 37 |
| „ | 26. | Warnow | 38 |
| „ | 27. | Altes Rauchhaus in Moor | 39 |
| „ | 28. | Altes Haus in Herzberg | 40 |
| „ | 29. | Altes Haus in Rohrbeck | 40 |
| „ | 30. | Haus in Kerkow | 41 |
| „ | 31. | Haus in Prenden | 41 |
| „ | 32. | Haus in Wichmannsdorf | 41 |
| „ | 33. | Dielenhaus in Bardenitz | 42 |
| „ | 34. | Altes Dielenhaus von 1727 mit Speicher in Schlalach | 42 |
| „ | 35. | Bauernhaus mit Speicher. Dennewitz | 43 |
| „ | 36. | Haus in Dubrow bei Croſſen | 44 |
| „ | 37. | Ehemaliges Pfarrhaus in Dallgow | 45 |
| „ | 38. | Haus in Rübehorſt | 45 |
| „ | 39. | Haus in Broichsdorf | 45 |
| „ | 40. | Haus in Kerkow | 46 |
| „ | 41. | Haus in Rietzer Lucht | 46 |
| „ | 42. | Fiſcherhaus in Zolchow | 46 |
| „ | 43. | Torhaus in Gr. Werzien | 47 |
| „ | 44. | Haus in Warnow | 47 |
| „ | 45. | Haus in Wichmannsdorf | 48 |
| „ | 46. | Koloniſtenhaus in Seydlitz (Warthebruch) | 48 |
| „ | 47. | Wendiſches Haus mit Stall in Tſchecheln | 49 |
| „ | 48. | Alter Krug in Tſchecheln | 49 |
| „ | 49. | Haus in Jeriſchke | 50 |

Seite

Abb. 50. Haus in Strado . . . . . 50
„ 51. Bauernhaus in Trebichow . . . . . 51
„ 52/53. Haus in Burger-Kaupen . . . . . 51
„ 54. Haus in Radensdorf . . . . . 52
„ 55. Bauernhaus mit Ecklaube in Aurith . . . . . 53
„ 56. Haus in Rädnitz . . . . . 53
„ 57. Haus mit Ecklaube aus Starzeddel . . . . . 53
„ 58. Rädnitz (das mittlere Haus mit Ecklaube) . . . . . 54
„ 59. Haus in Zäckerick . . . . . 56
„ 60. Gasthof in Grünfeld . . . . . 57
„ 61. Haus in Niemegk . . . . . 58
„ 62. Fachwerkhaus in Perleberg . . . . . 58
„ 63. Stadthaus in Baruth . . . . . 59
„ 64. Typische Anlagen städtischer Häuser in Treuenbrietzen . . . . . 59
„ 65/66. Altes Stadthaus in Lenzen a. E. . . . . 59
„ 67. Ehemaliger Markt in Züllichau mit Laubenhäusern . . . . . 61
„ 68. Laubenhäuser in Schwiebus . . . . . 60
„ 69. Alte Küche in Geltow . . . . . 63
„ 70. Schwibbogen in Moor . . . . . 63
„ 71. Flet mit zwei Schwibbogen in Mödlich . . . . . 64
„ 72. Tisch aus Perleberg . . . . . 65
„ 73. Tisch aus Sikadel i. Spr. . . . . 65
„ 74. Hölzerne Stuhllehnen . . . . . 66
„ 75. Stube aus Burg i. Spr. . . . . 67
„ 76. Wendischer Ofen in Neuendorf . . . . . 68
„ 77. Altsachsenhaus in Unbesandten (Rückseite) . . . . . 69
„ 78. Groß-Wootz . . . . . 69
„ 79. Haus in Lehde mit Entlastungspfosten . . . . . 71
„ 80. Strado . . . . . 71
„ 81. Giebelzeichen . . . . . 73
„ 82/83. Neidkopf aus Berlin . . . . . 85
„ 84. Wahrzeichen in Lübbenau . . . . . 86
„ 85. Ziegelsteine mit Inschriften in Kloster Himmelpfort . . . . . 87
„ 86. Szene aus dem Berliner Totentanz . . . . . 90
„ 87. Berliner Trachten des 18. Jahrhunderts . . . . . 93
„ 88. Uckermärkische Bauern . . . . . 96
„ 89. Flämingstracht junger Frauen . . . . . 97
„ 90. Flämingstracht älterer Frauen (links Abendmahlstracht) . . . . . 98
„ 91. Sonntagstracht aus Zauchwitz . . . . . 99
„ 92. Ziebinger Tracht . . . . . 100
„ 93. Kirchtrachten aus Tornow, Drehna und anderen Dörfern bei Peitz . . . . . 101
„ 94. Tauftrachten aus Neuendorf bei Peitz . . . . . 102
„ 95. Hofzeichen . . . . . 105
„ 96. Schulzenhammer aus Stolp . . . . . 109
„ 97. Wächterhorn aus Wandlitz . . . . . 110
„ 98. Flurwächterspieß aus Mödlich . . . . . 110
„ 99. Altes Holzschloß aus Michendorf . . . . . 110
„ 100. Alter deutscher Räderpflug mit Streichbrett und Sech . . . . . 117
„ 101. Hakenpflug aus Prenzlau . . . . . 117
„ 102. Sabbe . . . . . 119
„ 103. Heumiete in Schlalach . . . . . 123
„ 104. Heumiete (Kapitze) bei Züllichau . . . . . 123

Seite

Abb. 105. Micke bei Oderberg . . . . . 123
„ 106. Sichel für den Busch . . . . . 123
„ 107. Alte Grützestampfe aus der Westprignitz . . . . . 124
„ 108. Bienenhaus aus Kemnitz . . . . . 132
„ 109. Bierzeichen . . . . . 134
„ 110. Brakstuhl . . . . . 139
„ 111. Schwingel . . . . . 139
„ 112. Hechel . . . . . 139
„ 113. Mangelbrett . . . . . 141
„ 114. Altes Gastzimmer in Suckow (Westprignitz) . . . . . 143
„ 115. Gasthof zu Demerthin . . . . . 143
„ 116. Gong bei Ütz (Havelland) . . . . . 143
„ 117. Alter Schlitten aus Lobeofsund . . . . . 144
„ 118. Alter Einbaum aus Lehde i. Spr. . . . . 145
„ 119. Neuerer Spreewaldkahn, sog. Seelenverkäufer . . . . . 145
„ 120. Kahn auf dem Rhin . . . . . 145
„ 121. Wohnraum einer Spreezille . . . . . 146
„ 122. Wohn- und Küchenraum einer Spreezille . . . . . 146
„ 123. Das Hünengrab bei Mellen. Westprignitz. 1887 . . . . . 168
„ 124. Der Schwurstein bei Müschen im Oberspreewald. 1877 . . . . . 170
„ 125. Wendische Kopftracht einer Kirchengängerin. Südlich der Grenze in Schleife in Schlesien . . . . . 172
„ 126. Der berühmte Koboldsee; in der Ferne die Kirche von Straupitz . . . . . 175
„ 127. Die Bullgrube bei Müschen i. J. 1878; vorn eine der Furchen der Bullen . 179
„ 128. „Kluge Frau", Kräuterfrau. Kr. Teltow. 1896 . . . . . 180
„ 129. Bauer mit Quersack, vom Jahrmarkt heimkehrend. 1880 . . . . . 181
„ 130. „Kluger Mann", „Doktor". Oberspreewald. 1877 . . . . . 184
„ 131. Ein Mädchen mit dem Kennzeichen einer Mare. Lausitz. 1878 . . . . . 186
„ 132. Zwirnspinnerin mit der Spindel, die vor dem Aufkommen der Spinnräder in der Lausitz üblich war. Südgrenze. 1880 . . . . . 189
„ 133. Kuppe des „hohen Golm" mit dem Schatz, ein altes Heiligtum, „heiliger als St. Jakob in Spanien". 1909 . . . . . 193
„ 134. Aus der guten alten Zeit! Ein älterer Knecht spinnt abendlich im Kreise der Bauernfamilie. 1880 . . . . . 197
„ 135. „Hexe". Oberspreewald. 1877 . . . . . 198
„ 136. „Hexenmeister". Oberspreewald. 1877 . . . . . 199
„ 137. Eine große Frau, auf den Tischrand sich stützend, tritt ihren kleinen Mann. Oberspreewald. 1877 . . . . . 203
„ 138. Alter Backofen, „Backen" aus Lehm. 1877 . . . . . 218
„ 139. Ein sagenkundiger Mann, im Volke genannt Kito Pank, in der Zeit vor seinem Tode. 1882? . . . . . 234
„ 140. In der Weihnachtszeit als Mann verkleidetes Spinnmädchen in umgekehrter Jacke und Hose von Schafpelz. Oberspreewald. 1876 . . . . . 239
„ 141. Der Bescheerchrist, ein junges Mädchen in Verkleidung, das Gesicht verhüllt. Lausitz. 1880 . . . . . 240
„ 142. Gemeindehammer. Schmogrow. 1878 . . . . . 241
„ 143. Vermummte Spinnerinnen, links einen Flachsbart über dem Gesicht, ziehen um in der Fastenzeit. Oberspreewald. 1877 . . . . . 242
„ 144. Ein als Fischer verkleidetes Mädchen in der Fastenzeit. Oberspreewald. 1877 242
„ 145. „Der Tote trägt den Lebenden" . . . . . 243
„ 146. Alter Schweinestall, an dem man Weißsagung empfing. Burg. Oberspreewald. 1877 . . . . . 245

Seite

Abb. 147. Als Schulmeister verkleidetes Mädchen. Oberspreewald. 1877 . . . . . 249
„ 148. Spätere Feldwiege. 1877 . . . . . 251
„ 149. Der Dreibock, frühere Feldwiege. 1880 . . . . . 252
„ 150. Frühere Hängewiege, Feldwiege. Spreewitz, südlich der Grenze. 1878 . . . 252
„ 151. Kopftracht (hupac) einer wendischen Brautjungfer in Jemlitz. 1880 . . . . 254
„ 152. Hochzeitsbitter. Südliche Lausitz. 1880 . . . . . 255
„ 153. Dudelsackspieler mit der großen Sackpfeife. Südliche Lausitz. 1880 . . . . 256
„ 154. Wendische Brautjungfer in Jemlitz. 1880 . . . . . 256
„ 155. Der Schimmelreiter bei einer Hochzeit. Südliche Lausitz. 1880 . . . . . 257
„ 156. Weißleinenes Trauertuch. 1880 . . . . . 259
„ 157. „Mütze vom Toten". Lausitz. 1878 . . . . . 260
„ 158. Gedenkbretter an Grabhügeln in Egsdorf und Bieberteich. 1866, 1894, 1896 . 260
„ 159. Die 24 Wildgruben bei Fernewerder, Kr. Osthavelland . . . . . 355
„ 160. Querschnitt einer Wildgrube . . . . . 355
„ 161. Gerät aus Elchgeweih . . . . . 356
„ 162/165. Spindelförmige Speerspitzen und Harpunen aus Elchgeweihen . . . . . 356
„ 166. Fischschuppenmesser, wurde auch zum Abhäuten der Tiere benutzt . . . . . 356
„ 167. Angelhaken . . . . . 356
„ 168. Hirschhornärte . . . . . 357
„ 169. Dolmen von Neuenfeld, Kr. Prenzlau . . . . . 358
„ 170. Steinkiste mit sitzendem Hocker. Suckow, Kr. Prenzlau . . . . . 359
„ 171. Liegender Hocker von Bröllin, Kr. Prenzlau . . . . . 360
„ 172. Trichterrandschale von Satzkorn, Kr. Osthavelland . . . . . 361
„ 173. Kugelamphore von Mützlitz, Kr. Westhavelland . . . . . 361
„ 174. Steingefäß mit sehr breitem Henkel und Furchenstichverzierung, Mützlitz . . 361
„ 175/176. Einhenklige Tassen mit Zapfen und Furchenstich. Mützlitz . . . . . 361
„ 177. Gefäßreste mit Schnurverzierung. Angermünde . . . . . 362
„ 178. Steinzeitgefäß mit Stichreihen verziert. Kl. Rietz, Kr. Beeskow-Storkow . . 363
„ 179. Gefäße aus der Steinkiste von Kl. Rietz, Kr. Beeskow-Storkow . . . . . 363
„ 180. Keulenkopf. Königsberg Nm. . . . . 363
„ 181. Feuersteinspan mit Schlagmarke (Schlagzwiebel) und Wellenlinien . . . . . 365
„ 182. Feuersteinmesser und -splitter. Jühnsdorf, Kr. Teltow . . . . . 365
„ 183. Doppelaxt, durchbohrt. Ketzin, Osthavelland . . . . . 367
„ 184. Kahnförmiger Hammer, Dahme, Kr. Jüterbog-Luckenwalde . . . . . 367
„ 185. Amazonenaxt mit doppelter Schneide. Melzow, Kr. Angermünde . . . . . 367
„ 186. Kahnförmiger Hammer. Pritzwalk, Kr. Ostprignitz . . . . . 367
„ 187. Steinhammer mit nachgeahmter Gußnaht. Angermünde . . . . . 367
„ 188. Steinhammer mit Tannenzweigornament. Jüterbog . . . . . 367
„ 189. Bronzenadel von Grabow, Kr. Königsberg Nm. . . . . 372
„ 190. Strich- und Buckelverzierung auf einer Bronzefibel. Mechow, Kr. Ostprignitz . 373
„ 191. Punkt-, Strich-, Bogen- und Buckelverzierungen auf einer Bronzefibel. Spindlersfeld bei Cöpenick . . . . . 373
„ 192. Punkt-, Strich- und Bogenverzierung auf einer Bronzefibel. Spindlersfeld bei Cöpenick . . . . . 373
„ 193. Strich- und Bogenverzierung auf einer Bronzefibel. Rudow, Kr. Teltow . . 373
„ 194. Einfache Strichverzierungen an den Enden des Ringes. Wustermark . . . 375
„ 195. Bronzefund von Arnimshain . . . . . 376
„ 196. Bronzefund von Angermünde . . . . . 377
„ 197. Verzierung auf einer Bronzeaxt aus dem Pfahlbau bei Spandau . . . . . 378
„ 198. Spiralverzierung auf dem Knauf eines Bronzeschwerts. Spandau . . . . 378
„ 199. Verzierung auf einer Lanzenspitze aus dem Pfahlbau von Spandau . . . . 378
„ 200. Verzierung auf einem Halsring. Jsterbies, Kr. Jerichow . . . . . 380

Seite

Abb. 201. Steinkammer . . . . . 380
„ 202. Königsgrab bei Seddin . . . . . 381
„ 203. Verzierung auf dem Rasiermesser aus dem Königsgrabe von Seddin . . . . 382
„ 204. Verzierungen auf beiden Seiten eines Bronzemessers aus dem Königsgrabe bei Seddin . . . . . 382
„ 205. Der Eingang zur Grabkammer des Königsgrabes . . . . . 383
„ 206. Verzierung auf einem Bronzemesser. Kemnitz, Kr. Ostprignitz . . . . . 385
„ 207. Sandsteingußform für ein Rasiermesser mit Pferdekopf. Niederlandin, Kr. Angermünde . . . . . 386
„ 208. Sandsteingußform für drei Knopfsicheln. Liebenwalde, Kr. Niederbarnim . . 386
„ 209. Knopfsicheln, durch einen modernen Bronzegießer in nebenstehender Form gegossen 386
„ 210. Gußformen von Müncheberg, Kr. Lebus . . . . . 387
„ 211. Schwertstab von Metzelthin, Kr. Ruppin . . . . . 389
„ 212/214. Strichverzierungen auf Bronzelanzenspitzen. Pritzwalk, Kr. Ostprignitz; Dannenwalde, Kr. Ostprignitz; Lauenhagen, Kr. Prenzlau . . . . . 389
„ 215. Verzierung auf der Schmuckdose von Feldberg . . . . . 390
„ 216. Verzierung auf der Gürtelplatte von Hegermühle, Kr. Oberbarnim . . . . 390
„ 217. Bronzewagen von Burg im Spreewalde . . . . . 392
„ 218. Schiff mit Steuer und Sonnenbildern. Verzierung auf einem Bronzemesser. Warnow, Kr. Ostprignitz . . . . . 392
„ 219. Nadel von einer Bronzefibel. Buch, Kr. Niederbarnim . . . . . 397
„ 220. Der Grundriß eines Hauses. Buch, Kr. Niederbarnim . . . . . 398
„ 221. Knochenspitzen von Buch, Kr. Niederbarnim . . . . . 399
„ 222. Der Grundriß eines Hauses. Buch, Kr. Niederbarnim . . . . . 401
„ 223. Etagengefäß mit Buckeln. Spremberg . . . . . 404
„ 224. Buckelurnengrab von Hasenfelde, Kr. Lebus . . . . . 405
„ 225. Plan des Gräberfeldes von Jessen-Jüritz . . . . . 407
„ 226. Buckelgefäße von Jessen-Jüritz . . . . . 407
„ 227. Beigaben vom Gräberfelde bei Billendorf . . . . . 409
„ 228. Kultfigur von Dechsel . . . . . 410
„ 229. Der Goldfund von Vettersfelde . . . . . 414
„ 230. La-Tène-Gefäße von Südende, Kr. Teltow . . . . . 417
„ 231. La-Tène-Schwert. Rampitz, Kr. Weststernberg . . . . . 418
„ 232. Schildnadel aus Eisen. Vehlefanz, Kr. Osthavelland . . . . . 419
„ 233. Halsring von Bronze mit halbkugeligen Enden. Vehlefanz, Kr. Osthavelland 419
„ 234. Dreigliedriger Gürtelhaken, Löwenbruch, Kr. Teltow . . . . . 419
„ 235. Gürtelhaken mit Kerben am Rande. Trinkhornbeschlag. Ragow, Kr. Teltow 420
„ 236. Mäandergefäß von Buchow . . . . . 421
„ 237. Genaue Darstellung des Mäanders auf dem Gefäß von Buchow . . . . . 421
„ 238. Mäandergefäß von Seelow . . . . . 426
„ 239. Genaue Darstellung der mäanderartigen Verzierung auf dem Gefäß von Seelow 426
„ 240. Mäandergefäß von Königsberg Nm. . . . . 426
„ 241. Mäandergefäß von Wilsnack, Kr. Westprignitz . . . . . 427
„ 242. Mäandergefäß von Fohrde, Kr. Westhavelland . . . . . 427
„ 243. Mäandergefäß von Milow, Kr. Westprignitz . . . . . 427
„ 244. Mäandergefäß von Nedlitz, Kr. Osthavelland . . . . . 427
„ 245. Terrasigillataschale von Damme, Kr. Prenzlau . . . . . 428
„ 246. Schöpfkelle mit dazugehörigem Sieb von Damme, Kr. Prenzlau . . . . . 429
„ 247. Schwert mit Inschrift von Reichersdorf . . . . . 430
„ 248. Knopfsporn mit dickem Stachel. Rampitz, Kr. Weststernberg . . . . . 431
„ 249. Schlüssel, Glasperlen, Eisenmesser und Spinnwirtel von Wilhelmsau, Kr. Niederbarnim . . . . . 431

Seite

Abb. 250. Schere aus Eisen. Wilhelmsau, Kr. Niederbarnim . . . . . 431
„ 251. Chirurgisches Besteck, Rampitz, Kr. Weststernberg . . . . . 431
„ 252. Runenlanze von Müncheberg, Kr. Lebus . . . . . 434
„ 253. Eisenaxt. Vetschau, Kr. Calau . . . . . 437
„ 254. Eiserne Axt mit Silbereinlage . . . . . 437
„ 255. Brakteat und Fibel von Rosenthal, Kr. Niederbarnim . . . . . 438
„ 256. Fränkische Axt. Oranienburg, Kr. Niederbarnim . . . . . 439
„ 257. Wikingerschwert. Oderberg, Kr. Angermünde . . . . . 439
„ 258. Karolingisches Gefäß von Criewen bei Schwedt a. O. . . . . 441
„ 259. Wendischer Scherben mit senkrecht laufender Wellenlinie. Hasenfelde, Kr. Lebus 441
„ 260. Schläfenring vom Burgwall von Drense, Kr. Prenzlau . . . . . 442
„ 261. Bodenverzierungen der späten Wendenzeit . . . . . 443
„ 262. Verzierte Gefäßreste, Spinnwirtel und Stein mit flacher Vertiefung. Potzlow, Kr. Templin . . . . . 445
„ 263. Kleiner Burgwall bei Raduhn, Kr. Königsberg . . . . . 446
„ 264. Wendische Mühle von Miersdorf, Kr. Teltow . . . . . 447
„ 265. Gravierte Bronzeschale von Groß-Fredenwalde, Kr. Templin . . . . . 448
„ 266. Reste von Leinwandbeuteln mit Silbermünzen aus dem Hacksilberfunde von Sonnenwalde, Kr. Luckau . . . . . 450
„ 267. Aus dem Hacksilberfunde von Curalow, Kr. Landsberg . . . . . 451
„ 268. Slawische Bronzestatuette von Schwedt a. O. . . . . 452
„ 269/270. Schlüssel. Niedergörsdorf . . . . . 458
„ 271. Löffelbohrer. Niedergörsdorf . . . . . 458
„ 272. Knochenkamm. Burg Lenzen, Kr. Westprignitz . . . . . 458

# Verzeichnis der Tafeln.

Am Schluß.

Tafel I. Steinzeitfunde.
„ II. Typologie der Bronzeäxte und Bronzefibeln.
„ III. Funde aus der Bronzezeit. 2000—800 v. Chr.
„ IV. Funde aus den Kegelgräbern von Weitgendorf, Kr. Ostprignitz.
„ V. Funde aus dem Königsgrabe von Seddin, Kr. Westprignitz.
„ VI. Verzierungen auf Bronzeschmuckstücken der älteren Bronzezeit.
„ VII. Ältere und jüngere Lausitzer Keramik.
„ VIII. Jüngere Lausitzer Keramik.
„ IX/X. Funde aus der frühesten Eisenzeit (Hallstattzeit).
„ XI. La-Tène-Gefäße.
„ XII. Funde aus der La-Tène-Zeit.
„ XIII. La-Tène-Typen.
„ XIV. Funde aus der römischen Kaiserzeit. 1.—5. Jahrh. v. Chr.
„ XV. Funde aus der Kaiserzeit.
„ XVI. Funde aus der mittleren und späten römischen Kaiserzeit.
„ XVII. Wendenzeit. Funde von der Insel Poggenwerder bei Alt-Ruppin.
„ XVIII. Wendische Gefäße.
„ XIX. Grundriß eines Bauernhauses aus dem 13.—14. Jahrhundert.

# Karte.

Die landschaftliche Verteilung der sogenannten Zwölften-Gottheiten in der Provinz Brandenburg. Entworfen von W. von Schulenburg zum Beitrag „Innere Volkskunde".

# Äußere Volkskunde.

Von Robert Mielke.

# Der Märker.

Über die körperliche Beschaffenheit der brandenburgischen Bevölkerung liegen abschließende Untersuchungen nicht vor. Das wenige Material, das durch die militärischen Untersuchungen der Gestellungspflichtigen veröffentlicht wird, scheint nur das Sinken der Wehrtüchtigkeit in den industriellen Bezirken zu bestätigen. Die naheliegende Vermutung, daß in Gebieten mit vorwiegend wendischer Bevölkerung sich im Körperbau Abweichungen und Verschiedenheiten von der rein oder hauptsächlich deutschen Bevölkerung zeigen müßten, wird zwar in einem beschränkten Sinne durch andere Untersuchungen bestätigt, doch treten dabei Ergebnisse zutage, die wiederum die Einheitlichkeit einer solchen Bevölkerungsverschiedenheit erheblich erschüttern. Uns stehen hier nur die Ergebnisse der Untersuchungen zu Gebote, die auf Veranlassung von Rudolf Virchow 1875 über die Augen-, Haut- und Haarfarbe der damaligen deutschen Schuljugend eingeleitet worden sind.[1] Sie ergaben, daß die Provinz Brandenburg nach dem Stande ihrer Bevölkerung eher dem nordischen blondhaarigen und blauäugigen, als dem dunkeläugigen brünetten Typus zuzuweisen ist. Von den einzelnen Kreisen haben von je 100 der untersuchten Schulkinder fünf bis zehn den braunen Typus in der ganzen westlichen Hälfte, mit Ausnahme von Osthavelland und Teltow, in denen der Prozentsatz der braunhaarigen aber auch nur auf 11—15 % steigt. Die gleichen Verhältnisse zeigen die Kreise Niederbarnim, Oberbarnim, Angermünde, Prenzlau, Lebus, Königsberg, Soldin, Landsberg, Friedeberg, West- und Oststernberg, Züllichau-Schwiebus, Crossen, Sorau, Cottbus, Calau und Spremberg. Auffallenderweise schiebt sich in die zusammenhängende östliche Hälfte eine hellere Zone vor, die von den Kreisen Jüterbog, Luckau, Beeskow-Storkow, Lübben und Guben vertreten wird, die sich sprungweise weiter nach Osten fortsetzt und mit dem blonden Gebiete Pommerns, wo der Prozentsatz der Blonden im Durchschnitt 42,64 beträgt,[2]) in Verbindung steht. Dadurch ist das Gebiet mit 11—15 % Brauner von dem südöstlichen Gesamtgebiet nahezu losgetrennt und die Vermutung gerechtfertigt, in der helleren Zwischenzone die stärkste Straße der deutschen Rückwanderung zu sehen. Berlin, die Stadt Europas mit der größten Zuwanderung, steht mit 16 bis 20 % der Braunen in der

[1]) Rudolf Virchow: Gesamtbericht über die Untersuchungen der deutschen Bevölkerung. Archiv für Anthropologie XVI, S. 275 f.

[2]) Den größten Prozentsatz Blonder in Norddeutschland stellt Schleswig-Holstein mit 43,33. Dann folgen in absteigender Richtung Oldenburg mit 42,73, Pommern mit 42,64, Mecklenburg-Strelitz mit 42,63, Mecklenburg-Schwerin mit 42,03, Braunschweig mit 41,03 und Hannover mit 41 %. Vgl. R. Virchow: Sitzungsberichte der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vom 29. Januar 1885.

Provinz an der Spitze, was wohl mehr durch die starke polnische und jüdische, als durch die französische Einwanderung zu erklären ist.

Noch günstiger als nach dem Prozentsatz der rein brünetten Bevölkerung, ist das Bild, wenn man die Ergebnisse der Statistik über den rein blonden Typus zugrunde legt. Dann kommen von je 100 untersuchten Schulkindern auf die gesamte Provinz 31—40 % Blonde, mit Ausnahme des Kreises Calau und der Stadt Berlin, in denen der Prozentsatz auf 21—30 % sinkt. Wenn man im Auge behält, daß mit Ausnahme einiger oldenburgischer, schleswigscher und zweier pommerschen Kreise, in denen der Satz auf 51 bis 54 % steigt, ganz Nord- und Westdeutschland durchschnittlich 41—50 % Blonde zählt, dann kann man den Schluß schwerlich abweisen, daß der weitaus überwiegende Teil der brandenburgischen Bevölkerung rein deutscher Abstammung ist, und daß die slawischen Bruchteile nur schwach gewesen sein können oder vor der Kolonisation bereits stark mit deutschem Blut vermischt gewesen sein müssen.

Zu ähnlichen Ergebnissen führen die Untersuchungen der Augen. Braune Augen finden wir auf hundert Köpfe 61—80 % in den Kreisen Calau, Cottbus, Sorau und in den Stadtkreisen Frankfurt, Berlin und Potsdam. Auffallend ist dabei der verhältnismäßig geringe Bestandteil der Braunäugigen in Beeskow-Storkow mit 20—40 % und in dem mehr slawisch eingelagerten Spremberg mit 41—60 %. In der ganzen Provinz kommen durchschnittlich auf hundert Köpfe 31—45 % mit braunem Haar. Der Prozentsatz sinkt auf 15—30 % in Westhavelland, Jüterbog-Luckenwalde, Beeskow-Storkow, Guben, Oststernberg und Spremberg. Graue Augen weist die Statistik in den meisten Kreisen 41—50 % nach, die in den Kreisen Calau, Cottbus und Lübben auf 51—60 % steigen, in den Kreisen Beeskow-Storkow, West- und Osthavelland, Nieder- und Oberbarnim, Angermünde, Königsberg und Soldin auf 30—40 % herabsinken.

Diese in ihren Zahlen unanfechtbaren statistischen Untersuchungen legen dar, daß die Herrschaft einer geschlossenen nichtdeutschen Bevölkerung in keinem Teile der Provinz besteht, daß dagegen die ganze linke Hälfte, zum Teil auch der Norden und der Süden nur mit Ausnahme des Kreises Calau entschieden dem deutschen Typus zuneigen. Sie bestätigen in gewissem Sinne die alte Behauptung, daß bei ihrem Vordringen nach dem Westen die slawischen Völkerschaften noch Überbleibsel der germanischen Bevölkerung vorgefunden und sich mit ihnen vermischt haben. Wäre das nicht der Fall, dann würden die vielen mythologischen Erinnerungen kaum zu erklären sein, die in den Sagen, den Gebräuchen, den Flurnamen usw. erscheinen. Sie werden um so mehr auf diese Frühzeit zurückgeführt werden müssen, als die spätere Kolonisationsbevölkerung anscheinend durchaus christlich und ohne jeden altheidnischen Einschlag ist.

Man muß also bei der Bevölkerung der Provinz einen langsam vorgehenden Vermischungsprozeß von Völkern annehmen, die nur zum Teil von grundverschiedener Anlage waren. Die deutschen Stämme, die im Zeitalter der Kolonisation hauptsächlich vertreten sind, die Franken, Sachsen und Niederländer, haben diesen Vermischungsprozeß fortgesetzt und damit das Aufsaugen etwaiger noch vorhanden gewesener slawischer Reste in den weitaus größten Gebieten der Provinz vollendet. Was später noch im 17. und 18. Jahrhundert an fremdem Blute ins Land kam, ist dann gleichfalls aufgesogen worden. Nur im Äußeren kündet sich hin und wieder die Herkunft eines einzelnen aus Böhmen,

Frankreich, Holland, Pfalz, Polen, Rußland, Salzburg, Schweiz, Tirol oder einem anderen Lande an, während alle diese fremden Bestandteile sich im Fühlen und Denken fast völlig der Umgebung ihres Wohnortes angepaßt haben.

Wir haben also, von den Gebieten im Südosten abgesehen, in denen noch bis vor kurzer Zeit das Wendische die Umgangssprache war, einen einheitlichen Typus des Märkers, hinter dem freilich eine eingehende anthropologische Untersuchung manche Verschiedenheit darlegen würde. Aber innerhalb dieser Einheitlichkeit hat die geschichtliche Entwicklung doch auch wieder Abwandlungen erzeugt oder vertieft, die sich im wesentlichen in ständischen Gewohnheiten und Empfindungen äußern. Denn der einfache, noch nicht stark von den Einflüssen seiner Umgebung abhängige Mensch bildet sich zu einem einheitlichen Typus um, der sich über alle Glieder einer durch die gemeinsame Sprache verbundenen Volksgenossenschaft erstreckt. Die Kultur, die selten auf die gleichmäßige Ausbildung aller Geistes- und Willenskräfte gerichtet ist, sondern je nach den Umständen nur die, auf gleichen Lebensgewohnheiten stehenden zur Entwicklung kommen läßt, ändert indessen ganz erheblich an diesem Typus. Sie bildet Ausdrucksschichten, die sich im wesentlichen mit den ständischen Gliederungen decken. Die bewegenden Kräfte sind vorzugsweise seelische Vorgänge, die in ihrer Tiefe und in ihrem Zusammenhange mit der völkischen Art noch nicht erforscht sind, die aber durch Erziehung und ständische Gewohnheiten sich weiter vererben und besonders in dem Gesichtsausdruck hervorkehren. Wir können in der Provinz Brandenburg Edelmann, Bürger und Bauer als Vertreter dieser ständischen Gliederungen erkennen, die vielfach wohl schon mit der Kolonisationsbewegungen in der Anlage vorhanden waren, die aber durch die verändernde Kultur sich erst schärfer herausgebildet haben.

Der märkische Grundherr — ganz gleich, ob er als Lokator die Besiedlung organisierte, oder ob er später unter dem Schutze der Landesherren in ein obrigkeitliches Verhältnis zu der Landbevölkerung trat — befestigte sich immer mehr in der Stellung eines kleinen Gebieters, je mehr ihn die Entwicklung zu dem Ackerbau drängte. Reisen in außermärkische Gebiete, Familienbeziehungen zu dem dortigen Adel und enge Verbindung mit dem Hofe mußten ihn mit dem Bewußtsein seiner sozialen Stellung erfüllen. Die Künstler der Renaissance lassen auf den Grabdarstellungen fast durchgehends den verewigten Adligen in einer hoheitsvollen, befehlenden Stellung erscheinen. Das Gesicht kündet ruhige Entschlossenheit und sichere Überlegenheit, der ein Zug von strengem Ernst beigemischt ist. Weiche oder auch grüblerische Züge, die auf eine nachdenkliche, sinnende Natur schließen ließen, fehlen selbst bei den Frauengestalten mit ihren, mehr einen klugen, klaren Verstand oder eine schlichte und aufrichtige Frömmigkeit zur Schau tragenden Gesichtern. Wir sehen denn auch, daß die Männer, selbst als Äbte und Kirchenfürsten, in der Regel mehr Sinn für das Naheliegende, für Ordnung und für die Bedürfnisse des täglichen Lebens, als für feine Politik und weitsichtige Pläne oder für geistige Interessen haben. Dagegen sind sie — mit Recht oder Unrecht sei dahingestellt! — oft Träger eines derben echt niederdeutschen Humors, der auch dann kennzeichnend bleibt, wenn die ihnen vom Volke angedichteten Erzählungen der Kritik nicht standhalten. Das Volk, das immer einen guten Blick für die Charakteristik Höherstehender hat, handelt zwar unhistorisch, aber es dichtet nicht.

Der märkische Adel hat denn auch stets seine Stellung zum Ausdruck zu bringen gewußt, weil Herkommen, Beschäftigung und die geistige Umwelt ihm eine soziale Prägung gaben, die im Grunde auf das Wohlwollen für die seinen Interessen am nächsten stehenden Bauern gerichtet war, die ihn aber häufig in einen Gegensatz zu dem Bürger oder zu dem Landesherrn brachte. Sein Interessenkreis war nicht groß, aber in der Behauptung dieser Interessen ging er bis zum Äußersten, selbst bis zum Untergange. Der Widerstand gegen den Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg entsprang nicht zuletzt dem Empfinden des norddeutschen eckigen und selbstbewußten Märkers gegen den feingebildeten, weichen und gedankenvollen, klugen Franken, dessen weitschauende, energische, unter Umständen auch nachgiebigere Art den Einheimischen als etwas völlig Fremdes erscheinen mußte. Wie stark diese Anlage war, beweist die Tatsache, daß die im Gefolge der Hohenzollern ins Land gekommenen Geschlechter, daß selbst die in einer völlig anderen Kultur erstarkten Familien, wie die Grafen von Lynar, sich mit der Zeit ihr gänzlich einpaßten.

Auch der Bürger hat einen Teil dieser Eigenart an sich. Die Gleichheit der Gesinnung, der Arbeit und des Strebens einte zu einer Gleichartigkeit des Charakters. Indessen, die Berührung mit anderen, besonders der schon von Anfang an vorhandene Unterschied zwischen arm und reich, und dann weiter die vielfachen Differenzierungen in der Stellung, namentlich zwischen Kaufmann und Handwerker, waren doch einflußreich genug, einzelne Härten abzuschleifen. Und wo auf der anderen Seite das Selbstbewußtsein der einzelnen sich gar zu emsig gegen die Demokratisierung der Interessen sträubt, da werden Statuten und Gesetze geschaffen, um das Gegenwärtige möglichst in die weite Zukunft zu rücken. Denn der Städter ist schreiblustig; er schreibt aber nur, weil ihm dies vorteilhaft ist und nicht aus literarischem Bedürfnis. Er erkennt in der Schrift einen wichtigen Zeugen seines Handelns, denn „vorgetunge is eyn muder der errunge“, (Vergessung ist eine Mutter der Irrungen), wie es in echt volkstümlicher Klarheit des Berliner Stadtbuch am Ende des 14. Jahrhunderts äußert. „So als wy dat werk hebben von gode vnde von deme Rade“[1]) (Wir haben unser Gewerk von Gott und dem Rate), bekundeten 1531 stolz und frei die Knochenhauer (Schlächter) von Berlin in einer Urkunde.

So ist aber jeder einzelne der alten Bürger geartet; er fühlt sich im Besitze eines Bruchteils der öffentlichen Ordnung oder — je nach den Umständen! — der Gewalt; er verbindet mit einem beharrlichen Fleiß und Tatendurst ein gut Teil Selbstbewußtsein, das vielfach nicht ohne Erfolg mit dem der Junker konkurrierte. „Se wöllen junker sin,“ wird von den Gardelegener Brauern in einem alten Liede gesagt. Ihre geistigen Interessen reichen gleichfalls nicht über das Weichbild hinaus; selbst die Ratmannen, Bürgermeister, rechtskundigen Schöffen streben nicht weit über den dürren Sand ihrer Heimat hinweg, um dafür um so mehr den gesunden Blick des Mannes behalten, der das Leben kennt. Erst mit der Renaissance, die auch aus den Mauern der Städte so manchen Märker in die Fremde lockte, zog ein Geschlecht herauf, das wenigstens weiteren geistigen Aufgaben nicht ganz verschlossen gegenüberstand, das indessen wieder zur früheren An-

[1]) Berlinische Urkunden. Herausgegeben vom Verein f. d. Geschichte Berlins S. 55.

spruchslosigkeit zurückkehrte, als die Städte zu unmittelbaren Landstädten der Landesherren wurden. Für die städtische Intelligenz gab es dann nur noch ein Entwicklungsfeld, wenn sie sich vom städtischen Boden losriß und am Hofe, im Dienste der Landesherren oder im Schatten einer Universität sich entfalten konnte.

Durchgehends ist der märkische Bürger ein Mann von kräftigem, breitem Gliederbau, dessen Züge mehr kühnen Eigensinn als kluge Überlegung verraten. Auch die Frauen sind von einer herberen Weichheit als die der Geschlechter, wenn sie ihnen auch in den Fragen der geselligen Beweglichkeit und der ergebenen Duldsamkeit vielfach überlegen sind.

Der Städter bleibt mit seinen Interessen leicht innerhalb seines Weichbildes, weil sein Blick mehr nach innen, auf die von so vielen Einzelwesen seines Wohnortes geschaffene Unruhe gerichtet ist. Von der Landschaft, wie sie sich dem Landbewohner zeigt, ist er abgewendet, falls er nicht selbst landwirtschaftliche Interessen hat. Während der Bauer wohl engherzig in seinen Anschauungen ist -- sein Dorf ist seine Welt! — verliert der Städter gar zu leicht den Wirklichkeitsboden für seine Wünsche. Wie ein roter Faden zieht sich diese Verkennung der Tatsachen durch die Geschichte des märkischen Bürgertums. Wenn der märkische Chronist Angelus in den Wusterwitzschen Annalen von seinem „Vaterland Strausberg" oder der wandernde Scholar Michael Franck 1591 „von Frankfurt unserm Vaterlande" spricht, dann sind dies ganz gewiß nicht beiläufige Redensarten, sondern zielbewußte landläufige Vorstellungen der Zeit. Sie zirkeln gewissermaßen mathematisch ab, wie stark sich das städtische Weichbild aus dem bäuerlichen Gelände abhebt. Da kann es denn auch nicht ausbleiben, daß diese Verkennung der Wirklichkeit zu politischen Bewegungen emporschießt, die es den großen Hansestädten mit ihren natürlichen reichen Grundlagen nachmachen will, ohne auch, wie jene, nur im geringsten die mächtigen Hilfsquellen in der Umgebung zu haben. Der demagogische Aufruhr 1373 gegen Karl IV. unter Albert von Rathenow und Thilo von Brandenburg stützte sich ebenso auf unerfüllbare Verheißungen wie das trotzige Verschließen von Berlin-Cölln 1448 unter Bernd Ryke gegen Friedrich II., den Eisenzahn. Beide Bewegungen, denen in den nächsten Jahrhunderten noch eine Reihe kleinerer folgten, mußten scheitern, weil sie ohne jede Rücksicht auf die Lage, auf die bestehenden Interessen und auf die Zukunft eingeleitet wurden, und weil in ihnen die allgemeine Unzufriedenheit ohne klares Erkennen der Ursache sich Bahn brach.

Der Städter in der Mark war für das Volkstum nur ein Faktor, solange er eine Vielzahl repräsentierte. Sowie im 17. Jahrhundert die Bevölkerungszahl herunterging, sank auch das Bürgertum in seiner Bedeutung und Eigenart; der Städter wurde Landmann und schloß sich ihm auch in seinen Anschauungen an. Nur Berlin-Cölln, Brandenburg a. H., Frankfurt und Guben können als Siedelungen von mehr als dörflichem Charakter angesehen werden. Die stolzere Art des märkischen Bürgers liegt in der Vergangenheit, als er seine Güter bis über das deutsche Sprachgebiet hinaus verfrachtete, als er die Dörfer in seiner Umgebung seinen Interessen dienstbar gemacht hatte und mit ihnen eine wirtschaftliche Einheit bildete, und als er die waffenstarke Faust als eine wichtige Bürgschaft in die Händel der Zeit einstellen durfte. Er steht aber doch auch innerhalb des märkischen Volkstums, das nur an einer Stelle erheblich beeinflußt wurde.

Das war in Berlin, wohin seit 1699 an 18 000 Franzosen gezogen waren, von denen der größte Teil dort blieb.

Sie brachten in die schwerfälligere, trotzigere Art des Niederdeutschen vorübergehend eine Wandlung hervor, die sich besonders in dem Temperament äußerte. Doch war sie nicht nachhaltig genug, um das Volkstum in der Provinz, nicht einmal in Berlin, dauernd zu beeinflussen. Die Einwanderer haben sich auf dem Lande und in den kleinen Städten der Natur des Landes angenähert und mit den Bewohnern vermischt. Auch hier zeigt es sich, daß eine höhere Kultur, und eine solche brachten die meisten Familien mit, von der tieferen aufgesogen wird, die dadurch nur in dem Rhythmus ihrer Entwicklung gesteigert wird. Nur selten noch erinnert ein dunkles Auge, zumeist bei Frauen, und ein brünetter Typus an die Herkunft aus gallischem Blute. Man hat auch auf die Tatsache hingewiesen, daß die Namen der Emigranten vielfach auf germanische Sprachwurzeln zurückgehen, was, im Verein mit dem auffallend germanoiden Ausdruck ihrer Nachkommen den Schluß rechtfertigt, in einem großen Bruchteil dieser Einwanderer schon fränkische, also germanische Volksreste zu sehen.

Freilich kann man das, was man dem Berlinertum im allgemeinen zuspricht: schlagfertigen Witz, kluges Urteil, Mitleid und eine gewisse Schnoddrigkeit, die im wesentlichen nur eine weiche Regung verdecken soll, kaum als einen französischen Einschlag betrachten. Denn auch vor dieser Einwanderung ist der Berliner keineswegs aus anderem Holze, ja es scheint, als ob dieses Wesen auch den anderen Städtebewohnern der Mark einst eigen war und erst durch die mehr und mehr hervortretende Ackerwirtschaft der Städte verloren gegangen sei. Der Abt Tritheim, der im allgemeinen ein gutes Auge für das Volk hat, schreibt 1505 über die Berliner: „Die Einwohner sind gut, aber zu rauh und ungelehrt, sie lieben mehr die Schmausereien und den Trunk als die Wissenschaften. Selten findet man einen Mann, der die Bücher liebt, sondern aus Mangel der Erziehung und der Lebensart ziehen sie die Gesellschaften, den Müßiggang und die Pokale vor. Indessen gefällt mir ihre Frömmigkeit und Religion, in der sie andächtig und eifrig sind. Sie gehen fleißig in die Kirche, feiern die Feste der Heiligen mit Ehrfurcht; sie halten die Fasten strenge und sind in der Religion um so viel eifriger, da bekannt ist, daß sie unter allen Völkern die letzten gewesen, die den christlichen Glauben angenommen haben. Die Ausschweifung im Trinken wird von ihnen nicht für ein Laster gehalten, doch gibt es auch viele, die sich dessen enthalten, und die Einzöglinge aus Franken und Schwaben, wie ich oft bemerkt habe, sind mehr dem Soffe ergeben als die Landeseinwohner." Dieses Urteil des berühmten Humanisten trifft auch auf die Märker zu; für den Berliner ist es schmeichelhaft, aber nicht ganz vollständig. Auch Tritheim hätte, wenn er sich mehr unter das Volk gemischt hätte, etwas von dem Berliner Witz erfahren können. Ob es sich mit der Frömmigkeit wirklich so verhält, wie Tritheim schildert, ist mindestens zu bezweifeln. Die Berliner sind an und für sich keine Gotteslästerer; aber der weitaus größte Teil von ihnen bringt seine Rechnung mit dem Himmel doch gern erst ernsthaft ins Reine, wenn es absolut nötig ist. Dagegen ist der Berliner ein Mann der Ordnung, der Observanz, der seine Kirchen- und Gottesverpflichtungen mit demselben Eifer, mit derselben Pünktlichkeit erledigt, mit der er abends in die Zunftstube eilt, wie es mit herzerfrischender Deutlichkeit 1641 der Kanzler Hans Georg von dem Borne in seiner Consultatio

politico-theologica schildert.[1]) Daß er, wenn ihm die Galle überläuft, auch als Christ recht unangenehm werden kann, bezeugt sattsam der kurze Prozeß, den er mit dem ihn schmähenden Propst von Bernau machte, den die Berliner ohne viel Federlesens 1325 erschlugen und verbrannten. Und wenn nicht andere, politische Verhältnisse sie bewogen hätten, ihren Frieden mit dem Pontifex nach zehnjähriger Acht zu suchen, würde sie vielleicht noch lange auf Berlin geruht haben.

Daß der leichte, heitere Sinn der Berliner auch in bösen Zeiten nicht ganz verschwand, bezeugt ein Erlaß Georg Wilhelms in den trüben Tagen 1623, nach dem „bey den traurigen Zeitläuften Commödien und Gaukelspiele aufhören, auch daß, wie geschehen wäre, keine Musik noch Trommeln oder anderes üppiges Geräusch, auf denen Gassen gehört werden sollte". Und noch deutlicher sagt er, „das sich keiner vf den gassen, mit musikalischen Instrumenten, wie sie auch beschaffen, hören lassen solle, am wenigsten frembden gaucklern nachgebet, mit trommeln vndt Trommeten vf den gassen herum zu lauffen vndt dadurch viele murrens vndt knurrens vnther den Handwerksburschen zu verursachen".[2]) Es ist das derselbe leichte Sinn, der im Cholerajahr 1830 lustige Musensöhne veranlaßte, die beiden Mohren in der Beerenstraße als Cholerakranke auszustaffieren. Erst als im letzten Jahrzehnt des Dreißigjährigen Krieges sich eine entsetzliche Not bleischwer über Berlin gelagert hatte, als die furchtbare Pest 1637 bis 1639 Angst und Tod in alle Häuser trug, erstarb dieser Übermut vor dem schneidendsten aller Humoristen — vor dem Tod.

Es war eine bittere Zeit. Nur sie allein muß man verantwortlich machen für die Roheit, Gefühllosigkeit, Gleichgültigkeit und den wüsten Hang nach den oberflächlichsten Genüssen. Ein Taumel hatte die Bevölkerung Berlins erfaßt, der nur das Jetzt, die verrinnende Stunde sah, nicht mehr den nächsten Tag, der neues Verderben bringen konnte. In diesen Tagen ist offenbar der schneidende Berliner Witz geboren, der um so schärfer und ätzender sich entfalten mußte, als er in den Jahren des Pietismus künstlich zurückgehalten wurde. Französischer Geist hat ihn wohl behender und leichtfüßiger gemacht, der allgemeine niederdeutsche Humor auch inhaltlich vertieft, der Kontakt der Massen, die schon unter dem Großen Kurfürsten Berlin zur bevölkertsten Stadt der Monarchie machten, hat ihm aber seine spezifische Note gegeben. Es ist also mit Recht ein Ergebnis der Bevölkerungsmischung, die in Berlin im Laufe der letzten Jahrhunderte

---

[1]) „In den Städten hat man es für einen großen Gottesdienst gehalten und hält es noch dafür, wenn man an den Sonn- und Festtagen sich stattlich aufgeputzet und, der Gewohnheit nach, zweimals oder noch öfter ohne einige Andacht in die Kirche 'gangen ist. Nach geendigter Predigt hat man alsbald angefangen, alle Sünden, welche man auf den Werktag nicht hat thun mögen, mit freudigem Muthe zu verüben. Da hat es müssen gefressen, gesoffen, gespielet, banquetiret und buliret sein; da hat man alle Gasthöfe, Schänken, Wein- und Bierkeller voller Gesellschaft gesehen, die sich toll und voll gesoffen und bis in die Nacht geschwärmet, sich auch mit Trommeln, Pfeifen, Geigen u. s. w. aufwarten lassen."

Das ist dieselbe Art, die einen Bürger von Berlin, Hildebrandt Schilling, mehr als zwei Jahrhunderte vorher an Dietrich von Quitzow in grimmem Hohne schreiben ließ, er wollte ihm die Henkerei und Schinderei von Luckau zu verschaffen suchen, damit er doch endlich seine Schulden bezahlen könne (Bär XI, S. 598).

[2]) Bär VIII, S. 470.

stattgefunden, und die die scherzhafte Grundanlage vom gemütvollen Humor bis zur satirischen Groteske gesteigert hat. Die Berliner, die 1790 aus Übermut Anschlagszettel abrissen, waren sich dieser Ungezogenheit ebensowenig bewußt, wie der Berliner Satiriker 1835 der Wirkung seines Humors, als er in einem Augenblick der gefährlichsten politischen Spannung die Menschenmassen erschütterte durch das Plakat „Wegen plötzlichen Unwohlseins des Herrn Fritze Schulze, Schusterjungen, kann heute die große Berliner Revolution nicht stattfinden."

Der Berliner Witz, so volkslaut er sich auch bisweilen gebärdet, ist im Grunde nicht bösartig. Der Zynismus hat in ihm keinen Raum gefunden, der ist erst als Wildpflanze aus den sozialen Abfällen einer unklaren Weltverbesserung herausgewachsen; er hat in Berlin eine Stätte, aber er ist nicht berlinisch. Wie eine Peitsche läßt der Berliner seinen Witz heruntersausen, aber er schlägt nicht; er knallt nur. Man versteht den Berliner am besten in seinen selbstgeschaffenen Typen. Wie jede werdende Großstadt hat auch Berlin seine ständigen Figuren, deren Wurzeln in dem Volkstum stecken. In seiner gutmütigen, vielleicht auch ein wenig bissigen Ironie hat sie der Berliner selbst als „Schusterjungen" und „Eckensteher" gekennzeichnet, obwohl sie bekanntermeise erst aus der Posse ins Volk gedrungen sind. Aber als Extrakt des Volksgeistes sind beide respektablen Persönlichkeiten, die die Eigenart der Großstadtbevölkerung in Pfiffigkeit und Vorwitz, ehrlicher Gutmütigkeit und frecher Schnoddrigkeit zum Ausdruck bringen. Nur der „Droschkenkutscher" hat ihnen durch seine langsame Bedächtigkeit eine neue Farbe beigemischt, während der „Budiker" eben erst die Anfänge einer charakteristischen Volksfigur zeigt.

Auf einer höheren geistigen Warte, aber doch nicht minder charakteristisch für das Berlinertum, steht der „gelehrte Buchhändler" Friedrich Nikolai (1733—1811). Er ist so recht der Typus des klugen, im Bann einer eigentlich recht kleinen Umwelt stehenden Berliners. Gelehrt, witzig, scharfen Blickes die Schwächen des Gegners erspähend, geht ihm schließlich doch das ruhige Urteil über seine Gegner und ihr Tun ab. Ehrlich in allem, auch gegen sich selbst, erhält sein Urteil schließlich eine Einseitigkeit, die er selbst nicht merkt, die er aber mit pointierter Eigensinnigkeit als das allein Richtige nicht nur für sich, sondern auch für die anderen erzwingen will. Und wie der alte Nikolai einst immer mehr Gegner fand, so ist der Typus, der auch heute noch nicht ausgestorben ist, nicht allzu beliebt in der Welt. Man darf nicht vergessen, daß die Gutmütigkeit des Trägers, verbunden mit einer Portion Wichtigtuerei, beigetragen hat, den Ruf des Berliner Witzes in die weiteste Welt hinauszutragen. Man verkennt dabei die solide Grundlage, die auf das Nächstgelegene gerichtet ist und mit der Nüchternheit des Urteils doch auch eine weitgehende Schonungslosigkeit gegen sich selbst verbindet. Der Spottvers:

„Berliner Kind,
Spandauer Wind,
Charlottenburger Pferd
Sind alle nichts wert",

der übrigens nur die mechanische Umbildung eines älteren süddeutschen Verses ist,[1]) hat

[1]) Schon 1666 heißt es hier: „Speyer Wind,
Heidelberger Kind,
Hessen Blut
Tut selten gut" (Bär V, S. 31).

nur eine beschränkte Berechtigung. Der Berliner ist im Grunde seines Wesens konservativ, der aber gern bereit ist, diese klare Erkenntnis durch einen Witz oder durch eine überspannte Bemerkung hinwegzuleugnen. Er ist konservativ, weil er nicht gern neue, unbekannte Verhältnisse plötzlich haben will. „Weil das noch nicht gewesen ist," dieser auch orthographisch schiefe Ausspruch des Schulzen Tübbecke von Stralau, mit dem er 1836 den Eingriff eines Beamten ablehnte, ist charakteristisch. Erst dann, wenn das Neue alte Formen angenommen hat, was in der Großstadt ja sehr schnell geht, erst dann befreundet er sich damit und verteidigt dieses Neue mit derselben Hartnäckigkeit, mit der er es vordem abgelehnt hat. Ja, er findet es unbequem, wenn er daran erinnert wird. Eine ganze Reihe von Redensarten zeugen davon, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in der Form wechseln, im Sinne aber unverändert bleiben.[1])

Seit den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts hat sich auch in dem Berlinertum vieles verändert. Der eigentliche geschichtliche Typus stirbt aus. Wir sehen aber schon jetzt, daß aus dem brodelnden Volksgemisch ein Großstädter hervorgeht, bei dem die alte Berliner Eigenart zum Teil wieder zum Durchbruch kommt, wenn ihm auch minder gute Eigenheiten anhaften.

Von den Eigentümlichkeiten des Märkers hat der Landmann am wenigsten aufgegeben; aber er hat sie auch nur unvollkommen entwickeln können. Die gemeinsame Abstammung der deutschen Kolonisten konnte nicht verhüten, daß die bäuerliche hinter der städtischen Bevölkerung zurückblieb. Die gleichen Interessen, die überdies durch die politischen Unruhen gestört wurden, verloren sich noch mehr durch soziale Verschiebungen. Dem Bauern, dem oft genug selbst der Besuch des städtischen Marktes erschwert wurde, ist dadurch etwas Eckiges, Rückständiges, Unfreies anhaften geblieben, das er auch nicht, wie sein süddeutscher Genosse, an Festestagen und in jubelndem Übermut zeitweise überwinden konnte. Das Unterbinden der persönlichen Bewegungsfreiheit, das über drei Jahrhunderte die bäuerlichen Schwingen lähmte, wandelte den stammesartlichen Grundcharakter in eine Reihe sozialer Abschattierungen um, mit all den Schwächen, die in dem Niedergange eines Berufsstandes vorhanden sind. Wie eine granitne Unbewegtheit lagert es sich in dieser langen Zeit auf dem Landvolke; nur blitzartig durchleuchtete von Zeit zu Zeit eine rohe Gewalttat das Dunkel, die vom einzelnen ausging, von der Gesamtheit in ihren Folgen zu tragen war. Das tritt besonders nach dem Dreißigjährigen Kriege zutage, als Tausende von verwilderten Existenzen durch das Land streiften, eine Landplage gefährlichster Art gleichend, die aber doch nur bei einzelnen Individuen Schaden stiftete, weil die natürliche Trägheit der Masse selbst den Angriffen verlockender Wildheit standhielt. Der märkische Bauer zog alles, was von außen an ihn kam, in sich hinein, indessen konnte er sich niemals so recht über den Stoff erheben. Er bildete eine Summe trägster Gelassenheit, die sich nicht auf ein Bauernproletariat beschränkte, sondern in ihrem Niedergange auch andere Stände ergriff, mit dem Umstande freilich, daß hier noch Kräfte vorhanden waren, die nach einem äußerlichen Gegengewicht — und wenn es auch nur Prunk war —

[1]) Man beachte dabei die Übertreibung, die schließlich bis ins Lächerliche geht. Z. B. die ursprüngliche Redensart „Sie haben ja so recht", die später in „Sie haben ja so richtig" und schließlich in das unsinnige „Sie haben ja so reine Manschetten" übergeht.

drängten. Und dieses war derselbe Bauer, dessen Vorfahren einst hoffnungsfreudig in die Mark gezogen waren!

Manches von seiner mannhaften Unbeschränktheit hat der märkische Bauer im Laufe der Zeit verloren, geblieben waren ihm der eiserne Fleiß, der auf die Bearbeitung der heimatlichen Scholle gerichtet war, und der stille Ernst, mit dem er alle Stadien seines Lebens im Gleichgewicht erhielt. „Diese werten stillen Männer, die oft ein viel trotzigeres Gesicht machten als die Meeranwohner, mit finsteren Augen guckten wie der Wolf aus der Sandgrube," wie sie nicht unzutreffend der Minister von Stein einmal beurteilte, sind aber dieselben Männer, die in der Stunde der Gefahr entschlossen zur Tat schreiten, wenn es sich um die Heimat und um das Fürstenhaus handelte, das trotz aller entgegenstehenden Hindernisse sein Los zu erleichtern bestrebt war. Der Ausspruch jener westhavelländischen Bauern: „Wir sind Bauern von geringem Gut und dienen unserem gnädigsten Kurfürsten mit unserem Blut," ist keineswegs die Anerkennung einer entwicklungslosen Geschichte, sondern der sprachliche Ausdruck für das Verständnis seiner Lage und seiner Empfindungen für das Herrschergeschlecht. Von den alten Freiheiten war vieles verloren gegangen, innerhalb seines Dorfes waltete der ehemalige Bauerngeist ungebrochen, der zunächst in das bäuerliche Wirtschaftsleben eingriff und dieses als eine Einheit auffaßte, der aber auch einer Verbindung mit anderen Ständen sich nicht verschloß, soweit diese nicht in sein eigenstes Erwerbsgebiet eingriffen. Dann aber entstand die feindselige Gesinnung gegen die Stadt, insbesondere auch gegen die Grundherren, die um so gefährlicher wurde, als sie nicht offen hervortrat und sich häufig einer unterwürfigen Maske bediente.

Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, die Erkenntnis eines gemeinsamen Druckes von seiten der Bürger und der Grundherren einte die Bauern in Kleidung, Gewohnheit, Denkungsweise, Gebaren, selbst im Gesichtsausdruck und gab ihm jenen Stil, den bereits Hans Sachs in seinen Dichtungen, Albrecht Dürer und andere Zeitgenossen im Bilde hervortreten ließen. Wenn die Reformation unter den Bauern blitzgleich zündete, wie der Funke den trockenen Zunder, dann war die Empfänglichkeit dafür schon lange Zeit vorher herangereift, im Guten wie im Bösen. Als der Schweizer Servetius, der sein vielleicht allzu lebhaft geäußertes Beobachtungsbedürfnis 1553 in Genf mit dem Leben bezahlte, es in schlecht verhülltem Unmut aussprach, daß der ganze Norden Deutschlands Fresser und Säufer erzeugte, hatte er wohl einzelne Dörfer im Auge, aber er suchte nicht und fand nicht die Ursache dieser Verrohung, obwohl er die Jämmerlichkeit des bäuerlichen Lebens, die Abhängigkeit von den starren Fesseln der Gutsuntertänigkeit etwas übertrieben malte. Die dem Stande innewohnende Tüchtigkeit hat er nicht bemerkt, wenigstens nicht ausgesprochen. Es ging ihm wie vielen, die eine Erscheinung allzu subjektiv betrachten. Es lag dem Beobachter fern, etwas weiter in die Tiefe zu dringen; selbst Pastoren konnten nur schwer über die Schwelle dieser Voreingenommenheit hinweg, oder sie schachteln ihre — fast widerwillig gegebene — Anerkennung in allerlei Bedenklichkeiten ein, wie 1776 der Prediger Meißner dem Bürgermeister Büsching gegenüber: „Ich weiß, daß mit bloßen Worten, liebreichen und gründlichen Vorstellungen und ohne Zwang nichts bei ihnen auszurichten ist. Sie sind von wendischer Abkunft (!?), eigensinnig, widerspenstig, argwöhnisch, haften an Vorurteilen

und hassen alles, was sie für Neuerungen ansehen," äußert er sich und spricht dabei gelassen ein Urteil über die Entwicklung des Bauern aus, die ganz Deutschland, auch dem priesterlichen Stande gemeinsam war. Um wieviel klarer und richtiger war dagegen das Urteil Merians ein Jahrhundert früher, als er es aussprach, daß „die Märcker seynd gemeiniglich gutthätig und dienstbaftig, sonst aber thumbkühn".

Wenn man dem thumbkühn die ältere Bedeutung des Vertrauensvollen unterlegt, dann trifft das Urteil auch heute noch zu. Auch Ernst Moritz Arndt, der den Brandenburgern Ernst und Geschlossenheit zuspricht, bestätigt das. Es ist eben auch bei dem Bauern die Entwicklung aus der gemeinsamen niederdeutschen Herkunft noch nicht verblaßt, obwohl ihm der wendische Einschlag einen weichen Zug und sein soziales Empfinden ihm ein häufig unberechtigtes Mißtrauen gegen städtische Art eingeflößt haben. Manchmal nimmt dieses Mißtrauen groteske Formen an, wie in dem Verbot des Rauchens auf offener Dorfstraße, das vor wenigen Jahrzehnten in einem neumärkischen Dorfe erfolgte. Aus diesem Solidaritätsgefühl heraus umgab sich der Bauer auch leicht mit Schranken, die ihn von anderen Ständen trennten, zugleich aber selbst beengten. Die Dorfordnungen sind solche Schranken, die nach dem Dreißigjährigen Kriege fast wie Erinnerungen einer vielhundertjährigen Vergangenheit anmuten, und die er doch nicht preisgab, weil sie ihm die Vorstellung einer kommunalen Geschlossenheit vorgaukelten. Ja, es kam wohl vor, daß solche Ordnung mit Hilfe und vorwiegend zugunsten der Grundherrschaft zustande kam und doch von den meist beteiligten Bauern als ihr Schutz aufgenommen wurde.

Innerhalb der Schichtungen unseres Märkertums, deren eine die stammesartlichen Grundlagen, deren andere die ständischen Bewegungen bildeten, laufen andere von nicht ganz so unterscheidender Bedeutung, aber doch von zeitlichem oder örtlichem Einflusse. An den Grenzen kommen Auflösungen und Durchsetzungen des Volkstums vor. Es sind das Wellenschläge, die bald vordringen, bald zurückfluten und jedem Grenzgebiete den Zug des Unfertigen, Unentschiedenen geben. Für das Märkertum ist nur die Westgrenze weniger verändernd, weil hier zu beiden Seiten ein gleiches Volkstum seit Jahrhunderten gelagert ist, das zudem bis 1817 auch politisch noch nicht getrennt war. Im Norden und Süden aber decken sich nicht Stammes- und politische Grenzen. Hier nehmen bald niederdeutsch-mecklenburgische und fränkisch-thüringische Einflüsse bis tief in das märkische Land hinein Besitz, bald dringt die zähe märkische Art in das schwach besiedelte Mecklenburg und in die bewegliche Bevölkerung Sachsens vor. Im Osten aber flutet das märkische Volkstum mit breiten Massen in die Nachbargebiete über, während von der slawischen Bevölkerung nur vereinzelte Individuen aufgenommen wurden.

Eine andere, früher wenigstens nicht unbedeutende Durchsetzung der märkischen Bevölkerung mit fremden Volksbestandteilen fand statt durch die häufigen Wanderungen fahrenden Volkes. Man wird das nicht gering anschlagen dürfen, obwohl ziffernmäßige Belege darüber kaum zu erhalten sein werden. Aber die Provinz ist ein Durchgangsland, das seine Straßen nicht nur Gütern, sondern auch den Menschen öffnete. Über die Bettlerplage liegen bereits seit Anfang des 15. Jahrhunderts Klagen vor. Die Reformation aber gab vielen abenteuerlichen Existenzen Veranlassung, als sogenannte ver-

folgte Protestanten das Mitleid der märkischen Glaubensgenossen auszubeuten. In den Dörfern des Osthavellandes trieb sich im Anfange des 18. Jahrhunderts ein angeblicher Markgraf Sera herum, der die Gemeinden (nach Ausweis der Kirchenbücher) brandschatzte. Ein anderer Gauner gab sich in Berlin für einen italienischen Grafen aus, trat zur reformierten Kirche über, wurde aber für seine unvorsichtigen Reden 1698 eingesperrt. Ein Jahr darauf wurde sogar ein Prediger hingerichtet, der drei Weiber genommen, falsches Geld geprägt und andere recht unchristliche Sünden auf dem Kerbholz hatte. Manche von diesen Vaganten[1]) sind wohl auch im Lande hängen geblieben und mit der Zeit ganz nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft geworden. Jedenfalls darf dieser Bevölkerungskoeffizient, der nicht nur nach Berlin strebte, für die Eigenart des Märkers nicht übersehen werden.

Man wird dadurch natürlich nicht auf den Gedanken kommen, daß sich das Volkstum selbst wesentlich geändert habe; dagegen spricht schon die Festigkeit der Überlieferung, die in den sprachlichen und mythologischen Resten zurückgeblieben ist.[2]) Ganz im Gegenteil; es sind Beispiele vorhanden, daß die Seßhaftigkeit der Bevölkerung in der Provinz eine äußerst starke war. Eine Verschiebung der Bevölkerung hat in den letzten drei Jahrhunderten vor 1850 nur in einem sehr geringen Maße stattgefunden. Dagegen sind auch die Zuströmungen aus den alten Heimatländern der ersten Kolonisationszeit häufig belegt, wenn auch die näheren Bezüge nicht immer klar sind.[3]) Wo allerdings, wie im Spreewalde, eine deutsche Bevölkerung innerhalb einer andersvölkischen festgesetzt wurde, da ging sie ihrem ganzen Wesen nach auf in der stärkeren. Auch darin weicht die Provinz nicht ab von den allgemeinen Gesetzen der Menschheitsentwicklung.

---

# Die Siedelungen.

## Die Lage.

Die Provinz Brandenburg ist, wie schon Prof. Ed. Zache in Band I ausgeführt hat, vorzugsweise ein Schollenland, das durch das Einsinken großer und zusammenhängender Gebiete in eine Anzahl umfangreicher Horste aufgeteilt ist. Die zumeist steilen Ränder werden von einer großen Zahl Bäche durchschluchtet, die in die breiten Stromtäler

---

[1]) Siehe Bär 1886, XII, S. 422. Von dem gewaltigen Strom von Vaganten erhält man ungefähr eine Vorstellung in den Bekenntnissen von Straßenplackern, die 1457—1513 allein in Görlitz protokolliert und 1909 von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften unter dem Titel „Acheldemach“ herausgegeben wurden.

[2]) Vgl. v. Schulenburg, Landeskunde Bd. III, S. 165 und die dazu gehörige Karte. Über die Fähigkeit sprachlicher Überlieferung und die Gesetze allmählichen Beeinflusses gibt Mackel in seiner Arbeit „Die Mundart der Prignitz“, Jahrb. d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforschung 1905, S. 65—164 Beweise.

[3]) In Herzsprung (Ostprignitz) findet sich z. B. die Aufzeichnung, daß nach dem Dreißigjährigen Kriege 1656 Peter Claas zugewandert sei, der wohl sicher aus Holstein oder Friesland stammte.

abfließen. Dadurch wurde die älteste Besiedelung vorzugsweise auf den Mergelboden der Horste hingewiesen, auf denen die Wohnstätten häufig an den vor Wind und Wetter geschützten Abhängen angelegt waren. (Buch, Niemitzsch bei Guben.) Doch nicht ausschließlich. Überall, wo der feste Lößboden nicht von einem zusammenhängenden Walde besetzt war, finden sich Reste alter und vorgeschichtlicher Ansiedlungen; überall, wo sich die Horste einige Meter über den Sumpfboden der Niederungen erhoben, faßte die älteste Kulturbevölkerung Platz, um der Waldnatur des Landes erfolgreich zu begegnen. Und sie konnte es, denn schon waren Getreide wie Weizen, Gerste und Spelt ein wichtiger Faktor auch für die Siedelung; sie war darin der älteren Besiedelung weit überlegen, von der wir flüchtige Spuren auf den Sandschellen und kleinen Horsten der Sumpfgebiete finden. Diese Bevölkerung, deren Beziehungen zu der nordischen Küchenabfall-Kultur Kjökkenmöddinger) nicht zu verkennen sind, hat offenbar nur in geringer Anzahl und als Jäger die weiten Brücher durchzogen. Sie hatte kein Verlangen und keine Mittel, die fruchtbaren Hochländer für den Ackerbau und die Viehzucht zu erobern. Das war erst den Trägern der nordischen Bronzekultur möglich, deren siedelungstechnisches Geschick nicht nur in Bauten wie dem Königsgrab von Seddin, der gewaltigen Herrscherburg auf der Römerschanze bei Potsdam und der stattlichen Dorfanlage bei Buch dauernde Denkmale hinterlassen hat, sondern deren weitergehende, auf staatlichen Verbänden beruhende Politik schon zu größeren Kultorten, wie auf dem Harlungerberg bei Brandenburg, dem Schloßberg bei Burg i. Sprw., und zu klug ersonnenen Burgwällen schritt. Ja, vielleicht setzt mit dieser Kultur zuerst eine umfangreiche Melioration der Sumpfgebiete ein, wenn wir die vielfach erhaltenen Deiche und Wälle (Föhrde bei Brandenburg, Wandlitz, Zootzen usw.) auf diese Zeit zurückführen dürfen.

Ganz anders verhalten sich die Siedelungen der wendischen Zeit zu dem Gelände. Man braucht nicht ohne weiteres anzunehmen, daß der Slawe ein Sumpfbewohner war; mindestens aber war er nicht der zielbewußte Ackerbauer wie sein Vorgänger; auch wird er kaum imstande gewesen sein, die in der Kultur befindlichen Gebiete zahlreich zu besetzen. Nur die Wehranlagen, soweit sie offenbar in sein System paßten, nahm er in Beschlag und errichtete in den Sumpfgebieten neue und ähnliche Anlagen. Seine Siedelungen aber legte der Wende unmittelbar an oder in der Nähe der zahlreichen Gewässer an, offenbar in der Absicht, diese natürlichen Verkehrswege, die sich zugleich gut sperren ließen, nicht aus der Hand zu lassen. Er hatte dabei den Vorteil, auch einheitliche Landgebiete einzuschließen, die für seine kleinstaatliche Politik die Grundlage boten. Freilich, auszunutzen verstand er diese Eigenart der Siedelungen nicht. Kein einziger der vielen, auf wendischem Ursprung stehenden Orte ist ohne die zielbewußte deutsche Energie groß geworden. Ohne diese würden selbst wendische Großsiedelungen wie Brandenburg, Cöpenick, Havelberg u. a. unansehnliche Dörfer geblieben sein, wie die meisten der wendischen Ortsanlagen.

Als die deutschen Kolonisten das Land besetzten, gingen sie in der Wahl ihrer Siedelungen rein praktisch vor, ohne Rücksicht auf Neigung oder bestehende Anlagen. Das System der Besiedelung bestand in der Anlage von Ackerbauorten, von Handelsmittelpunkten und von Burgen. Bei den ersteren war es selbstverständlich, die fetten Mergelböden der alten Horste, die bereits von den Bronzezeit-

menschen besetzt, wohl aber vielfach wieder vom Walde zurückerobert waren, von neuem der Kultur zu unterwerfen. Bei den Handelsmittelpunkten wird man die kleineren, die in der ersten Zeit auch als Verteidigungsstützpunkte dienen sollten und ungefähr in einer mittleren Entfernung von etwa 20 km häufig unter Benutzung einer älteren Siedelung angelegt waren, zu unterscheiden haben von den größeren, die lediglich von Verkehrsrücksichten bestimmt wurden. Man kann deutlich erkennen, mit welcher souveränen Planmäßigkeit hierbei zuerst in Brandenburg die Bedeutung der breiten Ströme als Verkehrsadern ausgenutzt wurde. Havelberg, Berlin-Cölln, Frankfurt, Cottbus, Guben, Crossen, Wriezen, Brandenburg u. a. haben durch ihre spätere Entwicklung bewiesen, daß ihre erste Anlage ein sicheres Ziel hatte, und daß das breite Stromband immer eine gute Zukunft verhieß. Es sprachen für die Ortsanlage im besonderen die Lageverhältnisse mit. Berlin-Cölln als Sumpfstadt ist örtlich ebenso vorteilhaft angelegt wie das am hohen Westufer des Oderstromes gelagerte Frankfurt.

Lediglich von örtlichen Umständen abhängig waren die Burgen und Schlösser. Wiesenburg, die Uchtenhagenburg bei Freienwalde, Grimnitz u. a. liegen hoch auf dem Berge. Belzig, Friesack, Goltzow u. a. sind mit Benutzung einer alluvialen Aufschüttung mitten im Sumpfe erstanden. Freilich hat auch hier der Verkehr sein entscheidendes Wort gesprochen. Die Höhenburgen ragen heute zumeist als Ruinen auf, oder sind Landschlösser geworden; um die Sumpfburgen haben sich vielfach Städte angegliedert.

## Die Flur.

Als die deutschen Kolonisten im 12. und 13. Jahrhundert das östliche Deutschland wieder besiedelten, haben sie das Land bei der Anlage von Dörfern zum größten Teil nach ihrer gewohnten und praktischen Weise aufgeteilt. Sie fanden zweifellos auch einzelne Gebiete durch die Hand des slawischen Vorbewohners in eine gewisse Kultur gebracht, aber diese dürfte kaum bis zu einer systematischen Aufteilung der Flur gediehen sein. Mindestens ist es sehr fraglich, ob die segmentartige Flurauftteilung, die wir in dem höher kultivierten wendischen Schlesien stellenweise finden, auch bei uns jemals zur Anwendung gekommen ist. Viel näher und begründeter liegt die Annahme, daß die slawischen Bewohner das Land blockartig aufgeteilt haben, wie es sich in der Umgebung von Dresden und Meißen und in etwas verwischten Spuren auch in der Altmark

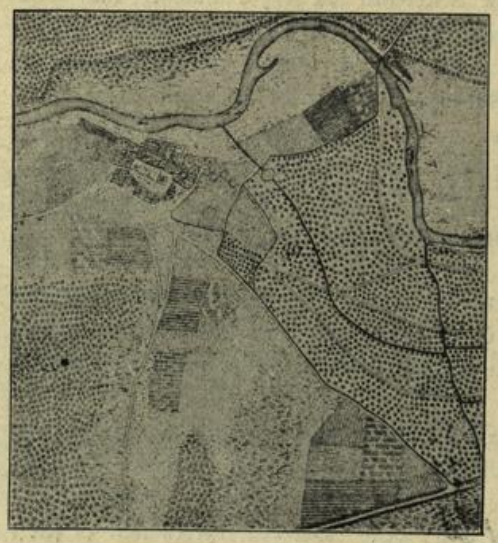


Abb. 1. Dorfflur von Lietzow (Charlottenburg).

findet. Auch die alte Feldmark von Lietzow, dem heutigen Charlottenburg, scheint anzudeuten, daß vor der Anlage der Wege, die zum Teil über die Gewanne führen, eine blockartige Aufteilung vorhanden war. Die Lage der Gewanne (Abb. 1) ist 1685 wenigstens so abweichend von dem üblichen Schema, daß man dafür nur die blockartige ältere Einteilung der von Wald und Wasser umflossenen Flur haftbar machen kann. Diese

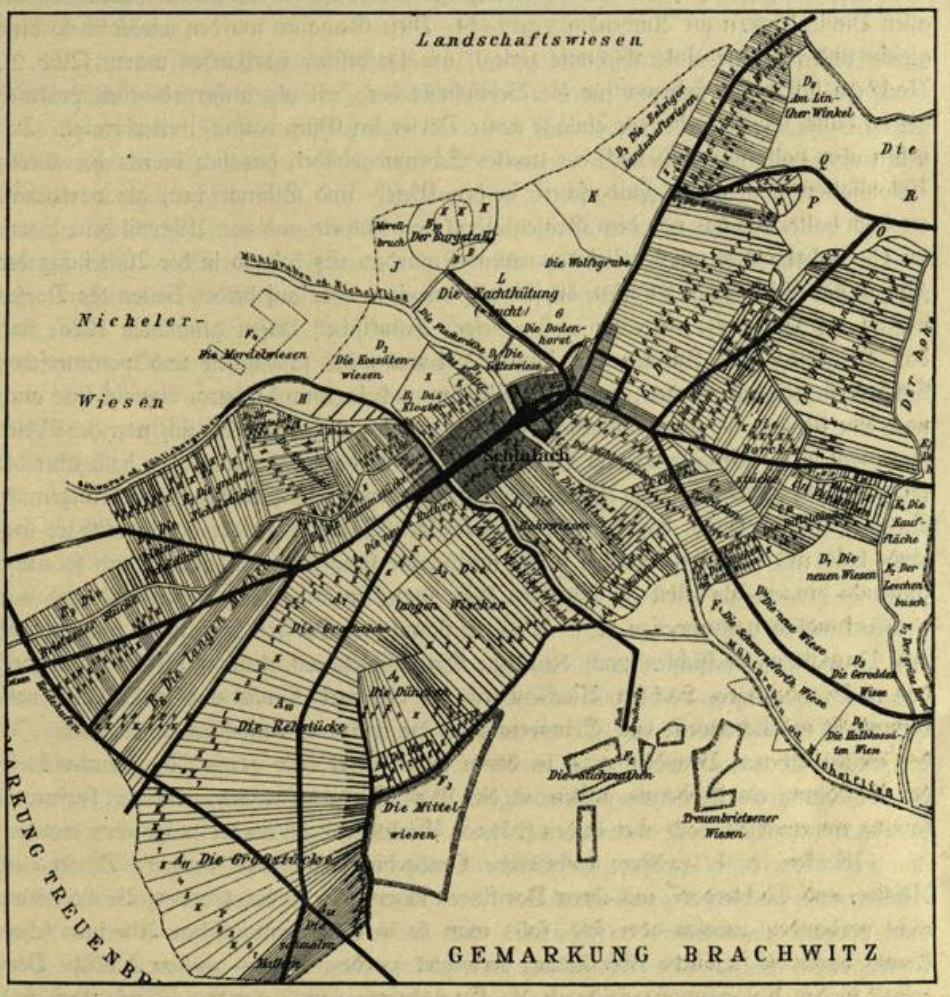



Abb. 2. Flurkarte von Schlalach. (Nach Kehrl: Das Dorf Schlalach.)

Einteilung ist vermutlich von dem nur oberflächlich arbeitenden slawischen Hakenpfluge (s. Abb. S. 307 Bd. II) herzuleiten, der den Boden nur dürftig auflockerte und aus diesem Grunde ein möglichst quadratisches Feld und, wenn angängig, auch die Lage des Gehöftes auf dem Felde selbst vorteilhaft erscheinen ließ. Viel Erinnerungen an diese Einteilung des Feldes finden sich allerdings nicht, weil die Feldflur später nach deutschen Grundsätzen vermessen wurde, die für eine Landesverwaltung besser war

als die slawische. Aber auch bei den günstigsten Voraussetzungen werden wir den slawischen Feldbau nur für unentwickelt halten können; nur dadurch wird das radikale Vorgehen der deutschen Landesvermessung im 12. und 13. Jahrhundert verständlich.

Die deutsche Technik hatte sich im Westen aus uralten Anfängen durchgesetzt, und die Gewanneinteilung, bei der die Flur in verschiedene, meist in drei, aber auch in zwei, vier oder mehr Abschnitte, Gewanne, Zelgen, Flagen oder Breiten aufgeteilt wurde, fast bei allen Binnendörfern zur Anwendung gebracht. Diese Gewanne wurden wieder in so viele gleiche und parallele Unterabschnitte zerlegt, wie Hofbesitzer vorhanden waren (Abb. 2). Nachdem sich dieses Schema für die Bedürfnisse der Zeit als außerordentlich praktisch gezeigt hatte, wurde es bei der Anlage neuer Dörfer im Osten einfach weiterbenutzt. Daneben aber hatte sich auch noch ein zweites Schema gebildet, das sich bereits bei älteren Kolonisationen, u. a. im Fuldaischen, in den Weser- und Elbmarschen, als vorteilhaft erwiesen hatte, und das von dem Grafen Adolf von Holstein und von Albrecht dem Bären im 13. Jahrhundert mit Vorliebe angewendet wurde. Es bestand in der Aufteilung der Flur in parallel liegende Streifen, die sich auf der einen oder auf beiden Seiten des Dorfes bis an die Flurgrenze erstreckten. In dieser, „fränkische" Hufen genannten Weise sind das Erzgebirge, die Sudeten mit ihren Vorbergen, die schlesischen und pommerschen Landrücken besiedelt worden; vereinzelte Strecken auch in Brandenburg, obwohl hier auch noch eine kleinere, die sogenannte flämische Hufe in Betracht kam, die sich von der Weser aus zuerst in der Umgebung von Schulpforta verbreitet hat, die dann aber bald über die Prignitz, den Fläming nach Mittelschlesien, Pommern und Preußen vorgedrungen ist. Es liegt auf der Hand, daß bei einer so intensiven Tätigkeit, in der das fruchtbare Gelände bald mit deutschen Dörfern besetzt wurde, die slawischen Feldmarken um so mehr zugrunde gingen, als selbst die flämische Hufe später wieder völlig verschwand und nur noch urkundlich nachzuweisen ist.[1]) Was an slawischen Dörfern vorhanden war, wurde aus Verwaltungsrücksichten nach deutschen Grundsätzen aufgeteilt; nur das Runddorf, das in Brandenburg, Sachsen, Mecklenburg, der Altmark, Lausitz und in Böhmen vorkommt, ist möglicherweise eine Erinnerung an die früheren wendischen Bewohner. In den weiten Ebenen Brandenburgs, in denen keine Hügel oder große Niveauunterschiede der Besiedlung ein Hindernis stellten, ist die ältere Gewanneinteilung mit der Hufenverfassung eingewurzelt, doch aber in den späteren Umänderungen wieder aufgegeben worden.

Marken, d. h. größere einheitliche Landgebiete, in denen mehrere Dörfer, oft Mutter- und Tochterdorf, mit ihren Dorffluren lagen, sind in der Provinz Brandenburg nicht vorhanden gewesen oder sind, falls man sie in dem germanischen Altertum schon kannte, durch die slawische Überflutung vernichtet worden. Jedes größere deutsche Dorf erhielt in der Kolonisationszeit durch die Grundherren seine besondere Mark; doch sind die näheren Umstände dieser Aufteilung nicht bekannt, weil sich in der Provinz keine einzige Lokationsurkunde erhalten hat. Den Kolonisten wurden 30 bis 40, bisweilen auch 50 bis 60 Hufen[2]) zugewiesen; es richtete sich die Anzahl nach der Zahl

[1]) Als seltene Ausnahme wird die westfälische „hufe up der veltmark tor Kyritz" einmal erwähnt (Geh. Staats-Archiv 78, 14 fol. 111).

[2]) Siehe Wohlbrück, Lebus I, S. 402—405. Kehrl: Das Dorf Schlalach, seine Bädner und ihre landwirtschaftlichen Verhältnisse, Leipzig 1908.

der Siedler. In der Regel scheint die Anzahl zwischen 30 bis 40 Kolonisten zu schwanken. Die großen Teile der Allmende, die bis zur Separation in gemeinsamem Besitz blieben, erstreckten sich auf Weiden, Wälder, Wasser, Wege, Ton- und Sandgruben, Gräben, Anger und die Plätze für die nächtliche Einschließung des Viehes, die man in Brandenburg ganz allgemein als Upställe bezeichnet.[1]) Als eine besondere Eigentümlichkeit des Koloniallandes kann man die Feldraine bezeichnen, die das Land westlich der Elbe und Saale nicht kannte.

Wie weit slawische Fischersiedelungen, die sogenannten Kietze, mit dem Ackerbau Beziehungen hatten, ist ungewiß; jedenfalls haben sie keine Ackerflur gehabt. Noch heute ist sie gering, wenn sie nicht aufgegangen ist in der Flur der benachbarten Stadt; dagegen haben einzelne Kietze, die zu selbständigen Dörfern mit eigener Ackerflur geworden sind (Kietz bei Lenzen a. E., Kietz, Kr. Friedberg, desgl. Kr. Königsberg), so stark das Gepräge von deutschen Siedelungen, daß man sie wohl auch als solche mit slawischen Namen ansehen darf. — Seit der Separation haben sich die Dorffluren verändert, aber noch erzählen Flurnamen wie Geren (d. h. lange spitze Ackerstücke)[2]), die schon erwähnten Upställe, Lose (Ackerstücke, die jährlich ausgelost wurden), Matten oder Mathen, Nachthütung oder Bucht (Upstall), Stücke, Wischen u. a. von den alten Verhältnissen.

Auch die Zaunformen sind ein dankbares Gebiet, auf dem man alte, einem ehemals reicheren Hirtenleben entstammende Erinnerungen finden kann. Freilich sind sie nicht so reichhaltig wie in den österreichischen Alpenländern oder in den Bergen Norwegens, aber in ihrer Technik weisen sie doch in eine recht frühe und urwüchsige Zeit zurück. Mit der Kultivierung des Bodens setzte auch eine Abgrenzung der Ackerflächen ein. Eine der reizvollsten hat die Natur selbst entwickelt, indem sie die, zwischen den Äckern frei bleibende Raine mit Gras und Wiesenblumen schmückte. Und wenn der Landmann die steinigen Hindernisse des Bodens auf die Grenze wirft, dann trägt diese malerische Unregelmäßigkeit, zu der sich leicht Dorngestrüpp gesellt, nicht unwesentlich bei zu dem bunten Bilde unserer Fluren. Für alle Zwecke der Landwirtschaft genügten diese einfachen Grenzraine allerdings nicht; man mußte besonders bei Viehzucht solche herstellen, die nicht so leicht zu übersteigen waren. Der Märker geht allerdings recht nüchtern an die Erledigung solcher Aufgaben heran; er nimmt das Nächstliegende und gestaltet es mit wenig Aufwendungen. Selbst der sonst nur im Nordwesten Deutschlands heimische „Knick", ein aus Hainbuchen, Hasel-, Flieder-, Hagebutten- und Brombeersträuchern, Weißdorn, Eschen und anderen Bäumen bewachsener Grenzwall, ist in der nordwestlichen Prignitz nachweisbar, während die Granitfindlinge nicht selten das Material für eine kleinere Einfriedigung geben. Der eigentliche Feldzaun wird jedoch meistens als Rickgestell hergestellt, bei dem die durchlochten Pfähle durch Ricken miteinander verbunden sind. Ehemals waren die Ricken mit Weiden festgebunden. Heute wird man alle diese Einzäunungen allerdings nur noch da finden, wo eine starke Pferdezucht getrieben wird, wie in der Prignitz; früher aber, wo das gesamte Vieh den größten Teil des Jahres im Freien weidete, waren sie allgemeiner

[1]) Es haben diese also nichts mit dem berühmten Freiheitsbaum der Friesen zu tun. Dieser führt vielmehr von einem solchen Viehstehplatz seinen Namen.

[2]) Schon in einer Urkunde vom Jahre 1200 erwähnt. Siehe Hansen, Agrarhistor. Abhandlungen II, 220, 276.

verbreitet. Auch sind die Dörfer selbst häufig mit einem Zaun umgeben gewesen, der dann aber als Reiszaun, d. h. als ein Geflecht aus Weidenreisern, gebildet war (Abb. 3).

Für kleinere Abgrenzungen hat man den, in ganz Deutschland bekannten Flechtzaun aus 2 bis 3 cm starken Weidenruten, der aber immer mehr verschwindet, weil man die Weide nicht mehr anbaut oder sie industriell verwertet. Wilibald von Schulenburg erwähnt[1]) noch den Spriegelzaun, der im Kreise Teltow vorkommt, der indessen in der übrigen Provinz mit wenigen Ausnahmen vollständig verschwunden zu sein scheint. In der Niederlausitz ist der Bretterzaun häufig, der aus senkrecht stehenden Brettern gebildet ist, aber kaum noch neu hergestellt wird (Abb. 3).

Zur Flur gehören die Wege. Viel Mühe haben sie früher nicht gemacht. Es genügte im allgemeinen — wie vielfach noch heute! — das Niederhalten der Vegetation, wie es der Wagen und die stampfenden Tritte von selbst besorgten. War erst einmal eine solche Verbindung zwischen zwei Orten vorhanden, dann wachte man allerdings sorgsam über ihre Fortdauer, wie man andererseits bestrebt war, auch neue Wege nach Möglichkeit zu verhindern. In den Perleberger Bestimmungen über die Stadtknechte mußte sich u. a. der Kornwächter um 1650 verpflichten, keine neuen Wege (Richtwege) entstehen zu lassen.[2]) Man war freilich bisweilen gezwungen, auch etwas für die Befestigung des Weges zu tun, wenn er über Sumpf und Moor führt. An vielen Orten hat man alte Strauchdämme gefunden (Oranienburg), die vielleicht stellenweise schon in die geschichtslose Vorzeit zurückweisen. Sie sind in der Weise hergestellt, daß nach Bedarf je eine Schicht Strauchwerkbündel und Erdplacken in das Moor versenkt wurde, bis eine einigermaßen feste Unterlage geschaffen worden war. Sank sie im Laufe der Zeit ein, dann wurde in gleicher Art eine neue Aufschüttung gemacht. In dieser Weise ist u. a. der durch die Schlacht am Kremmener Damm 1413 berühmt gewordene Weg aufgeschüttet worden. Bei weniger breiten und tiefen Sümpfen genügte das Einschütten von Buschwerk und Steinen, zu dem die Bauern verpflichtet waren. Ein bei dem Dorfe Gehren (Kr. Luckau) noch heute zu dem „Grünen Berge" führende Weg ist durch eine solche Pflasterung hergestellt.

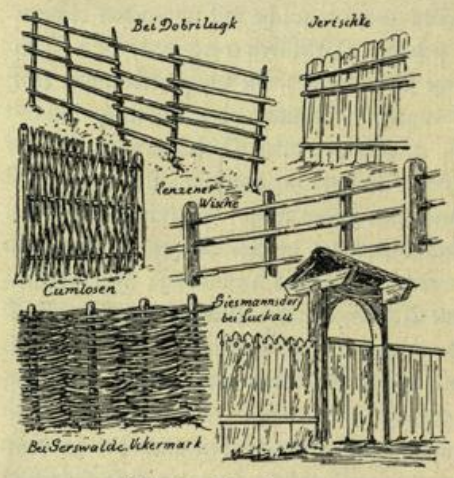



Abb. 3. Zaunformen.

Von der Anspruchslosigkeit der alten Wege erzählen nicht nur die Berichte der Reisenden, sondern es gibt ihrer noch genügend, um das Bild zu vervollständigen. Die schweren Räder der Fuhrwerke alter Zeit fanden genügend festen Boden; wo sie aber die Schollen nicht berührten, da bildeten sich Grasstreifen, bis sie eines Tages wieder von

[1]) Brandenburgia. Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg VIII, S. 257.

[2]) Bär I, S. 149.

den Rädern hinweggepflügt wurden. Die Wanderer indessen suchten sich den Pfad und fanden ihn, der sie über die Gelände ohne besondere Gefahr leitete. Ein Baum hier und dort bot auch den nötigen Schatten; ein verwittertes Kreuz erzählte ihm von irgendeiner Untat oder einem Unglück, das vor langen Jahren sich ereignet hatte, wenn nicht gar ein Reisig- oder Steinhaufen ihn aufforderte, auch seinerseits zu seiner Erhaltung beizutragen. Seit der Staat und die Gemeinden begonnen haben, ein geordnetes Wegenetz durch die Provinz zu leiten, ist diese inhaltvolle Poesie immer mehr zurückgedrängt worden; die Wege sind aber oft genug noch da in ihrer alten Ursprünglichkeit geblieben, wo der Verkehr noch nicht eine Änderung gebieterisch gefordert hat.

## Das Dorf.

Die deutschen Kolonisten brachten als eine durchaus neue Erscheinung das Dorf in die Mark Brandenburg. Es war das sichtbare Zeichen der friedlichen Eroberung. Mehr als in der Flur zeigen sich im Dorfbilde die Grenzen, an denen sich deutsche und slawische Art scheidet. Zwar hat auch das wendische Volk eine eigene Siedelungsform gekannt, hinter der indessen wieder allerlei Fragen auftauchen, die zurzeit noch nicht befriedigend zu beantworten sind. Im Zusammenhange mit der oben erwähnten wendischen Ackerflur scheint allem Anschein nach die ringförmige Anlage einzelner Dörfer zu stehen, bei denen die Gehöfte mit ihren Stirnseiten um einen runden Anger gruppiert sind (Abb. 4). Nur ein einziger schmaler, leicht zu versperrender Zugang führt von dem ein wenig entfernten Hauptflurwege in das Dorf zum Anger, auf dem das Vieh nachts und in Zeiten der Gefahr zusammengetrieben wurde. Man hat sie Runddörfer oder Rundlinge genannt und folgern wollen, daß diese merkwürdige Anlage mit den Wenden in Verbindung stehe. Vielleicht ist das zutreffend, möglicherweise aber gehen die Runddörfer auch auf die vorslawische Bevölkerung der Mark zurück. Man wird sich zunächst abwartend verhalten müssen, trotzdem die Verbreitung dieser Siedlungsform in Ostholstein, Pommern, Osthannover, im Altenburgischen und Gothaischen, in Braunschweig, Franken, Sachsen, Brandenburg und Schlesien für die slawische Herkunft zu sprechen scheint. Demgegenüber ist es aber auffallend, daß die Form in Posen, West- und Ostpreußen nicht nachzuweisen ist, und daß sie dagegen in einem so kerngermanischen Lande, wie in Südjütland, in das nie Slawen gekommen sind, gleichfalls vorhanden sind. Man[1]) hat versucht, diesen Zwiespalt durch die Annahme einer älteren vorgeschichtlichen Herkunft auszugleichen. Doch auch bei dieser Möglichkeit wird die bald engere, bald weitere dichte Verbreitung gerade bei den Westslawen nicht vollends erklärt, noch weniger aber ein Grund gefunden, warum der Rundling in der alten östlichen Heimat der Slawen fehlt.



Abb. 4. Runddorf Kleeste (Westprignitz).

[1]) v. Buchwald. Der Ursprung des Rundlings. Globus 1901, LXXIX, S. 273.

In Brandenburg ist das Runddorf sehr verschieden verteilt. In einzelnen Gegenden, wie in der Prignitz zwischen Löcknitz und Dosse, in dem Oderland zwischen Wriezen und Schwedt, in dem Gebiet südlich von Berlin zwischen Nuthe und Dahme oder in der Gubener Umgebung an den Ufern der Neiße und Lubst drängen sie sich dicht aneinander. In anderen Gebieten sind die Rundlinge spärlicher, wenn sie nicht ganz fehlen. Es scheint, als ob sie meist in feuchten, sumpfigen und wasserreichen Gebieten besonders dicht liegen.

Aber dieser Umstand verliert wieder dadurch an Beweiskraft, daß zweifellos slawische Dörfer, wie die sogenannten Kietze, nicht als Rund-, sondern als Straßendörfer angelegt sind. Zieht man weiter in Betracht, daß die polnischen und russischen Siedelungen fast durchgehends als ein- oder zweireihige Straßendörfer angelegt sind, dann ist es mindestens wahrscheinlich, daß die Slawen — falls sie an dem Rundling überhaupt beteiligt sind — neben ihm noch die andere Form des Reihen- bzw. Straßendorfes kannten. Es würde bei einer solchen Annahme die große Anzahl dieser Dörfer

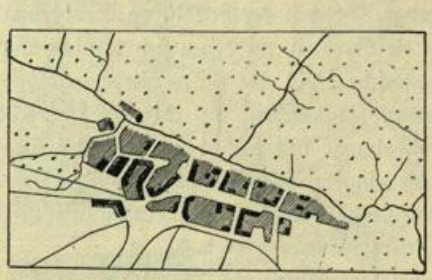


Abb. 5. Wendisches Straßendorf Raddusch i. Spr.

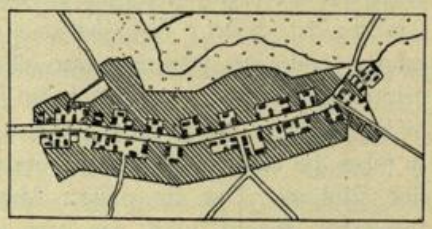


Abb. 6. Straßendorf Clandorf bei Eberswalde.

in ehemals slawischen Gebieten und mit slawischen Namen oder selbst slawischer Bevölkerung erklärt. Die Vorliebe der Slawen für Fluß- und Seeufer legte an und für sich nahe, die Hofstellen in langer Reihe aneinanderzuschließen; die Weiterbildung zu einem Straßendorf ergab sich von selbst, sobald die Uferkante durch Verlandung oder Sinken des Wasserspiegels neues Land schuf (Abb. 5).

In dem westlichen Deutschland war, bevor die Grundherren nach Karls des Großen Vorbild ein feststehendes Besiedelungsschema geschaffen hatten, das, aus ganz regelloser und willkürlicher Anlage der Höfe entstandene, sogenannte Haufendorf eine typische Form geworden. In der Provinz Brandenburg ist diese Siedelungsart mit Sicherheit nicht nachzuweisen. Vereinzelte Beispiele, die man als solche angesprochen hat, lassen eher auf ehemalige Runddörfer schließen, mindestens ist das Haufendorf durch alte Flurkarten noch nicht festgestellt. Das ist auch kaum zu erwarten; denn die auf kaum ein Jahrhundert eingeschränkte Kolonisation mußte mit einem leicht zu handhabenden Schema arbeiten, für das sich das, durch seine Marken- und Flurverfassung durchaus komplizierte Haufendorf nicht eignete. Hier war das Straßendorf, das sich schon bei den älteren westdeutschen Siedelungen als recht praktisch erwiesen hatte, um so mehr am Platze, als die oben erwähnte fränkische Hufenverfassung mit ihrer klaren Flurverteilung eine solche Anlage durchaus begünstigte (Abb. 6).

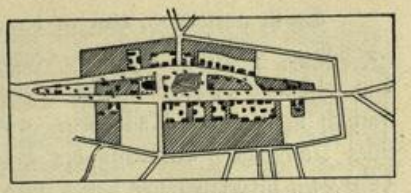


Abb. 7. Angerdorf Schönfeld (Oberbarnim).

Das landläufige Bild einer solchen Siedelung zeigt in der Mark Brandenburg zwei Höfereihen, die eine schmale Straße oder einen länglichen Anger einschließen, auf dem die Kirche und der Dorfteich stehen, später auch Schule, Schmiede und Gasthof ihren Platz finden. Die Höfe waren mit großer Regelmäßigkeit einander gegenübergestellt, die allerdings bei späteren Veränderungen oft wieder verloren ging. Diese planmäßige Anordnung verzichtet auf die ungesuchte malerische Gestaltung des organisch gewachsenen Haufendorfes, bei dem das Zusammenwirken von Gewohnheit, Willkür, das Auf- und Absteigen des wirtschaftlichen Lebens eine bunte Mannigfaltigkeit zuwege bringen; es setzt eine straffe Gleichmäßigkeit an ihre Stelle, die besonders da in die Erscheinung tritt, wo eine beherrschende Kirche fehlte. War eine solche vorhanden, und dies ist in Brandenburg zumeist der Fall, dann werden die Gehöftreihen zu einem Anger ausgebaucht, dessen Mittelpunkt die Kirche ist. Damit war das märkische Angerdorf geboren, die schönste, reifste und landschaftlich geeignetste der ostelbischen Dorfformen (Abb. 7). Der Anger als gemeinsames Bindeglied zwischen Kirche und Gehöften wurde für das Dorf, was der Markt für die mittelalterliche Stadt war: das Herz der Siedelung, um das sich wirtschaftliche und politische, ja auch künstlerische Interessen gruppierten. Hier war der Anger eine landschaftliche Umrahmung für Friedhof und Kirche, für die Höfe aber Mittelpunkt, der die Dorfmark gewissermaßen in verjüngtem Maßstabe in das Dorf verlängerte. In diesen Angerdörfern zeigt sich das Bestreben nach einer architektonischen Steigerung, die dem Ortsbilde nach außen Körperlichkeit und Massenwirkung gibt, und die eine künstlerische Form für den natürlichen Gegensatz von Flur und Siedelung bildet. Das geht auch nicht verloren, wenn die Kirche nicht auf dem Anger selbst, sondern in der Gehöftreihe steht (Abb. 8).

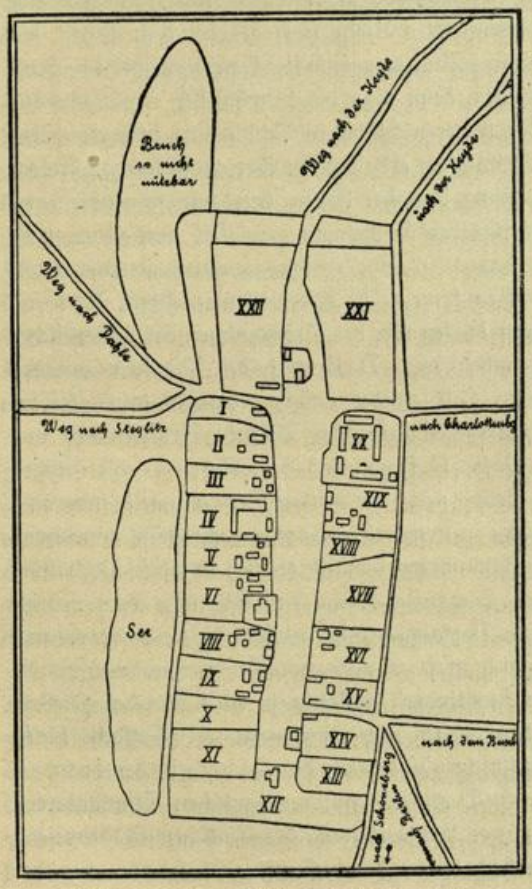



Abb. 8. Deutsch-Wilmersdorf um 1850.

Es ist auffallend, daß in die ganz allgemein verbreitete Form des Angerdorfes geschlossene Gebiete treten, in denen das straffgegliederte Straßendorf herrschend ist. Ein solches Gebiet erstreckt sich nordöstlich von Berlin bis nach Eberswalde hin. Vermutlich ist hier der Wille eines größeren Grundherren maßgebend gewesen, vielleicht eines Nachfolgers Albrechts des Bären? Die spätere Forschung, die auf die ältesten Flurkarten zurückzugreifen haben wird, dürfte darüber noch Klarheit bringen.

Spätere Dorfanlagen, insbesondere die von Friedrich dem Großen angelegten, haben sich eng an das Schema des straffen Straßendorfes angelehnt, wenn auch mit Berücksichtigung des ausgebildeteren Wegesystems, das vielfach in der gekrümmten Dorfstraße nud den einmündenden Querwegen zum Ausdruck kommt. Neuere Kleinsiedelungen, die in der Umgebung Berlins entstanden sind, bevorzugen dagegen das Angerdorf, das vielleicht in der modernen Gartensiedelung eine Weiterbildung erfährt.

## Die Stadt.

Der Grundplan der märkischen Kolonialstadt ist klar und einheitlich und nur unwesentlich von örtlichen Umständen beeinflußt. Mehr noch als bei dem Dorfe, das in seiner äußeren Form oft an eine slawische Anlage anknüpfte, kann man bei der Stadt von einer systematischen Gründung sprechen, denn was die Schriftsteller von slawischen Städten berichten, läßt sich mit keiner der späteren Städte in Verbindung bringen. Aus slawischer Zeit sind eigentlich nur vier Ortschaften erhalten, die ihre großräumige Anlage auch in der deutschen städtischen Umformung bewahrt haben, bei denen wir aber einen Blick tun können in die Triebkräfte, die für ihre Entstehung zum Teil wenigstens maßgebend waren. Das sind Cübben, das 1007 eine civitas magna genannt wird, Lenzen, Havelberg und Brandenburg; sie alle weisen in ihrem Kern auf slawische Herrschersitze zurück. Wenigstens dürfen wir bei Brandenburg ein altslawisches Ortszentrum von größerem Umfange annehmen. Doch wird der Vergleich mit den späteren deutschen Städten auch in diesem Falle wieder unsicher gemacht durch die beglaubigte Tatsache, daß die topographische Gestaltung der Altstadt Brandenburg aus zwei verschiedenen Ortsanlagen, dem Dorfe Parduin und der Burg — der jetzigen Dominsel — zusammengeflossen ist, zu denen noch ein drittes Siedelungsfeld innerhalb eines verhältnismäßig kleinen Ortsgebietes getreten ist. Könnten wir nun annehmen, daß es sich um Zusammenlegungen von Feldmarken handelt, so gibt uns das Verhältnis des Dorfes Parduin zur Dominsel einen Fingerzeig dafür, daß sich unter dem Schutze eines slawischen Dynastengeschlechtes eine Dorfansiedelung gebildet habe, die aber von einer Stadt noch weit entfernt ist. Ähnlich wird es auch mit den drei anderen Stadtanlagen gewesen sein, die den slawischen Stadtbegriff auflösten zu einer von der Fürstenburg abhängigen Dorfsiedelung. Sei dem jedoch, wie ihm wolle, die Tatsache bleibt bestehen, daß — wie auf dem ganzen ostelbischen Kolonialboden — auch in den brandenburg-preußischen Landen sich ein städtischer Typus erst mit den deutschen Einwanderern und nur im engsten Anschlusse an die spätere Herausbildung des deutschen Städtewesens herausgebildet hat. Die ganze Unsicherheit dieser Entwicklung geht hervor aus der Tatsache, daß nicht wenige Städte in dem Koloniallande lange Zeit aus mehreren ge-

trennten Gemeinwesen bestanden haben. Nicht selten war es, daß ähnlich dem schon erwähnten Brandenburg, dem übrigens in dem Dorfe Luckeberg noch ein vierter Ort einverleibt wurde, mehrere selbständige Ortsgemeinden Mauer an Mauer lagen und erst verhältnismäßig spät vereinigt wurden. So Berlin-Cölln, die zwar 1308 vereinigt, aber bald wieder getrennt wurden, Alt- und Neu-Landsberg, Altstadt und Neustadt Brandenburg und verschiedene andere. Die Stadt Jüterbog wird noch heute aus drei selbständigen Kommunen gebildet. Es beleuchtet dies sowohl die Unfertigkeit der Zustände in dem neuen Lande wie vielleicht auch die Ziellosigkeit der frühen anhaltischen Politik. Wenn wir dagegen hören, daß Albrecht der Bär Grenzfestungen anlegte, wie Lenzen, Putlitz, Freienstein, Perleberg, Wittenberge, die im Gegensatz zu den dörflichen Siedelungen von vornherein als große Anlagen erscheinen und doch erst im 14. Jahrhundert Stadtrechte erhielten, so können wir zunächst nur pallisadierte Ansiedelungen voraussetzen. Nur Havelberg, das 1151 zur Stadt erhoben wurde, macht eine Ausnahme; aber auch hier scheint eine gewisse Unsicherheit der Politik vorzuliegen, die zwischen den altehrwürdigen slawischen Hauptorten Brandenburg und Havelberg schwankte, bis sie sich endgültig für die das erstere entschied und Brandenburg zur Hauptstadt erkor. Wir haben zudem auch genügende Beispiele dafür, daß Ortschaften, deren räumliche Anlage auf städtisch erweiterte Siedelungen deutet, ihre Ummauerung erst verhältnismäßig spät erhielten. So wird Prenzlau 1287 erlaubt, sich mit einer steinernen Mauer zu umgeben. 1296 wird der Stadt Brietzen, welche niemals eine Burg neben sich gehabt hatte, ein zehnjähriger Erlaß der Steuer bewilligt, damit sie sich eine Mauer erbauen könne. Von Fürstenberg a. O. wissen wir, daß es gar erst 1370 mit Stadtmauern umzogen wurde. Guben, das 1235 Magdeburger Stadtrecht erhielt und durch das Fehlen einer landesherrlichen Burg, sowie durch seine Bedeutung als Stapelort für den Nordosten Deutschlands den langsamen Aufstieg von einer dörflichen Ansiedelung zu städtischer Bedeutung erweist und als solche selbst Mutterort für Posen geworden ist, konnte gar erst 1311 sich mit einer steinernen Mauer umgürten, obwohl es bereits 1276 ein Rathaus errichtete.

Und auch eine andere Tatsache ist noch zu beachten, welche die Systemlosigkeit der Städtegründungen belegt: die Verlegung von dem zuerst besetzten Gelände. So wird Mittenwalde an einen anderen Ort verlegt. Von Greifenberg dürfen wir ein gleiches vermuten. Wittstock erhielt eine andere Lage und Havelberg, dessen Bischof 1179 von Kaiser Friedrich I. die Erlaubnis erhielt, auf dem Domhügel eine besondere Stadt anzulegen, hat diese Konkurrenz zwar nicht aufwachsen sehen, aber in den Umfassungsmauern eine stetige Drohung lange Zeit vor Augen gehabt.

Einen anderen Ausgangspunkt bildete für manche Stadt das landesherrliche Schloß wie in Dahme, Eberswalde, Landsberg, Cottbus Perleberg u. a., das dann zum Mittelpunkt der städtischen Siedelung wurde, indessen nicht ohne daß es häufig mit der zugehörigen Stadt in einen Gegensatz geriet. Behauptete das Schloß seine alte Vorherrschaft, so mußte die städtische Entwicklung bald zurückbleiben. So brachen z. B. noch 1501 heftige Konflikte in Altlandsberg zwischen der Bürgerschaft und den Stadtherren, den Herren von Krummensee aus, weil diese die Entwicklung der Stadt durch Aneignung von Bürgerland und Einschränkung des Ackerbaues lahm zu legen

suchten.[1]) Ähnlich mag es auch anderwärts gewesen sein, besonders weil in späterer Zeit die Landflucht der mit Diensten überladenen Bauern in die Stadt ein ewiger Quell von Zerwürfnissen wurde. Nahm dann noch die Landesgewalt gegen die Stadt Partei wie 1483, als die Stadt Cöpenick auf markgräflichen Befehl einen in die Stadt gezogenen Landmann dem Edelmann wieder ausliefern mußte, dann ließ sich die Einschränkung der städtischen Entwicklung mit Erfolg versuchen.[2]) Viele unserer märkischen Städte sind darum auch heute noch nicht über die Stellung unbedeutender Landstädte hinausgekommen, sondern blieben wie Sonnenwalde für die Minckwitz und die Solms, Baruth für diese letzteren, Dahme für die von Schulenburg u. a. stille und mehr oder minder abhängige Dynastenstädte. Führten indessen die Umstände zu einem Zurückdrängen des herrschaftlichen Einflusses, es sei nur auf Crossen und Cottbus hingewiesen, so entwickelten sich die Orte zu ansehnlichen Städten, die in Zeiten verminderter Landesgewalt sich sogar selbständige richterliche Befugnisse erwerben konnten. Später übte auch der Einfluß der hohen Geistlichkeit — besonders stark in Fürstenwalde, Wittstock, Neuzelle — Einfluß aus, um einen bestimmten Zug in das Stadtbild zu tragen. Jedenfalls aber hatten schon im 13. Jahrhundert die größeren, zu Bedeutung gekommenen Städte ein durchaus deutsches Gepräge, mit dem die nachwirkende Kulturbedeutung der Stadt für unser Land einsetzt.

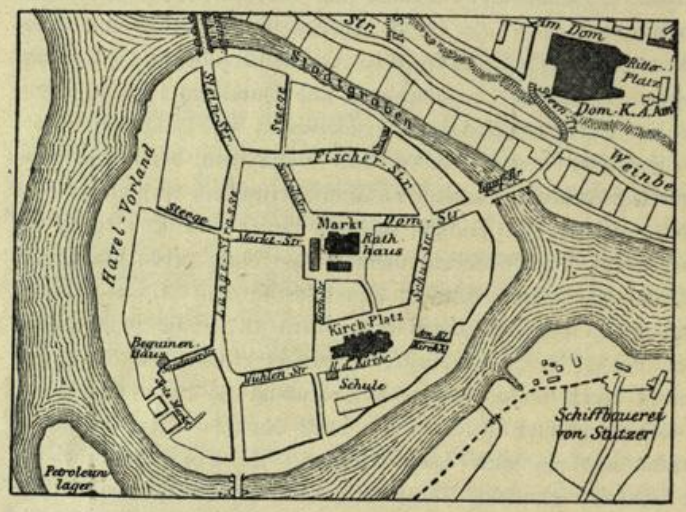



Abb. 9. Stadtplan aus der Kolonialzeit (Havelberg).

Man hat für die Kolonialstädte ein besonderes Schema erkannt, das sich zum Teil aus der gleichmäßigen Besiedelungstechnik, zum Teil aber auch aus der Anlehnung an ältere süd- und westdeutsche Stadtplanungen ergab. Ob dieses Schema immer Anwendung gefunden hat, steht dahin; jedenfalls haben wir Städte wie unser Alt-Cölln, aus dessen Lageplan das alte Dorf noch unverkennbar hindurchblickt; aber in vielen Fällen ist dieses Kolonialschema in der Tat angewandt worden sowohl bei uns wie auch in anderen Gebieten westlich der Elbe. Es bestand hauptsächlich aus dem großen viereckigen Marktplatz, der häufig — wie noch heute in Rakwitz in Posen vollständig, in Schwiebus zum Teil — mit Lauben umzogen ist; an ihm lag gewöhnlich das oft aus dem Kaufhause hervorgegangene Rathaus. Rechtwinklig schnitten sich und kreuzten die

[1]) Riedel, Urk. A XII, 62.
[2]) v. Raumer II, 181.

Straßen den Marktplatz, in dessen Nähe — aber oft nicht unmittelbar daran — die Hauptkirche lag. Überall, wo sich dieser Stadtkern erhalten hat, kann man bewußte Einteilung annehmen, die vielleicht auf römische Vorbilder zurückgeht (Abb. 9). Außerdem beengten leidlich große Slawendörfer, Burgen und deutsche Straßendörfer die städtischen Ansiedelungen, die, wie wir es mindestens von zwei Fällen sicher wissen, lieber als ganz neue Anlagen neben der schon bestehenden Dorfsiedelung angelegt wurden, als daß sie sich diesem älteren Wegenetz anbequemten. Die Verwaltungstechnik zog eben ihre Verkehrslinien nicht nach der Örtlichkeit, sondern nach den ländläufigen Vorstellungen von einer Stadtanlage und hütete sich, die Arbeit durch Hineinbeziehen einer älteren Ansiedelung zu erschweren. Auf der anderen Seite ist aber dieses starre Schema, das in schöner Klarheit in dem alten Berlin zum Vorschein kommt, durch den Mauerring zum Teil wieder aufgehoben worden. Wenn vielleicht der Geometer der damaligen Zeit die Straßenvierecke nach dem Schema seiner Zeitgenossen ordnete, so brachte die Notwendigkeit, den späteren Mauerring, welcher vorher zweifellos schon von Palisaden abgesteckt war, rund um den Stadtkern zu legen, ein anderes Prinzip mit, das nur in einem Kompromiß beider Liniensysteme ausklingen konnte, dem wir in den Straßenbildern unserer Altstädte, in Luckau, Frankfurt, Prenzlau, Brandenburg so mannigfaltige künstlerische Lösungen verdanken. Die schmalgiebligen, nach der Straße gerichteten Häuser sind nicht mit ängstlicher Sparsamkeit eng aneinander gerückt, obwohl der beherrschende Grundsatz, die Hausgrundstücke schmal und tief anzulegen, in allen alten Städten nicht zu verkennen und auch urkundlich belegt ist. Dagegen lassen sie gern einen schmalen Durchgang frei, aus dem nicht selten grünes Laub in die ungepflasterte Straße lugte. So sind sie noch stellenweis vorhanden; auf dem Molkenmarkt in Berlin ist der letzte dieser alten Gaden erst vor etwa 20 Jahren verschwunden, nachdem ihm noch kurz vorher Oskar Schwebel ein kleines literarisches Denkmal gesetzt hat.

## Haus und Hof.

**Der Hof.** Das bäuerliche Gehöft zeigt im allgemeinen übereinstimmende Züge, obwohl man, wie bei dem Wohnhause, auch hier an verschiedenen Ursprung denken muß. Vielleicht waren die Verschiedenheiten früher einmal schärfer ausgeprägt, vielleicht stand auch dem Kolonistenhofe eine größere wirtschaftliche Geschlossenheit, eine systematischere Gliederung als der Ausdruck eines vollfreien Besitzes zu, im Gegensatz zu dem wendischen Gehöft, das geringeren Bedürfnissen diente und daher auch weniger stattlich war. Jedenfalls läßt sich aus den bäuerlichen Gehöften der heutigen Ostslawen schließen, daß sich die in Deutschland eingedrungenen Westslawen vor acht Jahrhunderten in ihren Bauernhöfen, soweit man davon überhaupt reden kann, von den germanischen unterschieden haben. Heute sind diese ethnographischen Unterscheidungen untergegangen in wirtschaftlichen Schichtungen, die das bäuerliche Wirtschaftsleben ausglichen und einander näher brachten. So ist eine wahrscheinlich einmal vorhanden gewesene Verschiedenheit in der Stellung der Häuser innerhalb des Hofes mehr und mehr verwischt. Nur bei scharfer Sonderung der gegenwärtigen Formen findet man lokale Abweichungen, deren Grenzen allerdings überall gelockert und ineinander geflossen sind.

Am interessantesten ist dabei die Beobachtung, daß das altsächsische Gehöft, das ursprünglich für die Stellung des Wohnhauses keine Regel kannte, im Nordwesten der Mark dafür ein bestimmtes System ausbildete. Es zeigt sich das in dem Bestreben, das Haus mit seinem großen Dieleneingang so zu stellen, daß es mit Leichtigkeit von der Dorfstraße aus zu erreichen war (Abb. 10). In den Dörfern der Lenzener Wische ist dieses System wohl am schärfsten ausgebildet, während in anderen Dörfern der nördlichen Prignitz, wo die Höfe noch Anklang von Planlosigkeit erkennen lassen, sich wenigstens in der Unausgeglichenheit der Dorflage der Kampf des regellosen Haufendorfes mit dem Schema kolonialer Ordnung zeigte. Der Hof widerstrebt noch der Einordnung in ein rechteckiges Grundstück, wenngleich die Grenzen schon sichtbar dem Viereck zustreben. Je weiter die Dörfer dieser Gegend liegen, um so straffer wird die Anordnung. Im Kreise Jüterbog-Luckenwalde und in Zauch-Belzig, teilweise auch im Havellande, herrscht schon eine sichere Anordnung, bei der das aus dem altsächsischen Hause hervorgegangene Dielenhaus stets an die Seite des rechteckigen Hofviertels gestellt wird, um die Giebelseite möglichst dicht an die Straße zu bringen (Abb. 11).

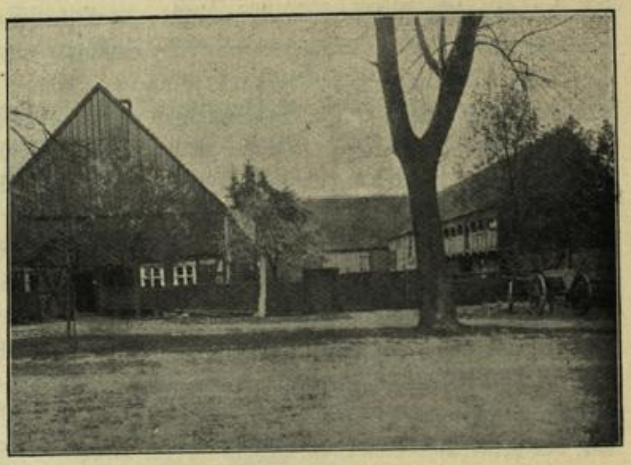


Abb. 10. Gehöft in Lühsdorf.
Aufnahme von Dr. Reichhelm.

Im Süden der Provinz haben die größeren Gehöfte vielfach ein besonderes Torhaus, das mit dem Wohn-, Stall- und Scheunengebäude bisweilen regelmäßig den ganzen Hof umschließt. Merkwürdig ist dabei, daß dieses Torhaus in den Kreisen Belzig und Jüterbog-Luckenwalde mit der Abwandlung des Altsachsenhauses, dem Dielenhause, erscheint, daß es aber weiter nach Osten sich mit dem wendischen Blockhause verbindet (Abb. 11). Auch der Speicher, der als Sonderheit dieser Gegenden

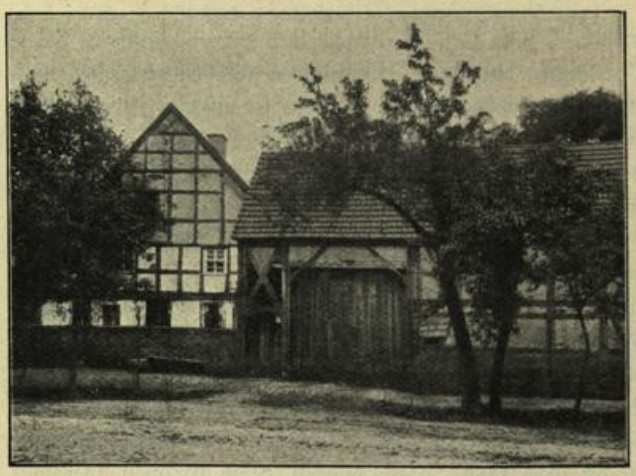


Abb. 11. Gehöft mit Torhaus in Bardenitz.
Aufnahme von Dr. Reichhelm.

dem Wohnhause vorgebaut ist, hat sich beiden so grundverschiedenen Häusern angefügt. Ein großes Torhaus ist auch in der Prignitz verbreitet, aber in Verbindung mit einem Hoftypus, der sonst nur in der Altmark heimisch ist. Bei ihm steht das Wohnhaus im Hintergrunde des Hofes, an Stelle der hier sonst üblichen Scheune, während diese zur Seite, dem Stalle gegenüber, angeordnet ist. Ursprünglich mag dieses auffallende Torhaus wohl nur ein einfacher Schuppen gewesen sein, wie es das Lausitzer noch ist; später ist es als Scheune oder als Altsitzerwohnung benutzt worden. Es scheint, als ob dieses, bis zur Dosse vorkommende Haus, sich geradenwegs aus dem oberdeutsch-fränkischen entwickelt habe.

Der Speicher, eine in allen deutschen Landschaften heimische, uralte Erscheinung, ist — wie schon gesagt — nur im Süden der Provinz zu finden, wo er fest mit dem Organismus des Hauses verbunden, in jüngerer Zeit aber losgelöst ist. Auch er ist oft zur Altsitzerwohnung umgewandelt und dann mit besonderer Herdeinrichtung versehen. Während im reicheren Norden und Westen ein großer Hof die Regel ist, begnügt sich der Südosten häufig mit einem, dem Wohnhause parallel gestellten Wirtschaftshause, das Stall und Scheune vereinigt, falls nicht der erstere sich mit der Wohnung unter einem Dache befindet (Abb. 12).



Abb. 12. Dielenhaus mit Speicher in Bardenitz.
Aufnahme von Dr. Reichhelm.

Das übliche bäuerliche Gehöft hat, wie im nordwestlichen Deutschland überhaupt, in den beiden letzten Jahrhunderten eine Entwicklung dahin gemacht, die Ställe aus der Verbindung mit dem Wohnhause zu lösen und die Scheune immer mehr zu einem wichtigen Bestandteil des Hofes zu erheben. Es hängt das mit der Verschiebung der wirtschaftlichen Verhältnisse zusammen, die die ehemals bedeutende Viehhaltung zugunsten des Getreidebaues einschränkt. Es gibt bei Kossäten, wie im Südosten der Mark, noch genügend Kleinwirtschaften, bei denen sich Stall, Scheune und Wohnhaus unter demselben Dache befinden (Abb. 41). Aber auch hier macht sich das Bestreben geltend, wenigstens das Wohnhaus als ein selbständiges Gebäude zu errichten. Wo das geschieht, da werden die einzelnen Häuser um den meist viereckigen Hof gestellt mit der Tendenz, das Wohngebäude mit dem Giebel an die Straße zu rücken. Nur einen kleinen Ziergarten läßt man bestehen. Nach den Ergebnissen der von der Rudolf Virchow-Stiftung veranstalteten Untersuchung über das bäuerliche Haus in der Mark kann man es als Regel betrachten, das Wohnhaus an die linke Seite des Hofes zu rücken. Ihm gegenüber steht der Stall, während die Scheune den Hof rückwärts und ein oft mit einem

ausgebildeten Torwege geschmücktes Gatter nach der Straße hin abschließt. Auf dem Hofe steht der Brunnen, liegt die Düngergrube und meist hinter dem Hofe der Obstgarten (Abb. 13).

**Der Stall.** Wir haben keine Nachricht darüber, ob die deutschen Rückwanderer des 12. und 13. Jahrhunderts von vornherein mit einer umfangreichen Viehzucht rechneten. Wahrscheinlich ist dies nicht, denn die bäuerliche Wirtschaft war zu jener Zeit mehr auf Ackerbau als auf Viehzucht gerichtet. Rindviehzucht zumal bot keinen weiteren Gewinn als ihre Ergebnisse: Fleisch, Milch und Felle für den eigenen Gebrauch. Es genügte für das Rind ein Abschlag im Wohnhause, soweit es sich nicht im Freien aufhielt. Eher mußte man für das Schaf, das nicht nur Fleisch und Fell, sondern auch Milch für den Verkauf bot, an eine eigene Stallung denken. Aber sei es, daß eine eigentliche Zucht nur wenig abwarf, sei es, daß für dieses genügsame Haustier eine kleinere, vergängliche Hütte innerhalb der Hürden ausreichend war, jedenfalls sind besondere, architektonisch wirkende Schafställe in Brandenburg erst Ausgang des 18. Jahr-




Abb. 13. Gehöft in Rädnitz.

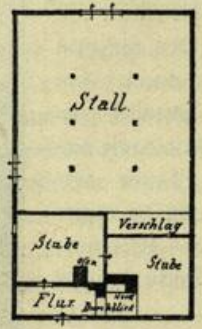



Abb. 14. Alter Schafstall bei Friesack.

hunderts entstanden, und zwar hauptsächlich im Norden. Bei diesen nimmt der eigentliche Stall den Hauptraum ein, in dessen Mitte mehrere Ständer das Dachgebälk stützen. Für den Hirten ist am Giebelende eine kleine Wohnung eingerichtet. Mit dem Rückgange der Schafzucht sind diese geräumigen Ställe, die sich vermutlich aus dem Altsachsenhause selbständig entwickelt hatten, bis auf wenige Reste verschwunden (Abb. 14).

Das Schwein war früher das Haupttier für die Zucht. Da es sich indessen hauptsächlich in den Wäldern durch die Eichelmast erhielt, so bedurfte es eines Stalles um so weniger, als es ja zur Winterszeit ohnehin geschlachtet wurde. Nur für das Pferd, dessen die Landes- und Gutsherrschaft, der Städter zum Transport und der Bauer zur Bewirtschaftung des Ackers benötigte, war ein eigentlicher Stall erforderlich. Wir finden daher auf älteren Bauernhöfen nur den Pferdestall als besonderes Gebäude, während der Raum für das Einstellen des Rindviehs dem Wohnhause abgewonnen wurde. Im Altsachsenhause (s. S. 35) nimmt der Pferdestall noch heute eine bevorzugte Lage ein, ein Beweis von der alles überragenden Bedeutung der Pferdezucht.[1])

[1]) In dem aus dem 9. Jahrh. stammenden Gedicht „Heliand" werden z. B. auch die Hirten nicht bei den Schafen, sondern bei den Pferden genannt.

Mit der Ausdehnung der Rindviehzucht, die mit der Blüte des städtischen Handels in Verbindung stand, nahm der Rinderstall immer mehr Raum ein, am bedeutendsten im nordwestlichen Altsachsenhause, das in einem, dieser Zucht durchaus geeigneten Gebiete heimisch war.[1])

Es liegt auf der Hand, daß ein vollständig entwickelter Hof erst nach und nach entstanden ist. Auch die Loslösung des Stalles ist nicht mit einem Male erfolgt; sondern man behielt gern das Milch- und Federvieh in möglichst enger Verbindung mit dem Wohnhause. Freilich bestand sie nur darin, daß der Zugang zu dem Stall durch eine, im Flur des Wohnhauses angebrachte Tür ermöglicht wurde, was bei schlechtem Wetter seine Vorteile hatte. Später ging man dazu über, den Kuhstall abzutrennen, ihn aber nahe am Hause zu belassen. Für Pferd und Wagen wurde zuerst ein größerer Bau dem Wohnhause gegenüber errichtet, der dann mit der Zeit auch die Rinder aufnahm und die völlige Trennung von Tier und Mensch nach sich zog. Freilich ging diese Veränderung um so langsamer vor sich, je fester der Stall mit dem Organismus des Hauses zusammenhing. Das war, wie wir noch sehen werden, bei dem sächsischen Haus, bei dem Dielenhaus und bei dem Vorhallenhaus der Fall, während das sogenannte fränkisch-oberdeutsche Haus diese Trennung nicht nur begünstigte, sondern auch für den Stall schon recht früh eine eigene typische Form fand. Es ist dies die Ausbildung des Futterganges, der durch das Übertreten des oberen Heubodens über die Vorderseite des Hauses entstand und dem Zimmermann Gelegenheit zu einer künstlerischen Ausbildung bot (Abb. 10). Besonders im Süden der Provinz ist dieser Futtergang eine durchaus gewöhnliche Erscheinung. — Der Schweinestall ist auch unter entwickelteren Verhältnissen nur ein loser Anbau geblieben, der bald am Wohnhause, bald an dem Stallgebäude angebaut war. Die moderne Landwirtschaft räumte auch damit auf und vereinigt in dem Maße, in dem sie Stall und Wohnung trennt, gern alle Haustiere in einem eigenen großen Gebäude (Abb. 15).



Abb. 15. Gehöft in Kemnitz.
Aufnahme von Dr. Reichhelm.

**Die Scheune.** Die ursprüngliche Sitte, das Getreide auf dem Felde zu dreschen, ist in Brandenburg seit langer Zeit aufgegeben; sie breitet sich allerdings neuerdings infolge der Dampfdreschmaschinen auf den großen Gütern wieder aus. Dagegen bezeugt die

[1]) Auch heute steht die Rindviehzucht, besonders aber die eines ausgezeichneten Bullenschlages, in der Lenzener Niederung auf einer hohen Stufe.

innige Verbindung von Scheune und Wohnhaus, die sich vereinzelt noch im Spreewald erhalten hat davon, daß in einer Zeit, die in bescheidenem Maße Körnerbau trieb, auch die Scheune nur eine untergeordnete Bedeutung hatte. Die ältesten Scheunen, die uns erhalten sind, stammen aus dem 18. Jahrhundert, was allerdings nicht viel sagen will, da die früheren, aus Holz- oder Lehmfachwerk errichteten Gebäude wohl alle mit der Zeit von massiven ersetzt worden sind. Die Einrichtung ist die noch heute übliche: in der Mitte oder an der Seite die Tenne, daneben eine oder zwei Bansen, in Brandenburg meist „Taß" genannt. Eine Vergrößerung erfuhren die Bansen durch Ausbauten seitwärts von der Türe, die heute verschwunden sind, ehemals im Norden ganz allgemein waren. Vereinzelt, aber selten ist in kleinen Wirtschaften Stall und Scheune unter demselben Dach. Eine sehr merkwürdige Erinnerung hat sich an den Scheunentüren erhalten. Die großen Türflügel hängen nämlich nicht in Angeln und Haspen, sondern sie stehen mittels eines Endpfostens in einem ausgehöhlten Stein und sind am oberen Teile in einem Ringe drehbar, eine Vorrichtung, die das Altertum fast allein kannte, und die vermutlich durch die Vermittelung der Römer bis in die Mark vorgedrungen ist. Im Spreewald und den benachbarten Gebieten steht die räumlich kleine Scheune oft an der Straßenseite des Hofes; sie dient hier bisweilen auch als Schuppen für allerlei Gerätschaften. Da hier indessen auch umfangreiche Torhäuser vorkommen, die als Schuppen, vereinzelt auch als Altsitzerwohnung dienen, so kann man im Zweifel sein, welches der eigentliche Ursprungszweck war. Vermutlich spielt der verhältnismäßig geringe Getreidebau hier hinein, der die selbständige Scheune entbehrlich machte und dagegen die Wiesen mit den „Micken" genannten Gestellen bebaute, auf denen die Heumieten, die „Kapitzen" (Oderbruch) oder „Kupken" (Warthebruch) aufgestapelt wurden (Abb. 104).



Abb. 16. Dielenhaus in Kemnitz.
Aufnahme von Dr. Reichhelm.

**Der Garten.** Nach der Straße ist der Hof mit einem Zaune abgeschlossen (Abb. 16), der heute in ziemlich gleichförmiger Weise aus einfachen Latten hergestellt ist. Bei dem Reichtum an gutem Holz, den vor der Separation die Allmende darbot, wurde der Zaun kunstreicher, besonders aber der Eingang kräftig hervorgehoben (Abb. 10). Wo das oben erwähnte Torhaus Platz gefunden hat, da ist allerdings auch der Garten in Gefahr gekommen. Es erdrückte oft den kleinen Vorgarten, der schließlich von seinem Platze vor dem Giebel des Wohnhauses verdrängt wurde oder aber als ein besonderer

Obst- und Blumengarten vor dieses Torhaus oder hinter das Gehöft (Abb. 17) trat. Wo er indessen auch liegt, er hat stets seine schlichte, bäuerliche Art beibehalten, die nicht in einer raffinierten Blumenzucht, nicht in einem sentimentalen Ausgleich der Farbenwirkungen besteht, sondern die auf einer naiven Mischung von Zweckdienlichkeit und gesunder Augenfreude beruht. Für eine linienscharfe Einteilung von Weg und Beet hat der Bauer keinen Sinn; er beschränkt diese Scheidung auf das Notwendigste und deutet sie oft genug nur durch eine Grasnarbe an. Um so länger hält er an dem überlieferten Bestand der Arten fest, die vielleicht vielfach früher als Heilkräuter in erster, als Blumenschmuck erst in zweiter Linie in Frage kamen. Rittersporn, Johannisbeere, Eisenhut, Goldlack, Reseda, Lilie, Rosen, Salbei, Rosmarin, Feuerbohne, Nelke, Stiefmütterchen, Veilchen, Aster, Flieder und Georgine sind die verbreitetsten Pflanzen der Bauerngärten, zu denen als Abschließungen Stachel- und Johannisbeeren und schließlich auch Gemüse treten. Am Hause rankt sich wilder oder echter Wein, Spalierobst, aber kein Efeu, der den Bauernaugen farblos, zu ernst und blumenlos erscheint. Und wenn der Bauer am Sommerabend schweigend auf der einfachen Gartenbank sitzt und vielleicht sein Pfeifchen raucht, dann gibt er sich wohl eher von allem Möglichen Rechenschaft als darüber, warum — einer uralten Garten- bzw. Hackkultur folgend — die Bäuerin die Pflege des Gartens als ihre Pflicht betrachtet. — Der eigentliche Obstgarten, der lediglich vom Standpunkte des Nützlichen beurteilt wird, ist in der Regel hinter dem Hause und untersteht der wirtschaftlichen Arbeit des Mannes.



Abb. 17. Wirtschaftsgarten in Bardenitz.
Aufnahme von Amtsrichter Rademacher.

**Der Brunnen,** zumeist in der Form eines Senkschachtes, dessen Öffnung durch eine senkrechte Brüstung geschützt ist, und dessen Wasser mittels eines, auf einer gabelförmigen Stütze sich bewegenden Hebels emporgeschöpft wird, heißt allgemein Pütte, Püttbrunnen (nach dem lateinischen Puteus). Eine drehbare Rollenvorrichtung, wie man sie in Süddeutschland vorzugsweise, im nordwestlichen Deutschland nicht selten findet, ist in der Mark nur an den Prunkbrunnen einzelner Schlösser und Städte bekannt. Der Brunnen findet seinen Standort möglichst nahe am Hause, am häufigsten beim Eingange. Neuere Brunnen sind als verdeckte Pumpen angelegt, wenn sie nicht von dem praktischen aber nicht gerade für das Auge angenehmen Abessynier verdrängt worden sind. In letzterem Falle rückt dieser auch gern in die Küche, wo er die Stelle einer Wasserleitung

vertritt. — Man kann im Dorfe nicht genug Brunnen haben; darum ist nicht selten ein solcher auch auf dem Anger, seltener auf der Ackerflur, an dem sich an milden Frühlingsabenden die heiratsfähige Dorfjugend mit Vorliebe ein Stelldichein gibt.



Abb. 18. Alter Backofen mit gemauerter Vorderwand.
Nach einer Zeichnung von Wilibald von Schulenburg.

**Backöfen.** Das slawische Haus besitzt in seinem Organismus häufig einen Backofen, der in der Regel auf der Rückseite des Hauses als ein kleiner Ausbau erscheint und mit einem, von Pfosten gestützten Schutzdach überdeckt ist. So kann man ihn besonders in Unterfranken finden; er verschwindet an der Grenze des fränkischen Volksstammes. Schon das niedere Vorland des Erzgebirges hat diesen Hausbackofen nicht mehr. Dafür tritt nach dem Norden — zuerst wohl als ein gemeinsames Eigentum des Dorfes, dann aber als Zubehör zu jedem größeren Bauernhofe — ein besonderes Gebäude für den Backofen auf. Zumeist ist nur die Einschiebwand und die gewölbte Decke aus Ziegeln, letztere noch heute als Luftziegelwand vorkommend, und das Ganze mit Ausnahme der Vorderseite mit Erde überschüttet, auf der eine eigene Flora emporkeimt (Abb. 18). Bisweilen ist diese Erdschüttung noch von einem besonderen Schutzdach überdeckt (Abb. 19).

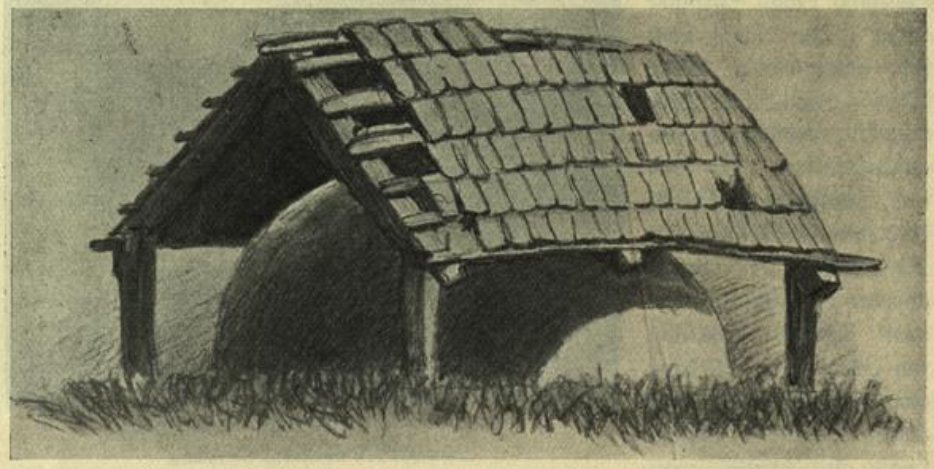


Abb. 19. Backofen mit Schutzdach aus Burg i. Spr.
Nach einer Zeichnung von Wilibald von Schulenburg.

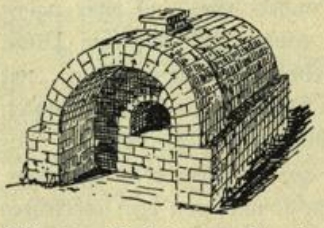


Abb. 20. Backofen aus Ziegeln in Padligar.

Schließlich erhält auch die Vorderseite zum Schutze der arbeitenden Person eine Art Vorlaube, das ganze Gebäude wird massiver, fester und dauernder, ja selbst von architektonischer Wirkung (Abb. 20 u. 21). An diesem einfachen Bau zeigt sich, wie aus kleinen Anfängen sich immer größere und solidere Anlagen entwickeln, die mit den bescheidenen Mitteln des ländlichen Maurermeisters zu echt künstlerischer Wirkung gesteigert werden, ohne andere als ländliche Baugewohnheit anzunehmen.



Abb. 21. Alter Backofen mit Vorbau. Burg i. Spr.
Nach einer Zeichnung von Willibald von Schulenburg.

## Das altsächsische Haus.

Als die Wissenschaft vor mehr als einem halben Jahrhundert begann, sich mit der deutschen Hausforschung zu beschäftigen und in schneller Erkenntnis der Lage einzelne Typen feststellte und ethnographisch umgrenzte, da fand die Provinz Brandenburg kaum eine Beachtung. Das charakteristische Niedersachsenhaus mit seiner weiträumigen Diele sollte seine äußerste östliche Grenze in einer von der Altmark nach der Odermündung laufenden Linie haben. Im Osten wurden wenige Exemplare eines Vorhallenhauses festgestellt und mit dem nordisch-ostgermanischen Typus in Verbindung gebracht. Alles übrige, auch das Haus der Spreewaldwenden, teilte man dem sogenannten fränkischen Hause zu und folgerte zugleich aus der immer weiter bis

ins Russische hinein angeblich festgestellten Einheitlichkeit dieses Hauses einen Eroberungszug tief in die Gebiete der anderen Haustypen. Das hat sich seit einigen Jahren geändert. Wir wissen, daß die Mark Brandenburg keine undankbare Wüste für die Hausforschung ist; wir erkennen auch immer mehr, daß sie sehr charakteristische, manchmal höchst altertümliche Haustypen einschließt.

Von dem urwüchsigen altsächsischen, auch westfälisch genannten Hause mit der großen Diele, dem Stall und der anhängenden Wohnung unter demselben Dach sind im Nordwesten noch sehr viele Beispiele vorhanden. Nach W. Peßler, der dieses Haus zum Gegenstand eines besonderen Studiums gemacht hat,[1]) gilt als Südgrenze des ehemaligen Sachsenhausgebietes eine Linie, die ungefähr von Wittenberge über Perleberg, Tacken,

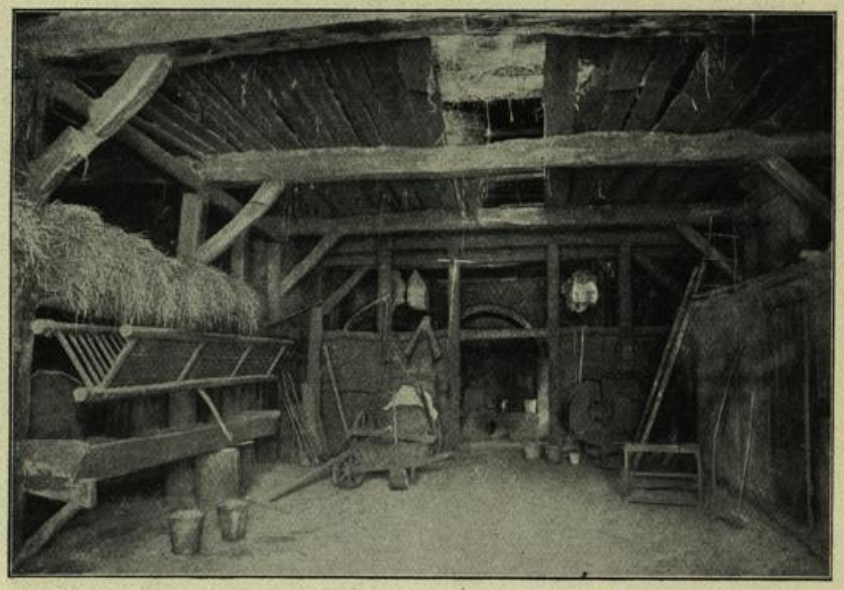


Abb. 22. Altsächsische Diele in Brandenburg.

Mertensdorf, Frehne, Meyenburg in das Mecklenburgische verläuft und etwas weiter als die von mir einige Jahre früher festgestellte reicht.[2]) Das gesamte nordwestlich dieser Linie gelegene Gebiet ist von ihm zum Teil noch heute, zum Teil aber früher besetzt gewesen. Auch nach Süden soll es, wie bei dem Dielenhaus nachgewiesen werden wird, bis in die Mittelmark, nach Osten bis an die Oder geherrscht haben. Einzelne Häuser, wie das des Besitzers Mertens in Mödlich von 1626, stammen noch aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Wenn auch das ehemalige Rauchhaus dank den behördlichen Verfügungen schon seit Ende des 18. Jahrhunderts durch den Einbau eines Schornsteines verändert ist, so hat sich doch die innere Einrichtung ziemlich unverändert erhalten

[1]) Willi Peßler: Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung. Braunschweig 1906.

[2]) Robert Mielke: Die Bauernhäuser in der Mark. Mit 88 Abbildungen. Archiv der Brandenburgia, Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg V, 1889.

(Abb. 22, 23 u. 70), wenigstens läßt sie sich aus den Umbauten des letzten Halbjahrhunderts, die sich hauptsächlich auf die Beseitigung des alten Herdes richteten, wieder herstellen. Treten wir ein durch den großen zweiflügeligen Eingang (Abb. 23 u. 24), so stehen




Abb. 23. Bauernhaus in Mödlich.



Abb. 24. Altsachsenhaus in Rosendorf (Vorderseite).

wir nach Durchschreiten des etwas schmäleren Vorderteiles, des „Vorschurs", bald auf der weiten Diele. Auf der einen Seite sind der Pferdestall und Gerätekammer, auf der anderen der Kuhstall und Kammern. Im Hintergrunde der Diele zieht sich das ehemalige „Flet", der einst mit einer niederen Herdsetzung versehene Küchenraum, quer durch das ganze Haus. An die Stelle der Herdes ist der „Schwibbogen", der Kamin getreten, oft daneben noch ein zweiter für den Altsitzer. Türen führen von hier aus ins Freie. Heute ist auch Diele und Fletraum schon oft durch eine Scheidewand getrennt; nur die Diele mit ihren Seitenställen, ihrer festgestampften Lehmtenne, ihrem offenen Gebälk, dessen schwarzglänzende Rauchkruste noch an die schornsteinlose Zeit des Hauses gemahnt, mutet an wie ein würdevolles altes Sachsenhaus (Abb. 22). Hinter der Herdwand befinden sich Stube und Kammern. Der ganze Bau mit seinem Ständerwerk,

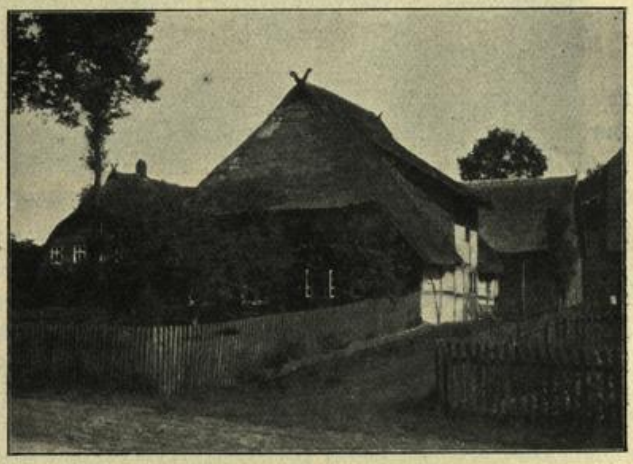


Abb. 25. Altsachsenhaus in Rosendorf.
Aufnahme von Photograph Zeisig in Perleberg.

den roten Ziegelfachen, dem mächtigen Strohdach und seinem altertümlichen Pferdeschmuck des Giebels über dem „Ulenloch" (Abb. 25) ist der märkische Vertreter des Altsachsenhauses, das über das nordöstliche Hannover und das westliche Mecklenburg mit dem großen Heimatgebiet unmittelbar zusammenhängt.

Die erste und durchgreifende Veränderung ging mit dem Herde vor und wohl erst im 18. Jahrhundert. Ein niedriger steingemauerter Herd war noch vor einem Menschenalter in einem Hause des Dorfes Mödlich vorhanden; er mußte wie viele andere weichen, als die Dorfstraße nach der anderen, dem Deiche zu gewandten Seite der Häuser verlegt wurde. Dadurch wurde die alte Stube in einen Durchgang umgewandelt und die erstere an das entgegengesetzte Ende des Hauses verlegt. In gleicher Weise sind viele Häuser der Lenzener Wische gewissermaßen umgekehrt worden. An anderen Stellen ist der Herdraum, dessen alte Bezeichnung „Flet"[1]) übrigens in der Mark nicht nachgewiesen ist, mit der Einführung des Schwibbogens zu einem Küchenraum geworden, der bisweilen (Abb. 26) eine Seite noch zu einem Zimmer abgegeben hat. In dem Dorfe Seedorf ist an dieser Stelle ein alkovenartiger Vorschlag, der „Butz"[2]) eingebaut, der als Schlafraum dient.

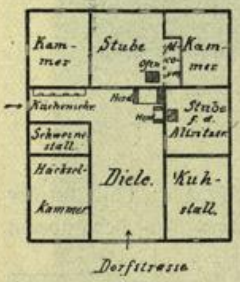



Abb. 26. Warnow.

Das Bestreben, die Stuben auf Kosten der Ställe zu erweitern, hat auch die Diele vielfach in der Weise umgestaltet, daß die einst offenen Wände, über die die Rinder in die Diele schauten, nach dieser hin geschlossen wurden, daß selbst die Wände vorgerückt wurden und nur noch einen schmalen Gang frei ließen. Dadurch ist die spätere Entwicklung zu dem Dielenhaus in ihren Grundzügen vorgezeichnet. Nur der Pferdestall behauptet noch zähe die alte Dachgemeinschaft, teilweise sogar in der alten Ursprungsform, in der das Walmdach tief heruntergezogen und durch Wände zu zwei besonderen Vorräumen vervollständigt wurden. Dadurch hat auch der Eingang einen offenen Vorplatz, den „Vorschuer", erhalten, der auf dem gesamten Gebiete des altsächsischen Hauses nicht fremd ist. Als letzte Entwicklung tritt schließlich der Pferdestall als ein selbständiges, mit eigenem Dache versehenes Vorhaus auf, das durch eine Türe vom Haupthause aus zu betreten ist.

Das Korn wird noch auf dem offenen Gebälk der Diele (Abb. 22) untergebracht, wenn nicht, was allerdings sehr häufig ist, eine besondere Scheune errichtet ist. Allerdings ist man auch bestrebt, die lose auf dem Gebälk liegenden Bretter in einen festen Bodenbelag umzuwandeln, da das Heraufreichen und Aufstapeln der Garben auf den schwankenden Boden oft Unglücksfälle herbeigeführt hat. Das Flet hat diese Bretterdeckung

[1]) Das Wort hat in den germanischen Sprachen und Dialekten die Bedeutung von flach (im Altnordischen flatr = platt) und ist in der lebenden Sprache als Flötz = Lagerstatt von Erzen und Mineralien erhalten. S. M. Heyne: Das deutsche Wohnungswesen. Leipzig 1899, S. 53.

[2]) Es kehrt das Wort in gleicher Bedeutung in Braunschweig, dem hannoverschen Wendlande und Friesland wieder. Die litauische Sprache, die viel germanisches Sprachgut von altertümlichem Gepräge aufgenommen hat, bezeichnet mit Bottas, Buttas, Butz den Herdraum, im weiteren Sinne das Gebäude; das Altnordische kennt Bud als Wohnung, das Althochdeutsche Budeo als Gebäude. Unser vulgäres Bude, das französische boutique, italienisch bottega u. a. leiten auf denselben Sprachstamm zurück.

mit der Einführung des Schwibbogens schon befestigt und damit einen Schritt zur Ausbildung des Küchenraumes gemacht. Auch der Speckwiem, jener schlittenartige Gerüstbau über dem Herde (Abb. 70), der zum Aufhängen der Räucherwaren diente, ist noch anzutreffen; er ist zum Teil bereits überflüssig geworden, seit man den offenen Herd durch den Schwibbogen ersetzte und das Räuchern in bestimmten vorgerichteten Gebäuden, den „Rökerhüsern", betrieb. Es sind dies nicht unmittelbar für diesen Zweck errichtete Gebäude, sondern Kleinbesitzerwohnungen, die unter bestimmten Umständen bei den alten Gewohnheiten blieben und die Räucherei als Nebenerwerb betrieben. Nicht das einzige, aber interessanteste ist das vielfach bereits abgebildete Rauchhaus bei Lenzen a. E. (Abb. 27).

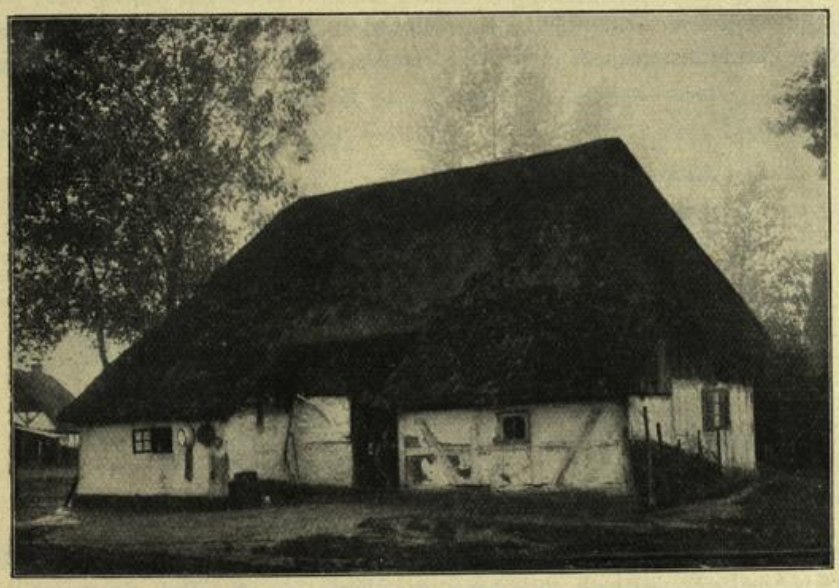


Abb. 27. Altes Rauchhaus in Moor.

Welches wird das Schicksal des stolzen Sachsenhauses in der Mark sein? Nach den Beobachtungen weicht es mehr und mehr zurück. Wenn es nicht gänzlich abgebrochen wird, fristet es als Schuppen oder Scheune noch ein kurzes Leben. Das Beieinanderwohnen von Tier und Mensch sucht die Gesundheitspflege, das Strohdach die Brandversicherung zu verhindern; Herd und Schwibbogen verdrängt die moderne Kochmaschine. Wirkliche Zukunft hat das Haus eigentlich nur in der Lenzener Wische, wo nicht nur ganze Dörfer aus ihm bestehen, sondern auch Neubauten die alte Überlieferung mit Berücksichtigung neuerer Bedürfnisse wieder weiter zu führen suchen. Es berechtigt zu der Hoffnung, daß das Altsachsenhaus in diesem Gebiete der Provinz wenigstens noch ein dauerndes Denkmal bleibe von dem sächsischen Bestandteil der märkischen Bevölkerung. Heute würde man von der Bedeutung dieses Zuwandererstromes keine rechte Vorstellung haben, wenn sich nicht mehr und mehr zeigte, daß auch ein anderer weit verbreiteter Haustypus der Provinz nur eine Abwandlung des Altsachsenhauses ist. Es ist dies das Dielen-

haus. Wie schon erwähnt, strebte die Entwicklung des Sachsenhauses dahin, die beiderseits der Diele gelegenen Ställe zu Stuben und Kammern zu machen und jene zu einem engen Gange einzuschränken. Was für Umstände es verursacht haben, die Wohnräume an die Eingangsseite zu verlegen und Herd- und Wohnraum dergestalt zu vertauschen, daß die Küche die Mitte, der Stall die hintere Giebelseite einnimmt, ist im einzelnen noch nicht klargestellt. Vermutlich aber hängt diese einschneidende Änderung mit der Wandelbarkeit des Herdes im Altsachsenhause[1]) und mit der Verminderung der Viehzucht zusammen. In dem großen Gebiet, das das Dielenhaus einnimmt, und das von einer Linie Dahme—Zossen—Berlin—Bernau—Oderberg und weiter die Oder abwärts[2]) begrenzt wird, ist im Gegensatz zu dem Altsachsenhausgebiet noch heute Ackerbau vorherrschend.

In Pommern, das ersichtlich ein früheres Stadium des Dielenhauses bewahrt,[3]) sind diese Verschiebungen noch in den einzelnen Vorgängen zu beobachten. Die Tendenz

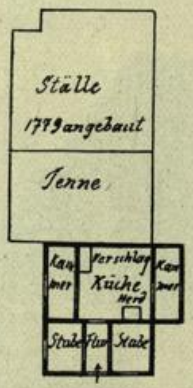



Abb. 28. Altes Haus in Herzberg.




Abb. 29. Altes Haus in Rohrbeck.

dahin ist schon in dem oben geschilderten Haus in Warnow (Abb. 26) vorhanden. Wenn man sich den Herdraum nach vorn durch eine Mauer von der Diele abgetrennt denkt, dann entsteht schon eine zentrale Küche, die für das Dielenhaus charakteristisch ist. Es brauchen nur noch die hinteren Wohngelasse mit den vorn gelegenen Ställen ausgetauscht zu werden, was sehr nahelag, weil das Vieh dann einen unmittelbaren Ausgang zum Hofe erhält, um ein fertig ausgebildetes Dielenhaus herzustellen. Begünstigt wurde diese Umwandlung durch die wachsende Abhängigkeit der Bauern von der Gutsherrschaft, die eine große Diele nicht mehr erforderlich machte, sondern für die Getreidevorräte die einfachen Stallgebäude in Benutzung zog.[4])

---

[1]) Belege für diese Unbeständigkeit des Herdes habe ich 1903 in der Zeitschr. f. Ethnol., S. 509 f. zusammengestellt.

[2]) Vereinzelte Dielenhäuser fand ich auch in der Neumark (Sammenthin bei Arnswalde, Cladow bei Landsberg a. W.), die wohl Ausläufer des pommerschen Dielenhauses sind.

[3]) Lutsch, Wanderungen durch Ostdeutschland zur Erforschung volkstümlicher Bauweise. Berlin 1888.

[4]) Für den Zusammenhang des Dielenhauses mit dem Altsachsenhaus spricht die Beobachtung, daß sein Ausbreitungsgebiet mit den romanischen Dorfkirchen zusammenfällt, die den

Eines der ältesten Häuser, das wohl schon aus dem 17. Jahrhundert stammt, läßt in dem unverhältnismäßig großen Küchenraum noch die einstige Diele erkennen (Abb. 28). Da das angegliederte Scheunen- und Stallgebäude nach Aussage des Besitzers 1779 errichtet, das Wohnhaus aber älter ist, so sind die dem Hause einst unmittelbar anhängenden Ställe wahrscheinlich diesem Anbau zum Opfer gefallen. In dem Dorfe Rohrbeck bei Spandau, das früher nur Dielenhäuser (1889 noch 5) besaß, standen vor wenigen Jahren noch zwei, die durch Inschriften für 1774 bzw. 177? festgestellt sind. Beide lassen besonders die Dreiteilung des Altsachsenhauses deutlich erkennen (Abb. 29). Falls einmal Ställe in dem Hause vorhanden waren, was unwahrscheinlich ist, dann sind sie früh schon entfernt und Wohnräume bzw. Kammern an ihre Stelle getreten. Der Herd ist nach vorn gerückt, um die benachbarte Stube mit zu erwärmen; nach einzelnen Andeutungen am Mauerwerk scheint er indessen früher am Ende des Hauses gelegen zu haben.

Aus diesen Übergangsformen ist das eigentliche Dielenhaus hervorgegangen, das in seinem ganzen Aufbau und in der Verteilung der Räume von dem Herd und dem




Abb. 30. Haus in Kerkow.

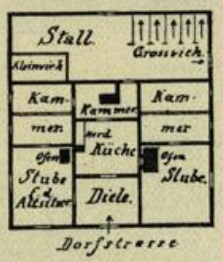



Abb. 31. Haus in Prenden.

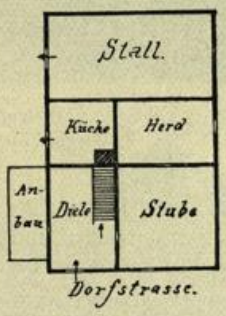



Abb. 32. Haus in Wichmannsdorf.

ihn umgebenden mächtigen Schlot abhängig ist. Der Herdraum bildet die Mitte des geviertförmigen, in seinem unteren Teile gemauerten, nach oben sich zu einem gewaltigen hölzernen und lehmverkleideten Schlot verengernden Baues. In einer Ecke steht der massive Herd; eiserne Krammen mit Haken dienten früher zum Aufhängen der Räucherwaren, werden aber heute kaum noch benutzt. Vor dem Herdraum liegt eine kleine Diele, von der rechts und links Türen in die Wohnstuben gehen. Eine Hintertür führt vom Herdraum, bisweilen durch eine kleine Hinterkammer, in den quer durch das Haus gelegten Stall. Wo er noch benutzt wird, steht das Vieh mit dem Kopf nach der Wand gewendet, was der altsächsischen Gepflogenheit widerspricht, hier aber begründet ist, weil die Jauche sich besser nach der der Langseite nahen Düngergrube ableiten läßt (Abb. 30 u. 31).

Unverkennbar trägt dieses Haus die Züge eines höheren Alters an sich, als die oben erwähnten, die der alten Berlin-Hamburger Verkehrsstraße naheliegen und auch

---

westlichen Turmeingang bevorzugen. Dagegen fällt die Ausbreitungszone des oberdeutschen Hauses zusammen mit den romanischen Kirchen mit Südeingang. Siehe Robert Mielke, Globus LXXXIV, 1903, S. 3 (mit Karte).

durch behördliche Verordnungen schon im 16. Jahrhundert beeinflußt worden sind.[1]) Die altertümlichsten Beispiele finden sich im Oberbarnim und in der Uckermark; hier hat es offenbar einst das ganze Gebiet beherrscht und ist in seiner Form festgehalten worden, weil es mit einem gleich altertümlichen und in der Herdanlage verwandten Haus zusammenstößt, dem Vorhallenhaus, das uns noch näher beschäftigen wird (Abb. 30—32).



Abb. 33. Dielenhaus in Bardenitz.
Aufnahme von Dr. Reichhelm.

Zwar nicht in seiner Wesenheit von dem Dielenhaus unterschieden, aber doch in seiner ganzen Art von einer so örtlichen Ausprägung, daß es als eine besondere Abart zu betrachten ist, hat sich dieses Haus im Südwesten Berlins entwickelt. Hier durchströmen die Nuthe mit ihrem Nebenfluß Nieplitz und die Plane große Niederungen, die sich weniger für den Acker- als für Wiesenbau eignen. Obwohl die Niederung nur wenige Meilen von Berlin entfernt ist, konnte sie unter vielem Ursprünglichen auch Erinnerungen an die Kolonisationszeit bewahren, weil sich der Verkehr zum großen Teil nur auf einer einzigen größeren Straße bewegte, und weil die ehemalige Herrschaft Lehnins und später der hohenzollernschen Landesfürsten der Erhaltung alter Überlieferungen nur günstig war. Hier hat sich das Dielenhaus nicht nur in recht altertümlicher Form, sondern auch künstlerisch behaupten können (Abb. 33). Die Vergrößerung des Rinder- und Pferdebetriebes infolge der Entwässerung der weiten Luche war schon in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts Veranlassung, den Stall aus dem Wohnhause zu entfernen und in eigene Gebäude zu verweisen. Daher haben viele der nach 1830 erbauten Häuser keinen Stallraum mehr, wohl aber ist der alte Grundriß trotzdem gern beibehalten. Bei älteren Bauernhäusern dagegen ist er noch völlig unberührt und gewährt einen Einblick in die Wirtschaftsweise, wie er sonst nur noch im Osten möglich ist.

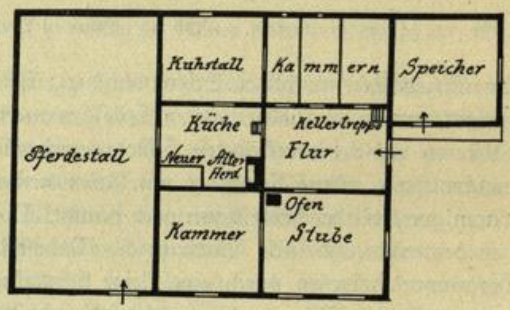



Abb. 34. Altes Dielenhaus von 1727 mit Speicher in Schlalach.

[1]) Siehe Bekmann: Historische Beschreibung der Kur- und Mark Brandenburg I, S. 287, Sp. 1.

Der Grundriß deckt sich im großen und ganzen mit dem der Uckermark; doch liegt der Stall in der Regel einen halben Meter tiefer als das übrige Haus, weil man mit ihm eine Dunggrube vereinigte, die nur ein- oder zweimal im Jahre entleert wurde. Man hat dann bis zehn Wagen Dung aus dem Stall auf die Felder gefahren. Sehr schön zeigte diese Einrichtung ein Bauernhaus aus Schlalach vom Jahre 1728, dessen Stall leider 1909 abgebrochen wurde, von dem aber zurzeit ein Modell für die Königliche Sammlung für Volkskunde in Berlin angefertigt wird (Abb. 34).

Die merkwürdigste Eigenart dieses Bauernhauses ist indessen ein Vorbau, der das Haus nach der Straße hin verlängert (Abb. 12 u. 35). Der Vorbau ist etwas schmäler, so daß er den Haupteingang freiläßt oder ihn durch das überragende obere Stockwerk, das auch der Hauptbau oft hat, schützt. Auch quergestellt findet man diesen Vorbau, dann aber schon losgelöst vom Hauptbau. Dieser Anbau, der heute als Remise oder als Altsitzerwohnung benutzt wird und in letzterem Falle einen eigenen Herd erhalten hat, ist eine Sonderbildung des ganzen Gebietes zwischen dem hohen Fläming und der Neiße; er gibt, wie in der Nuthe-Nieplitz-Niederung, bald ganzen Dörfern eine charakteristische Eigenart, bald ist er wie in der Niederlausitz eine vereinzelte Erscheinung.

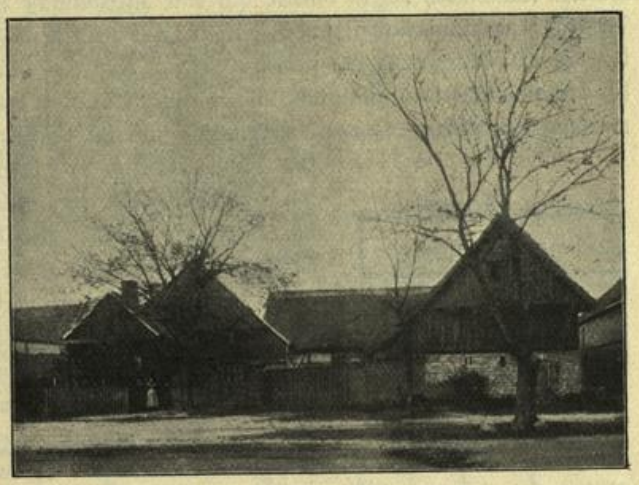


Abb. 35. Bauernhaus mit Speicher. Dennewitz.
Aufnahme von Dr. Reichhelm.

Auf die weitere Eigentümlichkeit, daß sich die unverkennbare Abwandlung des Altsachsenhauses mit einem oberdeutschen Wirtschaftshofe verbunden hat, ist bereits hingewiesen (S. 28). Nur in der Stellung der Scheune ist insofern eine gewisse Freiheit gewahrt, als für diese bisweilen das Torhaus benutzt wird, das oft eine geradezu monumentale Gestalt hat (Abb. 11). In einem der ältesten Häuser in Kemnitz, dem sogenannten Nachtwächterhaus, ist an die Stelle eines Hofeinganges ein bretterbekleidetes Fachwerk getreten, das nach dem Hof einen Laubengang, nach der Straße einen zweiten von doppelter Tiefe hat. Die Scheune ist hier noch im Hintergrunde des Hofes. In ähnlicher Weise, nur mit einem Laubengange straßenseits, ist diese Laube in Kemnitz an einem Stalle ausgebildet, doch scheint sie in diesem Falle jünger zu sein als die anderen Baulichkeiten.

Während eine Laube an dem Torhaus häufig und an dem Stall bisweilen vorkommt, und in diesem Falle sich an der Giebelseite befindet, ist der auf eine alte einheimische Überlieferung hinweisende Futtergang (Abb. 10 u. 16) die Regel. Die Unbestimmtheit in der

Anordnung der Laube, bald an der Giebel-, bald an der Langseite, hier am Stall, dort am Speicher oder am Torhause deutet an, daß sie ursprünglich nicht mit dem Organismus des Hauses zusammenhängt, sondern durch Entlehnung gewonnen wurde. Vereinzelt scheint sie dadurch entstanden zu sein, daß der Futtergang einfach auf der Giebelseite herumgezogen ist, um einen Raum für Wagen und Geräte zu gewinnen. Jedenfalls hat sie nichts gemein mit der Vorlaube an ostdeutschen Häusern, mit der wir uns noch zu beschäftigen haben.

## Das fränkisch-oberdeutsche Haus.

So einfach dieser Haustypus an sich ist, so verwickelt wird er, wenn man seiner Entwicklung innerhalb eines geschlossenen Gebietes nachgeht. In Brandenburg zumal, wo wir kaum noch hoffen dürfen, auf eine altertümliche Urform zu stoßen, hat dieser Typus so viel Änderungen schon in alter Zeit erlitten, daß es geradezu unmöglich ist, ihn auf eine Ausgangsform zurückzuführen. Und das um so weniger, als von Osten her das slawische Haus sich nicht nur in seiner Eigenheit behauptet und eine eigene Entwicklung eingeschlagen, sondern stellenweise sich mit deutschen Bauernhäusern vermischt hat. Eine Klarheit über diese gegenseitigen Beziehungen wird wahrscheinlich nie gewonnen werden; wir werden uns begnügen müssen, aus den einfachsten Gestaltungen wenigstens die Eigenart in großen Zügen festzustellen.

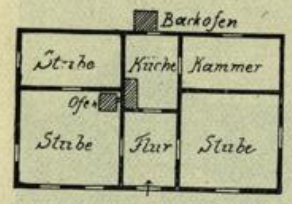



Abb. 36. Haus in Dubrow bei Crossen.

Das fränkisch-oberdeutsche Haus ist an und für sich auch bei uns noch aus den Überschichtungen örtlicher und zeitlicher Herkunft klar herauszuschälen. Die Tür befindet sich an der Langseite und führt auf den Flur, in einzelnen Gebieten Eren[1]) genannt, von dem aus eine Tür in die dahinterliegende Küche, je eine links und rechts in die Wohnstuben bzw. Kammern führen. Eine Leiter oder eine Treppe leitet vom Flur aus auf den Boden. Dieser so überaus übersichtliche und auch praktische Grundriß, von dem wir in Brandenburg außerordentlich viele finden, ist indessen das Ergebnis aus einer ungeteilten Urform, die nur im Südosten Europas noch in spärlichen Überbleibseln vorhanden ist.[2]) Trotzdem kann man in der Provinz noch recht altertümliche Häuser dieses Typus beobachten (Abb. 36).

Die Wertschätzung der Feuerstätte und die sich hieraus ergebende Gruppierung der Wohn- und Wirtschaftsräume ist in vielen Beispielen noch unverkennbar. Durchgehends ist dabei zu verfolgen, daß in der Mitte des Hauses der Herdraum liegt, dem zur einen Seite die Wohnräume, zur anderen der Stall angeordnet sind. Wenn der letztere auch gleichfalls in Wohnräume umgewandelt und der Herdraum durch eine Zwischenwand

[1]) In Ober- und Mitteldeutschland allgemein als „Eren" bekannt, hat im altnordischen arinn die Bedeutung von Feuerstätte und deckt sich im Sinn vielfach mit dem Flet. S. Heyne: Das deutsche Wohnungswesen S. 33, Anm. 63.

[2]) Meringer, Das volkstümliche Haus in Bosnien und der Herzegowina. Wissensch. Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina VII, Bd. 1900.

von dem Flur getrennt ist, so geht doch aus manchen, in der Entwicklung steckengebliebenen Häusern hervor, daß die in Brandenburg einst vorhandene Urform diese Dreiteilung: Wohnung, Herdraum, Stall besessen hat. Im einzelnen läßt sich das noch nachweisen. Das im Jahre 1898 abgebrochene Pfarrhaus in Dallgow bei Spandau, über dessen Veränderungen urkundliche Belege im Pfarrarchiv vorhanden sind, die bis zum Jahre 1671 zurückgehen, die das Haus aber noch in eine frühere Zeit zurückversetzen lassen, hat diese Dreiteilung noch bis in die letzten Jahre bewahrt.[1]) Ein oberes Stockwerk und mehrere Ausbauten sind, wie sich aus der Lage der Dachsparren und aus den das alte Haus tragenden Fundamentschwellen erkennen ließ, viel spätere Zutaten. Den räumlich bedeutendsten Teil nimmt der Mittelflur mit der zentralen Feuerungsanlage ein. Sie war durch eine Wand von einem Vorflur abgetrennt (Abb. 37), der nachträglich noch einmal geteilt wurde, um eine Wohnstube zu gewinnen. Der gemauerte breite Herd lag an der Rückwand dieser Stube und öffnete sich nach oben in einen gewaltigen Schlot, der sich zum Schornstein verengerte. Obwohl aus den späteren Einbauten hervorgeht, daß der sehr alte Herd nicht ursprünglich sein konnte und über die ehemalige Gestaltung keine Schlüsse zu ziehen waren, ist der übergroße Küchenraum selbst Zeugnis der altertümlichen Anlage. Die kleine Wohnstube und Kammer und der, von dem Herdraum nicht zugängliche Stall vervollständigen diese und stellen das Haus in dieselbe ursprüngliche Stufe, die Meitzen[2]) und Henning[3]) als Ausgangspunkt des Typus in Deutschland annehmen. Wenn es vielleicht noch zweifelhaft sein kann, ob der Flur und die Küche nicht

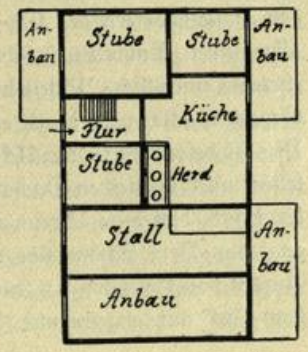



Abb. 37. Ehemaliges Pfarrhaus in Dallgow.




Abb. 38. Haus in Rübehorst.

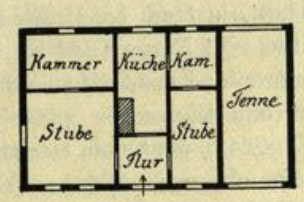



Abb. 39. Haus in Broichsdorf.

einen einzigen Raum gebildet haben, so wird dieser Zweifel behoben durch ein Haus in Rübehorst, Kr. Ruppin (Abb. 38), bei dem Flur und Küche noch vereinigt sind. Wir haben hier nicht nur dieselbe Tendenz, die bewohnbaren Gelasse an den Herd zu bringen, um teils den Rauch des Ofens in ihn abzuleiten, teils seine Wärme auszunutzen, sondern

[1]) Das Haus ist vermutlich stets Pfarrhaus gewesen; es zeigt aber, daß sich ein solches kaum von einem Bauernhaus unterschieden hat.

[2]) Meitzen, Das deutsche Haus in seinen volkstümlichen Formen. Tafel I, Fig. 2 u. 5.

[3]) Henning, Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung. Straßburg 1882, Fig. 2 u. 3.

auch das naheliegende Bestreben, dem benachbarten großen Stall einige Kammern abzugewinnen wie in Dallgow.

Nicht immer geht die Entwicklung dahin, den Herdraum durch eine Mauer von dem Flur abzuschließen, wie es in Dallgow und fast durchgehends an den älteren Häusern in Broichsdorf bei Freienwalde (Abb. 39)[1]) zu beobachten ist, sondern sie sucht auch die Küche von dem durchgehenden Flur in einen Seitenraum abzudrängen. So ist es in den Bauerndörfern des Ost- und Westhavellandes der Fall, die darin jedoch von der allgemeinen Entwicklung abweichen. In den weitaus meisten Bauerndörfern ist der ehemals einheitliche Mittelherdraum in der Längsrichtung in Flur und Küche, in einzelnen Gegenden selbst noch durch eine zweite Mauer in Vorflur, Küche und Hinterflur geteilt. Dies ist besonders in der Uckermark der Fall (Abb. 40), wo aber Stall und Tenne nur selten unter demselben Dache mit der Wohnung bestehen bleiben. Es liegt ja auch auf der Hand, daß diese Vereinigung sich nur in kleineren Verhältnissen erhalten konnte. So zeigt das Dorf Schönwalde, Kr. Sorau, das neben zwanzig Bauernhöfen eine größere Anzahl von Häuslern hat, bei diesen neben Stube, Kammer und allenfalls Altenstübchen, den Flur mit abgetrennter Küche, Rindviehstall und Scheune unter demselben Dach,

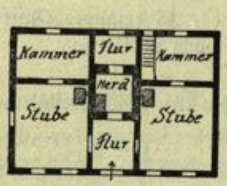



Abb. 40. Haus in Kerkow.

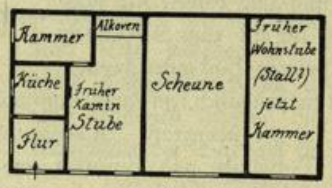



Abb. 41. Haus in Rietzer Lucht.

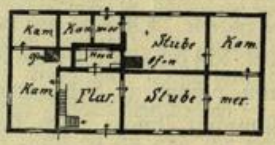



Abb. 42. Fischerhaus in Zolchow.

während die unter den früheren wirtschaftlichen Verhältnissen zurückgebliebenen Bauernhäuser dieselbe Einteilung mit Einschiebung von Häckselkammer und Pferdestall besitzen.

Häuser, in denen der Herdraum an die Giebelseite gerückt ist, sind in Brandenburg selten. In Rietzer Lucht bei Treuenbrietzen ist dies der Fall; jedoch dürfte das Haus einen alten Typus nicht repräsentieren (Abb. 41). Eine sehr alte Anlage kann man aus dem sogenannten Fischerhaus bei Zolchow, unweit Werder a. H., herausschälen (Abb. 42), wenn man die rechten Giebelkammern als spätere Anbauten unberücksichtigt läßt. Es ergeben sich dann rechts zwei Stuben, von denen die größere den alten, von der Küche aus heizbaren Ofen einschließt. Links sind der ehemalige, heute zu einer Stube eingerichtete Stall und in der Mitte der Flur, in dem sich der massiv gebaute Schlot als die alte Herdstelle erhalten hat. Er steht mitten in dem Flur, diesen in einen vorderen und hinteren Teil trennend. Die nochmalige Teilung des letzteren kann die Einheitlichkeit der früheren Anlage ebensowenig verwischen, wie die Schließung des Durchganges neben dem Herdraum. Der aus dem 18. Jahrhundert stammende Bau ist ein Vertreter des oberdeutschen Typus trotz der vielen Umänderungen.

Eine Entwicklung, die den einfachen und klaren Grundriß völlig verwischt, ist bei

[1]) Hier ist, wohl als Zeichen einer weiteren Entwicklungsstufe — das Dorf ist 1776 als Gutsdorf angelegt — an die Stelle des Stalles eine Tenne getreten; doch ist die Vermutung nicht abzuweisen, in der neben ihr liegenden Stube und Kammer den alten Stall zu sehen.

dem oberdeutschen Typus ausgeschlossen. Eine Annäherung an neuzeitliche Bedürfnisse vollzieht sich durch Abtrennen des Stalles und der Scheune, durch den Ausbau des Herdraumes zu einer Küche und schließlich durch den Aufbau eines zweiten Geschosses, wie es in der Nute-Nieplitz-Niederung, vielfach auch in den großen Dörfern der Prignitz, des Ruppiner Landes und des Havellandes der Fall ist. Aber auch innerhalb dieser Beschränkung hat der Typus in der Prignitz noch eine besondere Ausbildung erfahren, die allerdings mit der benachbarten Altmark in Verbindung steht. Hier ist das große Torhaus, das an und für sich in breiter Lage an der Straße steht, derart zur Altsitzerwohnung ausgenutzt, daß sie auf der einen Seite des großen Torweges, der Schuppen auf der anderen zu liegen kommt. An der Rückseite des Hofes, an der sonst die Scheune steht, wird jetzt das Wohnhaus des Hofbesitzers errichtet, zunächst noch mit den Scheunenräumen unter demselben Dache, später allein, weil die Scheune auf größeren Höfen die eine Seite des Hofes, das Stallgebäude die andere einnimmt. Bisweilen wird die Scheune, falls sie nicht an die Stelle des Schuppens gleich an den Mitteltorweg angeschlossen ist, so gelegt, daß dieser an die Seite geschobene Torweg unmittelbar in die Scheune leitet, ja bisweilen selbst zur Tenne wird, während für den Hofeingang eine offene Lücke übrigbleibt. Innerhalb

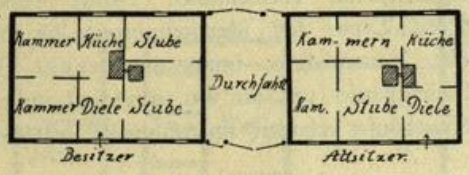



Abb. 43. Torhaus in Gr. Werzien.

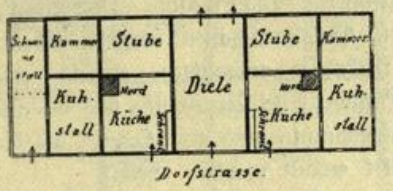



Abb. 44. Haus in Warnow.

dieser Entwicklung vollzieht sich neuerdings eine Änderung dahin, die Wohnung des Hofbesitzers mit der des Altsitzers zu vereinigen und dadurch ein umfangreiches, zum Teil wenigstens zweistöckiges Straßenhaus zu gewinnen (Abb. 43). Dieser, in der Prignitz herrschende, nur zaghaft in den Ruppiner Kreis vorgestoßene Typus scheint sein Vorbild in Thüringen zu haben, wo besonders in der Goldenen Aue die Höfe das Bestreben zeigen, das hier oft aus Steinen errichtete Torhaus zur Wohnung für den Altsitzer und später für den Hofbesitzer auszunutzen. Es fehlt freilich noch das Zwischenglied, das diese Höfe mit den altmärkischen und weiter mit den prignitzischen verbindet; dagegen würde, falls diese Vermutung richtig ist, die Tatsache andere, durch sprachliche Untersuchungen[1]) gewonnene Ergebnisse stützen, die eine starke fränkisch-thüringische Einwanderung für den südlichen Teil der Prignitz anzunehmen gestatten. Sicher aber ist dieser Typus keine junge Bildung, denn er hat selbst unter kleinbäuerlichen Verhältnissen Platz gegriffen, wenn er auch dabei — stark vereinfacht — noch seine charakteristischen Merkmale bewahrt hat. In Warnow, nordwestlich Perleberg, standen noch 1898 drei Anwesen, die aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts stammten und noch echte Rauchhäuser waren (Abb. 44). Der Rauch entwich durch Öffnungen über der Tür, die durch wagerechte Scheite gebildet waren. Zur Seite der großen gemeinsamen Diele ist je ein gesondertes

[1]) O. Bremer, Ethnographie der germanischen Stämme (Pauls Grundriß III). Mackel: Die Mundart der Prignitz. Jahrb. d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforschung XXXI, 1905, S. 69 f.

Anwesen unter dem gemeinsamen Dache, das aus Stube und Kammer an der Rückseite, aus Herdraum und Kuhstall an der Straßenseite bestand. Es ist das die Einschränkung auf bescheidene Verhältnisse, die sich aus größeren Verhältnissen, in denen Hof- und Altsitzerwohnung in gleicher Weise vereinigt sind, von selbst ergab.

Die kleine Bauernwirtschaft beschränkt sich, wie wir es oben (S. 46) gesehen haben, auf das einfache oberdeutsche Haus, dem der Stall und die Scheune angegliedert sind. Innerhalb des Wohnteiles erweitert sich der Typus durch das Eingliedern einer Altsitzerwohnung nicht unwesentlich dadurch, daß zwei gesonderte Küchen eingerichtet werden.

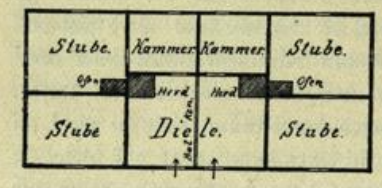



Abb. 45. Haus in Wichmannsdorf.

Sind keine Altsitzer vorhanden, dann wird die Wohnung auch vermietet. In ganz altertümlichen Verhältnissen, wie man sie in abgelegenen Gebieten, z. B. in Nantikow bei Arnswalde findet, ist der alte Herdraum mit zwei offenen Herden versehen, in anderen stehen diese auf einem gemeinsamen Flur, in entwickelbaren ist indessen die Scheidung durch eine Brandmauer streng durchgeführt. Die weiteste Verbreitung dieser einfach oberdeutschen Häuser haben die Gutsherrschaften bewirkt, indem sie den Typus fast übereinstimmend für die Insthäuser anwandten, obgleich auch alte Bauernhäuser benutzt wurden.[1]) In Grünberg bei Arnswalde sind die alten Bauernhäuser von der Gutsherrschaft einfach übernommen und als „Legen", als Tagelöhnerhäuser erhalten, neuere aber in derselben Art erbaut worden. Selbst wenn Domanialhäuser für mehrere Familien errichtet wurden, änderte sich wenig, es sei denn, daß ein gemeinsamer Herd für diese bestimmt wurde, was natürlich dem Hausfrieden nicht immer zuträglich war.[2]) Derartige Gutshäuser stehen noch in Potzlow bei Prenzlau, in Bellin, Alt-Töplitz bei Potsdam u. a. Dörfern. Vorschub ist der weiteren Verbreitung noch geleistet worden durch die Siedelungen Friedrichs des Großen, dessen Baumeister dieses Vorbild fast allein benutzten,

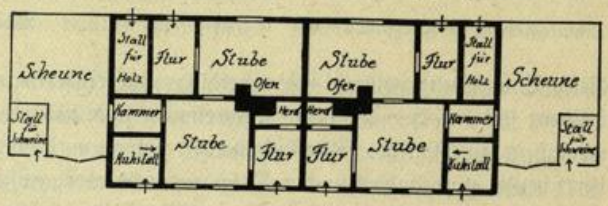



Abb. 46. Kolonistenhaus in Seydlitz (Warthebruch).

[1]) Neben alten Bauernhäusern kommen noch die Gemeindehirtenhäuser in Betracht, die ursprünglich in der Art der Bauernhäuser gebaut, aber je nach den Umständen auch für mehrere Familien eingerichtet wurden. In Polenzig a. d. O. standen früher drei Hirtenhäuser mit je zwei Wohnungen, die von der Gemeinde verkauft worden sind.

[2]) In Alt-Töplitz finden wir ein Dreifamilienhaus mit gemeinsamem Herd, in Blumberg sogar ein Vierfamilienhaus mit einer Küche und mehreren Herden. Die älteren zwölf von Friedrich d. Gr. in Neulietzegöricke 1754 angelegten Doppelhäuser haben gemeinsamen Flur mit zwei Herden, ebenso die etwas späteren in Pyrehne bei Vietz a. d. O., die heute verändert sind. Vielfach konnten allerdings die Küchen ganz fehlen, weil man in den Wohnzimmern Kamine hatte und das Backen von Brot in gemeinsamen Backöfen stattfand. So in Krämersborn bei Crossen, Jänischwalde bei Guben, Gertzlow bei Arnswalde. In Cöthen bei Freienwalde sind die Herde auf dem gemeinsamen Flur oder abgetrennt auf dem sogenannten „Vorgelege".

obwohl sie dabei häufig Doppelhäuser für je zwei Bauernfamilien errichteten. Das Dorf Seydlitz bei Landsberg a. W., das von Friedrich dem Großen angelegt wurde, besteht noch heute zur Hälfte aus solchen Doppelhäusern, bei denen Stall und Scheune unter demselben Dache sind (Abb. 46).

## Das wendische Haus.

Dieses Haus, das durchgehends als Blockbau vorkommt, ist über den ganzen Osten und Südosten verbreitet. Ob es bis in die Gegend von Berlin noch in geschichtlicher Zeit herrschend war, ist zweifelhaft, aber sehr unwahrscheinlich. Man spricht es allgemein[1]) dem oberdeutschen Typus zu, der bei den Wenden zu einer eigenen Ausgestaltung gediehen sei. Und in der Tat ist die Gleichheit im Organismus des Hauses überraschend mit dem des fränkisch-oberdeutschen. Erst wenn man ältere Formen mit dem letztgenannten vergleicht, machen sich recht bedeutsame Unterschiede bemerkbar. Die unterscheidenden Merkmale des wendischen Hauses liegen in der Form der Herdstelle und in der Lage des Wohnteiles zu diesem. Das Haus ist ein langgestreckter Bau, der in seiner frühesten Gestaltung Wohngelaß, Stall und (vielleicht nicht ganz so ursprünglich) auch die Scheunen unter demselben Dache vereinigt. Es sind also als früheste feststellbare Räume Herdraum, Wohngelaß und Stall anzunehmen, wie sie u. a. in einem Hause in Tschecheln bei Sorau bis 1870 erhalten waren (Abb. 47). Auch die 1874 abgebrannte, über ein Jahrhundert oder noch länger bestehende Schenke in demselben Dorf[2]) zeigte dieselbe Anordnung, nur daß hier die Küche vom Flur getrennt ist und altertümliche Herde enthält, von denen aus Bank- und Kachelofen der großen Stube geheizt werden konnten (Abb. 48).

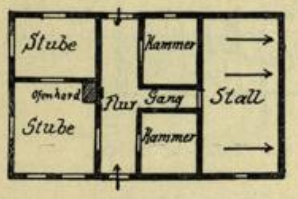



Abb. 47. Wendisches Haus mit Stall in Tschecheln.

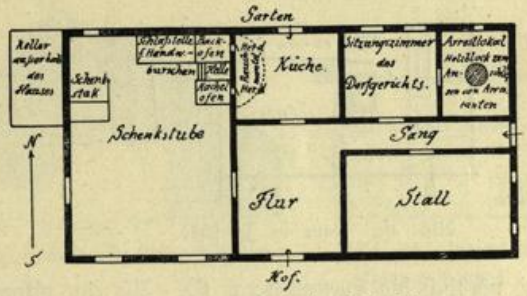



Abb. 48. Alter Krug in Tschecheln.

[1]) Auch ich in meiner angezogenen Veröffentlichung in dem Archiv der Brandenburgia. Angesichts der großen Verbreitung des Hauses in den Teilen Deutschlands, die ehemals slawisch waren, in Oberfranken, Thüringen, Sachsen, Brandenburg, Osthannover (das hier aber aus besonderen Gründen ausscheidet), Holstein, bin ich längst zweifelhaft geworden, ob der oberdeutsche Haustypus wirklich eine solche Herrschaft über die Slawen hat gewinnen können. Heute bin ich überzeugt, daß bei den Wenden ein ähnlicher Haustypus bekannt war, der der ungeheuren Verbreitung des oberdeutschen entgegenkam.

[2]) Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Lehrer Th. Brache in Tschecheln.

Die große Schenkstube, die die ganze linke Seite des Hauses einnimmt, ist nicht von dem Zwecke bedingt, denn es ist gerade diese große, von drei Hauswänden und der Flur- bzw. Herdwand eingeschlossene Wohnstube eine sehr bemerkenswerte Eigentümlichkeit der alten wendischen Häuser.[1]) Ein Haus in dem waldumgebenen Dorf Jerischke, südlich von Forst, gestattet einen Schluß auf die Umwandlung, die der Herdraum in den letzten Jahrhunderten durchgemacht hat (Abb. 49). Noch ist der ursprünglich einheitliche und schornsteinlose Herdraum erkennbar, auf dem der niedrige Herd wohl einst frei an der Wand stand. Hier hat er eine Ummantelung auf drei Seiten erhalten, die sich nach oben mit der rückwärts aufgebauten kurzen Mauer zum Schlote verengt. In dem Winkel zwischen dieser und der Flurmauer ist die Feueröffnung des Zimmerofens. Noch aber ist in Erinnerung an die alte Herdstellung die eine Seite nach dem Flur nicht geschlossen. Neben dem Flur haben wir wieder die große ungeteilte Wohnstube mit dem von außen heizbaren Ofen. Ein schwacher Versuch zur Teilung ist durch eine kurze Mauer gemacht, um die halbfinsteren Schlafstellen von der Stube leicht abzutrennen. Dieser zum Teil offene Raum begegnet uns unter dem Namen „Alkoven" in der ganzen Niederlausitz

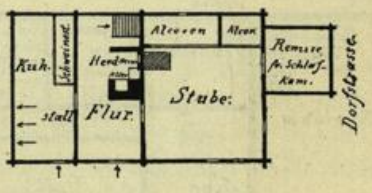



Abb. 49. Haus in Jerischke.

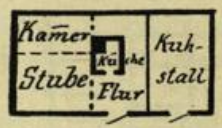



Abb. 50. Haus in Strado.

und nördlich bis Fürstenberg a. O. Als eine alkovenartige Erweiterung ist vermutlich der speicherartige Anbau aufzufassen.

Sehr altartige Häuser sind in den Dörfern zwischen Calau und Triebel erhalten, von denen solche aus Ogrosen und Strado genannt seien. Bei ihnen (Abb. 50) ist der Herd von allen vier Seiten mit Wänden ummauert, die sich nach oben zu dem Schlot verengern. Nur eine Türe führt in diese bisweilen „schwarze Küche"[2]) (Trebichow bei Crossen, Heidenau und Günthersberg) genannten Herdraum. Eine Seite dieses Raumes, der sein Licht von oben oder durch die Türe erhält, bildet wieder die Stube und Flur trennende Wand, die übrigen stehen frei inmitten des großen Flures, gewissermaßen ein besonderes Haus im Hause bildend. Der am Ende liegende frühere Kuhstall ist durch eine Blockwand vom Flur getrennt, die durch vier davor gestellte Pfosten gestützt wird. (Diese interessante Konstruktion wird uns noch weiterhin beschäftigen.) Wenn auch die andere Flurwand unmittelbar an die Herdmauer herantritt, dann wird der Herdraum durch eine zweite Tür mit dem hinter ihm liegenden Flurteil verbunden und auf diese

[1]) Wendisch ist hier nicht in der Beschränkung auf die Lausitzer Wenden gebraucht, sondern bezieht sich auf alle östlichen Dörfer, bei denen slawische Einflüsse anzunehmen sind.

[2]) Diese „schwarze Küche" spielt im Osten, in Ost- und Westpreußen, Posen und Polen eine nicht unwichtige Rolle und leitet wie das atrium der Römer in eine weit zurückliegende Zeit. Sie legt aber auch nahe, diese östlichen Gebiete als eine bestimmte Typenzone dem oberdeutschen Hause entgegenzustellen.

Weise ein Durchgang durch das Haus gewonnen, wenn dieser nicht zu einer Kammer umgeschaffen wird. In einem solchen Falle haben wir eine Entwicklung, in der sich das fränkisch-oberdeutsche und das wendische Haus begegnen. Während das erstere aber keineswegs an die zentrale Herdstelle festhält und den Herd mit Vorliebe in den Flur stellt, beharrt der wendische Herd bei der Mittelpunktlage und wird als ein besonderer Teil im Flure von Mauern umschlossen. In Trebichow bei Crossen erscheinen sogar die Stube und die dahinterliegende Kammer lediglich als eine spätere Einteilung des einst einheitlichen, mit Feuerstelle versehenen Raumes (Abb. 51). Immer drängt sich in alten Häusern die Beobachtung auf, daß die neben dem Flur bzw. neben der Feuerstelle liegende Stube ehemals nur eine Halle war, in die andere Gelasse erst nachträglich und nicht immer vollständig eingefügt worden sind. Selbst in den Spreewald, der keineswegs die ältesten Hausformen hat, kann man die Nachwirkung des alten Typus verfolgen. Wilibald von Schulenburg, der beste Kenner dieses Gebietes, hat einen Häusergrundriß veröffentlicht,[1]) der aus der Dreiteilung Stube, Flur und Stube besteht. Alle diese Räume haben rück-

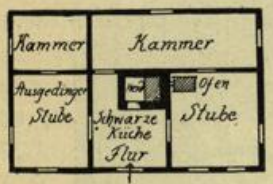



Abb. 51. Bauernhaus in Trebichow.



Abb. 52. Haus in Burger-Kaupen.

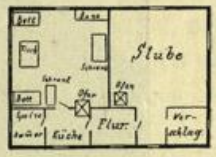



Abb. 53. Haus in Burger-Kaupen.

wärts eine Abtrennung, die bei dem Flur zur Küche wird, von der aus die Stubenöfen geheizt werden. Die den Stuben abgewonnenen Kammern sind entweder mit Tür versehen oder offen oder fehlen selbst, wie die Zwischenwand von Flur und Küche, völlig. Es tritt also auch in diesem seltsamen Gemisch von Kultur- und Urform die ehemals ungeteilte Gestaltung des Wohnraumes und die Abhängigkeit seiner Heizvorrichtung von dem alten Herdraum deutlich hervor.[2]) Ja selbst in einem kaum 50 Jahre alten Spreewaldhause, das nur zwei Stuben einschließt, ist die moderne Küche so in die nur durch eine dünne Wand getrennte Stube hineingedrängt, daß die alte Überlieferung des Zusammenhanges von Herdstelle und Stube sofort in die Augen springt (Abb. 52 u. 53).[3])

[1]) Zeitschrift für Ethnologie 18, 1886, S. 123 f.

[2]) Die alten Häuser, die Prof. Jentsch 1884 in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft (S. 434) veröffentlichte und die sich auf die Orte Buderose (1795), Coschen, Kummro, Grano, Grocko, Großbösitz, Guben, Osterberg, Haideschäferei, Horna, Jeßnitz, Laevitz, Nimnaschkleba, Oissig, Plesse, Pohlo, Schiedlow, Schlaben, Schlagsdorf, Starzeddel, Steinsdorf, Strega Taubendorf, Treppeln, Vogelsang und Weltho beziehen und als älterer Typus bezeichnet werden, lassen dieselbe Vermutung zu.

[3]) Man vergleiche hiermit den Grundriß eines oberlausitzischen Hauses, den R. Andree in seinen „Wendischen Wanderstudien" S. 63 veröffentlicht, der den Stubenofen (Kachelje) in den ungeteilten Herdflur reichen läßt, und man wird auch hier erkennen, daß das wendische Haus doch ein anderer Organismus ist als das fränkisch-oberdeutsche.

Auch im Osten des Regierungsbezirkes Frankfurt ist das Haus in gleicher Weise eingerichtet, wenn auch die Annäherung an das fränkisch-oberdeutsche größer ist als im Süden der Provinz. Der Herdraum ist auch hier als die charakteristische „schwarze Küche" ausgebildet. In einer Beschreibung[1]) vor der Mitte des 19. Jahrhunderts heißt es: Zwischen Vorder- und Hinterflur war ein weiter aus Luft- oder Ziegelsteinen hergerichteter Raum, senkrecht in der Höhe der Balken, von da ab spitzten sich die Wände allmählich zu, bis sie als Schornstein aus dem Dache hervorragten. Unten in diesem Raume befand sich an einer Ecke der Kochherd, und gleichzeitig waren an den freien Stellen die Öffnungen der Öfen zum Heizen. Wo der Schornstein begann sich zu verengen, waren zwei oder drei Stücken Hölzer durchgelegt, zwischen die das Fleisch und die



Abb. 54. Haus in Radensdorf.

Wurst zum Räuchern aufgehängt wurden. An einem dieser Hölzer hing eine Kette herab, an der ein größerer Kessel über dem Herde aufgehängt wurde. Später, als die gußeisernen Grapen mit Füßen in Gebrauch kamen, hörte die schwierige Arbeit des Aufhängens eines großen gefüllten Kessels auf. — Die Küche war dunkel, erhellt nur durch das Feuer auf dem offenen Herde, oder durch die geöffnete vordere oder hintere Flurtüre."

In denselben Gegenden tritt noch ein Typus auf, der zunächst etwas befremdet, der sich bei eingehender Betrachtung jedoch wieder zwanglos dem vorher geschilderten Hause anpaßt, aus dem er sich wohl auch entwickelt hat. Wie wir gesehen haben, zeigt auch das wendische wie das fränkisch-oberdeutsche Haus die Neigung, der Giebelseite einen Speicher vorzubauen (s. Abb. 54), der aber trotz der innigen baukonstruktiven Verbindung eine gewisse Selbständigkeit, besonders durch das eigene Dach, bewahrt. Diesen nur einen Raum einschließenden Ausbau hat man aber auch von innen aus der Organisation des

[1]) Freundlichst mitgeteilt durch Pfarrer Krumheuer in Nantikow.

Gesamthauses heraus erzielt, indem man das große gemeinsame Dach unangetastet ließ und nur einen Teil der Eckwände zurückrückte, um neben der kleinen Vorkammer noch einen Vorplatz zu gewinnen. Das Dach ist in diesem Falle von einem Eckpfosten gestützt und der Vorplatz dadurch zu einer Ecklaube geworden, ohne indessen diesen Namen zu

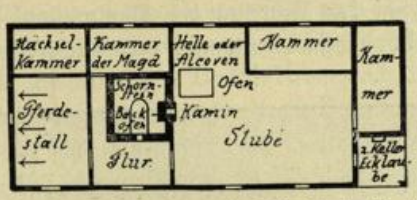



Abb. 55. Bauernhaus mit Ecklaube in Aurith.

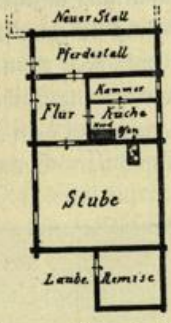



Abb. 56. Haus in Rädnitz.

führen. Solche Häuser stehen in Rädnitz bei Crossen und in Aurith bei Frankfurt (Abb. 55, 56 u. 58, beides an der Oder gelegene Dörfer. Die Frage, ob diese Ecklaube eine Ausstrahlung der unterhalb Cüstrin gelegenen Oderdörfer mit ihren Laubenhäusern sei (s. S. 56), muß verneint werden, weil diese mit ihrem Grundplan in der Richtung des Firstes, jene aber von den Langseiten aus orientiert sind. Es scheint viel näher gelegen, den Ausgang von dem Speicher herzuleiten, der auf diese Weise zwanglos und viel billiger hergestellt werden konnte. Wir haben auch einen Hinweis auf den Hergang in einem Hause aus Starzeddel bei Guben (Abb. 57), bei dem, wie an den durchlaufenden Schwellen noch klar ersichtlich ist, die beiden Eckwände einfach herausgebrochen wurden, um eine Ecklaube und eine daneben liegende Kammer zu erhalten. 1901 standen von diesem Typus noch drei Häuser in Starzeddel und ein durch eine ähnliche Einbuchtung vielleicht hierher gehöriges in Guben.[1])



Abb. 57. Haus mit Ecklaube aus Starzeddel.
Aufnahme von Otto Sonneberg in Guben.

Das Innere dieser bäuerlichen Häuser schließt sich eng an das wendische mit seinem großen Mittelherdraum an. Zweifelhaft ist es, ob der südwestliche, in den Kreisen Belzig, Jüterbog und Teltow vorkommende Speicher diese Ecklaube verursacht hat, oder ob sie von selbst entstanden ist. Für das erstere spricht wenig, für das andere viel, namentlich, daß zwischen beiden Gebieten eine zehn Meilen breite Zone liegt, in der der Speicher noch nicht nach-

[1]) Nach freundlicher Mitteilung von Prof. Dr. Jentsch in Guben.

gewiesen ist. Es scheint daher, als ob der Vorbau an wendischen Häusern — und vorwiegend in Dörfern mit einer Fischerbevölkerung (Aurith, Rädnitz, Pommerzig an der Oder, Behnau am Bober, Starzeddel an der Lubst, Burg im Spreewalde, nur Klinge und Tschernsdorf liegen nicht unmittelbar, aber in der Nähe vom Wasser) als eine selbständige Entwicklung anzusehen sei, die dann vielleicht unter dem Einfluß der westlichen Bauüberlieferung stellenweise zum vollständigen Speicher wurde.

Fassen wir noch einmal zusammen, was an dem wendischen Hause bemerkenswert ist: die große ungeteilte Stube, die stets in der Mitte gelegene „schwarze Küche", die innige Verbindung dieser mit dem Stubenofen und das Bestreben, den Flur mitsamt dem Herdraum als die wichtigste Grundlage der Wohnung auch räumlich hervorzuheben, dann darf



Abb. 58. Rädnitz (das mittlere Haus mit Ecklaube).

man dem wendischen Haus auch eine selbständige Stellung zubilligen. Demgegenüber schlägt das fränkisch-oberdeutsche Haus eine Entwicklung ein, die den Herd aus der engen Hülle des Schornsteins freizumachen und dem Herdraum einen stubenartigen Charakter zu geben sucht. Diese Küchenstube ist nicht an die Mitte des Hauses gebunden, sondern rückt nach den Umständen an andere Stellen. Der Herd ist zwar in Verbindung mit dem Ofen, aber diese Verbindung ist mehr äußerlich und beschränkt sich oft auf die gemeinsame Benutzung des Schlotes, während die Feueröffnung in die Stube verlegt wird. Die große, von Vorder- zur Rückwand reichende Stube ist sehr selten, weil man ihr fast stets eine selbständige Kammer abzugewinnen weiß. Freilich sind die Abweichungen nicht derart, um ein durchaus selbständiges Haus anzunehmen, wohl aber gestatten sie, beide Typen auf eine gemeinsame Urform zurückzuführen, die weit hinter der erkennbaren Geschichte unserer Haustypen liegt, die vermutlich der Wiege der indogermanischen Kultur nahe steht.

## Das Vorhallenhaus.

Neben den geschilderten Haustypen haben wir in Brandenburg noch einen weiteren, der mit keinem der anderen zusammenhängt, sondern für sich allein zu betrachten ist. Nach dem architektonisch hervortretendsten Merkmal hat man diesen Typus das Laubenhaus genannt. Er ist aber richtiger, sowohl nach der konstruktiven als auch nach seiner Entwicklung, als Vorhallenhaus zu bezeichnen. Seine Verbreitung ist hauptsächlich in der Neumark, sie hat hier aber besonders an der Oder ein dicht zusammenhängendes Gebiet, das nach Norden in das Pommersche, nach Westen in die Uckermark übergreift. Nach dem Osten wird die Verbreitung zunächst spärlicher, um dann über Westpreußen, wo besonders die Umgegend von Deutsch-Krone reich an solchen Vorhallenhäusern ist, mit dem etwas altertümlicheren Gebiet im Kreise Berent, im Süden mit dem posenschen zusammenzustoßen, das sein Zentrum in der Netzeniederung bei Filehne hat. Alle diese Gebiete weisen in der inneren Einteilung Verschiedenheiten auf, die indessen den Typus nicht wesentlich umgestalten.

Die brandenburgischen Vorhallenhäuser zeigen deutlich, daß sie — im Vergleich mit den weiter östlich verbreiteten — eine jüngere Entwicklung des Typus darstellen. Die Giebelseite des häufig zweigeschossigen Hauses ist der Straße zugekehrt. Das Dach springt weit vor und wird von Pfeilern oder dicken Holzpfosten getragen, wodurch eine räumlich ganz bedeutende Vorhalle entsteht, unter der sich, meistens in der Mitte, seltener an der Seite, der Zugang befindet. Dieser öffnet einen Gang, der geradenwegs zu dem großen Herdraum führt und die Mitte des ganzen Hauses einnimmt. An den Seiten des Ganges und des Herdraumes liegen Kammern und Stuben; hinter dem letztgenannten zieht sich der Stall quer durch das ganze Haus. Der Herdraum selbst verringert sich nach oben zu einem Schlot, der häufig nur aus lehmverkleideten Brettern besteht, auf dem First aber mit einem gemauerten Schornstein endigt. Türen führen von dem Flur in den Herdraum und von diesem in den Stall. Auf den ersten Blick hat dieser Grundriß unverkennbar eine große Ähnlichkeit mit dem Dielenhaus. Wenn die Vorlaube durch Zubau oder durch Abbruch verschwunden ist, kann man überhaupt einen Unterschied zwischen einem alten Dielen- und Vorhallenhaus nicht mehr feststellen. Eine Identität beider Typen muß, wie sich das noch ergeben wird, abgelehnt werden. Dagegen hat bei der nahen Berührung zweifellos eine Beeinflussung dahin stattgefunden, daß das Dielenhaus den quergelegten Stall übernahm, als es sich aus dem Altsachsenhause zu seiner brandenburgischen Sonderstellung abwandelte. Auf der anderen Seite ist aber die Vorhalle etwas so Eigenartiges, daß sie um so weniger nur eine kleine örtliche Spielart darstellt, als sie konstruktiv mit dem ganzen Organismus des Hauses verwachsen ist. Nur eine lange Entwicklung kann sie mit dem Hause verbunden, nur ein gleichmäßiges Aufsteigen aus ganz bestimmten Vorstellungen heraus sie über ein weites Gebiet in fast derselben Ausgestaltung herangebildet haben. Daß das Haus sich von dem pommernschen und westpreußischen unterscheidet, liegt eben in der Berührung mit anderen Typen, die im Westen häufiger und einflußreicher war als im Osten. Während hier aber das Herkömmliche treuer bewahrt wird, ist bei uns mit dem Hause selbst auch im Innern manches verwischt und verändert worden. Wegen seiner Feuergefährlichkeit und vor allem wegen des großen Holzver-

brauches ist der alte Herd selten noch in Benutzung; man hat dann neben ihm einen neuen errichtet oder ihn in eine benachbarte Kammer gewiesen, die dann zur Küche wurde. Auch der Stall, der für Pferde, Rinder und Schweine bestimmt war, ist, da auch für diese Tiere ein gesonderter Stall errichtet worden ist, überflüssig geworden und in einen Schuppen oder Arbeitsraum umgewandelt worden. Es bezeugt eine große Viehzucht, wenn z. B. in einem Vorhallenhaus zu Zäckerick an der Oder (Abb. 59) einst 16 Kühe untergebracht waren, die mit dem Kopfe nach der Wand zu standen.

Die gewaltige Vorlaube hat einen praktischen Zweck nicht mehr, was als Beweis dafür dienen kann, daß sie ein recht hohes Alter besitzt. Zwar werden die „Läwinge", „Löwinge" oder „Vorläb" dahin gedeutet, zum Unterfahren der Wagen oder (im Oderbruch) zum Trocknen der Tabaksblätter gedient zu haben. Dies sind aber nur Verlegenheitsgründe, um die fehlende Kenntnis zu verdecken; nur das ist sicher, daß die Vorlaube für einzelne Gewerbe recht vorteilhaft war, wie für Tuchmacher, Tabakbauer, Schmiede und vor allem für Gastwirte. Die beiden zuletzt Genannten haben denn auch die Vorlaube nach am treuesten bewahrt. Die dörfliche Schmiede wird sie wohl auch in Zukunft behalten, während der Gastwirt mit dem Aufhören des Fuhrverkehrs, der die Vorlaube (aber nicht den damit im Osten verbundenen Grundriß) weit nach dem Westen, bis an die Elbe getragen hat, sie bei Neubauten nicht mehr errichtet.



Abb. 59. Haus in Zäckerick.

Daß hier wirklich eine alte Bauüberlieferung vorliegt, bezeugt uns Merian, der in seiner zirka 1650 erschienenen märkischen Topographie ein solches Haus im Bilde aus Arnswalde überliefert, das zwar bei seiner Kleinheit keinen Giebeleingang zeigt, das indessen zweifellos ein solches Vorhallenhaus jener Zeit darstellen soll. In der Uckermark, wo diese Häuser nur noch vereinzelt vorkommen, sind sie auch größeren Veränderungen unterworfen worden, aber ohne dabei den Gesamtorganismus zu verwischen. Zumeist handelt es sich dabei um die Verlegung der Küche in einen Seitenraum, um die Umwandlung des Stalles in eine Remise und (in einem Fall) um die Fortnahme der Laube, wodurch das Haus allerdings arg verstümmelt wurde.

Selbst wenn man mit der größten Zurückhaltung an die Frage des Ursprungs der Laubenhäuser herantritt, wird man die weite östliche und nördliche Verbreitung nicht übersehen dürfen. Daß das alte nordische Haus ein einzelliges Herdhaus mit einer mächtigen Giebelvorlaube war, ist eine anerkannte Tatsache, die durch die in Norwegen noch erhaltenen Beispiele gestützt wird. Schwerer ist die ethnographische Stellung im slawischen Osten festzustellen, wo es verhältnismäßig selten vorkommt. Aber es leiten die volkstümlichen Namen auf einen germanischen Ursprung zurück.[1]) Wir müssen demnach die Vorhallenhäuser auf ein germanisches Vorbild beziehen, für das uns die Ausgrabungen

[1]) Polap, pulap, przylap = Laube. S. Jagič im Slawischen Archiv II, 213. Henning, Das deutsche Haus S. 83 führt auch belka, cwela und szahulce auf deutschen Ursprung zurück.

auf der Römerschanze bei Potsdam[1]) und Buch[2]) auch die Beweise an die Hand geben. Es wird nicht zu weit gehen, unsere märkischen Vorhallenhäuser unmittelbar den Ostgermanen zuzuschreiben, nicht den Slawen, die den Typus nur übernommen haben. Wir würden damit aber ein nicht zu unterschätzendes Beweisstück in die Hand bekommen für das Zurückbleiben beträchtlicher Germanen während der Zeit der slawischen Überflutung. Welche Schlüsse sich sonst noch ziehen lassen, möge hier unerörtert bleiben. Man wird aber erkennen, daß die märkischen Bauernhäuser ein Stück Entwicklung bewahrt haben, das weit in die vorchristliche Zeit zurückgeht.

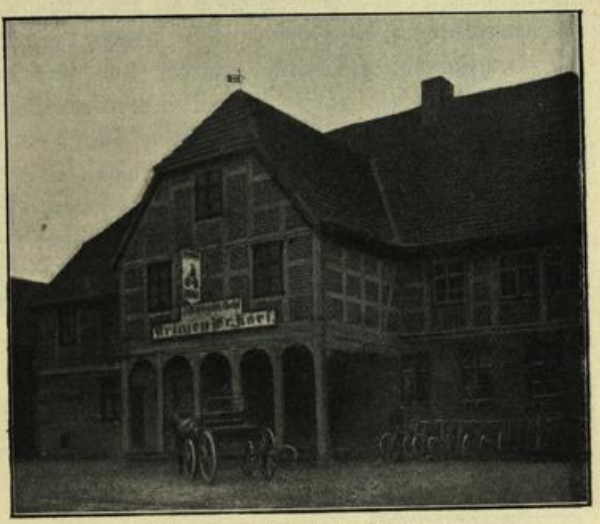


Abb. 60. Gasthof in Grünfeld.

Die Vorlaube ist auch bei anderen Häusern zu finden, ohne hier jedoch eine typische Bedeutung zu gewinnen. Da es sich in den bisher festgestellten Fällen immer nur um Gasthöfe handelt, für die eine Vorlaube früher einen praktischen Wert besaß, so ist die Verknüpfung eines so in die Augen fallenden Bauteiles mit dem Langhause begreiflich (Abb. 60).

## Das städtische Haus.

Soweit das städtische Haus nicht eine kunstgeschichtliche Betrachtung erfordert, was im 4. Bande geschehen soll, gehört es in das volkskundliche Gebiet. Denn die typische Gebundenheit, die wir in den Dörfern treffen und die als Ergebnis einer vielhundertjährigen Volksgewohnheit entstanden ist, hat auch das städtische Haus in bestimmten Formen festgehalten. Das ist natürlich, weil die Kolonisten, die einst auf den Ruf der anhaltischen Fürsten unsere Städte besiedelten, ihre Lebens- und Wohngewohnheiten in diese übertrugen, nur mit dem Unterschiede, daß die räumliche Enge des Stadtgebietes bestimmte Forderungen an den Hausbau stellte, und daß für die Einwohner nur deutsche Elemente, nicht aber auch wendische in Betracht kamen. Damit schied das wendische Haus von vornherein aus. Der dem einzelnen zur Verfügung stehende Raum bedingte eine schmale, aber dafür tiefe Baustelle, die im Bedarfsfalle durch Aufsetzen eines oder auch mehrerer Stockwerke weiter ausgenutzt wurde. In der Regel sind die Baustellen in den alten Städten auf das typische Dreifensterhaus zugeschnitten. Sie zog dann weiter

[1]) Prähistorische Zeitschrift I S. 209.
[2]) Ebenda II S. 371 und Monatsblatt der Brandenburgia. XVIII, 1909, S. 409.

die Giebelstellung des Hauses nach sich, die wir als die übliche in den alten Kolonialstädten finden. Erst später, als nach verheerenden Bränden und unter dem Einflusse der Landesherren manche Städte ein ganz anderes Straßensystem erhielten und auch andere wirtschaftliche Verhältnisse die durch die alte Ringmauer gebundene Bauordnung lösten, wurde, wie in Neu-Ruppin, Potsdam, Schwedt und anderen Städten, die Fünffensterfront beliebt, oder es trat durch die besonders nach dem Dreißigjährigen Kriege verbreitete Umwandlung des Giebelhauses in ein Langhaus eine fast unbeschränkte Zahl der Fenster auf, die dann freilich auch bei dem Ein- oder seltener Zweistockwerkbau blieb.



Abb. 61. Haus in Niemegk.

Wenn also das Giebelhaus bereits durch den Stadtplan bedingt war, so hat doch die Herkunft der städtischen Kolonisten auch manche Eigentümlichkeit der heimischen Bauweise mit in die Stadt getragen, wobei aber zu beachten ist, daß Zuwanderer aus westlichen Städten bereits ein typisches Haus mitbrachten. Man kann aber trotzdem noch manche Beziehungen zwischen dem städtischen und dem bäuerlichen Hause der Umgebung aufdecken, da die Landwirtschaft auch für manche Stadt einen nicht unbeträchtlichen Umfang besaß. Ein altes Haus in Niemegk, das wohl in seinen Hauptteilen in die Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege zurückgeht, gibt eine Vorstellung von dem typischen Stadthaus mit altsächsischer Herkunft (Abb. 61). Das untere Geschoß ist ursprünglich mit Ausnahme eines kleinen, an der Straßenseite gelegenen, vermutlich für ein Gewerbe bestimmten Raumes eine ungeteilte Diele, von der aus eine Treppe in die höher gelegene Wohnung führte (Abb. 62). Dieser sächsische Dielenraum, der in den nördlichen Hansastädten eine gewöhnliche Erscheinung war, ist dann vom

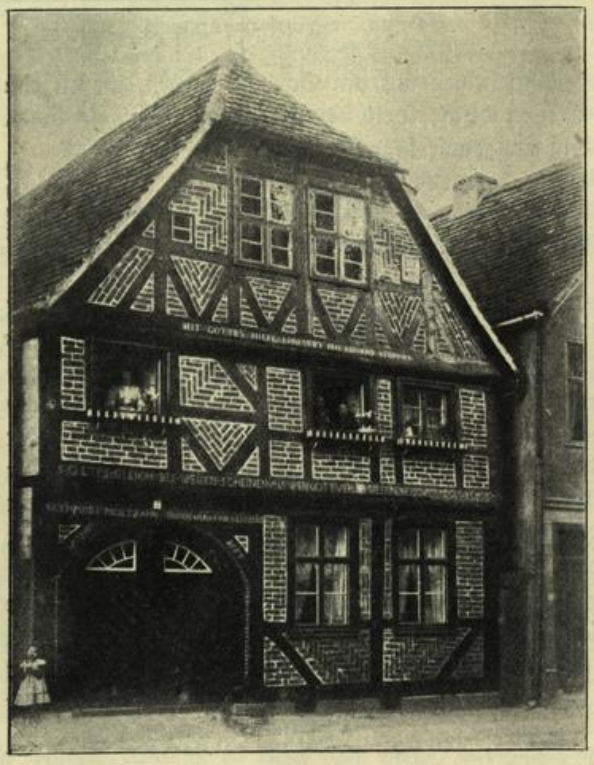


Abb. 62. Fachwerkhaus in Perleberg.

17. Jahrhunderts an mehr und mehr zu Arbeits- und Wohnräumen umgewandelt worden; nur ein schmaler durchgehender Flur ist übriggeblieben. Es vollzog sich hier dieselbe Entwicklung, die vom Altsachsenhaus zum Dielenhaus geführt hat. Daß gerade dieses Haus so eng mit dem märkischen Handel und mit der Blüte der Hanse verknüpft ist, hat seine Ursache in den Vorteilen eines großen Dielenraumes und in der Unzulänglichkeit für eine städtische Landwirtschaft. Wo diese stärker hervortrat — nach dem Dreißigjährigen Kriege und in den Außenvierteln älterer Städte —, da genügte das schmale Grundstück für die Errichtung von Stall und Scheune um so weniger, als auch das Wohnhaus nicht geeignet war für diese landwirtschaftlichen Nebenräume. Man machte dann bei Neubauten lieber die Traufseite zur Hauptfront, wodurch eine Annäherung an den fränkisch-oberdeutschen Stil äußerlich zutage trat (Abb. 63 und 64). Aber auch in der inneren



Abb. 63. Stadthaus in Baruth.

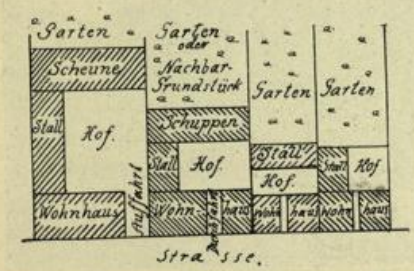



Abb. 64. Typische Anlagen städtischer Häuser in Treuenbrietzen.

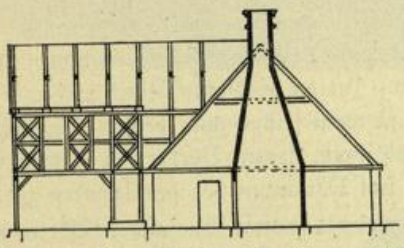


Abb. 66. Altes Stadthaus in Lenzen a. E. (Schnitt durch Vorlaube und Küche.)

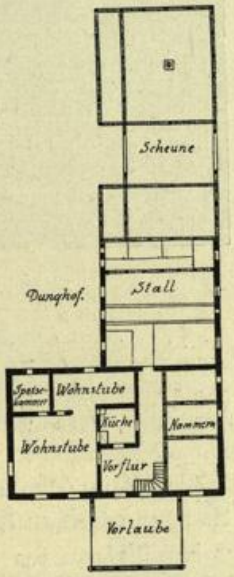



Abb. 65. Altes Stadthaus in Lenzen a. E.

Einteilung trat die — bewußte oder unbewußte — Anlehnung hervor, weil bei dem Aufgeben der Diele der ganze untere Geschoßteil zu Wohn- oder Arbeitsräumen ausgenutzt wurde. Da entsteht dann ein Haus, wie in Lenzen a. E., das man keineswegs als eine Abwandlung des fränkisch-oberdeutschen betrachten darf, das aber

nichtsdestoweniger aus Gründen der Zweckmäßigkeit zu einer ähnlichen eingebauten Küche und zu beiderseitig dem durchgehenden Flur angegliederten Wohnräumen gelangt wie das erwähnte Haus (Abb. 65 und 66).[1]) In der Regel kommt man bei dieser Anlage mit vier bis sechs Fenstern aus, die den zweigeschossigen Häusern oft ein stattliches Aussehen geben. Erst der von den preußischen Königen, besonders von Friedrich dem Großen bevorzugte Palaststil ging darüber hinaus, ohne die fränkisch angehauchten Grundrisse wesentlich zu ändern.

Das mittelalterliche Giebelhaus fand im Südosten, der lange Zeit zu Schlesien gehörte, eine von hier aus beeinflußte Sonderheit in den den Markthäusern vorgelegten Lauben (Abb. 67 u. 68). Sie bildeten einen völligen Umgang um den Markt, während sie



Abb. 68. Laubenhäuser in Schwiebus.

für jedes einzelne Haus eine Art von Vorhof waren, in dem die gewerblichen Arbeiten der Bewohner erledigt wurden. Eine Diele, wie beim sächsisch beeinflußten Hause, war an diesen Giebelhäusern nicht vorhanden. In der westlichen Mark gibt es heute zwar keine städtischen Laubenhäuser, doch sind sie wohl früher auch verbreitet gewesen. 1284 erteilen die Markgrafen Otto und Konrad ihren „treuen Bürgern in Ratenaw" die Erlaubnis, die ihnen gehörigen Hausstellen mit Vorlauben vor den Häusern zu bebauen.[2])

Aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts stammt eine andere Art von Häusern, die gewissermaßen Vorläufer von Kasernen waren. Es sind dies die sogenannten Reiterhäuser für Kavallerie, die im Untergeschoß die Ställe, im oberen Wohnungen für die Reiter enthielten. Solche gibt es noch in Belitz und Wusterhausen, während sie in Gransee, Kyritz, Lenzen u. a. verschwunden sind.

[1]) Nach Verhandl. der Berl. Ges. für Anthropologie.
[2]) Riedel, Cod. Dipl. VII, 408.



Abb. 67. Ehemaliger Markt in Züllichau mit Laubenhäusern.

## Die Wohnung.

**Die Küche.** Von den einzelnen Räumen des Hauses erscheint verhältnismäßig am größten die Herdstelle, die in dem Maße zusammenschrumpft und unbedeutender wird, in dem sie sich der modernen Küche annähert. Noch vielfach erinnert in dem Bauernhause dieser Herdraum an die Urzeit, in der sich der Herd mitten in dem einzelligen Hause erhob. Mit der Abtrennung der Küche ist der schon vorher an die Seite gerückte Herd höher geworden und in feste Verbindung mit dem Stubenofen gebracht. Von der größten Bedeutung für die Entstehung der Küche war jedoch das Betreiben der Landes-

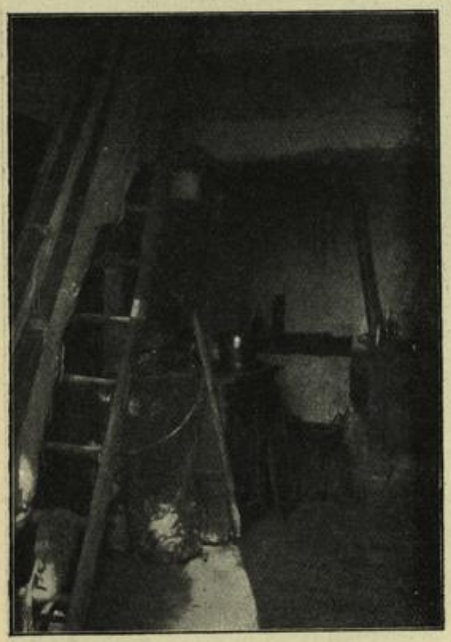


Abb. 69. Alte Küche in Geltow.
Aufnahme von Marie Goslich.



Abb. 70. Schwibbogen in Moor.
Aufnahme von P. Mathe in Lenzen.

fürsten, die Häuser mit Schornsteinen zu versehen; denn seit der Rauch nicht mehr durch das ganze Haus ging, sondern durch einen Rauchmantel in den Schornstein und ins Freie geleitet wurde, war die Küche in ihren Grundlagen vorhanden. Der Rauchmantel, der mit seinen Fundamenten auf der Erde stand, bildete mit seinen vier Wänden bereits eine Küche. Sie brauchte nur mit einem Vorraum vereinigt zu werden, um sie den modernen Verhältnissen schon nahezubringen, wenn auch die ursprüngliche Bedürfnislosigkeit noch in mancher Bauernküche nachklingt (Abb. 69). Selbst in dem altsächsischen Hause, das seinem ganzen Organismus nach am meisten dem Schornstein widerstrebt, ist der letzte offene Herd schon seit Jahrzehnten in Brandenburg verschwunden. Dagegen ist der schon erwähnte Schwibbogen zur charakteristischen Herdform geworden, die in ganz Nordwestdeutschland verbreitet ist (Abb. 70). Sie ist gewissermaßen ein Kompromiß, um den offenen Herd in das zu einer Wohnküche gewordenen Flet hinüberzuretten. Denn immer

mehr zog sich dieser aus dem engen Verband mit der Stalldiele zurück und wurde mit der hinter ihm liegenden Wohnung zu einem besonderen Wohnteil. Noch fehlt die trennende Wand mit der Diele, aber schon werden die Seitenarme zu Gelassen abgesondert und das Flet selbst mit Möbeln versehen (Abb. 71). Den letzten Schritt, den Flet durch eine Mauer von der Diele zu sondern und sie mit den Stuben zu einem großen Wohnkomplex zu vereinigen, hat man in Brandenburg erst seit zwei Jahrzehnten und sehr schüchtern gemacht.



Abb. 71. Flut mit zwei Schwibbogen in Mödlich.
Aufnahme von Photograph Zeisig in Perleberg.

Auch das wendische Haus widerstrebt noch einer Küche, obwohl die Abschließung des Herdraumes von dem Flur und seine Ummantelung mit den unteren Schlotmauern hier zeitlich ebenso früh, sachlich und ebenso folgerichtig von statten ging wie im fränkisch-oberdeutschen Hause. Das Hindernis entstand hier durch die eigentümliche Gestaltung der Feuerstätte. Das deutsche Haus hat bis in die letzten Jahre hinein den Herd als Kochstätte bewahrt und demgemäß den Ofen an diesen Feuerherd angegliedert; das altslawische Haus aber strebte, soweit wir die Vorentwicklung an der Hand von Beobachtungen[1]) zurückverfolgen können, auf die Ausbildung des K o ch-

[1]) Die wissenschaftliche Begründung dieser Entwicklung hat K. Rhamm in seinem großen Werke: Ethnographische Beiträge zur germanisch-slawischen Altertumskunde II. Abt., II. Teil, 1. Buch gegeben, ein Werk, das zum ersten Male und gründlich das russische, im weiteren Sinne das slawische Haus der Forschung erschließt.

ofens. Das schloß auch bei den slawischen Häusern in Deutschland eine geringere Ausbildung der Küche ein. Sie ist, wie wir gesehen haben (S. 52), wohl vorhanden, aber sie diente bis in naheliegende Zeiten mehr als Räucherkammer und zum Brotbacken als zum Kochen, für das in der Stube eine besondere Einrichtung vorhanden war. Wir kommen darauf noch zurück. Die Herdstelle, wie man diese, mit dem Schlot vereinigte Stätte wohl trotzdem nennen darf, hat daher im wendischen Hause selten die räumliche Ausdehnung wie im deutschen; sie läßt mindestens noch einen Durchgang durch den Hausflur zu, den das deutsche Haus zugunsten der Küche einschränkt oder aufhebt. Hier strebt eben alles der Küche zu, während in jenem der enge Schlot ein kümmerliches Dasein im Hause führt und ursprünglich nur im Sommer benutzt wurde. Mögen sich auch im Innern des Schlotes Übereinstimmungen finden, in der Tendenz zu einer großen Küche hat das deutsche Haus etwas, das es hoch über das wendische stellt.



Abb. 72. Tisch aus Perleberg.

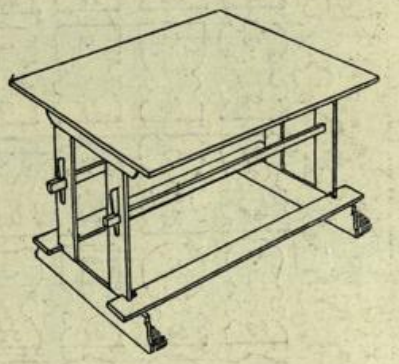


Abb. 73. Tisch aus Sikadel i. Spr.

**Die Wohnstube.** Auch bei der Wohnstube zeigt sich deutlich ein Einfluß der typischen Hausgestaltung, die mit Ausnahme des Vorhallenhauses in einzelnen Formen zum Ausdruck kommt. Im Altsachsenhause ist, der Dreiteilung des Vorderteiles entsprechend, auch der eigentliche Wohnteil gern, aber durchaus nicht ausschließlich, in eine größere mittlere Stube (Döns oder Dönse) und zwei schmälere Seitenkammern geteilt. Die eine dient als Schlafkammer für die Jugend, die andere oft als Wohnraum der Altsitzer. Die Bauersleute schliefen früher und bisweilen noch heute in der Döns, die zu diesem Zwecke an der einen, früher auch an beiden Seiten eine in die Wand eingerückte Bettstatt, einen Alkoven, hat. Er ist in der Regel mit Gardinen geschlossen. Die Fensterwand des Zimmers enthält zwei Fenster, zwischen denen entweder eine Lade oder ein Tisch steht. An der gegenüberliegenden Wand steht der Stubenofen, möglichst in der Nähe des rückwärts angelehnten Schwibbogens. Da überall moderne Möbel eingedrungen sind, haben sie das feste und mit Ölfarbe gestrichene Mobiliar der Vergangenheit verdrängt; nur die Standuhr, die gern neben dem Ofen steht, gehört noch oft zu dem älteren Hausrat. Im fränkisch-oberdeutschen Hause, das in kleineren Verhältnissen vielfach beliebt war, ist das Wohnzimmer nicht groß, ein Fenster nach der Trauf-, zwei Fenster nach der Giebelseite oder auch umgekehrt. Den gedielten Fußboden bedeckt, namentlich am Fläming, noch

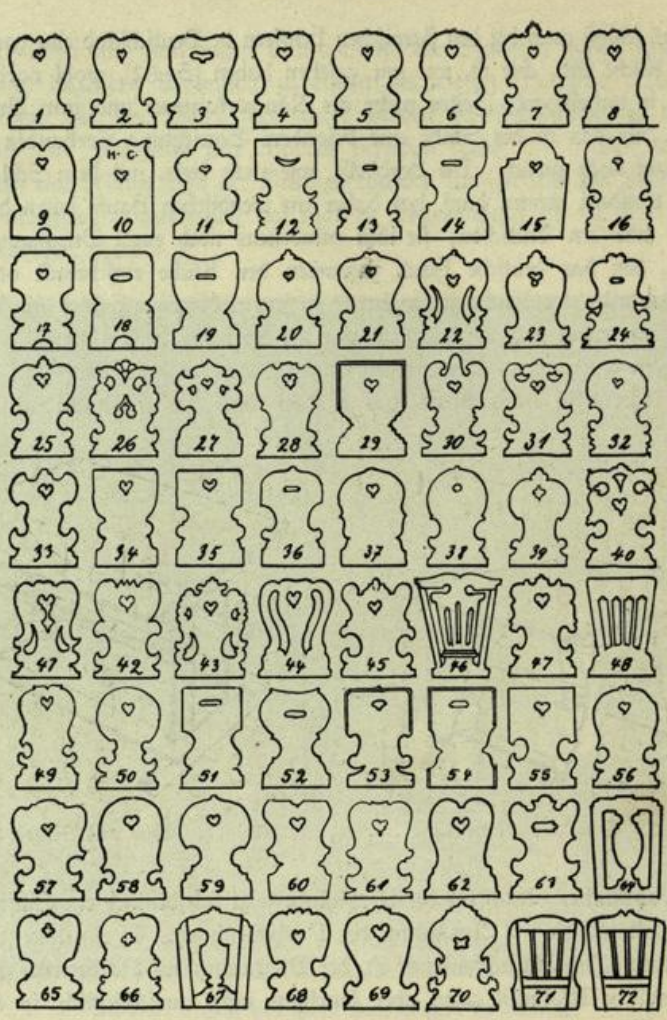


Abb. 74. Hölzerne Stuhllehnen.[1])

häufig der weiße Sand. Wo die Möbel noch nicht ganz modern sind, bestehen sie aus Tannen- und Kiefernholz, dessen gelblicher Farbenanstrich durch jahrelanges Abseifen fast restlos verschwunden ist. Die Wände sind durch Schablonenmalerei geschmückt,

[1]) Wendisches Gebiet: 1, 2 Liedekahle, 3, 4 Pitschen, 5 Colpin, 6 Schöna, 7—9 Radewitz, 10 Brestau, 11, 12 Linderode, 13 Wendisch-Drehna, 14 Lugau, 15 Rissen, 16 Mohsau, 17 Wandern, 18, 19 Kutschlau, 20 Stenzig, 21, 23 Byhlegure, 22 Züllichau, 24 Alt-Klemzig.

Nördliche Mark: 25 Garz, 26 Stolzenhagen, 27, 28 Sarnow, 29, 30 Vehlefanz, 31 Mödlich, 32 Reetz, 33 Seehausen, 34—36 Warnow, 37, 38 Himmelpfort, 39 Heiligengrabe, 40, 46 Bertikow, 41 Stegelitz, 42 Pessin, 43 Zäckerick, 44, 45 Schmölln, 47 Knackstädt, 48 Potzlow.

Nuthe-Nieplitz-Niederung: 49, 50, 52 Luckenwalde, 51 Jachzenbrück, 53 Lübnitz, 54, 61, 64 Schlammau, 55 Genshagen, 56 Bergholz, 57 Postbrücke, 58 Nichel, 59 Gömnick, 60 Belzig, 62 Dallgow, 63, 65, 66 Linthe, 67 Krahnepuhl, 68, 69, 71, 72 Kemnitz, 70 Zühlsdorf.

während die Decke und der Unterzugsbalken einfach geweißt bleiben. An Möbeln sind ein viereckiger Tisch, hölzerne Stühle (Abb. 72—74), eine Bank am Ofen, das mit dicken Betten hochgetürmte Bett und eine Schwarzwälder Uhr vorhanden. Mit der Kommode, die fertig bezogen wurde, zogen Gardinen vor etwa zwei Menschenaltern ein, die wohl der Anfang für die moderne Bauernstube mit ihren rot- oder gelbpolierten Möbeln waren. Bilder, unter denen selten Photographien aus der Militärzeit fehlen, bedecken die Wände. Andere stellen Mitglieder des Herrscherhauses oder geschichtliche Szenen aus den Kriegen des 19. Jahrhunderts vor. Auch gestickte fromme Sprüche sind vorhanden. Der Kleiderschrank ist meistens in die Kammer gewiesen, in der sich vorzugsweise Betten befinden. Vereinzelt findet man auch noch alte eichene Laden.



Abb. 75. Stube aus Burg i. Spr.
Nach einer Zeichnung von Wilibald von Schulenburg.

Farbenfreudiger ist das wendische Wohnzimmer mit dem blau oder dunkelgrün gestrichenen und blumenbemalten Möbeln, unter denen das Himmelbett eine hervorragende Stellung einnimmt. Die Wohnstube (Abb. 75) ist zum Teil auch Wohnküche, denn neben dem Flurherd ist auch in der Stube ein Herd, der sich als eine kastenförmige Vertiefung in der Wand befindet und durch Türen verschließbar ist. Unter ihm befindet sich eine zweite Öffnung für Feuerungsmaterial, in kleinen Wirtschaften wohl auch für Federvieh bestimmt. Der eigentliche Stubenofen steht daneben und hat zwischen sich und der dem Fenster abgewendeten Seite einen großen Zwischenraum, die auch im deutschen Hause bekannte „Helle". In der Regel ist der Ofen aus Kacheln, in älteren Häusern aus schüsselförmigen Hohlkacheln. An seiner Schmalseite ist die Feueröffnung, darüber liegen ein bis zwei Wärmeöffnungen. Da er auf den der Stube zugekehrten Seiten mit einer Bank umgeben ist, und der Aufbau, um Töpfe aufzustellen, sich stufenförmig verjüngt, so macht der Ofen oft einen pyramidenartigen Eindruck. Der Rauch

wird nach dem Flurschlot abgeleitet, dagegen ist der Ofen, wie im deutschen Hause häufig, aber nicht immer von der Stube aus heizbar. Von dem Badeofen, der ursprünglich Ausgang des slawischen Ofens ist, und sich in Rußland und Polen noch erhalten hat, sind nur noch wenige Spuren in Brandenburg vorhanden. Ein altes Insthaus in Neuendorf bei Cübben (Abb. 76) zeigt zwischen Ofen und der trennenden Schlotwand noch einen niedrigeren Lehmaufbau, der vielleicht die letzte Erinnerung an diese Vorentwicklung ist. Sehr verbreitet sind ein offener Geschirrschrank, der in der Nähe des Ofens aufgestellt ist, und ein unter der Holzdecke angebrachtes Wandbrett für denselben Zweck. Heute ist der Zimmerofen einfacher und kleiner geworden und näher an die Wand gerückt, wodurch die mollige „Helle" mehr und mehr verschwindet. Man hat in ihr eine Erinnerung an die ehemalige Heiligkeit der Feuerstelle — ob mit Recht, sei dahingestellt — erkennen wollen; jedenfalls ist er, der mit Ausnahme des altsächsischen Hauses überall in Brandenburg bekannt war, häufig der Ort wendischer Sagen.



Abb. 76. Wendischer Ofen in Neuendorf.

Das von dem Wohnzimmer abgetrennte kleinere Zimmer, das in slawischer Gegend nur unvollkommen geschlossen ist und in der Regel auch keine Heizvorrichtung hat, dient entweder zum Schlafen oder zur Ablage von Gegenständen, während das Gesinde eine dürftig ausgestattete Kammer auf der anderen Seite des Flures hat. Der Pferdeknecht begnügt sich wohl auch mit einer Bettlade in dem Pferdestall. Da der Bauer einen Widerwillen gegen hochgelegene Wohnräume hat, so ist der Bodenraum sehr selten zu Schlafstätten ausgenutzt. Dieser Boden, zu dem von dem Flur aus eine steile Treppe führt, hat im Havellande früher die Bezeichnung „Bohne" oder „Bühne" geführt, was auf die niederdeutsche Heimat der Kolonisten zurückleitet. Dahin deutet auch die Bezeichnung „Weesten" für den Winkel zwischen Dach und Boden, der aus dem Westhavelland (Strodehne) belegt ist. Dagegen dürfte das Wort Dönse, Dörnze, Turniza,[1]) das im 15. Jahrhundert sogar im Schlosse zu Berlin[2]) vorkommt, aus dem Slawischen stammen und einen heizbaren Raum bedeuten.

Für die abendliche Beleuchtung genügte früher ein Leuchtspahn, den sich jeder mit einem dazu bestimmten Messer selbst zurechtschnitzte. Später ist diese ursprüngliche Beleuchtung von dem Ölleuchter, dem Krüsel, verdrängt worden, der sich noch bis in das 19. Jahrhundert hinein erhalten hat. Die selbstgezogene Kerze hat im Bauernhause nur für eiserne Stallaternen Verwendung gefunden.

---

[1]) K. Rhamm, Beiträge II. Abt., II. Teil, 1. Buch, S. 92 und Jellinghaus, Globus 82, S. 241.

[2]) Riedel, Cod. dipl. I, 374. Im Statut des Dorfes Bredow von 1541 heißt es: „Es soll auch Niemands sein Korn und Heu auf die Dornsen Bohne oder im Hause niederlegen." Bär X, 1884, S. 239.

## Die äußere Gestaltung.

Neben Ziegel und Holz kommt der Granit als einheimischer Baustoff nur wenig in Betracht. Zwar nennt der märkische Chronist Leutinger in seiner Topographie auch Bruchsteine als Baumaterial, aber er kann sich dabei nur auf städtische Bauwerke bezogen haben, wenn er sich äußert: „Die Häuser der Reichen baut man aus Ziegeln oder Bruchsteinen, Mörtel und Holz; letztere auch niedriger. In der Mittelmark deckt man sie mit Ziegeln oder Schiefer; sowohl des besseren Aussehens, als der geringeren Feuersgefahr halber; in der Lausitz und im Crossenschen mit Schindeln, was in letzterer Hinsicht weniger sicher ist. In der Uckermark, sowie in der alten und neuen Mark sind Strohdächer die Regel." Das gibt ein Bild, das im großen ganzen auch noch heute zutrifft. Den Bruchstein verwendet erst die Gegenwart reichlicher in den Gebieten der Endmoränen, aber sie beschränkt sich mit wenigen Ausnahmen auf die Wirtschaftsgebäude.



Abb. 77. Altsachsenhaus in Unbesandten (Rückseite).

Der Backstein hat, mit Ausnahme der Dörfer in der Lenzener Wische (Abb. 77 und 78), erst im 19. Jahrhundert eine steigendere Verwendung gefunden. Nachdem er eine Zeitlang fast allein als zeitgemäßer Baustoff galt, ohne zu einer künstlerischen Gestaltung beizutragen, ist er neuerdings unter dem Widerspruch der führenden Baukünstler zurückgetreten zugunsten des Putzbaues, der anscheinend für die äußere Gestalt der Ortsbilder von wesentlichem Einfluß zu werden verspricht. Als Füllmaterial bei dem Fachwerk ist der Backstein nur vereinzelt zu finden; dagegen hat der an der Luft getrocknete Lehmziegel, der früher im Hausbetriebe hergestellt wurde, im Süden und Osten reichlich Verwendung gefunden.

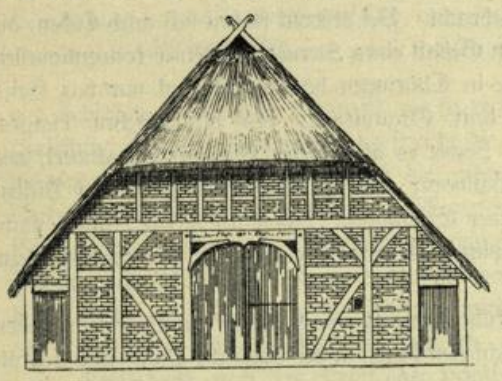


Abb. 78. Groß-Wootz.

Das Hauptmaterial ist das Holz gewesen; solange noch reichlich Eichenwälder vorhanden waren, benutzte man dieses unverwüstliche Material, seitdem sie spärlicher wurden, tritt die Kiefer an seine Stelle. In der Anwendung zeigt sich indessen nach den Landesteilen ein großer Unterschied. Der Westen und Norden bevorzugt, wie es bereits Leutinger ausdrückt, Lehm und Holz, der Osten und teilweise auch der Süden den Block- und Schrotbau. Freilich ist seine Herrschaft nicht unbestritten, denn sie muß sich auch das

Fachwerk gefallen lassen, das wohl von deutschen Kolonisten eingeführt wurde. In deutschen wie in slawischen Gegenden werden die Gefache dadurch hergestellt, daß zwischen den Pfosten und Riegeln Holzscheite senkrecht eingenutet werden, die mit Strohseilen durchflochten werden und den Lehmputz tragen. Auf deutschem Gebiete wird die Putzschicht geweißt, auf slawischem — es kommt das besonders an den Wirtschaftsgebäuden zum Vorschein – wird sie mit einer mehrzinkigen Kelle mit einem Netz von wellenförmigen Linien versehen, die an das charakteristische Wellenornament der wendischen Keramik erinnern.

Beide Bauarten beschränken sich auf das Untergeschoß, während der Giebel immer mit Brettern verkleidet ist. Bei dem deutschen Fachwerk, das übrigens in der Anwendung des Holzes durchaus nicht sparsam ist, sind die Bretter senkrecht angebracht, beim slawischen hat sich eine ganz charakteristische Anordnung herausgebildet. Bis zur Mitte des Giebels stehen die Bretter senkrecht; die oberen und unteren Abschlußlinien werden dann durch schräge Schutzbretter hervorgehoben, und die obere Dreieckhälfte wird schließlich mit Brettern benagelt, die parallel der Dachschräge laufen und in der Mitte zusammenstoßen. Es entsteht auf diese Weise ein äußerst wirkungsvoller Giebelschmuck, der durch die Fugenleisten noch mehr hervortritt. Das ist ein ganz eigenartiges Giebeldreieck, das vereinzelt den Giebel mit schrägen Linien überzieht (Abb. 52), und das wohl aus der Konstruktion hervorgegangen ist.[1]) Dieses so eigenartig ausgestaltete Giebeldreieck kehrt überall wieder, wo einst slawische Stämme gewohnt haben und zeugt dann, wenn Sprache, Sitte und Tracht längst entschwunden sind, noch immer von ihrer einstigen Herrschaft.

Bei dem deutschen Fachwerk wird das Holz durch rote oder mehr noch durch schwarze Farbe hervorgehoben, während der slawische Blockbau auf die Farbe verzichtet. Schutzdächer sind sowohl dem wendischen wie dem deutschen Hause eigen und sind über den Fenstern, Türen und am Giebel angebracht. Bei ersteren finden sich auch Laden, die von außen zuklappen und ein Lichtloch in Gestalt eines Sternes oder einer konventionellen Tulpe haben. Verschiebbare Läden, die in Thüringen häufig sind, hat nur das Haus der Lenzener Wische. Es liegt in dem Organismus des altsächsischen Hauses, daß es einen zweiten Stock ausschließt. Sowie es aber diesen Organismus ändert, wie in den Gebirgsgegenden des südlichen Hannover oder in Brandenburg bei den Dielenhäusern, zeigt es auch die Neigung zu einer Erhöhung. Schon im Kreise Ruppin kann man dies beobachten; in der Nuthe-Nieplitz-Niederung ist ein oberes Halbgeschoß sogar zu einer bestimmenden Regel geworden.

Gegenüber der deutschen Fachwerküberlieferung, die technisch auf einer sehr hohen Stufe steht und große Entwicklungsmöglichkeiten bietet, ist der slawische Block- und Schrotbau verhältnismäßig einfach und wohl auch im Hausbetriebe geblieben. Der Blockbau, bei dem die viereckig oder rundlich behauenen Balken schwalbenschwanzartig verbunden sind, ist auf das Wohnhaus beschränkt geblieben, während die Wirtschaftshäuser gern im

[1]) Das deutsche Haus hat zumeist keinen Firstbalken. Dagegen scheint das altslawische einen gehabt zu haben, der im Giebelfelde von einer senkrechten Stütze getragen wurde. Diese Stütze gibt den Brettern Halt, die aus diesem Grunde diagonal angeordnet wurden, und daher jenes schräge Muster entstehen ließ.

Schrotbau errichtet wurden. Es sind also recht einfache Elemente, die gerade dadurch dem slawischen Bau etwas sehr Altertümliches gegeben haben, die indessen durch ein sehr merkwürdiges Baugerüst bereichert sind. Nicht selten hat die Blockwand mehrere aufrechte Pfosten, die durch schräge, oft ausgeschnittene Kopfbänder mit Querbalken verbunden sind. Erst dieser trägt die Oberschwelle und das auf ihr ruhende Dach (Abb. 79 u. 80). Was liegt bei dieser wirkungsvollen Konstruktion näher als die Annahme, daß sie der Rest einer ehemaligen Vorlaube sei![1]) Und doch ist sie kaum etwas anderes als eine Entlastung der Blockwand, die sogar nicht einmal slawisch ist, sondern vermutlich von deutschen Handwerkern nach dem Osten getragen wurde. Für diese Herleitung spricht die Anwendung an dem 1579 erbauten Rathause zu Schwalenburg in Hannover und ihre Verbreitung in Thüringen, Niederbayern, Böhmen, Schleswig, Ostpreußen, Posen

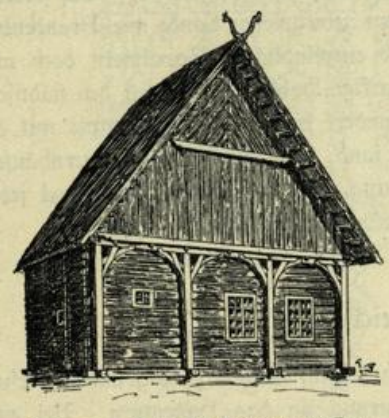


Abb. 79. Haus in Lehde mit Entlastungspfosten.

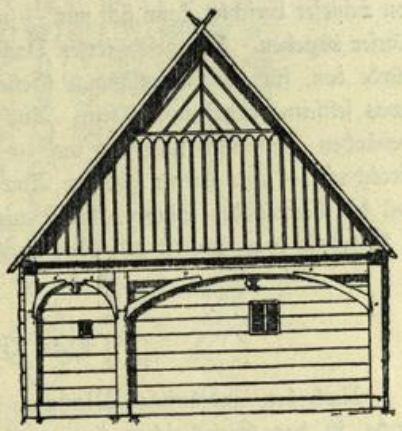


Abb. 80. Strado.

und Schlesien, wo sie stets vereinzelt, nie in typischer Allgemeinheit erscheint. Gegen die Herleitung aus dem Vorhallenhaus spricht die Tatsache, daß die so konstruierten Häuser nie einen Giebeleingang haben, und die andere, daß die Konstruktion zwar oft an der Giebelseite erscheint, aber auch an den Langseiten zu finden ist, ja selbst an den inneren Hauswänden vorkommt. Es kommt vereinzelt in Ostpreußen, wo die Pfosten zudem häufig reich geschmückt sind, vor, daß sie von der Wand etwas abgerückt sind; aber dieser kaum einen Meter große Abstand wird nur als Lagerplatz für Brennholz, nie als Unterschlupf für den Bewohner benutzt.

Einst deckte auch das Stroh oder Schilf die meisten der märkischen Bauernhäuser. Sie verschwinden zusehends und mit ihnen eine Technik, die mit den einfachsten Mitteln recht wirkungsvolle Formen hervorbrachte. In der Lenzener Wische ist der Walm noch üblich wie im benachbarten Hannover. Er schrumpft aber etwas zusammen und wird, um den

[1]) Ich selbst habe in meiner ersten Veröffentlichung (Archiv der Brandenburgia I, S. 117) diese Vermutung ausgesprochen, muß sie aber heute auf Grund einer vollständigeren Kenntnis unserer östlichen Bauweisen zurücknehmen.

Schlagregen vom Giebel fernzuhalten, in bogenförmiger Gestalt über diesen vorgezogen (Abb. 24). Die dem Winde ausgesetzten Giebelkanten des Daches werden durch Windlatten geschützt oder wie in der Lausitz durch eine Strohummantelung, bei der der Hohlziegel anscheinend als Vorbild gedient hat. Ganz besondere Sorgfalt erfordert natürlich die Firstbindung, die durch wagerechte Latten und sorgfältig gebundene Strohschauben erreicht wird, die aber auch durch kreuzweis miteinander verbundene Holzkloben „Scheren" genannt, oder auch durch einen zweiten aber kürzeren Strohmantel ersetzt wird (Abb. 54 u. 57). In zierlicher Weise ist diese Bindung in Mödlich durch ein Gestell von Holzklammern hergestellt, die teils mit wagerechten Latten, teils mit einer den ganzen First begleitenden oberen Abschlußlatte in Verbindung stehen.

In wendischen Gegenden war, wie schon Leutinger hervorhebt, das Schindeldach gebräuchlich, das jedoch heute auf Kirchen beschränkt ist. Was der genannte Schriftsteller von Schiefer berichtet, kann sich nur — und das ist auch eine Ausnahme — auf städtische Häuser beziehen. Ein geschiefertes Dach in einem gebirgslosen Lande wie Brandenburg würde den, für die bodenständige Gestaltung so empfindlichen Bewohnern doch wohl etwas seltsam vorgekommen sein. Auch der markige Hohlziegel, der auf den städtischen Gebäuden — freilich noch bis ins 19. Jahrhundert hinein — im Kampfe mit dem Strohdach — eine immer größere Anwendung fand, fehlt den älteren Bauernhäusern, weil die Technik des Bindens den Bauern geläufig, die Anschaffung der Ziegel jedoch zu kostspielig war, um sie auf dem Lande zu verbreiten.

## Das Giebelzeichen.

Nach der landläufigen Meinung, die auch wissenschaftlich zu begründen versucht wurde, ist das Giebelzeichen eine uralte Erinnerung an das Heidentum. Bei einer nüchternen Betrachtung namentlich des reichen Materials, das heute aus allen Gebieten Deutschlands vorliegt, wird man sich solchen Schlüssen zunächst noch abwartend gegenüber verhalten müssen, obwohl die gekreuzten Giebelpferde auf vielen altsächsischen Häusern eine Beziehung auf Wodans heiliges Roß nahelegen. Die Entdeckung einer Hausurne mit Andeutungen von Pferdeköpfen an der Traufe und auf dem First[1]) schien diesen Schluß zu unterstützen. Aber, abgesehen von der durchaus zweifelhaften Erklärung dieser Formen als Pferdeköpfe, wird man auch aus technischen Gründen eine solche Folgerung abzulehnen haben, wenn man dabei auch auf eine liebgewordene Vorstellung verzichten muß. Da das Zeichen mit der Konstruktion des Daches in Verbindung steht, so ergibt sich anscheinend die Gewißheit, daß es erst verhältnismäßig spät aufgekommen ist. Das ältere Strohdach ist sowohl bei den, freilich nicht ganz beweiskräftigen Hausurnen wie auch an den primitiven altsächsischen Bauernhäusern am Giebelende abgeschrägt und bietet keinen Halt für die Anbringung der gekreuzten Bretter. Erst durch die Aufrichtung des Walmes und seine Umwandlung in eine senkrechte Giebelfläche, die kaum vor dem 16. Jahrhundert erfolgt sein wird, ist das Giebelzeichen konstruktiv notwendig geworden.

[1]) Verhandlungen der Ges. f. Anthropologie 1892, S. 328. Zeitschr. des Harzvereins 1892, S. 224—235.

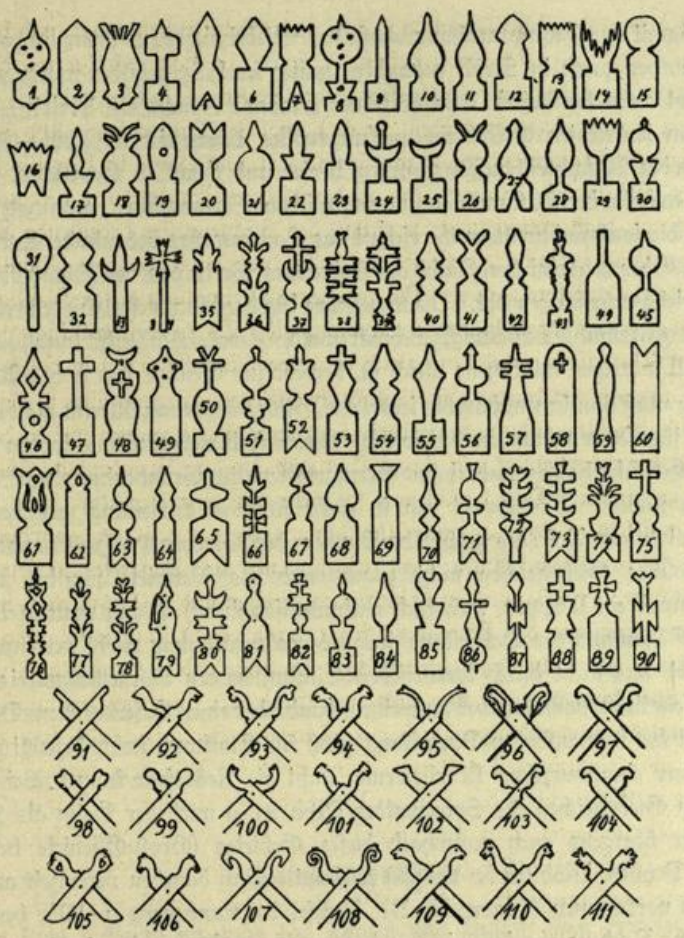


Abb. 81. Giebelzeichen.

1, 7—10, 85 Carz'g Nm., 2, 3 Bärfelde Nm., 4 Bernstein, 5, 6 Breitbrück, 11—13 Brügge, 14 Deetz, 15 Gr.-Kreuberg, 16 Gr.-Mandelkow, 17 Eichwald, 18 Clausdorf, 19 Krining, 20—23 Mückenberg, 24—26 Neuenburg, 27 Neuhaus, 28 Fs. Schmiddelbrück, 29 Wuckensee, 30 Altenstieß, 31—34 Guscht, 35 Schwaneberg, 36, 37, 39—42, 44 Lorenzdorf, 38 Fechow, 43 Fantsch, 45 Granow, 46, 56, 57 Zäckerick, 47 Neu-Wustrow, 48, 49, 58 Jädickendorf, 50 Hohenkränig, 51 Zichow, 52, 53 Butterfeld, 54, 55 Rüstrinchen, 59 Burger-Kaupen, 60, 62 Selchow, 61 Schmölln, 63 Eschbruch, 64—67 Ndr. Wutzow, 68 Fangschleuse, 69 Pfaffendorf, 70, 87 Grunow, 71 Tempel 72, 73 Schildow, 74, 78 Dechsel, 79, 81 Cladow Nm., 80 Kuhz. 82. 88 Zorndorf, 83, 84 Friedeberg Nm., 86 Genshagen, 89 Wrechow, 90 Kunersdorf, 91 Lugau, 92 Rudow, 93 Byhlegure, 4 Schönstieß, 96 Seren, 97, 103 Seehausen, 98 Bagotzmühle, 99 Gr.-Wachenow, 100 Mesedorf, 101 Summt, 102 Fahlenhorst, 104 Below, 105, 106, 108, 109 Mödlich, 107 Kl.-Machenow, 110 Pröttlin, 111 Krielow.

Denn dadurch sind die Giebelkanten des Strohdaches, die vordem nicht vorhanden waren, den Angriffen des Windes preisgegeben. Um sie zu schützen, hat man sie vereinzelt mit Strohmuffeln an den Endsparren gebunden oder ein besonderes Schutzbrett, Windbrett oder Windrispe (Abb. 52 u. 54) angebracht, das sich über dem First mit seinem Gegenbrett kreuzte und zu einem Tierkopf ausgesägt wurde. Da selbst das sogenannte Eulenloch, eine Rauchöffnung unmittelbar unter dem First des Walmdaches, durch Strohbindung hergestellt war, so lag gar keine Veranlassung für hölzerne Kreuzbretter vor.

Es steht damit im Zusammenhang, daß das Giebelzeichen ursprünglich ein senkrechter Pfahl war, der zuerst in Stroh gebunden, später in Holz gebildet wurde und sich dem Walm leicht aufstecken ließ.[1]) Als hölzerner Pfosten — nicht als Brett! — ausgebildet wird es am senkrechten Giebel ein wirkungsvolles Wahrzeichen (Abb. 81), das mitten im Gebiete des Altsachsenhauses, zwischen Weser und Haase in Havelland, im westlichen Hannover und in der Altmark, im nordwestlichen Brandenburg vereinzelt auftritt und dadurch in die sonst unbestrittene Herrschaft des Sachsenrosses bedeutende Enklaven schafft. Östlich der Oder erscheint der Pfahl als senkrechtes Brett, das der Phantasie Gelegenheit zu mancherlei Darstellungen bot. Die ungeheure Verbreitung dieses Giebelbrettes (Holland, Hannover, Friesland, Schleswig, Schwarzwald, Tirol, Ostdeutschland), die dem der gekreuzten Windrispen mindestens gleich ist, beweist zur Genüge sein hohes Alter.

Man muß annehmen, daß die senkrechte Giebelverzierung älter ist als die der Giebelpferde und ihre Abwandlungen. Wirkliche Pferde sind eigentlich nur in den Ländern des welfischen Herrscherhauses und ihren Grenzgebieten, in Brandenburg nur in der Westprignitz, zu finden. Das spricht um so mehr für eine Herleitung aus dem welfischen Wappen mit seinem Roß, als auch Abbildungen, die vor dem 17. Jahrhundert entstanden sind, ein solches Giebelzeichen nicht zeigen, und als Beispiele für die Beeinflussung der Kunst durch ein Wappen, mehrfach nachzuweisen sind.[2]) Wenn man in Brandenburg nach dem Gegenstand der Darstellung fragt, dann erhält man wohl vereinzelt ein Pferd als Antwort, das leicht durch literarischen Einfluß in den Vorstellungskreis des Volkes gekommen sein kann, daneben aber auch einen Hund oder einen Hasen nennen. Diese Unsicherheit, die mit der schwankenden Darstellung selbst im Einklange steht, bezeugt zur Genüge, daß von einer eingewurzelten Überlieferung nicht die Rede sein kann. Bei den spiralig geschnittenen Giebelzeichen des Spreewaldes (Abb. 81 [93]) wird der Hahn als Sinnbild angegeben, der übrigens auch außerhalb dieses Gebietes (Groß-Glienicke bei Potsdam, Stenzig bei Drossen, Mödlich bei Lenzen) erscheint. Daß daneben vereinzelt auch wirkliche Pferdeköpfe vorkommen (Lagow N. M. Dechsel bei Landsberg a. W.), beweist für die mythologische Deutung ebensowenig wie das vereinzelte Auftauchen im inneren Rußland, wo diese Beziehungen fehlen. Daneben kommen in Brandenburg rein ornamentale Bildungen vor, die kaum noch als Nachbildungen von Tieren anzusprechen, die aber doch wohl als Verkümmerungen solcher Vorbilder zu betrachten sind.[3]) Nicht selten trifft man auch verschiedene Sinnbilder an demselben Hause an, von denen das eine wohl eine ungenaue und nachträgliche Ergänzung sein wird. Die Gruppe der Giebelbretter geht nicht auf Tierbilder zurück, sondern ist aus Blumen, geometrischen Gebilden wie dem Kreis, dem Stern oder aus dem Kreuz entwickelt. Vielleicht ist hier und da auch ein altes Hauszeichen unter der Form verborgen. Bei einzelnen Giebelzeichen der östlichen

---

[1]) Giebelspieß, auf Fehmarn: Brant, dänisch: Husbrand, altnordisch: Brandr, plattdeutsch: Bram genannt, dient zur Versteifung der Endsparren, wenn das Dach zum Schutze gegen den Schlagregen über den Giebel hinaustritt.

[2]) z. B. der Doppeladler als Wahrzeichen des alten Reiches, die Bourbonen-Lilie u. a.

[3]) Demgegenüber ist auch der Versuch nicht selten, bei Neubauten den bekannten Pferdekopf wieder herzustellen. Ich selbst habe auf Wunsch die Zeichnungen für einen solchen geliefert, der jetzt den Stall des Pfarrhauses in Nackel bei Friesack schmückt.

Neumark scheint es sich auch um Nachbildung menschlicher Figuren zu handeln, die in einer fast vorgeschichtlich anmutenden Form erscheinen (Abb. 81 1,8), was durch deutlich gearbeitete Figuren in Cladow bei Landsberg a. W. fast zur Gewißheit wird (Abb. 81 79,81).

Bei Ziegeldächern, die immer zahlreicher in unseren Dörfern werden, fallen Giebelzeichen in der Regel fort. Doch kann man sich von den Vorstellungen, daß an dem First eine Figur sein müsse, anscheinend nicht ganz freimachen. Da ist man denn manchmal auf wunderliche Gedanken gekommen, um diesem Mangel abzuhelfen. So fand ich einmal einen geschnitzten Vogel, ein anderes Mal einen aus Blech geschnittenen Reiter, in der Niederlausitz selbst die Gipsbüste unseres alten Kaisers Wilhelm auf der Giebelspitze, in demselben Dorf (Friedersdorf bei Dobrilugk) allerdings auch eine Katze aus demselben Stoff.

Wenn sich im Regierungsbezirke Potsdam vorwiegend Windbretter am Giebel finden, während der Osten durch senkrechte Giebelbretter ausgezeichnet ist, so ist doch eine strenge Scheidung nicht möglich. Die Umgebung von Berlinchen ist reich an Giebelbrettern, dagegen ist der Strich nordöstlich an der pommernschen Grenze bis nach Reetz von den Windbrettern erfüllt.[1]) In der östlichen Uckermark durchdringen sich beide Arten, in der Niederlausitz überwiegen wieder die Windbretter. Trotzdem kann man eine ungefähre Grenze zwischen beiden Giebelzeichen quer durch die Uckermark bis an die Oder bei Cüstrin und von hier dem Lauf der Warthe aufwärts entlang ziehen, bei der das Vorstoßen des Giebelbretts nach Westen spärlicher, die Durchsetzung des Ostens mit den Windbrettern reichlicher ist. Die westlichsten Giebelbretter fand ich in Seedorf und Rühstedt an der Elbe, die jedoch weniger von Osten als von der Altmark hierher gebracht sein werden.[1])

## Hausinschriften.

Man kann vielleicht nirgends das Fühlen und Denken einer Zeit so schnell übersehen wie bei den Inschriften, die den Nachfahren erzählen, was der Vorfahr einst erlebt, erlitten, erhofft und gefürchtet hat. Welch eine zarte Innigkeit und Frömmigkeit, welche Lebensweisheit und Menschenkenntnis aus solchen Dokumenten der Zeit herauszulesen sind, kann schon eine kurze Umschau lehren. Im westlichen Deutschland ist die Sitte der Hausinschriften verbreiteter als in Brandenburg, als im Osten überhaupt. Aus sehr natürlichen Gründen! Denn das, was sie offenbaren, kann nur blühen, wo der einzelne in seinem Streben wenig gehemmt, in seinen Anschauungen nicht eingeschüchtert ist. Hausinschriften finden sich daher bei der bäuerlichen Bevölkerung nur in der Prignitz, wo in großen Bauerndörfern ein selbständiger Besitzerstand lebte; sie finden sich naturgemäß auch mehr in den Städten, deren Bürgerschaft den Sinn, die Mittel und das Verständnis für diese Poesie hat. Freilich stellt sich hier auch bald ihre Grenze ein; denn sehr schnell erstarrt das Leben in dieser Dichtgattung, wenn sie, in feste Formeln gebannt, über das Land weht. Dann ist ihre Äußerung nur traditionelle Floskel; aber es bricht doch

[1]) Ein Teil der S. 73 abgebildeten Giebelzeichen (1—45) ist mir von Herrn Paul Krause in Berlinchen freundlichst zur Verfügung gestellt worden.

auch in der Wiederholung eine Zeitstimmung durch, wenn sie nicht von vornherein durch den Bezug auf ein bestimmtes Ereignis eine örtliche Orientierung erhält.

Die älteste Hausinschrift aus dem 16. Jahrhundert, die uns von einem Bürgerhaus in Perleberg überliefert ist, trägt schon der pessimistischen Zeitrichtung mehr Rechnung, als daß sie durch ein bestimmtes Ereignis bestimmt worden ist. Denn ihr niederdeutscher Wortlaut:

Treve det is en seltgen Gast
Wer den het, de hölt em fast
Distel und dahrn de steken ser
Valsche tongen noch völ mer
Ick will mi liber in distel und dahrn baden
As ick will sin mit valsche tongen beladen

findet sich inhaltlich und teilweise auch wörtlich wieder 1580 in Oldersum bei Emden. Größer noch ist die Gefahr einer Erstarrung bei kurzen Sentenzen, bei einer mechanischen Anwendung von Sprüchen und Versen aus der Bibel und dem Gesangbuch. Trotzdem nimmt ein feineres Ohr noch aus den angeschlagenen Tönen die Richtung der Zeit wahr, weil es nicht Zufall ist, wenn ein Wort in derselben Zeit mehrmals erscheint. Wir haben in der Provinz Brandenburg allerdings nicht Gelegenheit, auf diese Entwicklung mangels eines allgemeineren Gebrauchs einzugehen. Vielleicht sind auch die Inschriften mit den Häusern verschwunden. Wenn man in Rechnung stellt, was nach einer Schrift des Pastors Schmidt[1]) 1729 in Berlin an Inschriften vorhanden war und mit dem erhaltenen Bestande vergleicht, dann wird man wohl eine größere Verbreitung wenigstens in den Städten annehmen müssen.

Es mag fraglich sein, ob die Entstehung unserer Sitte auf die bei unseren Voreltern gut bezeugte Stimmung für die Einwertung geschichtlicher Ereignisse zurückgeht, oder ob sie auf dem tieferen Grunde der Schaden-Abwehr steht. Für die letztere Annahme spricht die Übereinstimmung vieler Inschriften mit dem Gedanken der sogenannten Neidsymbole (s. S. 84). Schon die oben angeführte Perleberger Inschrift wendet sich gegen die falschen Zungen, wogegen die Oldersumer sentimental klagt, daß „de Trovwe is Over dat Weite Meer Ghefloegen".[2]) Derselbe Gedanke kehrt in einzelnen, nunmehr verschwundenen Berliner Inschriften wieder. So heißt es in einer solchen aus der Georgenkirchstraße:

*„Wider Gott ist kein Rath,*
*Es hilft kein Neid, wenn's Gott gab."*
*„Vanitas Vanitatum, Omnia Vanitas"*
*Heinrich Rilisch, Doctor, Monumentum hoc posuit.*
*Es kümmert sich mancher umb dies und das*
*Und weiß nicht was.*
*Bist du fromm, ohn' Neid und Haß,*
*Was Bessers bau, ich behalt mir das.*[3])

[1]) Jakob Schmidt, Memorabilia Berolinensia. Berlin 1729.
[2]) Monatsblatt der Brandenburgia VII, 1899, S. 290.
[3]) Bär XV, 1889, S. 341.

Was der gelehrte Doktor in philosophischer Erkenntnis sagt, drückt ein Hofbesitzer in Mödlich um 1713 und fast wörtlich einer aus Wustrow a. E. durch den in Niederdeutschland weit verbreiteten Spruch aus:

*Ach Gott, wie geht das immer zu, daß mich einer hasset, dem ich nichts thu, Und so sehr kümmert um mich, da er doch genug zu thun hat vor sich. Mir nichts gonnet und nichts thut geben. Muß doch leiden, daß ich lebe.*

Oder ein Berliner in der Prenzlauer Straße durch den ebenso verbreiteten Spruch:

*Laß Neider neiden,*
*Laß Hasser hassen,*
*Was Gott mir gönnt*
*Müssen alle bösen Menschen mir lassen.*[1])

In abgeschwächter Form tritt uns dieselbe Gesinnung in Seedorf[2]) bei Lenzen a. E. entgegen:

*Allein auf Gott setz dein Vertrauen, auf Menschen Hülf solt du nicht bauen. Gott ist allein, der Glauben hält, sonst ist kein Glaub mehr in der Welt. 1797*

und in dem benachbarten Mödlich aus derselben Zeit:

**Wir loben, preisen, anbeten. Was solt grämen mich ermüden, Unfall trag ich mit Geduld, bin mit meinem Glück zufrieden, so mir gönet Gottes Huld. Menschen seh ich sind betrüglich. Georg Röhl. Maria Elisabeth Blüthmann.**

Zu einer sehr billigen Weisheit ist diese Gesinnung in der häufig angetroffenen Inschrift zu Strasburg in der Uckermark verflüchtigt:

*Wer kann es machen überall*
*Daß es jedermann gefall?*

oder in Seedorf 1799:

*TRACHT STETS DANACH WAS RECHT*
*OBS SCHON NICHT LOBET JEDERMANN. 1799*

Vielfach hat man sich bei Neubauten auf die Angabe der Erbauer beschränkt, wenn auch diese Beschränkung nicht immer allzu wörtlich zu nehmen ist. Der „Hochwürdige und Hochwohlgeborene Herr, Herr Thomas Philipp von der Hagen" hat 1765 die Errichtung eines Stalles zu Elslake bei Rathenow in einer langatmigen Inschrift bezeugt,

[1]) Bär XV, 1889, S. 341.

[2]) Die mitgeteilten Seedorfer Inschriften sind mir zum Teil mitgeteilt von Herrn Pastor Handtmann.

die den Nachkommen alle die vielen Titel dieses Herrn kündigt. Wie ganz anders mutet dagegen die Inschrift am Treuenbrietzener Rathause an mit ihrer Beziehung auf die Ludwig dem Bayern bewiesene Treue:

„HAEC URBS PRAEMERUIT, QUAE BREZIA FIDA VOCETUR,
PRINCIPIBUS BELLI TEMPORE FIDA FUIT“

oder die kurze Angabe der Zeitgenossen vom Kaiser bis auf den Maurermeister am Rathaus zu Strasburg i. U.:

Imperatore Rudolpho Secundo, Electore
Brandenburgensi Joachimo Frederico,
Consulibus Joachimo Krupesack
Joh: Reberck. Christ: Wegener extructa
Est Haec Curia Anno MDIC.

Dankbar erkannte 1772 ein angesiedelter Böhme in Nowawes die Hilfe des Landesfürsten an, wenn er bekundet:

Gott und des Großen Königs Wort
versorgten mich an diesem Ort
1772

Vielfach bezeugen die Inschriften die Verheerungen, die früher der Brand in unseren Ortschaften anrichtete. Wenn es auch dabei manchmal mit der Orthographie und der Grammatik hapert, so berührt um so wohltuender die fromme Gesinnung eines Geschlechts, das aus solchem Unglück immer wieder die Zuversicht zu seinem Schöpfer fand. Nur einige Proben mögen hier aus der Fülle der Brandinschriften mitgeteilt werden:

Was mich geraubt der Brand,
wird ersetz durch Gottes Hand 1797
Seedorf bei Lenzen a. E.

Erbaue wass zerstöret und wass die Gluth verheret, Ersetze diesen Brand, so wollen wir von neuen uns deiner Güte freuen und ehren danckbar deine Hand 1811
Groß Wootz a. E.

Da das gewesene Haus am 7ten Sept. 1833 Abens 9 Uhr Niedergebrant,
den 27ten Mertz 1834 wieder mit Gott erbant, Hei. Schultz. G. M. Schultz.
Breitenfeld (Prignitz).

In den Städten werden in enger Verbindung von Poesie und Prosa die Inschriften oft mit Anspielungen auf die Tätigkeit der Erbauer, nicht selten mit glücklichem Humor, durchsetzt. Ein Jüterboger Arzt drückt das nur durch einen kurzen geschichtlichen Hinweis aus:

Dieses Hauß stehe in Gottes Hand
Von Alters her die Vise genand
Jochrist Hoffmann Phys.:
1748

während einige Berliner Handwerker etwas deutlicher werden. Ein Lichtgießer, der offen für Qualitätsware eintritt, sagt:

Blast uns, o Herr in diesem Haus
Der Tod das Lebenslicht einst aus.
Wird am Geruch es offenbar,
Wer Talglicht und wer Wachslicht war.

Ein Schlossermeister, der wohl unter dem Eindruck böser Erfahrungen stand, klagt:

Wenn an ein jedes böse Maul
Ein Schloß gelegt müßt werden,
Dann wär' die edle Schlosserkunst
Die beste auf der Erden.

Zwei Fischer aus der kleinen Burgstraße stellten die Bibel in ihren Dienst:

Christus kehrte einst bei einem Fischer ein;
Drum läßt der Herr dies Haus gesegnet sein.

Diese Selbstzufriedenheit scheint der andere nicht gehabt zu haben, der sich tröstet mit:

In allen Tagen
Läßt Gott auftragen
Wohl Krebs und Fisch,
Drum nit verzagen,
Sich redlich plagen,
Falls ich auch keinen erwisch.

während eine Inschrift aus Neu-Ruppin den vorher erwähnten Berliner Spruch 1876 ergänzt:

Christus kehrte einst bei einem Fischer ein,
Drum läßt Gott dies Haus gesegnet sein,
Wer nur fromm und gut hier wohnt,
Dem Gott mit reichem Segen lohnt.

Einen breiten Raum nehmen Bibel- und Gesangbuchverse ein, von denen nur einige angeführt seien:

DIE GÜTE DES HERREN IST DAS WIER NICHT
GAR AUS SEIN VND SEINE BARMHERTSIGKEIT
HAT NOCH KEIN ENDE. KLAGL: JER.

Wilsnack 1694.

Derselbe Spruch aus dem gleichen Jahre und dann 1721 findet sich in Kietz a. E., was vielleicht auf die Identität des Bauherrn oder Maurermeisters schließen läßt, deren Namen oft die Inschriftverse ergänzen:

**Gott macht die dürren Berge naß, er kleidet Blumen, Laub und Graß, für seine Müh ist nicht zu klein, er wird auch mein Versorger sein. Hans Joachim Wend. Anne Ilse Wärneken. Errichtet den 3. Juny 1703. Hartw. Schultz, Zimmermeister.**

Mödlich.

**Zu dir mein Gott steht mein Vertrauen, du bist mein Schuld, mein Schutz. Auf dich, Herr will ich bauen, mit dir biet ich dem Feinde Trutz. Ist Gott für mich und bleibet mein, wer mag mir dann zuwider seyn. Christoph Mertens. Anna Elisabeth Kühnen: Zimmer Meister Hertw. Schultz den 8. July Anno 1793.** [1])

Mödlich.

**Auf dich Herr, nicht auf meinen Rath will ich mein Glücke bauen und dir, der mich erschaffen hat mit ganzer Seele trauen! Du der die Welt Allmächtig hält wirst mich in meinen Tagen als Gott und Vater tragen. Schwi: Eltern George Wernicke. Else Salime Brandts. Anno 1793 den 3. Juny.**

Mödlich (Rückseite des vorher genannten Hauses).

Alles, was mein Thun und Anfang ist, daß geschehe im Namen Jesu Christ; der steh mir bey fruh und spatt, bis all mein Thun ein Ende hat. Hierauf wag ich noch verwegen meine Arbeit fangen an. Du Gott Vatter wirst es fügen, daß es wol geraten kann. Jesus Christus Segnen Du Heiliger Geist, sprich Ja Herr in Deinen großen Namen sey mein Ende und Anfang. Amen. Hans Johnn Neumann. Elisabeth Werncken 1794

Groß-Wootz bei Dömitz a. E.

Alles ist an Gottes Segen und an seiner Gnad gelegen, über alles Geld und Gut. Jochen Jürgen Mertens. Ilse Berken, den 12. october 1791

Mödlich.

Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut im Himmel und auf Erden. Wer sich verläßt auf Jesum Christ, dem muß der Himmel werden. Ano 1792

Kietz a. E.

Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich
So oft ich sing und bete, weicht alles hinter mich.
Hab ich das Haupt zum Freunde und bin geliebt bei Gott,
Was kann mir thun der Feinde und Widersacher Rott! 1811

Mödlich.

[1]) Ist offenbar ein Nachkomme des Voranstehenden.

In Gottes Namen fang ich an was mir zu thun gebühret.
Mit Gott wird alles wohlgethan und glücklich ausgeführet.
Joachim Georg Wernicke. Dorothea Elisabeth Neumann.
Anno 1817

Mödlich.

Sing bet und geh auf Gottes Wegen, verricht das Deine nur getreu und trau des Himmels reichem Segen so wird er bei dir werden neu; denn welcher seine Zuversicht auf Gott setzt, den verlaßt er nicht. ver Wittwete Ortmann geb. Maria Elisabeth Ortmann & Sahn Christian Ortmañ May 18 . . Mödlich.

Wo Gott die Hand dir reget, zur Arbeit Grund selbst leget, da fügt er Segen bei, wenn er davon sich wendet, wird nicht das Werk vollendet, ob noch so klug der Meister sei. 1857 Tacken i. Prignitz.

Gedenke mein, mein Gott in vesten 1797

Seedorf.

ACH BLEIB BEI VNS HERR JESV CHRIST
WEIL ES NVN ABEND WORDEN IST
DEIN GÖTTLICH WORT DAS HELLE LICHT
LASS JA BEI VNS AVSLOSCHEN NICHT

Brüsenhagen. Ostprignitz (Kirche).

Eine wohltuende Freude am eigenen Heim klingt oft aus den Sprüchen heraus. Ein Havelberger Bürger, der wohl sicher aus Westfalen eingewandert war, bringt das im 17. Jahrhundert etwas pharisäisch zum Ausdruck:

Lieber chott, ich danke dir
Das du aus chnaden bescherest mir
Ein haus, darin ich wohnen kan.
Und wen's decheinen nicht chefellt,
Mich kostet es ein chut stück chelt.
Drum dank ich, chott,
Drum dank ich dir
Und hoffe vest,
Das du die deinen nich verlest. —
O herr hilf,
O herr, lass wol chelingen
Chib auch chlück und heil zu allen dingen.[1])

Es ist ein etwas fremder Ton in diesen Versen, der zu der demütigen und auch altruistischen Färbung unserer sonstigen Inschriften nicht passen will. Nicht nur, daß

[1]) Bär XV, 1888, S. 27.

man das Unheil vom Hause fern wünscht, sondern auch der Gast soll den Segen des Hauses genießen, wie in Kyritz gesagt wird:

WAS ZV DIESEM HAVS EINGEHET MIT DER HANDT WENDE WAS HIR NICHT BESTEHET VNGLVCK KRANCKHEIT KRIEG VND BRANDT. ANNO 1700

oder mit anderen Worten in Seedorf:

GOTT BEWAHRE DIESES HAVS VND ALLE, DIE HIER GEHEN EIN VND AVS. 1797

oder in Mödlich:

DER HERR SEGNE UNDT BEHUTE DICH VOR ALLEM UNGLUCK UND UBEL. DIS HAUS GEBAWET STOFFER MERTENS DEICHSCHAWER 1626

Freilich denkt der Märker auch in seiner Heimfreude an seine Nachkommen, wie der schöne Spruch von 1851 bezeugt:

Schütze Vater diese Scheune vor dem Feuer Wasser Sturm fülle segnend ihre Räume, du der nicht vergißt den Wurm. Lange blühe mein Ceschlecht, lebe fromm und wandle recht. Kietz a. E.

Daß man den Sinn vom zeitlichen zum ewigen Heim wendet, belegt der in ganz Deutschland bekannte und als Hausinschrift benutzte ernste Vers aus Prenzlau:

Wir bauen hier sehr feste
Und sind nur fremde Gäste;
Und wo wir sollten ewig sein
Da bauen wir am wenigsten drein.

Mit schweren Tönen, die dem Orte angemessen sind und an die grandiose Wirkung des Muspilli-Liedes erinnern, steht am Eingange des alten Kirchhofs zu Belitz die inhaltvolle Inschrift:

Hora Ruit — Mors Ingruit

Rath zu Belitz

Flos perit — Sol vergit at occasum.

Bedenck es Weißlich
in der Zeit
und Flieh den Schlaff der Sicherheit
Sei augenblicklich wacker
Deñ wiß, es bleybet dabei nicht
Das mañ dich hier aus diesen Licht
Trägt auf den Gottes Acker

Wir mußen aus den Gräbern gehn.
und alle vor dem Gerichte stehn,
Das Gottes Sohn wird siegen
Weñ auf der Engel Feld Geschrey
Nim̄, Leser dis die Gluth dis Kleine Welt Gebäu Ich Hab
inacht, dencke das Wird in die Asche legen Betacht

Stehet auf ihr Todten. Offenb. Johann. 20. v. 12
Jes. 26. v. 19 Dan. 12. v. 13.

Oskar Schwebel hat noch eine andere nicht minder ernste Inschrift aus der Stralauer Straße in Berlin dem Gedächtnis erhalten,[1]) die wie eine gedrängte Leichenpredigt anmutet:

„Bald, lieber Leser, wird's um dich geschehen sein; siehe also zu wie du gelebt hast. Heute schaust du noch das Licht der Sonnen; morgen aber vielleicht nicht mehr. Sei also kein Thor.

Wie kannst du denken, lange noch zu leben,
da über deinem „morgen" tiefe Dunkel schweben?

Wie viele Menschen, die auf ein langes Leben gehofft haben, sind furchtbar enttäuscht und plötzlich abberufen worden! Wie oft hast du nicht selbst in Hinsicht auf einen Fremden das Wort vernommen:

„Ach, der ist nun schon lange tot."

Tot und Ewigkeit: das also ist unser aller Ziel! Wie ein Schatten gehet der Mensch dahin. So wird er auch dahin gehen er, der dieses Haus gebaut hat:

F. A. S.

und seine Stätte wird nicht mehr sein."

Das Prophetenwort des ernsten Mannes ist in Erfüllung gegangen. Wir wissen nicht, wer er war, kennen auch die Stätte nicht, von der das Wort den Vorübergehenden an das Ziel des Lebens erinnerte, aber es belegt doch die tiefe Wirkung, die der Pietismus auf die sonst so vergnügten Berliner ausübte. Wie er auf die gebildeten Kreise beschränkt blieb, so sind auch seine Äußerungen mit Vorliebe in das Gewand der lateinischen Sprache gekleidet worden. Die niedere Bürgerschaft und die Landleute konnten den Sinn der Inschriften wohl kaum verstehen; für diese waren sie wohl auch an den öffentlichen Gebäuden kaum bestimmt, wie die schöne lateinische Sentenz „IRAE · MALORVM · SVNT · MDCCXX · LAVDES · IVSTITIAE (Der Bösen Zornwallungen sind Lobe der Gerechtigkeit). Mit welcher naiven Ausschließlichkeit die Inschriften für ein begrenztes Publikum bestimmt waren, bezeugt die Sentenz an dem Hause eines Refugié an der Stechbahn zu Berlin: O, que l'homme est prudent (et) sage, qui se confie au Dieu. (Wer klug und weise ist, vertraut sich Gott an), die nicht, wie das bekannte Non soli cedit an der Garnisonkirche als preußischer Wahlspruch Umlaufswert erhalten konnte.

[1]) Bär XV, 1889, S. 34, 35.

In den letzten Jahrzehnten ist die schöne alte Sitte abgekommen. Nur vereinzelt haben junge Eheleute bei dem Errichten eines eigenen Hauses auch eine Inschrift anbringen lassen. Und diese ist — ganz im Charakter unserer Zeit mit ihrer Neigung zu leerem Prunk — auf eine Marmortafel mit vergoldeter Jahreszahl und die Namen beschränkt worden. Von einer lebensvollen Volkskunst, die in den Poesien wie in der schönen Flachschnitzerei so viele schöne Beweise ihres Könnens gegeben hat, ist nichts übrig geblieben. Wenn auch die Bauart nicht immer die Anbringung von Holzbalken begünstigt, dann würde ein Bedürfnis schon andere Wege für die Inschrift finden. Die Hauptsache ist das Bedürfnis. Hoffen wir, daß es eines Tages wieder erwache wie manches andere, das wir vergessen wähnten.

## Wahrzeichen.

Durch die ganze Entwicklung der Volksanschauungen geht wie ein roter Faden die Vorstellung, daß es unheilvolle Wesen gibt, die den Menschen zu schädigen trachten. Und mit der vermeintlichen Erkenntnis dieser Feinde wuchs auch das Bestreben auf, ihre feindlichen Wirkungen durch Gegenkräfte aufzuheben. Die Anfangsbuchstaben der heiligen drei Könige Caspar, Melchior und Balthasar werden im Osten und vereinzelt im Westen der Provinz noch heute am Dreikönigstag mit Kreide an die Türrahmen der Ställe geschrieben, um das Vieh vor Krankheit, soll heißen vor dem Verhexen, zu schützen. Das Kreuz, das sich bisweilen als Giebelschmuck findet, das Donnerkraut oder Hauswurz, Hauslaub, Hauslauch (Sempervivum tectorum) auf den Strohdächern oder geeigneten Mauervorsprüngen, der Donnerstein (Belemnit) auf dem First, das Hufeisen auf der Schwelle haben in diesem Abwehr- oder Schutzsinne dieselbe Wertung in Brandenburg wie der ornamentale Hexenbesen oder die Mühle bei den Niedersachsen. Aber diese letztgenannten Schutzmittel sind in Brandenburg zum Teil nicht vorhanden, auch gehören sie mehr in das Gebiet der inneren als äußeren Volkskunde. Nur ein Wahrzeichen hat sich mit seiner Gestaltung zugleich eine durch Sagen unterstützte Bedeutung in Brandenburg erkämpft, die auch die Gattung im übrigen Deutschland beeinflußt hat: das ist der Neidkopf.

Besonders um den Berliner Neidkopf, Spandauerstraße 38, hat die Sage einen bunten Schleier gewebt, der geradezu die eigentliche Bedeutung des Kopfes lange Zeit verhüllte. Trotzdem läßt sie, die in diesem Falle sehr ehrsame geschichtliche Persönlichkeiten mit dem Sinnbild in Verbindung bringt, doch noch leise die alte Anschauung durchschimmern. Der Neid, der schädigende Haß wird in der novellistischen Erzählung an den Pranger gestellt, um eine ursprünglichere Empfindung: die Abwehr einer Schädigung zu verschleiern. Diese Aufgabe der Gattung Neidkopf, die in ganz Deutschland zu finden ist, ist dann später von bestimmten Hausinschriften abgelöst worden.[1]) Ihr Inhalt ist Anrufung des Schutzes Gottes und Kennzeichnung der feindlichen Kräfte als Neid und Mißgunst. In der älteren Auffassung wurde deren Gewalt gebrochen durch ein Abbild ihrer selbst, an das man sich im Anschlusse an die antike Überlieferung des Me-

[1]) Robert Mielke, Der Neidkopf. Monatsblatt der Brandenburgia VII, 1889, S. 286 f.

dusenhauptes lehnte und einen möglichst schreckhaften Ausdruck formte. Der Berliner Kopf ließ es daran nicht fehlen; aber andere Köpfe lehnen sich mehr an das klassische Vorbild an. Im Märkischen Museum befinden sich verschiedene Neidköpfe, leider ohne nähere Bezeichnung (Abb. 82 u. 83).

Vielleicht sind auch andere Köpfe, von denen die Sage merkwürdige Geschichten raunt, ursprünglich Neidköpfe. Über dem Kamin im Lehniner Abtshause ist eine Büste angebracht, bei der offenbar mangelndes Können und bewußte Absicht vereint eine scheußliche Fratze geschaffen haben. Sie dürfte kaum so alt sein, wie sie geschätzt wird, aber immerhin in das 15. Jahrhundert zurückreichen.[1]) Ob ein kleiner, im Museum zu Prenzlau befindlicher Kopf mit aufgerissenem Munde und starren Augen hierhergehört, steht dahin, doch scheint er wenigstens stilistisch in diese Gruppe zu gehören und vielleicht einst als Wasserausguß gedient zu haben.[2]) Es war das Schicksal dieser Köpfe, daß ihre ursprüngliche Bedeutung vergessen wurde, und daß sie als inhaltloses Ornament ihren Platz behaupteten, der über dem Fenster- oder Türsturz war. Von diesen Öffnungen,



Abb. 82. Neidkopf aus Berlin.



Abb. 83. Neidkopf aus Berlin.

durch die das Unheil in das Haus ziehen konnte, haben sich die Neidköpfe auch in der Vergessenheit nicht verdrängen lassen. Am bekanntesten ist wohl das Medusenhaupt über dem Eingang des Gutshofes in Klein-Machnow bei Teltow, von dem die Sage berichtet, daß es das Bild eines hartherzigen Besitzers sei, den die Schlangen verzehrt hätten. Ein anderes Gorgonenhaupt befindet sich im Nauener Stadtmuseum und wurde 1864 im Stechowschen Garten gefunden. Es mag aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts stammen und einstmals den Eingang eines Patrizierhauses geschmückt haben.

Wenn schon der Berliner Neidkopf der einzige ist, der in dieser Eigenschaft durch die Sage beglaubigt ist, so darf man andererseits doch annehmen, daß die Gewohnheit, aus einem Mauerwerk unvermittelt irgendein menschliches Haupt herausspringen zu lassen, auf einer alten Anschauung beruht. Unsere mittelalterliche Kunst ist viel zu ernst, viel zu redend, als daß sie aus Lust an rein ornamentaler Spielerei dergleichen Wahrzeichen geschaffen hätte. Gewiß wird sie sich des Sinnes oft genug nicht mehr bewußt gewesen sein, aber sie folgte dem Gebrauch unbewußt, weil er durch eine vielleicht mehr-

[1]) Monatsblatt der Brandenburgia XVIII, 1910, S. 402, wo auch eine Abbildung zu finden ist.

[2]) Bär XXV, 1899, S. 462 mit Abbildung.

tausendjährige Vergangenheit unlöslich mit der Volksanschauung verbunden war. Und das Befremdende einer Erscheinung wird dann durch irgendeine Sage erklärt wie an den zwei Köpfen an der Kirche zu Belitz, die mit einem Hostiendiebstahl in Zusammenhang gebracht wurden. Wenn nicht eine fast zweihundertjährige Mörtelschicht sie begraben hätte, würden wohl auch die beiden Köpfe am Altstädter Rathaus, die in Brandenburg a. H. unlängst zum Vorschein gekommen sind, eine erklärende Sage haben entstehen lassen. Alle solche Wahrzeichen entwinden sich mit der Zeit dem gemeinsamen verbindenden Gedanken, der sie einst lebensfähig gemacht hat; sie werden selbständig und gewinnen durch die Sage ein mehr persönliches oder örtliches Interesse. Das hat dem Hause mit den 99 Schafsköpfen in Berlin, von dem die Sage eine sehr entfernte, abgeblaßte Erinnerung an Habgier und Neid hindurchschimmern läßt, zu einem Wahrzeichen der Stadt gemacht, wie es das Rathenower Tor in Brandenburg[1]) durch die Vogelgestalt mit Ring und Kette flugs mit der Magdeburger Sage von dem unschuldig wegen Diebstahls hingerichteten Diener in Verbindung bringt. Auch der Bechliner Knief, das Wahrzeichen des Dorfes Bechlin bei Neu-Ruppin, das am Ostgiebel der Kirche befestigt und wohl eine alte Sense ist, scheint auf Grenzstreitigkeiten zurückzugehen, wenn man die darum üppig wuchernden Erzählungen zergliedert. Diese dem Boden einer uralten Gewohnheit gewissermaßen entwurzelten Wahrzeichen, die man fast in jedem Orte hatte, haben in der Zeit des Innungszwanges eine nicht unbedeutende Rolle gespielt, weil der Altgeselle die wandernden Burschen durch Fragen nach den Wahrzeichen auf die Glaubwürdigkeit ihrer Reiseberichte prüfte. Sie sind auf diese Weise der Vergessenheit entrückt, aber auch durch die Berichte selbst vielfach verändert worden. Eines der seltsamsten Wahrzeichen besitzt Lübbenau in einem hölzernen Ochsenkopf (Abb. 84), von dem eine angebrachte orthographisch und grammatisch wacklige Inschrift sagt:



Abb. 84. Wahrzeichen in Lübbenau.

Ich trug den kühlen Wein aus meinem Vaterland
Ich meyn aus Ungarland, für Könige von Stralsund
Daselbst ward ich verkauft, nach Lübbenau am Strande
Mein Fleisch war schön und fest und Jedermann gesund
Man nennte mich Husar, ich wog auf Siebzig Steine
Vor Vierzig Thaler Geld, gab mir mein Herr nicht weg
Es sagte Jedermann, ich war gewiß nicht kleine.
Man sahe auch an mir, nicht einen Tadel Fleck
Ein Tausend Sieben Hundert u. Funfzehn ists geschehn
Daman mich vor Stralsund
In Pommern hat gesehn.

[1]) Auch in Prenzlau ist aus gleicher Veranlassung diese Sage nachgewiesen.

Auf der anderen Seite hat der Wanderzug selbst die bemerkenswerten Stätten mit Zeugnissen versehen, die oft in allerlei Kritzelungen, Inschriften und Signaturen bestehen. Die leider 1909 abgebrochene Kapellenruine in Blankensee, die Nikolaikirche in Treuenbrietzen, die Klosterruine in Himmelpfort (Abb. 85) und viele andere sind mit solchen Anwesenheitsbeglaubigungen versehen, die bis in das 14. Jahrhundert zurückreichen. Daß besonders kirchliche Gebäude für diese unbefugten Kritzeleien benutzt wurden, lag wohl an dem suggestiven Einfluß, den sie auf das seelische und körperliche Wohlbefinden des Menschen ausüben können. Sind sie doch umgekehrt auch benutzt worden, seltsame, nicht erklärbare Gebilde, wie alte Mahlmühlen (Heiligengrabe, Gießmannsdorf bei Pritzwalk). Weihwasserbecken (Pritzwalk), Bildwerke (Jüterbog), unlesbare Inschriften (Gerswalde) in ihrem vermeintlichen Teufelsspuk durch Einmauern unschädlich zu machen! Im Grunde genommen ist das wieder das alte Neid-Prinzip, das in seiner letzten Folgerung den ganzen Bau als dämonen- oder unglückbannend betrachtet und wenige Teilchen seiner Substanz zu Heilzwecken benutzt, wie es die Rundmarken und Schreifrillen hundertfach bezeugen, die man in Brandenburg festgestellt hat.



Abb. 85. Ziegelsteine mit Inschriften in Kloster Himmelpfort.

## Häusernamen.

Wie lebensvoll und beseelt erschien doch unseren Vorfahren die Umwelt, in der sie sich bewegten! Auch die Häuser haben ihre Sprache, in der sie nicht sich als gleichgültige Baukörper eines Gemeinwesens anzeigen, sondern ausdrucksvoll ihren Stand, ihr Äußeres oder ihre Lage angeben. Auf dem Dorfe kennt man sich persönlich, in der Stadt ist es schon schwieriger, eine Person aus der Menge zu ermitteln, da verschwindet sie hinter dem Hause, das leichter auffindbar ist. Die bureaukratisch-nüchterne Bezifferung der Häuser ist erst im 19. Jahrhundert allgemeiner in Aufnahme gekommen; vorher genügten die charakteristischen Bezeichnungen, die u. a. in den ältesten Berliner Adreßbüchern häufiger Verwendung fanden, als die wenigen im Volksmunde geläufigen Straßennamen. Die Bezifferung, die in Lübeck 1756 auf Betreiben der Brand-Assekuranz eingeführt wurde,[1]) findet sich schon zwei Jahre früher in Berlin. Die anderen märkischen Städte folgten nach und nach; wenige Jahre nach der Einführung der Städteordnung war sie allgemein durchgeführt. Damit wurden die alten Häusernamen außer Kurs gesetzt, nachdem sie schon lange vorher sich hauptsächlich auf die Gasthöfe und Apotheken konzentriert hatten. Wie sehr sie von dem Handel abhängig waren, bezeugt die Tatsache, daß sich die meisten geschichtlichen Erwähnungen in den Städten finden, die an den verkehrsreichen Handelsstraßen liegen. So haben wir alte Bezeichnungen in Niemegk, Treuenbrietzen, Belzig, Jüterbog, Berlin, Frankfurt a. O., Guben, also mit Ausnahme der letztgenannten Stadt vorzugsweise in Städten, die an der alten von Sachsen an die untere Oder führenden

[1]) Robert Mielke, Deutsche Häusernamen in Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte II, 1891, S. 365 f.

Straße liegen. Das Ende des 14. Jahrhunderts entstandene Berliner Stadtbuch[1]) erzählt, „daß die Krämer von Berlin und Cölln und von anderen Städten in der Mark von ihrem Zelte, das ein Kreuz hat, von jeglichem 4 Denär geben", was man wohl schon als einen Hinweis auf die Sitte der Kennzeichnung durch ein charakteristisches Hauszeichen ansehen kann.

Die älteste Erwähnung eines unmittelbaren Hausnamens geschieht in Frankfurt, wo 1419 ein Haus zum Rebstock genannt wird. In Berlin werden im 16. Jahrhundert erwähnt: Zum Hirsch, zu den drei Linden, die bemerkenswerterweise in der Spandauer Straße, in der Nachbarschaft des durch die schöne Sage von den drei Verkehrtlinden bekannten Heiligen Geistkirchhofs lagen; 1608 wurden in Jüterbog der Goldene Löwe, 1655 der Weiße Schwan erwähnt. In Berlin finden sich 1640 der Schwarze Bär, die Drei Kronen, 1711 der Blaue Hecht, und weiter die Blaue Hand, der Goldene Löwe, der Goldene Arm, der Weiße Engel (1729), der Weiße Schwan (1727), der Ochsenkopf (1742), die Weiße Taube (1789), die Sonne (1800) und in den Jahren 1720 bis 1730: Stadt Braunschweig, Goldener Anker, Römischer Kaiser, Preußischer Wagen, Stadt Ruppin, Weißer Schwan. Belzig hat 1640 den Weißen Schwan und den Ring, 1780 den Goldenen Stern. In Guben kommt 1760 vor der Rote Löwe, in Niemegk 1697 der Löwe. Im 19. Jahrhundert, vielleicht weniger wegen der einsetzenden Numerierung als wegen der abschleifenden Wirkung des Eisenbahnverkehrs, treten die charakteristischen Namen zurück vor den gedankenlos angewandten Städtebezeichnungen, die früher als Quartier der Einwohner einen Sinn hatten. Trotzdem haben sich die alten Gasthöfe häufig noch ihren überlieferten Namen erhalten.

Von der Mannigfaltigkeit der alten Bezeichnungen mögen folgende aus der Mark zeugen: dem Tierreich sind entnommen der Adler, der in der Mehrzahl sich durch das Eigenschaftswort „schwarzer" als gut preußisch kennzeichnet, in wenigen Fällen aber auch als roter oder weißer, vielfach indessen als goldener erscheint; ferner der Bär, der durchgehends schwarz ist, das weiße, rote oder schwarze Roß, der heraldisch sich gebende „Goldene Löwe", der jagdfreundliche Braune und Goldene Hirsch. Sehr verbreitet ist der Weiße Schwan. Mit religiösem Einschlag erscheinen das Lamm, die Taube und der Engel. Die humoristische Lahme Ente und der Hungrige Wolf sind mehrfach vertreten. Dem Pflanzenreich gehören an der typische Grüne Baum, die Linde, die Eiche (deutsche, grüne), der Apfel und die Traube. Von Sonne, Mond und Sternen hat die erstere die meisten Liebhaber gefunden, während dem Handel und dem Gewerbe ihre Bezeichnungen verdanken: Die Goldene Kugel, der Anker, der Hecht, der Ring, der Blaue Arm (für einen Färber). Künstlerische Wahrzeichen unterstützten oft die Namen.

Das moderne Leben bringt es mit sich, daß die alten Namen selbst bei Gasthöfen verschwinden. Gemütliche und traute Bezeichnungen wie Linde, Eiche, Löwe, Adler und andere, in denen eine örtliche Beziehung oder ein derber Volkshumor zum Ausdruck kommt, machen neueren, oft unverständlichen Platz. Namen wie „Zum Kaiser", „Zum Kronprinzen", „Zum König von Preußen", „Zur Post", „Zum Bahnhof" oder „Zur

[1]) P. Clauswitz, Berliner Stadtbuch. Berlin 1883, S. 15.

schönen Aussicht" kann man noch gelten lassen, wenn sie begründet sind. Ein „Terminushotel" oder ein anderer Name, der nur gedankenlos aus irgendeiner Großstadt übertragen ist, ist uns gleichgültig. Denn es fehlen ihnen, was die alten Bezeichnungen meistens besitzen, Beziehungen zur Umgebung oder zur Geschichte.

## Die Tracht.

Abgesehen von den wendischen Gegenden ist die Tracht in Brandenburg wohl stets niederdeutsch gewesen, als Volkstracht hat sie jedoch nur ein kurzes Leben geführt. Die wendischen Bewohner allein machen darin eine Ausnahme. Ihre Tracht gehört einem ganz anderen Kulturkreise an; sie ist auch noch nicht ausgestorben, obwohl jedes Jahr mehr verschwinden läßt. Wo sie noch besteht, ist ihre Lebenskraft jedoch nicht aus dem natürlichen Entfaltungsprozeß der Tracht herausgewachsen, sondern von äußeren, zumeist städtisch gerichteten Interessen gestärkt. Kein Mittel wird das Schwinden der Tracht aufhalten können, da die Hauptgrundlagen ihrer Entstehung und ihrer Entwicklung, die in der Selbsterzeugung der Kleiderstoffe lagen, nicht mehr vorhanden sind und kaum wieder erstehen werden. Eine Trachtengeschichte der Mark wird daher vorzugsweise die Form eines Nachrufes annehmen müssen.

Die Kultur des Flachses und des Rapses stand Pate bei unseren Volkstrachten. Auch die Schafzucht hatte ihren Anteil. Solange die Kleiderstoffe im Hause gewonnen wurden, erhielt die Tracht alle Anregungen von innen heraus, so lange wurde sie auch von den Schneidern im Orte selbst bestimmt, wenn auch jede Änderung von den Schwankungen der zeitlichen Tracht abhängig war; denn die Anregungen, die von den Städten ausgingen, die auch von dem Fürstenhof und von den Adelssitzen auf das Land strömten, sind gewiß nicht ohne Einfluß geblieben. Was bedeutet aber diese langsame Beeinflussung, die ein ganzes Menschenleben und mehr gebrauchte, um ein Kleidungsstück in seinem Schnitt zu verändern, was machte das Eindringen einer neuen Mode angesichts der Tatsache aus, daß die Hauptteile der eigentlichen Tracht während des ganzen Lebens getragen wurden! Die langsame Entwicklung ist weiterhin noch gefestigt worden durch die starre Bindung handwerklicher Unterweisung, die für jedes Kleidungsstück eingehende Lehrvorschriften hatte, die jede Form, jeden Schnitt bis in das einzelnste bestimmten. Das Innungsbuch der Schneiderinnung in der niederlausitzischen Stadt Triebel von 1595 gibt darüber interessante Aufschlüsse.[1]) Es werden dort mit Zeichnungen, genauen Aufschlüssen über Größe und Art des Stoffes Anweisungen gegeben über damastene Bräutigamsröcke, Kaseln für Priester, Dalmatiken, Friesröcke, Roßkappen, Satteldecken, Zelte, Rüstwagen, Tornister, Bauern- und Narrenkleider, was zugleich ein interessantes Bild der Aufgaben des Schneidergewerkes gibt. Triebel ist ein recht kleines, kaum über ein Dorf hinausgehendes Städtlein, dessen Kulturregungen sicher ein halbes Jahrhundert in der Zeit zurückgeblieben sein dürften. Was der Bauer — in der Regel dürfte das nur selten im Leben vorgekommen sein — nicht hat in der Stadt an-

[1]) Robert Mielke, Das Innungsbuch der Schneider in Triebel. Monatsblatt der Brandenburgia VIII, 1900, S. 259. Mit Abbildungen.

fertigen lassen, das ist im eigenen Hause hergestellt worden, was natürlich eine Abweichung vom Herkömmlichen noch weniger zuläßt.

Die Geschichte der märkischen Tracht — soweit sie nicht Hoftracht ist — entfernt sich nicht von der Entwicklung der deutschen Kleidung; eher kann man behaupten, daß sie erheblich hinter der der großen Handels- und Hansestädte zurückgeblieben ist, wo Reichtum und Prunkbedürfnis die Entwicklung oft schnell vortrieben. Mindestens läßt es auf recht bescheidene Ansprüche großer Volkskreise schließen, wenn 1331 der Rat von Berlin gebieten mußte, daß niemand barfuß oder im bloßen Hemde über die Straße gehen dürfe. Also nicht in bloßen Füßen sollten die Bürger gehen, was doch selbst heute noch nicht selten in den Vorstädten ist! Zwar wendet sich der Erlaß nur an Leineweber und Wollknechte; man darf ihn aber wohl auch auf die Gewohnheit der anderen Gewerke beziehen. Vornehme Leute haben offenbar mehr Sinn für ein Übermaß der Kleidung als für einen Mangel; denn wenige Jahre darauf werden den schönen Berlinerinnen Geschmeide, Spangen und Perlen, die mehr als eine halbe Mark an Gewicht haben, Zobelbesatz und Borten auf den Kleidern bei zehn Mark Strafe verboten.

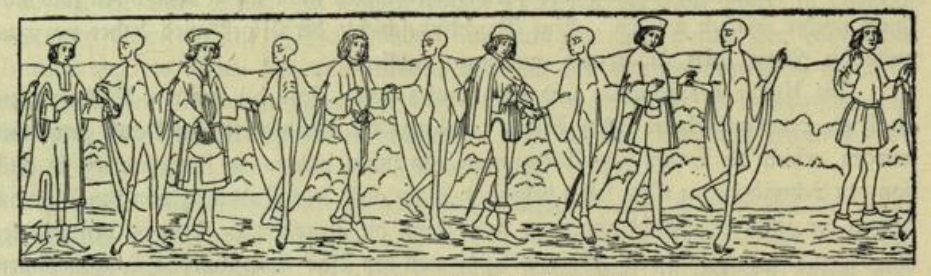


Abb. 86. Szene aus dem Berliner Totentanz.

Zur Haustracht der Handwerker gehörten offenbar die Holzschuhe, Holschen oder Pantinen, die der Berliner Totentanz in St. Marien bereits als Patynken kennt. In diesem Denkmal haben wir wohl dies älteste Zeugnis in der Mark für eine Scheidung der Tracht nach den Ständen (Abb. 86). Bei den Würdenträgern überwiegt die Gleichheit mit der höfischen Tracht; bei dem Bürgermeister, Wucherer, Stadtjunker, Kaufmann, Amtmann und Bauern scheint die Kleidung örtlich beeinflußt zu sein, wenn auch das pelzverbrämte Gewand, das blaue Unterkleid und die schwarzen Strümpfe des ersteren schon der Tracht eines Vornehmen zuzurechnen ist. Die anderen Vertreter der städtischen Einwohnerschaft sind um 1460 sehr einheitlich gekleidet. Alle haben enganschließende bunte Kleider an, deren Oberteil von einem bald kürzeren, bald längeren, von einem Gürtel zusammengehaltenen Übergewand bedeckt ist. Als Kopfbekleidung dient das Barett; die Füße stecken in niedrigen Schuhen.

In diesen Darstellungen des Totentanzes haben wir einen charakteristischen Ausschnitt aus der Tracht des Mittelalters, der für die Mark Brandenburg lange Zeit ziemlich unverändert ist. Der Typus bleibt jahrhundertelang stehen, bis eine Reihe von äußeren Ereignissen ihn in kurzer Zeit beiseiteschiebt, wenngleich auch dann noch eine ständische Gliederung die Tracht im einzelnen verschiedenartig macht. Sie ändert im

einzelnen, vertauscht die Farben; sie nimmt Einzelheiten von ferne auf, aber sie erweitert nur den Abstand zwischen der Kleidung der Bevölkerungsschichten. Und je höher die Stände stehen, um so mehr unterliegen sie der Neigung zum Prunk und zur Pracht. „So wurde auch die Tunika in den Scheckenrock oder Lendner und endlich in die Jacke verengt. Die alte Kleidung war über den Kopf angezogen worden; das war nun nicht mehr möglich, man schnitt also das Gewand jetzt vorn seiner ganzen Länge nach auf und hatte die Ausgangsformen des heutigen Rocks. Der kurze Rock bedingte jetzt ein von der Hüfte bis zum Fuß in einem Stück herabreichendes Beinkleid; in lästiger Enge lag es wie angegossen da. Ähnlich waren die Veränderungen des Frauenkleides; die Enge am Oberkörper wird bis zur Unnatur fortgesetzt, die Taille rückt größtenteils bis unter die Brust, die übermäßigen Schleppen hindern die Bewegung, die Ärmel verlängern und erweitern sich ins Ungemessene, und die wachsende Dekolletierung legt Brust und Rücken bloß bis hinab zum Gürtel. Daneben blühen die Torheiten der flatternden Binden, der klingenden Schellen, der Schnabelschuhe und der klappernden Pantoffel." (Jakob Falke.) Bis zum 16. Jahrhundert dauerte diese Richtung, die dann in den oberen Ständen ebenso energisch von einer strengeren, farbloseren und nüchternen abgelöst wurde.

Wie in einem spitzen Winkel lief der märkische Sonderschnitt der Trachtenentwicklung von der breiten europäischen Bahn aus, ohne wesentlich örtliche Formen einzugliedern. Jede Veränderung ist durch langsames Weiterwachsen entstanden, aber sie verlor dabei nicht den Zusammenhang mit der Zeittracht. Da trat eine neue Macht auf, die die gesamte Oberschicht der Bevölkerung: Bürger, Ratmannen, Amtsmänner, Ritter, Beamte, Gelehrte u. a. zwang, neuen, oft plötzlich gekommenen Wandlungen zu folgen. Es waren die Landesfürsten und der Hof. Was namentlich der letztere, trotz seiner Vielköpfigkeit und Ziellosigkeit an Einfluß ausübte, wie durch ihn die dunkle, faltenreiche, halblange Schaube in Aufnahme kam, wie der Schnabelschuh vom Breitschuh, der sogenannten Bärentatze, verdrängt wurde, wie die stoffreichen Frauengewänder sich tiefer und dunkler tönten, und die Haare unter der Haube und dem Kopftuch verschwanden, wie andererseits wieder die „Hoffart" einen Prunk in Gold und Edelstein begünstigte, und die wunderliche Pluderhose siegreich heraufzog, alles dies wächst aus der Zeit heraus als eine äußerliche, aber unbewußte Begleiterscheinung fürstlicher und höfischer Gewalt. Das Volk als solches ist daran nur beteiligt, soweit es in der Stadt in den unmittelbaren Einflußkreis des Hofes geriet. Der Landmann folgt dieser Entwicklung erst in Menschenaltern; hat er sie erreicht, dann ist die Mode natürlich schon längst wieder eine andere geworden; sein Heute war stehengebliebene Vergangenheit.

Freilich in den Städten lockt und zerrt die Versuchung auch kräftiger in den unteren Ständen als auf dem Lande, um den Reichen auch in der Tracht gleichzuscheinen. Jener Leineweber im Hemde, dem dieses ehrsame Gewand 1331 als zu dürftig verboten wurde, scheint 1580 ausgestorben zu sein. Denn in diesem Jahre eifert Joachim II. nicht wenig gegen die Verschwendungssucht der Hausleute, Tagelöhner, Knechte und Mägde. Wenn diesen jedes seidene Gewand, ferner Perlen, Bändchen, Unzen Gold verboten wurden, dann mußten sie es wohl ziemlich arg getrieben haben. Und trotz dieser Epistel, die die Bewohner Berlins in vier Stände teilte, machte ihnen der, einem würdevollen Prunk allerdings nicht feindselige Fürst noch Konzessionen, indem er zu Jacken,

Brüstlein und Brustlätzen den nicht minder prunkenden, aber etwas billigeren Atlas gestattete. „Wenn sie aber zu Ehren ausgesteuert werden, mögen sie den Brautrock mit einem Wülstlein Samt verbrämen lassen. Zum Hauptschmuck mögen sie gebrauchen wie vor alters die Kränze mit Spangen und samtenen Borten." Hier, wo nicht die Mode allein, sondern ein altes Herkommen mitsprach, versuchte es der Kurfürst gar nicht mit einer Einschränkung, vielleicht auch, weil er die Vergeblichkeit eines Verbotes voraussah.

Viel geholfen wird die Verordnung nicht haben; denn bereits 1604 sah sich Joachim Friedrich[1]) wieder genötigt, gegen den Kleideraufwand seiner lieben Berliner einzuschreiten und besonders den Dienstmägden ins Gewissen zu reden. Diese müssen es geradezu toll getrieben haben, wenn ihnen auf das strengste verboten wird, seidene Kleider oder solche mit Samt verbrämt zu tragen, goldene Borten und Schnüre zu verwenden. Vielleicht hat er damit etwas mehr Erfolg durch die geschickte Taktik gehabt, die Schneider für etwaige Übertretungen haftbar zu machen. Und sollte die Neigung zu Prunk und Prassen im stillen weitergeblüht haben, dann haben bald die Ereignisse eine eindringlichere Sprache geredet; denn schon standen drohende Wolken am politischen Himmel, die bei ihrer Entladung den ganzen Kleidertand auseinanderfegten. Der Dreißigjährige Krieg zog herauf.

Ein ganzes Menschenleben lang rauchten seine Brandfackeln. In Trauer und Not war gestürzt, was vordem in prunkender Kleidung einherstolzierte. Die Not gestattete kaum die Blößen zu bedecken, um die vor drei Jahrzehnten die ellenbreiten Pluderhose schlotterte. Da gingen die Überlebenden wie die Juden bei der Zerstörung Jerusalems in Sack und Asche. Die alte germanische Trauerfarbe Weiß war schon seit der Reformation allmählich in Schwarz umgewandelt worden, das jetzt die einst so farbfreudigen Trachten beherrschte. Fast ein halbes Jahrhundert! Was aber die Ursache dieser ernsten Kleidung war, das wurde auch zu einer Wendung nach einer lichteren, fröhlicheren Tracht. Die vielen Tausende von gewerbetätigen Franzosen, die der Große Kurfürst ins Land zog, wiesen nicht nur neue Wege für die Herstellung von Kleiderstoffen, sondern sie brachten auch elegantere Schnitte und Formen mit, vereinzelt auch ganz neue Trachtenstücke. Wenn auch die Kleidung straffer und praktischer war als die der beiden Joachim, wenn auch das Bestreben hervortrat, ganze Erwerbsschichten in gleiche Gewänder zu hüllen, so begann doch der alte „Kleiderteufel" bereits wieder seine Herrschaft zurückzuerobern. Schon 1689 suchte eine Schrift, „Der Teutsch-Französische Moden-Geist, wer es liefet, der verstehets", der Kleiderverschwendung entgegenzutreten; der Nachfolger Friedrich Wilhelms, der Kurfürst Friedrich,[2]) der gewiß kein Lichtentsagender war, mußte sich 1696 zu einer scharfen Kleiderordnung für die Kurmark verstehen, und wieder ist es der überhandnehmende Luxus von Gold, Silber, Edelstein, kostbaren Stoffen und Stickereien, den er verbieten mußte, aber nicht verhindern konnte. Denn er durfte die Industrie, die er so sehr gefördert hatte, nicht durch völliges Verschließen ihres Marktes schwächen. König Friedrich I. ging sogar weiter, indem er gerade die Luxusgewerbe pflegte und ins Land verpflanzte. Es war ein Glück, daß

[1]) Kleiderordnung Joachim Friedrichs 1604. Bär II, S. 229.

[2]) Kleider und Moden unter König Friedrich I. Bär XI, 1885, S. 585.

sich der einfache, schlichtgesinnte Friedrich Wilhelm I. der wachsenden Verschwendung entgegenstellte, die sich namentlich bei den faltenreichen Tuchröcken geltend machte, und die im Einklange zur Allongeperücke stand. Auch er ging dabei zunächst von wirtschaftlichen Bestrebungen aus. Ein Edikt[1]) von 1731 suchte dem Luxus mit besonderer Berufung auf die durch ihn hervorgerufene Schädigung der Wollmanufakturen zu steuern, selbst mit der durchaus ernstgemeinten Drohung, daß den Dienstmädchen und „gantz gemeinen Weibes-Leuten" die seidenen Kamisols, Röcke und Lätze öffentlich auf den Straßen abgenommen werden sollten (Abb. 87).

Noch einmal leuchtete die ganze farben- und formenfreudige Trachtenentwicklung auf in der an Textilmanufakturen reichen Rokokozeit, dieser glänzendsten Epoche eines prunksüchtigen Jahrhunderts. Sie schwebte aber wie eine Wolke über dem Volke, das erst dann von ihr etwas befruchtet wurde, als schon eine Wertherstimmung auf ihm lagerte. Denn schon zog ein neues Zeitalter mit ernsten, männlichen Gedanken und



Abb. 87. Berliner Trachten des 18. Jahrhunderts.
Nach Chodowiecki.

Anschauungen herauf, das der Perücke und dem Galanteriedegen keinen Geschmack abgewann. Der faltige Rock mit den Einsätzen und Beschlägen wurde verdrängt. Wo noch ein Rest von höfischem Prunk war, verschwand er — auch von den Höfen! — in dem sich überstürzenden Wandel der Napoleonischen Kriege. Mit eiserner Notwendigkeit und klarem Ernste hatte das neue Jahrhundert vor allem den bunten Stoffen den Untergang gebracht, in der — sicherlich falschen — Erkenntnis, daß nun die Stände sich ausgleichen, daß die Unterschiede zwischen Reich und Arm, zwischen Hoch und Niedrig verschwinden werden, daß nun die Anschauungen des Königsbergers Immanuel Kant höhere Ziele als den äußerlichen Tand aufstellen müßten.

Das war ein Irrtum, weil er nicht mit der geschichtlichen Überlieferung, nicht mit den vielen Ecken individuellen Strebens rechnete, aber die läuternde Kraft einer solchen Gesinnung hatte doch die Massen gepackt und den Sinn auf die Arbeit gerichtet, die allen Ständen ein Ziel gab. Mindestens ist bis in unsere Zeit hinein der Kleiderluxus von der Straße mehr in das Haus gedrängt, ist das stufenweise Herabsinken ständischer Kleidermoden von oben nach unten, das immer mit einer Veräußer-

[1]) Bär IV, S. 49.

lichung gesunder Formgedanken einhergeht, verhütet und die Bahn damit frei geworden für eine vernünftige nationale Kleidung.

In einer Richtung aber hat diese Entwicklung eine besondere Wirkung ausgeübt, die zwar notwendig war, die indessen doch auch mit Bedauern aufgenommen wurde: sie hat der Volkstracht nahezu ein Ende bereitet. Und nun kehren wir zurück zu dem Ausgange unserer Betrachtung, zu der Kleidung des Landvolkes, im weiteren Sinne zur Volkstracht.

Von allen Wandlungen der städtischen und höfischen Mode hat das Landvolk wenig aufgenommen. Und dieses wenige ist von der in dem Hausfleiße ruhenden Kraft aufgesogen, ist der bäuerlichen Tracht eingeschmolzen worden; die sich behauptete wie das ländliche Platt trotz der Beeinflussung der hochdeutschen Literatur und Bildung, trotz der vielen, durch die Literatur eingeführten französischen Brocken. In der Kleidung der brandenburgischen Landbevölkerung dürfen wir als stets wiederkehrende Stücke eine enganliegende Hose und ein Obergewand annehmen, dem noch ein losehängender, ärmelbesetzter Übermantel hinzugefügt wurde. Um so ergötzlicher mutet es an, wenn ein solches Kleidungsmotiv in der Nachahmung städtischer Moden zu Bildungen führt, die mit dem eigentlichen Zweck im Widerspruche stehen. So hat sich einmal im 16. Jahrhundert ein Bürger von Wriezen auf seinem Grabdenkmal mit halblangen, aber unten nicht befestigten Hosen darstellen lassen, die verraten, daß der kleinstädtische Schneider das Kompromiß zwischen alt und neu durch eine kleine Gewaltsamkeit schloß. Daß der hohe Hut mit aufgeschlagener Krempe, ein charakteristisches Kennzeichen bäuerlichen Lebens, zu den Füßen liegt, ist wohl nur eine Eigenmächtigkeit des Bildners und nicht eine Herabwürdigung der bäuerlichen Tracht, aber ein ungewolltes Zeugnis von dem Wechsel der Anschauungen. Seine Frau trägt wie der biedere Wriezener Kragen und Mantel über dem Rock und ein Kleid, das Fuß und den unteren Teil des Kleides freiläßt.

Das charakteristische Kleidungsstück ist, wie auf dem Berliner Totentanz, noch bis in das Ende des 16. Jahrhunderts das Hemde, aus dem sich schon in der Kolonisationszeit der Kittel entwickelt hatte. Dieser ist erst im 18. Jahrhundert zum Rock ausgewachsen, während beide Geschlechter ein im Schnitt verändertes Unterhemd behielten. Im allgemeinen blieb der Bauer bei seinen langen Hosen, die er im 19. Jahrhundert gern unter den hohen Schaftstiefeln verbarg.

Die vielen Verordnungen gegen die Auswüchse der Tracht wenden sich sehr selten gegen den Bauern. Das hatte seinen Grund, denn dieser war durch seine Tätigkeit gezwungen, sich derb, praktisch und einfach zu kleiden, mit anderen Worten, die wenigen Stücke, die er auf dem Leibe hatte: Hemd, Hose, niedrige Schuhe aus Holz oder Leder, Kittel und Hut, so zu gestalten, daß sie ihn nicht hinderten. Aber wenn auch die Arbeitstracht rein praktisch und daher nur in untergeordnetem Beiwerk örtliche Abweichungen zeigte, so legte die sonntägliche Kirch- und die Feiertracht andere Maßstäbe an. Etwaige Verordnungen richten sich daher nicht gegen diese, sondern gegen das Übergreifen der Feier- in die Werktagstracht, was natürlich auf die Dauer nur da möglich ist, wo sie die Arbeit nicht hindert, d. h. bei weiblichen Dienstboten und einzelnen städtischen Gewerken. Auf dem Lande ist dies doppelt erschwert, denn es wird ver-

hindert durch die Feldarbeit und durch die Kontrolle seitens der Dorfbewohner. Für wen sollte der Bauer auch stattliche Trachten anziehen? Doch nur für seine Genossen, die dafür aber nur in der Kirche Zeit und Sinn haben.

Wir haben demzufolge auf dem Lande eine sehr langsame Entwicklung der Tracht, die zudem noch durch Stehenbleiben infolge von Kriegen gehemmt wurde. Das bezeugt uns allein die Zeit, die zwischen der Entstehung des Berliner Totentanzes und dem 18. Jahrhundert liegt, in dem wir zuerst eigentliche Volkstrachten wahrnehmen. Obgleich wir aus dieser langen Zeit eigentlich recht wenig wissen von der bäuerlichen Kleidung in der Provinz Brandenburg, so werden wir in der Annahme kaum fehlgehen, daß sich hier nur wenig verändert habe. Auf einem hölzernen Wappenschild in Pritzwalk, das vielleicht gleichaltrig ist mit dem Totentanz, trägt der bäuerlich gekleidete Wappenhalter dieselbe Tracht wie der Bauer des ersteren; nur der Kittel hat einen breiten offenen Halsausschnitt, hinter dem das Hemd hervorsieht; das Barett ist von einer Pelzmütze ersetzt.[1]) Eine größere Veränderung trat erst nach dem Dreißigjährigen Kriege ein, als die lange Hose etwas verkürzt wurde. So sehen wir die Bauern auf den Merianschen Städtebildern, die Füße in groben Schuhen und den Kopf mit einem breitrandigen Hut bedeckt. Das ist aber vielleicht nur Feierkleidung; in der Woche hat der Bauer wohl durchgängig bei der Arbeit seine Holschen getragen, gegen die aus wirtschaftlichen Gründen — sie machten den Schuhmachern einen erfolgreichen Wettbewerb[2]) — eingeschritten wurde. Noch konservativer als die Männer waren auf dem Lande die Frauen. Der kurze faltige Rock ließ die derb beschuhten Füße frei. Eine kurze Jacke mit langen Ärmeln und das weitverbreitete altgermanische Kopftuch vervollständigten die Tracht, zu der bei älteren Personen noch ein langer, vorn offener Mantel kam. Eine besondere Schwierigkeit boten die Abendmahlstrachten; denn 1684 verordnete das Konsistorium, daß die Pfarrer bei dem Abendmahl den Frauen, die die großen Mützen trugen, sollten den Kelch in die Hand geben.[3])

Die eigentlichen örtlichen Trachten treten, wie überall in Deutschland, auch in der Mark Brandenburg erst nach dem Siebenjährigen Kriege bemerkbar auf. Jetzt tauchen der dreispitzige Hut, Schnallenschuhe, Gamaschen, die im allgemeinen schon während der Regierungszeit Friedrich Wilhelms I. Verbreitung fanden, eng anliegende, kurze Hosen, die farbige Weste und der lange Rock in der Provinz auf. Da die Stoffe selbst noch im Hause erzeugt wurden, so konnten sie sich leicht bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts erhalten. Selbst die Biedermeierzeit mit ihren grundsätzlichen Wandlungen ist hier fast spurlos vorübergegangen. Was sich in der Mark an Spuren von Volkstrachten erhalten hat, weist übereinstimmend in die Zeit von 1760 bis 1850.

Die märkische Trachtengeschichte ist reicher, als man es im allgemeinen glaubt. Keineswegs ist sie auf die wendischen Gebiete beschränkt. Es ist im Gegenteil sicher,

---

[1]) Die linksseitig angebrachte Frau ist allerdings städtisch gekleidet. Es ist also immerhin möglich, daß auch der Mann einen Städter darstellt. Dann würde aber angesichts des Berliner Totentanzes nur bewiesen werden, daß in Pritzwalk städtische und bäuerliche Tracht noch sehr vieles gemeinsam hatten.

[2]) Bär VII, S. 27; XV, 1889, S. 227.

[3]) Büsching, Reise nach Kyritz, S. 85.

daß die hausgewebte Kleidung sich in der ganzen Provinz zu örtlichen Trachten herausgebildet hat, und daß namentlich die Brautkleidung es zu einer gewissen reichen Kleiderfreudigkeit brachte. Am geringsten sind die Spuren der Tracht in der Prignitz, dem Havellande und dem Kreise Ruppin. Nur abgerissene Fäden leiten dahin, daß der Hausfleiß auch hier die Tracht bis zu einem gewissen Grade bedingt hat. Aus Frehne (Ostprignitz) wird berichtet, daß die Frauen einst einen Hut mit Borten und dunkle Warfröcke mit breitem Saume getragen haben. Die Nachricht, daß die Frauen in Warnow (Westprignitz) einen großen, breiten Hut im Sommer aufsetzten, der hinten Wachsklappen hatte, ist wohl auf den allgemein bekannten weißen Sonnenhut zu beziehen, der auch heute noch benutzt wird. Die Männer trugen in der nördlichen Mark noch Ende des 19. Jahrhunderts stellenweise jene langen dunkelblauen Schoßröcke, die für die Bauerntracht des 18. Jahrhunderts charakteristisch waren, und die selbst im heißesten Sommer einen dicken Schal bargen,[1]) während die Frauen bei ihren, aus Fabrikstoffen hergestellten Kleidern möglichst große Blumenmuster bevorzugten. Dazu kamen ein tellerförmiger Stroh- oder Filzhut oder das Kopftuch und eine blaue Bluse.



Abb. 88. Uckermärkische Bauern. Nach v. Minutoli.

Am längsten hat sich bei den Männern die Tracht noch bei den Hirten und Arbeitern erhalten. Alexander von Minutoli gibt auf dem Titelblatt seiner „Denkmäler der mittelalterlichen Kunst" einige Trachtenbilder aus Gramzow (Uckermark), die bei der Zuverlässigkeit dieses Schriftstellers unbedingt Glauben verdienen (Abb. 88). Das Uckermärkische Museum in Prenzlau bewahrt einige gestickte Frauenhauben, Reste eines alten Brautgewandes, die indessen auch bei anderen Gelegenheiten benutzt wurden. Denn nach einer mündlichen Nachricht sollen solche Hauben noch um 1880 in dem benachbarten Dorfe Melzow getragen worden sein.

Vergessene Zeiten! Die Tracht ist verschwunden, wie auch die Erinnerung daran entweicht. Nur im Süden von Berlin reicht sie noch in das Ende des 19. Jahrhunderts hinein; ja, hier gibt es noch ältere Frauen, die am Sonntage ihre Feiertagstracht wieder hervorholen. Nach einer mündlichen Mitteilung[2]) trugen 1868 noch die Frauen in Groeben, Stangenhagen, Siethen, Beuthen, Jütgendorf, Kietz, Schiaß, Stücken, Fresdorf, Wildenbruch u. a. bei Potsdam, blau- bzw. schwarzpunktierte Kopftücher, die Mädchen dunkle Mieder, bunte, quergestreifte Röcke, Hemden und Strümpfe, die sie selbst gefertigt hatten. In Brück war vor wenigen Jahren sogar noch die Erinnerung an die Kniehosen und den kurzen Taillenrock nicht erloschen. Unaufhaltsam entschwindet die Tracht auch aus den Kreisen Belzig und Jüterbog-Luckenwalde, in denen selbst die jungen Mädchen noch 1911 ihre selbstgefertigte Tracht nicht abgelegt

[1]) Solche sah ich noch 1890 bei alten Leuten in dem brandenburgisch-mecklenburgischen Grenzgebiet. Daß der Bauer auch im Sommer recht warme Kleidung trägt, ist eine in ganz Deutschland zu machende Beobachtung.

[2]) Von Pfarrer Handtmann.

haben. Hauptsächlich ist es der Fläming mit seinen deutschen Dörfern Hohenschlenzer, Rosenthal, Schwebendorf, Hohenseefeld, Niederseefeld, Bärwalde, Niedergörsdorf, Luthersbrunn, Marzahne, Schlalach, Dennewitz u. a., wo noch Trachten vorhanden sind. Der für die märkische Forschung leider viel zu früh gestorbene Postrat a. D. Steinhardt in Treuenbrietzen spricht sich über diese Trachten einmal folgendermaßen aus:[1]) „Die Jahre nach dem großen Einigungskriege bezeichnen auch hier den Wendepunkt, denn noch in den sechziger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts kamen die Bauern aus der weiten Umgebung von Treuenbrietzen zu den Jahrmärkten in ihren bunten, abwechslungsreichen Trachten, die auf dem Fläming fast von Dorf zu Dorf verschieden waren, nach der Stadt herein, und da war es ein erfrischender Anblick, die Frauen und Mädchen zu sehen in ihren großen Hauben mit Flügeln und den breiten, seidenen Bändern daran, die von der Kopfbedeckung bis fast auf den Erdboden herabreichten, in ihren kurzen, gefälteten bunten Röcken mit den farbig gemusterten, seidenen Schürzen; die Männer in dunklen, langen Röcken, meist schwarz oder dunkelblau, und den steifen, schwarzen Schirmmützen, an jeder die preußische Kokarde. Das war ein lebensvolles, farbenfrisches Bild, bunt ohne auffallende grelle Farben, dem selbstbewußt gemessenen Auftreten der Bauern würdig angepaßt" (Abb. 89).



Abb. 89. Flämingstracht junger Frauen.

Der selbstgemachte kurze und weite Rock der Bäuerin legt sich in tiefe Falten; er ist an dem schwarzen Samtmieder, das mit schmaler, bunter Litze besetzt ist, befestigt. Eine gestickte Patte hält über der Brust das bunte Halstuch. Perlborten und kunstvoll ausgeschnittene Samtstreifen bilden den unteren Besatz des Kleides, der von den Mädchen gleichfalls selbst angefertigt wurde. An großen Feiertagen, zur Konfirmation, zur Hochzeit und im Sarge wird der schwarze Tuchrock getragen, den jedes Mädchen zur Einsegnung erhält. „Puffjacken und gestickte Hauben mit großen Rüschen, die unter dem Kinn geschlossen wurden, waren bis 1890 der Schmuck dazu. Seit diesem Jahre ist die kleidsame Haube verschwunden und hat dem schwarzen Kaschmirtuche mit bunten Blumen Platz gemacht." Die Abendmahlskleidung hat besonders in den Dörfern bestimmte Formen angenommen; sie ist auch da, wo die Tracht schon geschwunden ist, d. h. in den Dörfern nordwärts des Fläming, die mit dem obengenannten Gebiet südlich Berlin in Verbindung stehen, noch vielfach bei älteren Leuten Sonntags zu finden (Abb. 90). Eine solche aus Luthersbrunn beschreibt Steinhardt als aus schwarzem, bemerkenswert feinem Tuche mit Keulenärmeln gefertigt. „Zu dem Kleid gehören

[1]) Monatsblatt der Brandenburgia XII, 1904, S. 481.

Schürze und weißes Taillentuch, und zwar eine schwarze Schürze zum Abendmahl, eine bunte zum gewöhnlichen Kirchgang und eine weiße zu besonderen Festlichkeiten."

Während die weibliche Jugend die großen, kunstreichen Flügelhauben trägt, ziehen ältere Frauen ein schwarzes oder buntes Kopftuch vor, das als Haube getragen wird (Abb. 91). Aber auch hier machen sich örtliche Unterschiede bemerkbar. Die Bäuerinnen der Flämingsdörfer lassen beide Zipfel des Kopftuches über den Rücken herabhängen, und die aus den, vielleicht mehr slawisch durchsetzten Buschdörfern, lassen den einen Zipfel über den Rücken, den anderen über die Brust fallen. M. W. Heffter, der Chronist Jüterbogs, schildert die Tracht um 1850 in ähnlicher Weise. „Sonst hat in der hiesigen Männerkleidung Altertümliches sich nicht erhalten.[1]) In der weib-



Abb. 90. Flämingstracht älterer Frauen (links Abendmahlstracht).

lichen, meist leinewollenen, aber farbigen und buntgestreiften Tracht tritt der Mangel alles Aufbauschens hervor, doch vorzüglich ein hinteres Auslaufen des schmal umgebundenen Kopftuches in zwei möglichst breitgezogene faltige Flügel, welche nicht sowohl Merkurs- als Engelsflügeln gleichen." Einzelne Hinweise, wie diese Flügel oder die bei der Jugend bemerkbare Vorliebe für rote Kleider lassen vermuten, daß eine Beeinflussung von dem östlich angrenzenden wendischen Gebiet stattgefunden habe. Dem stehen zwar die Tatsachen entgegen, daß die genannten Dörfer deutsche Gründungen sind,

[1]) Heffter, Chronik von Jüterbog, S. 50. Er ergänzt jedoch diese Behauptung durch die Mitteilung aus den handschriftlich in Jüterbog aufbewahrten Ettmüllerschen Annalen, daß Anno 1693 der Richter Dümchen auf dem Neumarkt gestorben sei und „ist der einzige und letzte gewesen, der einen spitzigen Hut mit niedergeschlagenen Krempen in hiesiger Gegend getragen, welche Mode beinahe 600 Jahre allhier gebräuchlich gewesen, und sah dieser Hut so aus, wie man die alten holländischen Bauern abgemalt findet".

und daß, den Namen der Bewohner nach, auch deutsche Besiedelung vorliegt. Aber andererseits widerspricht die streng innegehaltene Gewohnheit, das Kopfhaar ängstlich unter der Haube zu verbergen, keineswegs dem wendischen Gebrauch, denn auch dieser verlangt das Verbergen des weiblichen Haares.[1]) Solange nicht endgültige Beweise für den deutschen Ursprung dieses Trachtengebietes vorliegen, wird man eine slawische Beeinflussung um so mehr annehmen dürfen, als süd- und ostwärts tatsächlich eine wendische Trachtenzone vorgelagert ist, die mit dem Vordringen wendischer Einflüsse im Hausbau in Verbindung steht.

Dieses große, über die Provinz Sachsen und über das östliche Königreich Sachsen mit der Oberlausitz in Verbindung stehende Gebiet hat seinen Mittelpunkt heute im Spreewalde; doch hat es sich früher über die ganze Niederlausitz und bis zur Warthe hin erstreckt, obwohl hier vielleicht schon polnische bzw. posensche Einflüsse hineinspielen. Wenigstens läßt eine Mitteilung aus Mauskow, südöstlich Sonnenburg, die sich auf die Jahre 1868—1874 bezieht und den Bauern lange blaue Röcke mit blanken Knöpfen und enge, unten zusammengebundene Hosen zuspricht, darauf schließen.[2]) Der zugleich vereinzelt vorkommende Dreimaster ist dagegen städtischen Ursprungs. Als auf einer abgerissenen Scholle des einst einheitlichen Trachtengebietes haben sich im Kreise Weststernberg in einzelnen Dörfern weibliche Trachten erhalten. Es sind dies die nahe der Oder gelegenen Dörfer Rampitz, Kloppitz, Grimnitz, Balkow, Ziebingen und Sandow. Ein weiter, buntgestreifter Warfrock mit einem breiten Streifen als unterem Abschluß, der in Ziebingen aus blauem Wollenstoff, in dem benachbarten Grimnitz aus schwarzem Samt besteht, bedeckt einen oder mehrere Unterröcke, die der Trägerin ein volles Aussehen geben. Die Brust wird von einem weißen Oberhemde mit weißgestickten, breiten und weit zurückgeschlagenen Ärmeln bedeckt, auf dem ein weit ausgeschnittenes, ärmelloses Leibchen aus schwarzem Samt mit bunter Kante liegt. Ein gleichfalls buntes Halstuch kreuzt sich mit den Enden über der Brust und wird auf dem Rücken, unter dem dreieckig herunterfallenden Zipfel verknüpft. Den Kopf deckt eine kleine, weiße Haube mit einer gleichfarbenen Schleife, die sich noch nicht zu der ansehnlichen Größe des Spreewaldes entwickelt hat. An die Stelle der weißen oder blauen Schürze tritt oft ein buntes, in zwei breiten Streifen herabhängendes Band.



Abb. 91. Sonntagstracht aus Zauchwitz.
Aufnahme von Bibliothekar Lüdicke.

[1]) Die bekannte Redensart „unter die Haube kommen" darf man jedenfalls nicht als Beweis für einen deutschen Ursprung der Sitte anführen, denn sie bezieht sich nicht auf das Verbergen des weiblichen Kopfhaares sondern auf die Haube, die nur verheirateten Frauen zukam.

[2]) Nach mündlicher Mitteilung des Herrn Pastor Handtmann.

Bei Trauer oder bei der Abendmahlsfeier werden die bunten von schwarzen Kleidern ersetzt (Abb. 92). Die Männer trugen früher über einer wollenen Jacke eine geblümte Manchesterweste, dazu eine schwarze oder dunkle Hose aus gleichem Stoffe und einen schwarzen Filzhut. Zum feierlichen Kirchgange zogen sie einen stattlichen Tuchrock an. Eine verwandte Tracht, vielleicht mit einer leisen Hinneigung zu grünen Stoffen, finden wir in Neu-Hardenberg, zwischen Strausberg und Seelow. Wenn diese Tracht auch noch dem wendischen Kulturkreise zuzusprechen ist, und wenn sich vielleicht auch noch weiter westlich Reste nachweisen lassen, so dürfte doch Berlin mit seiner Umgebung völlig im deutschen Trachtengebiete gelegen haben. Was davon bekannt ist, z. B. eine aus den östlichen Vororten stammende Brauttracht im Märkischen Museum, hat mehr Beziehungen zur Uckermark als zum näher gelegenen wendischen Osten.



Abb. 92. Ziebinger Tracht.

Der wendischen Trachtenentwicklung gegenüber sind wir günstiger gestellt als der deutschen, weil trotz aller örtlichen Abweichungen sich doch überall die gleichen Grundzüge finden. Das gilt für das ganze wendische Gebiet mit Einschluß von Sachsen und der Oberlausitz. Für die wissenschaftliche Betrachtung kommt es außerdem zustatten, daß sich das Slawentum trotz seines geringeren wirtschaftlichen Gedeihens — oder vielleicht eben darum! — mit Vorliebe einer bunten Festestracht und all dem Eintagszauber einer temperamentvollen Festesfreude hinzugeben wußte. Umgekehrt hat gerade dieser Zug schon früher die Aufmerksamkeit der deutschen Grundherren erregt. Wir sind darum in der glücklichen Lage, über die Entwicklungsgeschichte der wendischen Tracht in Deutschland schon vom Anfang des 18. Jahrhunderts Aufzeichnungen und Bilder zu besitzen, die uns einerseits eine feste, einheimische Überlieferung bezeugen, andererseits aber auch die merkwürdige Übereinstimmung zwischen den einzelnen Gebieten begründen. Es würde viel zu weit führen, dies jetzt auf die oberlausitzischen Wenden auszudehnen; wir müssen uns begnügen, auf die Tatsache kurz hinzuweisen und hervorheben, daß, wie die obenerwähnten abgesplitterten Trachtengebiete mit der Niederlausitz sachlich zusammenhängen, dieses Gesamtgebiet in innigster Berührung mit der Oberlausitz steht.[1])

Der Spreewald ist als Trachtengebiet am bekanntesten, aber nicht am zuverlässigsten, da die Mode und vor allem die Beziehungen zu Berlin doch vieles verändert haben. Aber vor einem Menschenalter konnte die Eigenart dieses Gebietes noch studiert werden, wenn auch eine eingehende Beobachtung zeigt, daß von einer Einheitlichkeit nur so weit

[1]) Material für weitere Forschungen hat der fleißige Amtmann Preusker in seinem von der Wissenschaft natürlich vielfach überholten Werke „Blicke in die vaterländische Vorzeit", Leipzig 1841, zusammengestellt.

gesprochen werden darf, als in untergeordneten Zügen, in einzelnen Farben, Bändern, Schmuckgegenständen, in der Art Tücher zu knoten u. a. m. jedes Dorf wieder seine Eigentümlichkeit hatte. Die wendische Niederlausitzerin trägt einen feuerroten, faltigen, aber recht kurzen Rock, der mit eigengewebter Leinewand gefüttert ist. Er ist an dem ärmellosen, schwarzsamtenen Mieder befestigt, aus dessen verhältnismäßig großen Ärmellöchern die weißlinnenen, halblangen und weiten Ärmel des Kittelchens ragen, eines kurzen, unter dem Mieder befindlichen Oberhemdes. Die nur an Festtagen getragenen weißen Strümpfe stecken in niedrigen Lederschuhen. Das stets vorhandene, buntfarbige und in der Regel helle Brusttuch wird mit Hilfe eines Samtbandes mit den beiden vorderen Zipfeln befestigt, während der Rücken von dem breiten Dreieckzipfel bedeckt ist. Eine, dem Rocke gleich lange weiße Schürze verbirgt den ersteren bis auf ein schmales Stück auf der Rückseite. Um den Kopf wird ein weißes, in einzelnen Gegenden farbiges Tuch,




Abb. 93. Kirchtrachten aus Tornow, Drehna u. a. Dörfern bei Peitz.

die Lappa, derart gebunden, daß Haar, die obere Stirn und die Ohren teilweise bedeckt sind, und daß zwei Zipfel seitwärts abstehen. Die gestärkten Tuchzipfel, die den Anstoß zu den schönen Flügelhauben des Fläming gegeben haben, dürften kaum vor den Anfang des 19. Jahrhunderts zurückgehen. Dieses Kopftuch, das auch die Kinder schon tragen, wird an Festestagen mit einer Mütze vertauscht. Sie besteht aus einem Pappgestell, das ziemlich weit über den Kopf gelegt wird und mit einem weitabstehenden, hinterwärts eingeschnürten Linnen- oder Seidentuch bedeckt ist. Häufig ist es gestickt und steht dann mit der Stickerei des Brusttuches im Einklange. Bei der Trauer ist es wie das letztere einfach weiß oder schwarz (Abb. 93).

Einfacher ist die Kleidung der Männer. Der blaue Leinwandrock ist wohl schon überall verschwunden; nur der Sonntagsrock aus blauem Tuch wird noch von älteren Männern getragen. Vor einigen Jahren soll es in der Cottbuser Gegend noch einen kurzen Leinwandkittel mit grüner oder roter Friesfütterung gegeben haben. Auch die

Brandenburgische Landeshochschule
Geographisches Institut

alte traditionelle Pelzmütze, die in feierlichen Stunden von einem breiten Zylinder ersetzt wurde, ist der Mütze oder dem Filzhut gewichen. Kein Wunder, denn gerade die Niederlausitz ist ja ein Hauptgebiet der deutschen Hutfabrikation! Auch am Hochzeitstage wächst diese Einfachheit nicht über die größere Gediegenheit der Stoffe hinaus, während die Braut am sicheren Bande der Überlieferung die Tracht erheblich durch Prunk und Farbenfreudigkeit zu steigern weiß. Der breite „Hupatz", ein aus einem Spitzenkranz, künstlichen Girlanden, blauen und weißen Blüten und goldenen und silbernen Perlen bestehende Brautkrone, deckt das Haupt, eine schwarze zugehakte Tuchjacke, aus der die Falten des schleierartigen Halstuches hervorkommen, den Hals. „Am Nacken, wo die Falten des Halstuches durch eine Spange zusammengehalten werden, bemerkte man zwei Strähne umsponnener Seide, sog. Flockseide, eine weiße und eine grüne, die von dem „Wenk", dem Sträußchen, dem höchsten Schmuck und Stolz der Braut, einem einfachen, schlichten Myrtensträußchen, das zwischen den Girlanden hinten am Hupatz seinen Ehrenplatz hatte, herrührten." Auch der Brautrock von Tuch wie die seidene Schürze waren schwarz und bildeten mit den schneeweißen Strümpfen einen feierlichen Akkord.



Abb. 94. Tauftrachten aus Neuendorf bei Peitz.

Hier in diesen hohen Zeiten findet die Volkstracht ihre schönste Entwicklung auch in den oben genannten Gegenden. Vieles von ihr wird zurückgelegt und folgt der Verstorbenen in das Grab, oder es schmückt in modernisierter Form die Tochter. Nach der Feier schwächt sich diese blendende Schönheit leicht wieder zurück ins Alltagsleben, aber sie bleibt doch im Banne des Herkömmlichen; nur das Abendmahl und der Kirchgang geben Gelegenheit, eine würdige, stimmungsvolle Tracht weiterzupflegen (Abb. 94).

Die Provinz Brandenburg bietet heute nur ein Mosaik von Einzelbildern, die auch beim Zusammensetzen nicht immer klare Linien hervortreten lassen. Aber sie verbergen nicht den Abstand, der zwischen der wendischen, vorwiegend aus ethnographischen Quellen geflossenen Tracht und der deutschen besteht, die von kulturgeschichtlichen Bewegungen geschaffen worden ist. Jene hat sich darum lebenskräftiger gezeigt; diese ist schnell von dem Geiste einer neuen Zeit dahingerafft. Auch die wendische Tracht wird eines Tages der anderen gefolgt sein. Darüber besteht kein Zweifel. Möge der Tag aber noch fern sein, an dem das letzte Trachtenstück abgetan wird.

# Die Arbeit.

## Das Eigentum und sein Schutz.

Mit naturnotwendiger Folgerichtigkeit hat sich aus der geregelten Arbeit der Begriff des Eigentums entwickelt und mit ihm eine feste Beziehung zu allen genossenschaftlichen Bestrebungen, dieses Eigentum zu vermehren. Daneben aber steht noch die weitere Sorge, den erworbenen Besitz vor Einbußen zu sichern. Gehört die Arbeit, soweit sie auf die Vermehrung des Besitzes gerichtet ist, in den meisten Fällen zu den privaten Äußerungen des einzelnen, so hat die organisierte Sicherheit des Besitzes eine öffentlich-rechtliche Natur. Doch gibt es keine sichere Grenzlinie zwischen beiden; dagegen haben sie in einer Zeit, die vorwiegend mit realen Vorstellungen arbeitete, und die notgedrungen oft auf die schriftliche Festlegung der Eigentumsbegriffe verzichten mußte, das Leben mit einer Reihe von Gebräuchen durchsetzt. Sinnig und verständig, in ihrer Anwendung auch für uns noch oft erkennbar, haben sie aber ebenso häufig den ursprünglichen Kern verloren und sind zur Form geworden, aus der man nur schwer noch eine alte Vorstellung herauslesen kann.

**Hofzeichen.** Haus und Hof bilden eine Einheit, die bei einem Besitzwechsel das neue Verhältnis um so mehr erkennen lassen mußte, als gerade auf dem Lande gemeinsame Arbeit die Gegenstände zeitlich vermengte. Tiere, die auf die Weide getrieben wurden, Ackergerätschaften, die auf dem Felde stehenblieben, Fischnetze, die von der Dorfschaft gemeinsam benutzt wurden, waren gezeichnet und dadurch leicht herauszufinden. Außerdem war es für die häufigere Verlosung von Gemeindeeigentum an die Dorfbewohner: der Wiesen, Gewässer, Bäume u. a. nicht minder notwendig, die Hofzeichen der letzteren zu wissen. Also Vieh, Acker- und Fischereigerät und die ausgelosten Ländereien, die Kabeln oder Lose, wurden durch das Zeichen bestimmt. Wie wichtig dies war, erläutert ein Bericht von Rektor O. Monke: „In Schönerlinde (Niederbarnim) befand sich früher in der Wand der Schmiede neben der Tür ein wagerechter Spalt, durch den die abends heimkehrenden Knechte die stumpf gewordenen Pflugschare steckten, die dann immer dicht neben dem Herde auf den Boden fielen. Waren sie dann geschärft, so wurden sie am Morgen von den Knechten abgeholt, und jeder erkannte an den auf den Pflugscharen angebrachten Hofzeichen sein Eigentum,[1]) Angaben aus anderen Ortschaften bestätigen diesen Gebrauch ebenso wie einen zweiten, nach dem jeder Hausbesitzer sein besonderes Zeichen an der Wohnung angebracht habe."

Die Hofzeichen mußten verschwinden, sobald die moderne Verwaltungstechnik die alte Dorfverfassung auflöste und das geschriebene Wort jede Änderung der Besitzverhältnisse festlegte. Immerhin haben sie doch noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts bestanden. In Lobeofsund bei Nauen fand ich noch einige an Pfählen in der Wiese um 1900. Der Gebrauch ist sicher sehr alt und vermutlich auf das Heidentum zurückzuführen. Inhaltlich sind die meisten Hofzeichen leicht herstellbare geometrische Zeichen; einzelne scheinen Ackergeräte (5. 10. 15. Wachow 1870, 2. 5. Wachow 1903,

[1]) Monatsblatt der Brandenburgia XII, 1904, S. 428.

6 Trennen auf Abb. 96), andere Buchstaben zu sein. Wieweit einzelne noch mit Runen in Beziehung zu setzen sind, mag dahingestellt bleiben, obwohl die Ähnlichkeit oft überraschend ist.[1])

**Grenzzüge.** War durch die Hofzeichen eine Störung des Besitzes der Bewohner nach Möglichkeit vermieden, so ging das Bestreben doch auch dahin, das Eigentum der Gesamtheit zu sichern. Diesem Zwecke dienten die Grenzgänge, die sowohl in den Dörfern wie in den Städten feierlich stattfanden, um das Gebiet der Jugend bekannt zu machen und etwaige Grenzverschiebungen zu berichtigen. In diesem letzten Punkte waren unsere Vorfahren sehr empfindlich; eine ganze Gattung von Sagen weiß von den Strafen zu berichten, die den Grenzverächter trafen. Um so mehr mußte eine solche Grenzbesichtigung zu einem feierlichen Ereignis werden, als damit ursprünglich auch Kulthandlungen verbunden waren. Da bei einem Grenzgang auch die benachbarten Gemeinden beteiligt waren, so wurden diese dazu geladen. Das hatte aber zur Folge, daß diese geladene Gemeinde ihre Besichtigung in dem laufenden Jahre aussetzte. So bildete sich ein regelmäßiger Turnus von Grenzzügen heraus, der von der Anzahl der beteiligten Gemeinden abhängig war. Es fand z. B. der Grenzumgang zwischen den Dörfern Hohen-Werbig und Zixdorf alle sechs Jahre statt, weil das letztere außer mit Hohen-Werbig noch mit Garrey, Herzendorf und Berkau in wechselseitigen Grenzbeziehungen stand. Im Laufe der Zeit geriet diese Regel wohl manchmal in Vergessenheit; auch kamen Unglücksjahre hinzu, die Zwischenzeiten etwas länger zu dehnen. Zwischen Garrey und Berkau wurden sie auf zwölf Jahre, später auf neun Jahre bemessen, zwischen Bergholz und Grubo, beide wie die vorher genannten Dörfer auf dem Fläming, auf zehn Jahre ausgedehnt.

Das Dorf, das den Grenzzug, den Grenzgang, das Grenzziehen veranstaltet, sendet an die beteiligten Gemeinden einen Boten mit dem Auftrage, einen möglichst genehmen Termin festzusetzen. Zumeist tritt die befragte Gemeinde erst zusammen und bestimmt dann den Tag, meistens einen Sonnabend. Am festgesetzten Tage treffen sich die Bauern und Kossäten am Morgen, jeder mit einem Spaten versehen, an der Grenze. Die ladende Gemeinde brachte eine Musikkapelle mit.[2]) Die Bewohner eines jeden der beteiligten Dörfer stellten sich, den Schulzen vor der Front, an der beiderseitigen Grenze auf. Auf die Anfrage des Schulzen der eingeladenen Gemeinde, warum sie zur Grenze geladen seien, erfolgt die Antwort: „Die Hügel zu erneuern, die Grenzen zu besichtigen, das Unrecht zu strafen." Dann wird der Zug um die Grenze angetreten. Bei jedem der Grenzhügel, die unverwesbare Stoffe wie Glas, Asche, Steine im Innern bergen und etwa 50 bis 100 m weit auseinanderliegen, wird haltgemacht, und unter den Klängen der Musik die Hügel neu angeschüttet. Das geschieht so, daß jede Gemeinde die der anderen Gemeinde zugewandte Seite auffandet. Hat einer über seinen Acker

[1]) Zur Sippe der Hofzeichen gehören nach neueren Forschungen ursprünglich auch die Steinmetzzeichen, die man an mittelalterlichen Hausteinkirchen findet. S. Cl. Pfau, Das gotische Steinmetzzeichen. Beiträge zur Kunstgeschichte. Neue Folge XXII, 1895.

[2]) So ist es wenigstens in dem letzten Jahrzehnt gehandhabt worden, wie es aus einem Berichte von 1881 über den Grenzgang zwischen Hohen-Werbig und Zixdorf hervorgeht (Bär VIII, 1882, S. 400). Ursprünglich war wohl ein Priester bzw. ein Gottesdienst vorgesehen.

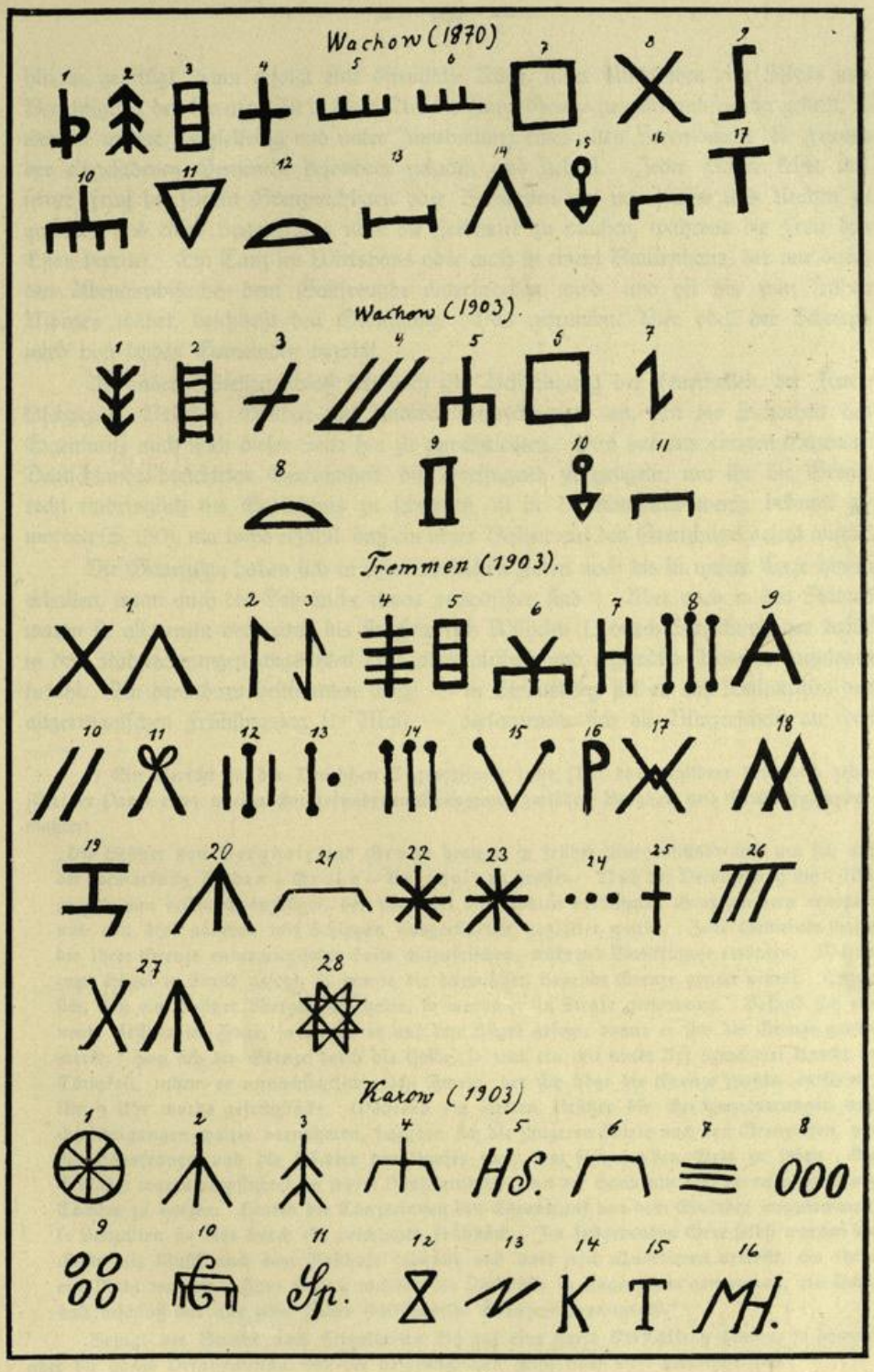



Abb. 95. Hofzeichen.

hinaus gepflügt, dann erfolgt eine öffentliche Rüge, unter Umständen eine Strafe und Berichtigung der Grenze. Ist in dieser Art die ganze Grenze geprüft und richtig gestellt, so werden wieder wechselseitig und unter Innehaltung eines alten Zeremoniells die Frauen der eingeladenen Gemeinde besonders geladen und geholt. Jeder Bauer kehrt mit seiner Frau bei seinem Grenznachbarn oder Bekannten ein, um Kaffee und Kuchen zu genießen und einen Spaziergang über die Feldmark zu machen, während die Frau das Essen bereitet. Ein Tanz im Wirtshaus oder auch in einem Bauernhaus, der nur durch den Abendimbiß bei dem Gastfreunde unterbrochen wird und oft bis zum frühen Morgen währt, beschließt den Grenzgang. Das getrunkene Bier oder der Schnaps wird von beiden Gemeinden bezahlt.

An anderen Stellen schloß sich noch eine Besichtigung der Feuerstellen, der Feuerlöschgeräte, Brücken, Gräben und anderer Einrichtungen an, um die Sicherheit des Eigentums auch nach dieser Seite hin zu gewährleisten. Von der aus einigen Gegenden Deutschlands berichteten Gewohnheit, die Dorfjugend zu prügeln, um ihr die Grenze recht eindringlich ins Gedächtnis zu schreiben, ist in Brandenburg wenig bekannt geworden (S. 130), nur wird erzählt, daß ein neuer Besitzer auf den Grenzhügel gesetzt wurde.

Die Grenzzüge haben sich in ihrer dörflichen Form noch bis in unsere Tage hinein erhalten, wenn auch die Gebräuche etwas verwaschen sind.[1]) Aber auch in den Städten waren sie allgemein verbreitet, bis sie Friedrich Wilhelm I. durch Streichung der dafür in den Stadtrechnungen angesetzten Ausgaben aufhob und regelrechte Kataster anzulegen befahl. An dem dazu bestimmten Tage — in Strausberg fiel er auf Walpurgis, den altgermanischen Frühlingstag (1. Mai) — versammelte sich die Bürgerschaft auf den

[1]) Ein Bericht in der Deutschen Tageszeitung 1904 (Nr. 251) schildert den nach zehnjähriger Pause 1904 wieder stattgefundenen Grenzgang zwischen Bergholz und Grubo folgendermaßen:

„Die Besitzer von Bergholz und Grubo brachen in früher Morgenstunde auf, um sich auf der Gemarkung Raben—Grubo—Bergholz zu treffen. Nach der Vereinigung um 7 Uhr ging's zum ersten Grenzhügel, der von drei mit Spaten versehenen Großspännern erneuert und von drei anderen mit Schippen ausgerüsteten geglättet wurde. Jede Gemeinde hatte die ihrer Grenze entgegengesetzte Seite aufzufrischen, während Musikklänge ertönten. Waren zwei Hügel in Stand gesetzt, so wurde die dazwischen liegende Grenze genau visiert. Ergab sich, daß ein Besitzer übergeackert hatte, so wurde er in Strafe genommen. Befand sich ein neuer Besitzer im Zuge, so wurde er auf den Hügel gesetzt, damit er sich die Grenze genau merke. Zog sich die Grenze durch die Heide, so trat ein mit einer Axt bewehrter Knecht in Tätigkeit, indem er unnachsichtlich jeden Zweig, der sich über die Grenze wagte, entfernte. Um 9 Uhr wurde gefrühstückt. Während die älteren Besitzer die Grenzerneuerungen und -berichtigungen weiter vornahmen, begaben sich die jüngeren Wirte nach den Grenzorten, um die Hausfrauen und die Töchter des Hauses nach dem festgebenden Orte zu laden. Die Einlader waren verpflichtet, in jedem Hause entweder mit der Hausfrau oder deren erwachsener Tochter zu tanzen. Hatten die Tänzerinnen den Ehrentrunk von dem Einlader angenommen, so vergalten sie dies durch ein reichliches Frühstück. Im festgebenden Orte selbst wurden die Gäste mit Musik nach dem Gasthofe gebracht und dort nach Quartieren verteilt, wo ihrer ein Mahl wartete. Zum Schluß wurden die Viehställe in Augenschein genommen; ein Dorfball beschloß das alle zehn Jahre stattfindende Grenzerneuerungsfest."

Bringt der Bericht auch Einzelheiten die auf eine starke Verflachung deuten, so beweist aber die ganze Veranstaltung, daß die ursprünglichen Züge noch nicht verwischt sind.

Ruf der Bürgerglocke vor dem Rathause. Wer ohne Grund fernblieb, wurde gestraft. Nach Verlesung der Stadtstatuten und Bezahlung des Stadtschoßes und der Grundzinsen wurden die Jungbürger und Verordneten von den Stadträten, den Geschworenen und den Gildemeistern hinaus in die Flur geführt, und ihnen die Grenzen und die Grenzzeichen gezeigt. Nach Beendigung wurde auf dem Rathause ein festliches Gelage veranstaltet, bei dem für die zwölf Stadtverordneten allein eine Tonne Bier bestimmt war. Man kann es also verstehen, daß der sparsame Friedrich Wilhelm I. dieser Prasserei ein Ziel setzte. — In Cöpenick fand der Umzug alle zwei Jahre statt, angeblich weil Kurfürst Joachim II. der Stadt eine große Wiesenfläche nebst Fischereigerechtigkeit auf dem Müggelsee geschenkt hatte. Dem Umstande, daß die Kietzer die Fische und das Bier herzugeben hatten, was in einem Vertrage 1451 bestimmt worden war, ist es zuzuschreiben, daß dieser Grenzzug sich bis in das Ende des 19. Jahrhunderts erhalten hat.[1])

**Nachbarschaft.** Es vermischen sich in den Grenzzügen öffentliche und private Interessen, bestimmend bleibt aber die Sicherung des Eigentums, die auch von der Einrichtung der Nachbarschaften übernommen wurde. Zwar haben wir keine direkten Beweise von dem Bestehen einer solchen offiziellen Einrichtung, die besonders in Siebenbürgen, am Rhein, an der Nordsee und im Königreich Sachsen blühte,[2]) doch liegt das gegenseitige Hilfsverhältnis des Nachbarn zu nahe, um es abzuleugnen. Überdies wird der Ausdruck „Nachbar" öfter in den Ordnungen erwähnt.[3]) Die Aufgabe dieser Nachbarschaften ging dahin, bei guten und bösen Ereignissen dem einzelnen zu helfen, ihm bei Feuer- und Wassersnot, beim Hausbau und bei der Ernte, bei Hochzeit, Taufe und Tod hilfreich beiseite zu stehen. In einer Ackerordnung von 1702 wird dem Nachbarn sogar obrigkeitliche Eigenschaft beigelegt.[4]) Aus all diesen Sicherungen spricht, wenn man sie in der Gesamtheit vor Augen hat, eine besondere Sorge für den unbeweglichen Besitz, der in dem Dasein unserer Bauern und Bürger eine wesentlich größere Rolle spielte als heute. Kam doch auch in den Stadtrechten die Bevorzugung des unbeweglichen Eigentums zum Ausdruck, indem oft nur der mit Hufen angesessene Bürger in den Rat gelangte! Und wenn in dem politischen Ringen um die Macht die Innungen anscheinend bisweilen einen größeren Einfluß errangen, dann darf man nicht übersehen, daß unter den sogenannten einflußreichen Viergewerken, den Tuchmachern, den Schustern, den Bäckern und Schlächtern, sich die beiden letzten als Hufenbesitzer dem Einfluß der anderen entgegengestellt haben. Gerade in den Städten, in denen die Interessen des Grundbesitzes zusammenlaufen mit denen der Zünfte, da lag der Schwerpunkt der Eigentumssicherung in der gerechten Verwaltung des gemeinsamen städtischen Besitzes, der Feldmark mit ihren Heiden und Weiden, Seen, Hütungen u. a.

---

[1]) Bär V, 1879, S. 263.

[2]) Mitteilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde V, 1910, S. 216. Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde VI, 1909, S. 205.

[3]) So heißt es in der Ordnung des Dorfes Bredow von 1541, daß einer, der seine Pferde allein hüten lasse, dem Herrn eine Tonne Bier „und dem Nachbar eine halbe Tonne" geben solle. Bär X, 1884, S. 238. In einer Klage gegen seine Gemeinde spricht der Pfarrer von Bredow 1660 fast stets von den „Nachbarn".

[4]) Bär XII, 1885, S. 503.

Allmendegut. Hier sehen wir auch besondere Beamte für die Wahrnehmung der städtischen landwirtschaftlichen Interessen tätig, die Bauermeister, Altemänner oder Wröheherren. Sie hatten für die ordnungsmäßige Bewirtschaftung der Felder und Instandhaltung der Wege und Gräben, für die Beilegung von Streitigkeiten zu sorgen, wie es in der Berliner Ackerordnung von 1623 heißt.[1]) In Cölln bestand die Wrüge aus vier Ackerherren, von denen einer aus dem Rate, einer aus der Bürgerschaft und zwei aus der Ackerschaft auf ein Jahr gewählt wurden. Sie sollten die Gewalt haben, „vorgefallene Irrungen an Weide und Triften, auch über zugefügten Schaden zu entscheiden, über die Aufrechthaltung der Ackerordnung zu wachen, und sich deshalb alle 14 Tage im Rathause zu versammeln."[2])

**Schulzenhammer.** Zerwürfnisse waren auch auf dem Dorfe zu schlichten, wo sie indessen von dem Schulzen und dem Schöffen erledigt werden konnten. Der Schulze ist ja der Vertreter des Gemeinsinnes, der Ordnung auf dem Lande. Und wenn „de Knüppel käm" (Nichel bei Treuenbrietzen), dann war die Wirkung dieselbe, als wenn heute eine gerichtliche Vorladung erfolgt. Leider hat die neuere Gemeindeverfassung von 1874 den alten Ehrentitel Schulze (von sculd = Schuld, Verpflichtung und haizan = heischen, befehlen) in den weniger sagenden Gemeindevorsteher umgewandelt. Sein Amtszeichen war der Schulzenstock, Krummholz (Hammer bei Züllichau), Schulzenhammer (Alt-Landsberg, Rauden bei Calau, Nieder-Jeser bei Pforten, Welzow bei Spremberg), Stab (Wornow, Westprignitz, Falkenhagen bei Spandau); ursprünglich wohl ein einfacher Botenstock,[3]) ist er in Anlehnung an ältere mythische Vorstellungen vielfach zu einem Hammer geworden. Die Überbringung des Hammers durch den Nachbar war in der schreibunkundigen Zeit ausreichend, um zu einer Dorfversammlung zu laden. Später sind Vorkehrungen getroffen, die Ladungszettel einzuklemmen. Im Dorfe Stolp bei Angermünde, bei dem die Ruine eines alten Burgturmes steht, hat man dieses Bild als Vorwurf für den Schulzenstock gewählt (Abb. 96), an anderen Stellen ist der Stab einfach zu einer Klammer gespalten.[4])

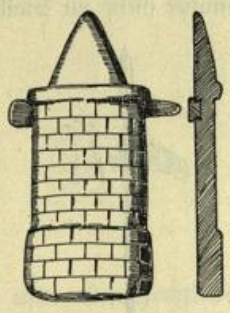


Abb. 96. Schulzenhammer aus Stolp.

---

[1]) Bär I, 1875, S. 60.

[2]) Dieses Institut hat sich bis in die achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts gehalten, wenn auch seine Funktionen schließlich nur noch im Taxieren von Äckern und Wiesen bestanden. Wröhe, Wrohe, Wroge, Wruge bedeutet Rüge, Roge, Ruge, der Wröheherr ist also sprachlich und wohl auch sachlich ein Gerichtsherr.

[3]) Altnordisch Budstock (budkafle, isländisch buokáfli). Eindrucksvoll heißt es in der Frithjoffsage des Esaias Tegnér. Gesang 22:

„Zum Ting! Zum Ting! Der Budstock geht
Zu Berg und Tal.
Fürst Ring ist tot; bevor nun steht
Die Königswahl."

[4]) Da es nicht bekannt ist, daß auch städtische Gemeinwesen einen Schulzenstab hatten, so scheint er auf die Dörfer beschränkt zu sein. Der bekannte Spruch, der sich in Jüterbog, Sorau,

**Flurwächter.** Freilich hat der Hammer nur im Dorfe Gewalt, nicht aber auf der Flur, die auch vom ersteren aus nur ungenügend zu überwachen ist. Und da andererseits in der Ernte und in dem vielfach im Freien weidenden Vieh ein großer Teil des Besitzes dauernd den Gefahren feindlicher Habsucht ausgesetzt sind, so sah man sich gezwungen, dafür einen besonderen Beamten anzustellen, den Flurwächter, der häufig mit dem Hirten identisch gewesen zu sein scheint. Das Bredower Ortsstatut



Abb. 97. Wächterhorn aus Wandlitz.

verlangt, daß die Bauern einen Wächter mieten sollen, „demselben soll man nach Verlang zwei Knechte zugeben, die helfen hüten aufs fleißigste". Da unsere Landwirtschaft immer mehr zur Stallfütterung übergegangen ist und nur selten das Vieh draußen läßt, so hat sich der Flur- und Feldwächter allmählich in einen Nachtwächter umgewandelt, der noch bis vor einem Menschenalter in altertümlicher Ausrüstung für die Sicherheit des Dorfes sorgte. Sein Gewand bestand in dem langen niederfallenden Rock, seine Waffe war ein Spieß mit einem Querbeil (Abb. 98), sein Horn ein bisweilen nicht ganz kleines Blasgerät (Abb. 97). Daneben scheinen die Nachtwächter vielfach Knarren gehabt zu haben, die für Hamburg und für Mitteldeutschland und auch für Berlin bezeugt sind, und die sie in der Siedelung wenigstens gebrauchen mußten, um ihre Wachsamkeit kundzugeben. In der Altmark wird diese Knarre, die sich als Treiberinstrument noch gehalten hat, sogar einmal als Ersatz für die fehlende Glocke erwähnt.[1]) Freilich



Abb. 98. Flurwächterspieß aus Mödlich.

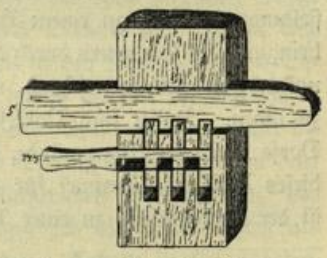


Abb. 99. Altes Holzschloß aus Michendorf.

Guben u. a. märkischen Städten mit einer Keule an den Stadttoren befand: „Wer seinen Kindern gibt das Brot und leidet nachher selber Not, den schlage man mit dieser Keule tot" deutet jedoch auf ein ähnliches Amtswerkzeug hin. Eine andere Form, die aber nicht auf die Stadt beschränkt blieb, ist der Strohschaub. So heißt es in dem von Erzbischof Wichmann von Magdeburg der Stadt Jüterbog 1174 erteilten Stadtrecht: „Ihr Gesetz ist, wenn man einen Schaub auf den Markt steckt, so sollen die Markthöken nichts mehr kaufen, was sie fürder verkaufen wollen. Wird aber der Schaub eingezogen, so mögen sie kaufen, was sie wollen."

[1]) Bär VI, 1880, S. 51. In katholischen Gegenden, wo bekanntlich die Glocken am Sterbetage des Heilands nicht läuten dürfen, tritt ebenfalls eine und Zahnrädern aus Holzscheiten konstruierte Raschel an ihre Stelle.

hat der Wächter nicht nur für die Sicherheit nach außen zu sehen, er muß auch Sorge tragen, daß die Bürger und Bauern selbst nichts zur Sicherheit versäumen. Der Perleberger Wächter, der zugleich auch Totenträger war, ist um 1638 gehalten, unverschlossene Tore anzuzeigen. Und wenn es auch nur einfache Holzschlösser waren (Abb. 99), die das Haus sicherten, so war auf ihre Ordnung dieselbe Sorge gerichtet wie auf die Instandhaltung der Feuerlöschgeräte. Wie sich durch alle Bestimmungen das Bestreben hindurchzieht, jeden einzelnen für die Sicherheit des Ganzen heranzuziehen, so erzieht die Allgemeinheit wiederum jeden einzelnen für seine eigne Wohlfahrt.

**Verwünschungen.** Das hatte aber die ungewollte Wirkung, daß bei der Sicherung des kleinen Privateigentums auf den Erfolg der öffentlichen Vorkehrungen nicht unbedingt vertraut wurde. Oder es war vielleicht auch nur noch der Rest einer älteren Unheilsabwehr zurückgeblieben, der es bewirkte, daß man die öffentliche Sicherheit des Eigentums durch private Vorkehrungen zu unterstützen suchte. Wenigstens klingt die in vielen Abwandlungen in der Mark gebrauchte Verwünschungsformel gegen Bücherdiebe:

Dieses Buch ist mir lieb,
Wer es stiehlt, ist ein Dieb;
Es sei Herr oder Knecht.
Der Galgen ist sein Recht.
Kommt er an ein Haus,
So jagt man ihn hinaus.
Kommt er an einen Graben,
So fressen ihn die Raben.
Kommt er an einen Stein,
So bricht er Hals und Bein.[1])

mehr ein Zauberspruch als eine inhaltlose Phrase zu sein. In einer alten Feuerlade des Märkischen Museums droht der etwas abgekürzte Vers sogar, daß den Dieb die Raben auf dem Rade fressen werden.

Es sind doch tiefe Beziehungen, die das Eigentum mit den Vorstellungen des Volkes in Verbindung bringen, und die auf der anderen Seite wieder auf die Arbeit befruchtend wirken. Auf der negativen Seite der Befürchtung eines Schadens ist die Vorstellung des Opfers gewachsen, das die positive Seite der menschlichen Leistung sichert. Auf welchen Wegen das erreicht wird, werden die Arbeiten im einzelnen ergeben, die neben der reinen mechanischen Leistung immer ein Mehr in sich tragen.

---

## Landwirtschaftliche Arbeit.

### Der Bauernkalender.

Die Anschauungsweise des märkischen Volkes bewegt sich in recht kleinen Zirkeln, aber was innerhalb dieser Zirkel steht, ist erwachsen aus der tiefen Beobachtung der

[1]) Zeitschrift des Vereins für Volkskunde II, 1892, S. 85.

Natur. Und wenn sich auch in ihr eine gewaltige Natur- und Weltbetrachtung spiegelt, so ist sie im wirtschaftlichen Leben zu einem Katechismus des täglichen Lebens ausgemünzt, dessen Wahrheit um so überzeugender ist, als seine Erfahrungssätze in dem Kreislauf eines jeden Jahres von neuem erprobt wurden. Gewiß steht hinter diesen Erfahrungen oft noch eine gewaltige unbekannte Größe, die wir nur ahnen, nicht abmessen können, die aber zweifellos ebenfalls aus der Natur geschöpft ist. Wenn es in Biesenthal heißt, man solle nach Sonnenuntergang keinen Kehricht mehr über die Schwelle bringen, dann spricht hier keine Naturbeobachtung mit, sondern eine Vorstellung über Haus und Sonne, die weit zurück in der mythologischen Vergangenheit liegt. Dagegen sind die Vorschriften über den Beginn des Roggenschnittes oder der Saat aus Beobachtungen der Natur hervorgegangen. Sie sind Wetterregeln in knappster Form, während der alte Erfahrungssatz „Abendrot = Wetter got, Morgenrot = Wetter Tun begot" (Bei Abendrot ist's Wetter gut, bei Morgenrot wird der Zaun begossen) nichts weiter als die täglich zu prüfende Kenntnis der Atmosphäre ist, wie auch das Quaken der Frösche einen schönen Tag verheißt.

So weiß man, daß Regen zu erwarten steht, wenn der Mond einen Hof hat, wenn die Mücken am Abend besonders lästig sind, die Schwalben niedrig fliegen, der Grünspecht viel schreit, die Katze niest oder der Fuchs sich badet. Wenn die Hunde Gras fressen, dann gibt es sogar viel Regen. Eine alte Volksweisheit kennt aus dem Verhalten des Laubfrosches das Wetter des nächsten Tages. Selbst so feine Beobachtungen wie das Verhalten der Regenblume, deren Blüte sich schließt, wenn Regenwolken nahen, sind unserem Landvolke nicht fremd. Wer sich täglich in der Natur bewegt und seine Arbeit auf sie einstellen muß, der gewinnt auch ohne Bücher die Kenntnis ihrer feinsten und weitwirkendsten Kräfte. Wenn das Wiesenschaumkraut (Cardamine pratensis) im Frühjahr die Wiesen weißrötlich überzieht, dann weiß man in der wasserreichen Niederlausitz, daß eine Überschwemmung in Aussicht steht. Die Nutzanwendung aus der Beobachtung, daß man Bäume am besten im Frühwinter fällen könne, wenn Frau Holle ihre Betten macht, wird durch den echt niederdeutschen Spruch klargelegt: „Fabian, Sebastian, (die beiden Heiligen des 20. Januar) laet den Saft int Holt gaen."[1]) Es ist das dieselbe richtige Beobachtung, die in der winterlichen Schneedecke die beste Gewähr für die Sommersaat sieht, denn „eine weiße Ganz brütet besser", doch tut „Märzenschnee den Saaten weh". Für die Schafschur aber muß das Wollhaar eine bestimmte Länge haben, d. h. eigentlich braucht das Tier seine wärmehaltende Kleidung noch lange Zeit selbst, also folgert der Landmann: „Wer seine Schafe schert vor Servaz (13. Mai), dem ist die Wolle lieber als das Schaf." Und soll der Roggen im Sommer gut werden, dann muß er am Georgentag (23. April) schon so hoch sein, daß sich eine Krähe darin verstecken kann. Am Jakobstage (25. Juli) beginnt in der Regel der Kornschnitt, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß an diesem Kalendertage das Korn reif ist. Zwischen Allerheiligen (1. November) und Lichtmeß (2. Februar, Mariä Reinigung) liegt die Zeit des Dreschens, mit ihrer Beendigung naht die Zeit der Frühlingshoffnung auf ein neues fruchtbares Jahr. Vor St. Vitus (15. Juni) muß der Kohl gebaut sein, falls er geraten soll, denn vîtkol — schîtkol sagt der Niederdeutsche.

[1]) Müllenhoff, Monatsblatt der Brandenburgia V, 1897, S. 396.

Der Landmann weiß, wie sehr gerade seine Arbeit von dem Wetter abhängt; darum hat er ein besonderes Interesse zu beobachten und durch das Belauschen der Natur Winke für die künftige Gestaltung des Wetters zu ersehen. Das gilt für große und für kleine Zeitspannen. Die Tatsache, daß der Abzug der Schwalben und der Störche den Herbst ankündigt, ist ja wohl leicht zu erfassen; daß aber der frühe Abzug auch einen frühen Winter bedingt, ist eine Folgerung, die nur eine Reihe von Geschlechtern erworben haben kann. Der in Brandenburg weit verbreitete Spruch: „Weihnachten im Klee, Ostern im Schnee" oder „grüne Weihnachten — weiße Ostern" zeigt in gleicher Weise, daß eine Störung im Kreislauf des Jahres andere nach sich zieht. So ist eine ganze Reihe von Beobachtungen gemacht und in kurzen Sprüchen niedergelegt, die fast durchgehends sich bewahrheiten. Regnet es am Siebenschläfer (27. Juni), dann soll es sieben Wochen hintereinander regnen, und es gibt eine schlechte Ernte, dagegen verheißt es einen heißen und trocknen Sommer, wenn am Karfreitag Regen fällt. Was vor Johanni an Regen fehlt, das wird nach diesem Termin nachgeholt. Dagegen wird schönes Wetter eintreffen, wenn die Katze sich putzt (auch steht Besuch zu erwarten), oder wenn die Schwalben hoch gehen. Besonders gefürchtet sind die „Gestrengen Herren" Mamertus, Pankratius, Servatius (11., 12. und 13. Mai), die fast regelmäßig ein Sinken der Temperatur bringen. Am Bartholomäustage (24. August) gelten die Haselnüsse für reif. An diesem Tage hörte das Vesperbrot auf, und das Dreschen begann; im Westen und in der Altmark wurde dazu der folgende Vers gesungen:

Beerlmees (Bartholomäus) hat kaomen
Hät Viermaal (Vesper) wegnehmen
Hät Flägel mit bracht
Mütten dösken (dreschen) all Nacht.

Ist das Wetter am Freitag schön, dann verheißt es einen guten Sonntag. Überhaupt gibt es eine ganze Reihe von Tagen, an denen es nicht gut ist, eine Arbeit zu beginnen, während andere gerade Segen verheißen. Dienstag, Donnerstag und Sonntag, besonders aber der weiße Sonntag nach Ostern und der goldene Sonntag nach den sogenannten Quatembern, d. h. nach St. Luciä, Aschermittwoch, Pfingsten und Kreuzerhöhung, gelten als glückbringende Tage. Als wenig verheißungsvoll sind angesehen alle Monatstage mit einer Sieben, der 7., 17. und 27. eines Monats, dann Mittwoch und besonders Freitag.[1]) Früher galten auch der 1. April, der Geburtstag des Judas, der 1. August, an dem der Teufel aus dem Himmel gejagt wurde, und der Unglückstag von Sodom und Gomorrha, der 1. September, als wenig geeignet.

Bei den Schiffern gilt es für unglückbringend, wenn sie bei ungünstigem Winde nähen.[2]) Auch der Mond äußert einen Einfluß. Was gedeihen soll, muß bei zunehmendem Mond geschehen, wie Säen und Pflanzen; dagegen ist für Holzfällen und Mähen der abnehmende Mond günstig. Auch Sonnenregen ist gut; bei ihm stellen sich selbst die Kinder in den Regen, weil sie dann gut wachsen.

Am 1. Mai, dem Walpurgistage, an dem die Hexen zum Blocksberg ziehen, wird

[1]) Freilich galten in der Neumark wieder Dienstag, Donnerstag und Sonnabend als Unglückstage. (Siehe Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde I, 1891, S. 189.)

[2]) Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde I, 1891, S. 190.

die Kuhherde auf die Weide getrieben; Leinen, der an diesem Tage gesät ist, gibt den besten Flachs.

Daß man am Michaelistag (8. Mai) auf dem Felde nicht arbeiten darf (Rauen), stellt auch diesen Tag in die Reihe der Unglückstage, die zu vermeiden sind. Man kann jedoch wiederum manches zu seinen Gunsten kehren, wenn man die Formeln kennt. Will man z. B. einen guten Wind machen, so muß man einen alten Besen verbrennen. Erhebt sich aber ein Krüselwind, dann genügt es zu sagen „gnädig herr Deibel" oder „Saudreck", oder man muß etwas hineinwerfen, dann legt er sich. Die Kinder werfen gewöhnlich ihre Mütze hinein (Liepe, Havelland). Die Windrichtung suchte man durch ein kleines Mühlengestell zu ermitteln. Wenn sich nach Sonnenuntergang ein sogenannter Wetterbaum, ein baumartiges Wolkengebilde, zeigt, wenn der Abrahamsbaum oder Adamsbaum blüht, dann kann man das Wetter voraussagen. Strebt er nach Norden, gibt es gutes Wetter, will er nach Süden, steht Regen in Aussicht (Uckermark). Es ändert sich das Wetter, wenn die Sterne schießen (Brodowin bei Eberswalde). Will man den künftigen Winter im voraus wissen, dann muß man sich das Brustbein einer Gans ansehen. Ist es weiß oder rot, wird der Winter kalt oder gelinde.[1])

Im einzelnen gibt es noch besondere Anweisungen, die oft nur örtlichen Wert haben. So müssen manche Gartengewächse am Gründonnerstag gesät oder gepflanzt werden, Lein an einem Freitage (Schlanow). Kartoffeln soll man nicht Montags legen, weil sie sonst madig werden (Fresdorf). Wenn Steinbock und Krebs im Kalender stehen, werden keine Hülsenfrüchte gesät, weil sie dann nicht weich kochen würden (Fresdorf, Blankensee, Stangenhagen). Auch darf man im Zeichen des Krebses nicht Kohl- oder Mohrrüben säen, sonst bekommen sie viele Füße; wohl aber Kartoffeln (Woldenberg). Erbsen muß man am hundertsten Tage des Jahres säen, dann bringen sie hundertfältige Frucht (Schlanow). Flachs dagegen um den 7. und 10. April oder drei Tage vor und drei Tage nach dem 25. März (Spreewald). Hirse wird nach Sonnenuntergang gesät. Man trägt dabei einen alten Hut und hat drei Körner unter der Zunge (Dölzig). Auch Gerste muß man nach Sonnenuntergang säen und vor Sonnenaufgang eggen. Nimmt man dabei einige Körner in den Mund und streut sie auf den Rand des Ackers, dann bleiben Sperlinge und Hühner fern (Dölzig). Holt man Bartholomäi (24. August) zum ersten Male neue Kartoffeln vom Felde, so trägt sie der „kleine Mann" mit der Molle wieder weg (Schlanow).[2])

Besondere Bedeutung hat der Martinstag (11. November) als Ziehtag für das Gesinde und für die Instleute. An einigen Orten ziehen die Kinder von Haus zu Haus und singen:

Mertens, Mertens Vöggelken
Mit die vergoldten Flögelken
Fleig so wiet bet öwern Wiem, (Siehe S. 39)
Morgen ist det Martin.

---

[1]) Nach Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche, Leipzig 1848.

[2]) Nach Prahn, Glaube und Brauch in der Mark, Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde I, 1891, S. 186.

Schlachten wie en fettet Schwien;
Kümmt det kleine Pöstelken
Makt uns frische Wöstelken;
Kümmt de grote Goliath,
Steckt uns all in sinen Sack
Marie, Marie mak apen de Dör
Et sind 'n paar arme Vöggelken daför,
Geft sei wat und lat sei gah'n
Dat sei hüt noch wierer kam'n,
Bet vör Navers Dör;
Da gift dat Appeln und Beern
Nöt schmecken ock allgaut
Schmieten wie all in'n Strohhaut.[1])

Der Urbanstag (25. Mai) schloß das Dienstjahr des Viehhirten; ein neues Vertragsverhältnis zwischen Hirten und Gemeinde wurde jedoch an dem gegenseitigen Kündigungstage, dem Sonntag nach Neujahr, dem Dingetage, abgeschlossen.[2])

## Der Acker.

**Bauern und Knechte.** Im Anschluß an den geschilderten Bauernkalender wurde der Acker bestellt, mit Rücksicht auch auf die weit verbreitete Drei-, seltener Vierfelderwirtschaft. Durch sie wurde nicht nur dem Acker die ihm nötige Erholungszeit gesichert, sondern auch die Ackerbestellung derartig auf die Zeit verteilt, daß sie der Bauer mit seiner Familie und seinem Gesinde bewältigen konnte. Freilich mußte er selbst tüchtig schaffen, wollte er alle Arbeiten erledigen. Ihm war auch der Sonntag recht, wenn er seinen Gottesdienst hinter sich hatte, obwohl die Sage von einzelnen bitteren Strafen berichtet, die sie für die Arbeit während des Gottesdienstes traf.[3]) Es war gewiß nicht ohne innere Nötigung, daß sich die Bauern eines Dorfes an den Großen Kurfürsten mit der allerdings erfolglosen Bitte wandten, nicht durch allzu vieles Beten von der Arbeit abgehalten zu werden. Sie wollten ihren „Dienst tun und den Pastoren und Beamten ihre Pflicht geben und nicht zwei- bis dreimal des Sonntags in die Kirche gehen". Sie wünschten, „daß doch das Kirchengehen und Betenlernen möge nach Huben angeleget und der Arme nicht so sehr als der Reiche beschweret werden". Das war freilich noch die Zeit der Dienstfronen, aber auch sonst war der Bauer früh und spät auf dem Felde. Nicht überall ist er in so dürftigen Verhältnissen, daß sein Sohn sich vor den Pflug spannt, um die kärgliche Scholle zu wenden, wie ich es noch vor acht Jahren bei Cottbus beobachtet habe; indessen war die verwickelte Arbeit unter dem Dreifeldersystem für ihn aufreibend genug, wenn er auch über Gespann und Knecht verfügte. Es

[1]) Bär VI, 1880, S. 205.

[2]) W. von Schulenburg, Archiv der Brandenburgia XI, 1904, S. 30.

[3]) Solche Erzählungen sind aus Fresdorf und Helle (Ostprignitz) bekannt, nach denen während der sündigen Arbeit der Sohn zu Schaden kommt. In Helle befindet sich auf einer bemalten Scheibe der Kirche eine Darstellung des pflügenden Bauern, dessen Sohn dabei umkam.

war eine gewaltige Erleichterung für ihn, als die Separation die Arbeit gewissermaßen ganz anders organisierte.[1])

Aus der Dienstbotennot ist es dabei allerdings nicht gekommen, über die schon seit Jahrhunderten auch in Brandenburg geklagt worden ist. Man war freilich nicht allzu feinfühlig in der Behandlung des Gesindes; es war gewissermaßen allen Unbilden schutzlos ausgesetzt, die mit der Arbeit verknüpft waren. Wenn es wohl auch nur ein Ausnahmefall war, daß Bauern Gesinde und sogar Kinder in den warmen Backofen sperrten, um auf den Flachs aufzupassen — ein Edikt Friedrich Wilhelms I. rügt dies —, so läßt eine solche Behandlung doch auf eine recht geringe Achtung des Dienstbotenlebens schließen. Mit der Zeit müssen sich die Verhältnisse wohl gebessert haben, wenigstens darf man dies für die Jahre nach der Bauernemanzipation annehmen. W. Schwartz erzählt in den zwanziger und dreißiger Jahren in Wustermark (bei Nauen) von der Sitte, daß sich am zweiten Weihnachtsfeiertage im Kruge die noch nicht vermieteten Knechte versammelten. Dazu fanden sich die Herrschaften ein, die noch Knechte zu Neujahr gebrauchten. Die unvermieteten Knechte trugen ihre lederne Peitsche um die Schulter gebunden. Hatten sie eine Herrschaft gefunden, so legten sie die Peitsche ab. Man nannte das den Knechtemarkt.[2]) Am Anzugstage tritt der neu Gemietete mit dem Dienstbündsel (d. h. Dienstbündel) den neuen Dienst an; wenige Tage später, an dem Koffersonntage, wird seine übrige Habe von der Herrschaft abgeholt und übergeführt. Nicht ganz klar ist die Bezeichnung Dienst-Farken, d. h. Ferkel, für das Ausstattungsgeschenk der Herrschaft an die Magd, das für die Neumark nachgewiesen ist,[3]) das aber doch wohl in die Zeit der Naturallöhnung zurückgeht und das Ferkel

[1]) Einen ergötzlichen Ausdruck fand die Ungeduld des Bauern in einem Briefe, den ein Landmann aus Ziezow bei Brück an Friedrich Wilhelm III. richtete, und der zugleich ein interessantes Beispiel für die Denkungsweise manches Bauern ist: „Großmächtigster Herr König, sie werden es nicht verübel nehmen, wenn ick se enmal mein grote Noth klagen due. ick bin der Schulte ut Ziezo un bin det Joahr 1821 den 21. Juli mit Hab un Gut un die ganze Erndte afgebrennt un bin ganz arm geworden, ick globte, wenn ick separirt wäre, würde ick mir besser wedder helpen und drog in det Joahr 1823 ob de Separation an; die Vermetung un Bonetirung geschah balle, aber wieter is nischt geworden, mine Wirthschaft goht zu Grune, ick bin tue Hansen un Kunsen gelopen, det bliewet wie es is. Wenn sie et nich ungenädig nehmen, so will ick sie enmal enen Road gehn. Die Sache mit de Separation is ene gude Sache, abers, wenn ick wat to kommandiren hette, so müßte jeder Commissarius, wenn he länger als 2 Joahr thubrächte, 30 Daler stroape gehe, un wenn se Prozesse tu vorkommen sällen, so dürfte he auch langer zubringen, als 3 Joahr; die andere Prozesse kunnen ja lieber wohren, denn det sinn ja doch man 2 bis 3 die drup luren, abbers bei de separatigohn luren ja woll manch mal in de 200; die Commissarien scheren sich nischt drumme, die nehmen alles an, laten sich Verschot gehn, un leben davon un wir Bure, wi wohre ene halbe Mannstied drup, bis et fertig is, un der Bure wet derwiele tum armen Mann.

Großer Herr König:

sie derben jo mann seggen: hort, mockt det der Schulte in Ziezo sienen Ploan kreit, den werden se sich woll sputen.

unterthänigster Knecht
Gottlieb Hecht."

Der Mann hat übrigens seinen Zweck erreicht. Bär XIII, 1887, S. 342.

[2]) Bär II, 1876, S. 118.

[3]) Handtmann, Monatsblatt der Brandenburgia VIII, 1899, S. 11.

bezeichnet, das der Dienstbote unter den Tieren seines Herren mit aufziehen läßt. Jedenfalls aber gibt das Dinsfarken, ob es nun in diesem oder jenem Sinne gemeint ist, oder im übertragenen Sinne für ein Felleisen gilt, eine Vorstellung von der Zeit, da das Ferkel noch einen Wertgegenstand in dem ländlichen Dienstverhältnis bildete.

**Der Pflug.** Wo es die Verhältnisse zuließen und die dürftigen Felder es nahelegten, warfen sich die Männer auf andere Tätigkeiten, auf Fischfang, Flößerei, Schiffahrt, Fuhrwesen u. a. m., während die Frauen und Kinder dem leichten Sandboden eine kärgliche Nahrung abgewannen. Begünstigt ist diese mangelhafte Landwirtschaft in den Teilen der Provinz, in denen noch der alte Hakenpflug (siehe Bd. 2, Abb. 46, S. 307) zur Anwendung kam. Dieser recht unvollkommene Pflug, der den Boden nur auflockerte, aber nicht wenden konnte, hat allerdings auch in den besseren Böden lange Zeit Verwendung gefunden; doch ist er im 19. Jahrhundert hier mehr und mehr verdrängt worden von dem weit vollkommeneren deutschen Räderpflug, der neben der eisernen

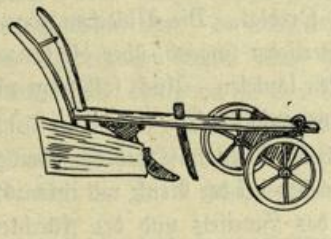


Abb. 100. Alter deutscher Räderpflug mit Streichbrett und Sech.

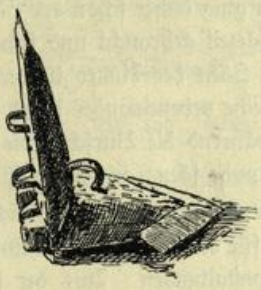


Abb. 101. Hakenpflug aus Prenzlau.

Pflugschar noch ein den Boden auflockerndes Messer, das Sech, besaß. Doch scheint das letztere erst verhältnismäßig spät in Brandenburg Verbreitung gefunden zu haben. Bei einem alten Räderpflug aus dem Teltow, den W. von Schulenburg veröffentlichte,[1]) fehlt das Sech noch, obwohl der Pflug selbst schon ein Wendepflug ist. Das ist um so auffallender, als schon Merian einen ausgebildeten Wendepflug bei der Ansicht von Fürstenwalde abbildet (Abb. 100).

Einen altertümlichen Pflug, der aber zur Gattung des Hakenpfluges gehört, bewahrt das Uckermärkische Museum in Prenzlau auf; mit ihm soll der Sage nach die Stadtflur umpflügt worden sein (Abb. 101).

**Die Saat.** Wenn der Bauer Sonntags prüfend über die Flur geht und sich der wogenden Getreidefelder freut, dann weiß er auch, viele Gefahren lauern, um ihm den Segen seiner Arbeit zu beeinträchtigen. Er stellt zwar seine Hoffnung auf den Höchsten, aber er versäumt auch nicht, nach eigenen Kräften dem Unheil entgegenzutreten. Es gibt einige Mittel, die man weiß, über die man aber nicht spricht. Hat er einen Belemniten oder gar ein altes Steinbeil gefunden, dann versenkt er es tief in seinem Garten, um die

[1]) Monatsblatt der Brandenburgia XVII, 1908, S. 142.

Fruchtbarkeit zu mehren.[1]) Gefürchtet sind vor allem im Getreidefelde der Bilmesschneider und die Roggenmuhme. Der erstere ist ein Wesen von abschreckender Magerkeit, das mit langem Schoßrock und dreieckigem Hute, die Hände in der Tasche, um Walpurgis oder Johanni, „wenn kein Mond am Himmel steht", die Ackerfelder durchschleicht. Am Fuße hat er eine Sichel, mit der er breite Furchen niedermäht. Vielleicht ist er identisch mit der Roggenmuhme, die wahrscheinlich eine dichterische Verherrlichung in der Sage von der Windsbraut gefunden hat.[2]) Wenn sich an windstillen Tagen die Ähren, wie von unsichtbarer Hand berührt, neigen, dann weiß der Kundige, daß die Roggen- oder Kornmuhme durch die Felder schreitet. Der Bilmesschneider schädigt nur das Korn, die Roggenmuhme aber tötet die unschuldigen Kinder, die den Acker betreten. In ihrem Gefolge befinden sich unter harmlosem Viehzeug die Roggensau, der Roggenwolf und der Roggenhund,[3]) die an die Existenz der Ähren gebunden sind und sich schließlich in die letzte Garbe, selbst in den letzten Halm flüchten. Um sie unschädlich zu machen, sucht man sie mit diesen abzuleiten, wie es uns noch bei der Ernte begegnen wird. Mit frommen Gedanken ging daher schon der Säemann an die Arbeit; sein Säetuch muß während der ganzen Säezeit gebraucht und sein Knoten nicht gelöst sein. In Motzen bei Zossen las vor dem Säen der Küster in der Kirche eine Predigt. Die Mädchen zogen dann in langer Reihe nebeneinander Hand in Hand, Osterlieder singend, über die junge Saat der Felder, während die Burschen die Kirchenglocken läuteten. Auch soll man nicht in der Mittagsstunde säen; am besten ist es vor Sonnenaufgang.[4])

**Die Ernte.** Voller und reicher konnte sich die Teilnahme und das Verständnis des Märkers für die Natur seines Heimatlandes ausleben bei der Ernte mit ihren Gebräuchen und Veranstaltungen. Aus der langen Zeit des Zweifels und des Fürchtens ist der Bauer heraus; es gilt, den reichen Segen einzuheimsen, den ihm das Feld bietet, seine Arbeit erzielt und ein gütiges Geschick vor Unbilden bewahrt hat. Darum ist die Ernte nicht still und klanglos, sondern ein Freudenfest. Was die Hochzeit für die Familie ist, das wurde die Ernte für das Dorf, ein Jubelfest auf ernstem Hintergrunde. Man vergaß es daher auch früher nicht, bevor die Aust begann — im nördlichen Brandenburg sagt man zumeist Aust für Ernte — das Ereignis in gemeinsamer Beratung zu besprechen. Die Ernte wurde mit einem Gottesdienste eingeleitet. Aus einem Dorfe bei

---

[1]) Der Belemnit wird auch als Schutz gegen den Blitz auf den First gebracht. Bei dem Steinbeil spricht vielleicht nicht so sehr die Seltsamkeit der Erscheinung mit, wie eine unbewußte Nachwirkung des Beiles aus der ganzen europäischen Vorgeschichte. In der Uckermark erhielt ich einmal die Nachricht von dem Finden eines solchen Steinbeiles. Als ich der Sache nachging, erfuhr ich, daß der Bauer das Beil 1 m tief auf seinem Acker eingegraben hatte.

[2]) Mitgeteilt von W. Schwartz in „Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg", Berlin 1895, S. 96.

[3]) Mannhardt, Roggenwolf und Roggenhund, Danzig 1865 und derselbe, die Korndämonen, Berlin 1868.

[4]) von Schulenburg fügt noch hinzu: „Drei Weizenkörner (unpaar, auch fünf, sieben) in den Mund nehmen, aber nicht beißen und kein Wort sprechen, wer auch kommt. Nach dem Säen soll man die Körner aus dem Mund nehmen, in den Busch werfen und dreimal sagen: Das helfe usw.; andere sagen: Die drei Körner soll man nachher auch säen." Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald, S. 256.

Neu-Ruppin wird auch die schöne Sitte berichtet, daß vor der gemeinsamen Fahrt der Erntewagen die Maejer (Mäher), Riewer (Zusammenleger) und Binner (Binder) im Ernteumzuge einen Gottesdienst besuchen, um Gott für den reichen Erntesegen zu danken.[1]) Auch wurden wohl früher die Erntewagen mit bunten Bändern geschmückt und den Maejern, Riewern und Binnern Austkuchen vorgesetzt. Denn es begann eine arbeitsvolle Zeit. Sowie die Sonne am Himmel stand, begann es sich zu regen im Bauernhofe; oft kehrte der letzte Erntewagen in das Dorf, als schon der Mond am Himmel stand.

Die Sense, die Seis, wurde am Abend geschliffen und gedengelt. In einzelnen Teilen der Mark (Ostprignitz, Ruppiner Kreis, Osthavelland, Niederbarnim) zogen die Mäher ein mit Stickerei versehenes Leinenband über, das über das Handgelenk und den Unterarm gezogen und mit dem Sensenbaum durch Stricke oder Riemen verbunden wurde. Es wurde (wie umgekehrt der Wockenstock) den Burschen als Liebesgabe gespendet.[2])

In Strodehne (Osthavelland) hatten die Mägde eine besondere Leibbinde, die „Binn'n Sabb(e)", die aus weißem Leinen mit gesticktem Rand bestand (Abb. 102). Dazu gehörten zwei Ärmel aus gleichem Stoff, die angeknöpft wurden.[3]) Die Binderinnen trugen einen Poi- oder Pollstock, einen Stab von etwa 50 cm Länge, um das Strohseil zu knoten. Auch dieser Stab war am oberen Ende oft geschnitzt und eine Huldigungsgabe junger Männer. Während des Schnittes gehört das Feld den Austleuten. Wer über die Felder geht, wird mit einem Strohseil und mit einem Spruche wie:



Abb. 102. Sabbe.

Heut ist ein angenehmer Tag,
Daß man die jungen Leute binden mag,
Nicht zu lose und nicht zu fest,
Sie werden sich erlösen aufs allerbest'!
Sie werden uns schenken eine Kanne Kirsch oder Wein,
Damit sie sollen erlöset sein!
(Frohnsdorf bei Treuenbrietzen.)

gebunden, bis er sich durch eine kleine Spende erlöst hat. In der Prignitz sprach man, wie ich es in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts hörte:

Mit Freuden und Ehren
Werde ich den jungen Herrn schnüren,
Sie möchten uns schenken Bier oder Wein,
Zehn Taler würden mir lieber sein.

Viele der alten Gebräuche sind, seit der Flurzwang nicht mehr besteht, verschwunden; aber noch ist es in größeren Wirtschaften üblich, daß der Vormäher an einer Stelle beginnt und ihm die anderen nach mehreren Schnitten erst folgen. Es entsteht dadurch eine diagonale Stellung der fortschreitenden Mäher.

---

[1]) Bär XVII, 1890, S. 83.
[2]) W. von Schulenburg, Zeitschr. für Ethnologie 1888, S. 154.
[3]) Nach Mitteilung des Herrn Prof. Dr. Schaar in Berlin.

Sind die Garben gebunden, dann werden sie gewöhnlich in Reihe gestellt. Man stellt dabei in der Regel Mandeln oder Stiegen auf, ohne sich jedoch heute um den Zahlbegriff allzugenau zu bekümmern. So kommen in Ost- und Westhavelland Mandeln vor, die aus 2 × 4 Garben bestehen. In Krampfer (Westprignitz) bezeichnet man eine solche Häufung als Hocke, die auch in Ost- und Westpreußen und Posen bekannt ist. Im Warthebruch, zwischen Cüstrin und Landsberg, kommen offene oder Halbmandeln und geschlossene oder Vollmandeln vor, von denen die ersten 2 × 7, die anderen, hauptsächlich im Norden der Warthe verbreiteten, 2 × 8 Garben zählen. Stiegen zu 2 × 10 sind in der Prignitz (Bölzke, Pritzwalk), Mandeln zu 2 × 8 in Sieversdorf bei Neustadt a. D. und Genshagen südlich Berlin, „Puppen" zu sechs Garben, die im Kreise geordnet stehen, in Benau nördlich Sorau festgestellt. Landesüblich scheinen Stiegen und Hocken zu sein, die von den Perleberger Ortsstatuten aus dem 17. Jahrhundert bezeugt sind in dem Verbot „Niemand soll hüten auf dem Leddigen zwischen Sommer- und Winterkorn, auch nicht zwischen Stiegen und Hocken."[1]) Die Aufstellung in runden Stapeln, die für das Trocknen des Getreides nicht so günstig ist, kommt wohl vor, ist jedoch kaum sehr alt.

Ist das Feld abgemäht, dann ließ man früher gern noch einige Garben auf dem Felde stehen, die man zu einer Mannesgestalt umwandelte und ausschmückte. Dieser Mann wurde am Nachmittage auf einem vierspännigen mit Laub und Blumen geschmückten Wagen hereingeholt. Mit Musik folgten Schnitter und Schnitterinnen, jung und alt. War man bei den Garben, auf denen die Mannsgestalt stand, angekommen, dann wurde um sie ein Kreis geschlossen und ungefähr eine halbe Stunde lang auf den Stoppeln getanzt. Sodann wurden die Garben mit dem Manne auf einen Wagen geladen und unter lautem Jubel nach Hause gefahren. Dieser aus der Gegend von Lenzen und Perleberg von Kuhn[2]) beobachtete Brauch fand sich nach ihm in Greifenberg (Uckermark), in Brunow bei Freienwalde, Lanke und Prenden bei Bernau, Hardenbeck (Uckermark) und in Tucheband (Oderbruch) mit einigen Veränderungen, die schon zu dem eigentlichen Erntefest überleiten.

Kuhn sagt darüber: „Ist der Roggen abgemäht, und sollen die letzten Garben gebunden werden, so stellen sich die Binderinnen in zwei Reihen einander gegenüber, jede ihre Garbe mit dem Strohbande vor sich; auf ein gegebenes Zeichen binden alle zugleich ihre Garbe, und diejenige, die zuletzt fertig wird, trifft nicht nur allgemeiner Spott, sondern aus ihrer Garbe wird auch die Gestalt eines Mannes gefertigt, den man ‚den Alten' heißt. Sie muß nun den Alten ins Dorf bis auf den Hof tragen, hier bildet man einen Kreis, die Binderin tritt mit dem Alten in die Mitte, und die übrigen tanzen um sie herum, darauf geht's zum Gutsherrn, dem der Alte mit den Worten überreicht wird:

Wir bringen dem Herrn den Alten,
Bis er'n neuen kriegt, mag er ihn behalten.

Der Alte wird darauf an einen Baum gestellt, wo er noch lange Zeit hernach zu allerlei Späßen dient."

[1]) Vogel, Perleberger Geschichten 5, S. 60. Sonderdruck, der nicht im Handel ist.
[2]) W. Kuhn, Märkische Sagen und Märchen, Berlin 1843, S. 341.

Mosaikartig treten die Reste eines uralten Brauches hervor, wenn man die sorgfältig bei Kuhn gesammelten Schilderungen liest. Vielfach abgewandelt, lassen sie doch den älteren Kern hindurchblicken, durch die letzte Frucht des Jahres, die kommende Saat zu segnen.[1]) Darum wird der Alte oder die Aufstgarbe nicht benutzt, so sehr sie auch unter der Unkenntnis des früheren Sinnes zu allerhand Schabernack dient; darum aber laufen schließlich alle Spiele und Volksbelustigungen auf den einen Gedanken hinaus, die glücklich vollzogene Ernte zu feiern. Im Kreise Beeskow-Storkow band man aus der letzten Garbe einen Kranz, schmückte ihn mit Blumen und spielte dann auf dem Acker Greifen. Die letzte Garbe hieß Hahn, woraus dann die Bezeichnung „den Hahn greifen" für das Spiel. Am Abend gab es Mohnstrietzeln. Freilich wird der Ausdruck wohl umgekehrt von der wirklichen Handlung auf das Spiel übertragen sein; denn es weisen Spuren darauf hin, daß die Herrschaft den Knechten und Mägden einen Hahn, der gegriffen werden mußte, spendete, wenn sie den Erntekranz brachten.

Im Spreewalde sagte man nach W. von Schulenburg[2]) für den letzten Erntetag „Heute ist Hahn" (zinsa kokot). Auch hier fließt mit dem Tanz auf dem Hof und in dem Wirtshause der alte Brauch in das Erntefest über, wenn schon der Kranz von Ähren und Blumen, das Binden der letzten Garbe, der „Alte" u. a. auf den älteren Zustand deutete. Das sogenannte „Hutschießen", bei dem mitten im Dorfe eine glattgeschälte Fichte aufgerichtet und um die an der Spitze befindlichen Gaben geklettert oder gewürfelt wurde (Rauen, Ketschendorf) ist vielleicht nur ein verspäteter Pfingstbrauch; dagegen sind Wettlauf (Besdau bei Buckow) und andere Körperbewegungen, wie das in Hohenauen bei Rathenow bezeugte Springen über einen umgekehrten Kessel, Bruchstücke altheidnischen Volksglaubens.

Zeitlich getrennt von der Ernte ist das eigentliche Erntefest, das in der Regel im November stattfindet, wenn die gesamte Ernte eingebracht ist. Hier mischen sich bereits stark christliche Elemente hinein, ja es ist vielleicht nicht ganz abzuweisen, daß das Dienstverhältnis zu einer Gutsherrschaft dem Feste erst die starke Bindung gegeben hat, die es in der Provinz Brandenburg hat. Von den vielfachen Schilderungen, die nur in Einzelheiten voneinander abweichen, sei nur die von Kuhn[3]) hier wiedergegeben, weil sie noch aus einer, wenig von der Neuzeit beeinflußten Zeit stammt. Kuhn erzählt, daß ein großer Erntekranz gebunden und von den festlich gekleideten Mädchen mit den bebänderten Harken, die Männer mit den Sensen hinterher, zum Dorf hinausgetragen und umtanzt wurde. Später wird der Kranz zum Guts- oder Amtshof gebracht, wo er aufbewahrt wird. Vorher wird die Herrschaft mit den Bändern des Kranzes gebunden, damit sie sich durch eine kleine Gabe löse. In Schönfließ (Neumark) sagte die Binderin den mit einigen Abwandlungen weitverbreiteten Spruch:

---

[1]) Diese letzte Garbe, die in Nord- und Süddeutschland und im skandinavischen Norden nachgewiesen und dem Wuota, dem Wode, Wande, Wud, Waur, Waul, Wôl, Wôlo, der Fru Gaue, Frû Goden, Jöde von Upsala, Oden geweiht ist, sollte für das Futter von Wuotas Pferd bestimmt sein. Um der Garbe, ursprünglich war sie wohl nur ein Busch Ähren, einen Halt zu geben, wurde ein Stab in sie hineingesteckt, der Waulstab. S. Jahn, Deutsche Opferbräuche, S. 169.

[2]) W. von Schulenburg, Wendisches Volkstum.

[3]) Kuhn, Märkische Sagen und Märchen, Berlin 1843, S. 343.

Ich bring dem Herrn einen Erntekranz,
's ist alles auf und in den Band.
Hätten wir viel gewunden,
so hätten die Frauens noch mehr gebunden;
wär's besser geraten,
so hätten wir manches mehr geladen.
So viel Quispel, so viel Wispel;
So viel Draspe[1])
So viel Reichstaler legt die gnädige Herrschaft in ihren Kasten.
Wünsche unsre gnädige Herrschaft einen blanken Tisch,
auf jede Ecke einen gebratenen Fisch,
und in die Mitte eine Kanne Wein,
Das soll die gnädige Herrschaft ihre Gesundheit sein.
Ich bin gereist nach das Land Sachsen,
wo die schönen Kränzlein wachsen,
da hab ich mich recht wohl bedacht
und hab unsre gnädige Herrschaft einen mitgebracht.
Dieser Kranz ist nicht von Distel und Dornen,
sondern er ist von Blumen und Kornen.
Nun laßt uns von Gott freuen und fröhlich sein,
Ihr lieben Gäste, stimmet alle mit ein.

Ein Tanz im Wirtshause beschließt das Fest erst am anderen Morgen, nachdem er im Freien begonnen, und durch die Einnahme von Kaffee, Kuchen und Bier angenehm unterbrochen war. In der Regel bittet die Binderin, falls eine Krone an Stelle des Kranzes gebunden war, das Kronenmädchen, den Gutsherrn um einen Tanz, den dieser mit ihr allein tanzt. Später folgen auch die Angehörigen des Gutsherren mit geeigneten Partnern aus dem Gesinde.

Heute ist das Erntefest immer mehr eine kirchliche Festfeier geworden, der sich am Abend ein Tanz im Wirtshaus anschließt. Doch beharrt in den Gegenden mit großen Gutsherrschaften die ältere Form noch immer ihre Stellung.

Nach dem Erntefest beginnt die Zeit des Dreschens. Wenn die Dreschflegel im Takte auf die Halme schlagen, dann ist's für den Landmann bereits die Zeit der Winterarbeiten. Arbeitslieder, die das gleichmäßige Schlagen des Flegels rhythmisch regeln, sind indessen in der Provinz Brandenburg nicht nachgewiesen, vielleicht auch kaum zu erwarten. Denn man wird das Korn früher vermutlich auf dem Felde mit kannelierten Walzen ausgesamt haben, eine in einzelnen Gegenden Europas noch nicht verblaßte Technik, die nach einer persönlichen Mitteilung in der Prignitz noch im vorigen Jahrhundert ausgeübt wurde.

Die Heuernte hat im Volksleben lange nicht die Beachtung gefunden wie die Getreideernte, wenigstens hat sie in Brandenburg keine besonderen Gebräuche hervorgebracht. Daß hier jedoch ebenfalls bestimmte ethnographische Vorstellungen ihre Linien gezogen haben, geht aus den verschiedenen Formen der Heumieten hervor, die deutlich zwischen deutschem und wendischem Volkstum unterscheiden lassen. In dem ersteren bringt man die Mahd gern in hohen, schlanken, zuckerhutartigen Stapeln

[1]) Kommt auch in der Form Rispen und Raspen vor und bedeutet eine Handvoll geschwingelten Flachses. 10 bis 20 bilden eine „Knoppe" gehechelten Flachses.

zusammen, den Kapitzen des Warthe- und Oderbruches, die hier sowohl wie im Spreewalde charakteristische Landschaftsformen sind. In diesen grundwasserhohen Gegenden, die nur eine Heukultur erlauben, ist die Kapitze auf einem Gestell aufgebaut, um es über den Boden zu erheben. In der Mitte steht ein langer Pfahl (Abb. 103—105), der wohl die Veranlassung für die oft schlanke Form der Kapitze ist. Das Gestell wird in dem Oderbruch als Micke, also mit einem deutschen Namen bezeichnet. Die deutsche Heumiete ist in der Regel breiter, weniger schlank und viereckig. In den eigenartigen Verhältnissen des alten Spreewaldes bediente man sich bei dem Grasschneiden im Busche einer starkgekrümmten Sense, der „Koppatz" (Abb. 106).



Abb. 103. Heumiete in Schlalach.



Abb. 104. Heumiete (Kapitze) bei Züllichau.

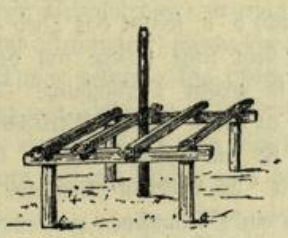


Abb. 105. Micke bei Oderberg.

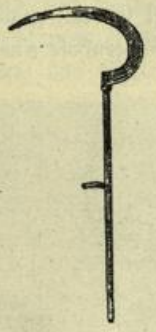


Abb. 106. Sichel für den Busch.
Museum in Cübbenau.

Der Klee wird in Brandenburg gewöhnlich zu kleinen, dicken Garben zusammengebunden, die einzeln oder in langen Reihen aufgestellt werden. Bei Pritzwalk ist für den oberen Teil dieser Heustapel der Ausdruck Spitze, für den breiteren unteren das Wort „Bold" üblich.

Bei der Bedeutung, die der Flachsbau für die bäuerliche Wirtschaft hatte, und bei seiner Bearbeitung durch die Frau haben sich um seine Kultur auch Gebräuche herausgebildet, die schon die Saatzeit umgeben (S. S. 138). Beim Flachssäen muß man Stäbe in die Erde stecken. So hoch diese sind, so hoch wird der Flachs. Auch soll man dabei Eier essen und die Schalen aufs Feld werfen, um die Höhe zu erzielen. Wie von Schulenburg berichtet,[1]) soll man, wenn man Flachs auf dem Acker hat,

[1]) von Schulenburg, Wendische Volkssagen und Gebräuche, S. 241.

sagen: „Flachs, wachs bis an — — —"; wenn eine Frau: „Flachs, knote bis an — — —". Wenn die Dachspiegel (Eiszapfen) recht lang im Winter herunterhängen, wird der Flachs auch recht lang. Freilich kann man dies auch dadurch noch erreichen, daß man beim Fastnachtstanz tüchtig tanzt, denn je höher man springt, um so höher wird auch der Flachs (Rauen bei Fürstenwalde). Für die Zubereitung des Flachses, der auf der Brache fünf bis sechs Wochen gelagert hatte, in Rispen oder Raspen (S. S. 122) eingebunden und zum Trocknen in den Backofen gebracht. Es folgen dann das Brechen, das lustige Schwingeln und das Hecheln. Alle diese Arbeiten finden unter lustigem Geplapper der Frauen und Mägde statt, die schon beim Rupfen des Flachses aus der Erde (er wird mit den Wurzeln ausgezogen) den Vorübergehenden necken. Leider hat noch niemand die sicher noch nicht ganz verlorenen Lieder gesammelt, die beim Repen oder Raffeln gesungen wurden, und die um so mehr in Vergessenheit geraten, je weniger der Flachs in Brandenburg angebaut wird.

Bei der Kartoffelernte soll Spott die Frau erwarten, die die letzte Kartoffel aus dem Acker zieht. Auf großen Gütern, wo die „Hackete" in langer Reihe erfolgt, ist eine solche Kontrolle immerhin möglich.

## Hirtenwesen.

Das einst so reich gegliederte Hirtenleben ist herausgewachsen aus der Viehzucht, die auf dem Bauernhofe eine Ausdehnung von wechselnder Bedeutung hatte. Soweit sie noch mit dem Bauerhofe selbst in unmittelbarer Beziehung stand, d. h. soweit das Vieh der Wirtschaft diente, steht seine Pflege mit dem Leben des Bauern in engster Verbindung. Wird die Pflege jedoch zu einem eigenen Wirtschaftsbetrieb, dann nimmt sie leicht Züge an, die fast zunftartig erscheinen. Es bedeutet schon eine rege Anteilnahme und ein Voraussetzen persönlicher Züge bei dem Vieh, wenn der Tod des Bauern dem Vieh angesagt werden mußte. Und der Stall ist für den Hof von solcher Bedeutung, daß man ihn lange Zeit mit der Wohnung in Verbindung gelassen hatte, daß man nach der Trennung den Pferdeknecht wenigstens noch im Stalle schlafen ließ und diesen selbst dem göttlichen Schutze noch besonders unterstellte.[1]) Kühe und Pferde, die einen eigenen Namen wie Liese, Anna oder Hans erhielten, beweisen dieses Verhältnis ebenso wie die sorgfältige Pflege in dem Stalle. Eine eigene Kornstampfe, ein sogenannter Pimpert (Abb. 107), fand sich ehemals auf einem jeden Hofe, um das



Abb. 107. Alte Grützestampfe aus der Westprignitz.
Nach einer Zeichnung von Wilibald von Schulenburg.

[1]) In Rosendorf bei Mödlich a. E. wurden z. B. zum Schutze der Pferde sieben Pflöcke in die Schwelle des Stalles geschlagen. Es war, was die Spottsucht später als die „Pferdestraße" bezeichnete. (Mündliche Mitteilung.)

Futter zu bereiten, und die Werkzeuge für die Reinigung des Pferdes haben ein altes Heimrecht dort.

Umfangreichere Organisationen sind nötig, wenn der Tierbetrieb auch einen Teil der Feldflur beansprucht, was für die Hütung, Zucht, Pflege und Fütterung größere Aufwendungen erforderlich machte und eigene Hüter bedingte. Die Blüte des Hirtenwesens liegt in der Zeit vor der Separation. Jedes größere Dorf hatte damals seine besonderen Hirten für Rinder, Pferde, Schafe und Schweine, die dem eigentlichen Hirten unterstanden. Ihnen waren bestimmte Hütungen zugewiesen. Pferde wurden auf die Koppel, Rinder auf die Wiesen, Schafe auf die Brache und auf das Stoppelfeld, Schweine in die Eichwälder, Ziegen in die Brüche und die Gänse auf unbenutzbare Vegetationsflächen getrieben. Während der sommerlichen Nächte blieb das Vieh in dem Upstall, der nicht weit vom Dorfe in der Feldmark lag und von einem Zaune umgeben war. Ebenso verschieden wie die Aufgaben war auch die Ausrüstung der Hirten. W. von Schulenburg, der dem märkischen Hirtenleben ein prächtiges Buch gewidmet hat,[1]) erzählt, daß der Ochsenhirte ein großes Holzhorn zum Blasen, der Pferdehirte die sogenannte Klimperkeule, ein gekrümmtes Stück Holz mit Ringen zum Klappern, der Kälber- und Gänsehirte eine Peitsche, der Schweinehirt eine Peitsche und ein Horn gehabt haben. Nicht überall wird das so gewesen sein, da eine so hierarchische Ordnung nur in großen Bauerndörfern möglich war; indessen ist die eigenartige Hirtentracht, zu der ein langer Schoßrock aus grauer oder blauer Leinwand, eine Seitentasche und eine Mütze gehört, in ganz Norddeutschland üblich gewesen. Die viele Muße, die der Hirt naturgemäß hatte, benutzte er oft, um sich durch Anfertigung von allerlei Gegenständen einen kleinen Nebenverdienst zu machen. Namentlich Spinnen und Stricken von Handschuhen und Strümpfen[2]) wurde bevorzugt, doch auch Schnitzen von Löffeln und anderem Hausgerät war beliebt. Die Hütejungen beschäftigten sich im Frühjahr gern mit der Herstellung von Flöten aus Haselnußholz oder aus Weiden- und Erlenruten, bei denen sie oft eine eigenartige Art von Flötenliedern zum Abklopfen des Bastes sangen. W. von Schulenburg hat ein solches aus dem Teltow veröffentlicht:

Lo lo löte, mock mei ine Flote,
Vom Timajän, vom Bastijän.
Lott se leien bes Mareien,
Bes de Rane ripe is,
Lott de Sonne schien bes Mertin'.
Jeht de Mölle klipp klapp,
Bibbern, bibbern, biff baff.
Pipalote (Pieperlöte = Pfeife) biste nu nich af?
Schnied dänn Bulle — — —
Nich so lang, nich so kort,
Datt et balle wedder wassen dut.
Pipalote, biste nu nich af?
Jlatt af, jlatt af.[3])

[1]) W. von Schulenburg, Das Hirtenwesen in einem märkischen Dorfe. Archiv der Brandenburgia XI, 1904.

[2]) Von mir noch 1911 in Ostpreußen beobachtet.

[3]) S. S. 325.

Wie die Knechte beim Erntefest ein Lied aufsagen, um von der Herrschaft eine Festesgabe zu erlangen, so gingen die Hirten zu Weihnacht mit Tuten vor jedes Haus, um oft neun Tage lang kleine Gaben durch geeignete Sprüche einzusammeln. Zu Fastnacht übernahm dies vereinzelt auch der Schweinehirt, während das weihnachtliche Hirtenblasen auch in den märkischen Städten üblich war. — Die Hirten für das Großvieh erhielten einen festen Lohn, der in Vierteljahrsraten oder auch am Ende des Vertragsjahres gezahlt wurde. Da der Viehhirte gewissermaßen Unternehmer war, der den größten Teil des Geldes zur Besoldung an den Schäfer, Kälber- und Schweinehirten zu zahlen hatte (die allerdings oft Familienglieder waren), so blieb ihm selbst nicht viel übrig. Dafür aber standen ihm noch andere Naturalleistungen offen, die nicht unbedeutend waren. W. von Schulenburg zählt eine Wiese, auf der er eine Kuh und eine Schafherde weidete, Land für Kartoffeln, Hirse, Flachs und Roggen, wozu noch manche Frucht wie Grütze, Hirse, Bohnen u. a. m., und schließlich besondere Abgaben für die Geburt eines jeden Stück Jungviehes kamen.

## Die Jagd.

Die Jagd war früher das Vorrecht der großen Herren. Den Bauern war dabei nur eine bescheidene Rolle zugewiesen. Entweder stand er unfreiwillig im Dienste eines Herren, dem er das Wild zutreiben mußte, oder er übte die Jagd als Notwehr aus, wenn er seine Saaten zu beschützen hatte, oder gar heimlich, um sich einen Wildbraten für die Feiertage zu beschaffen. Das letztere kam aber doch wohl selten vor, denn es fehlten ihm vor allem die Zeit und die geeigneten Waffen. Erst im 19. Jahrhundert finden sich häufiger Gerichtsverhandlungen über dergleichen Überschreitungen. Vielleicht war der Bauer und der Kleinstädter durch die unfreiwillige Mitwirkung an der Herrenjagd für die Freuden der Jagd unempfindlich geworden, jedenfalls haben sie keine besondere Stellung im Volksleben. Namentlich drückten den Bauern im 16. bis 18. Jahrhundert die Verpflichtungen des Wolfjagdlaufens, das gegen die Überhandnahme dieses Raubzeuges von den Kurfürsten organisiert wurde, aber für die Städte und Dörfer fast unerträgliche Lasten mit sich brachte.

Bei dem Reichtum des Landes an Wäldern und der Nachbarschaft Polens fanden sich besonders nach dem Dreißigjährigen Kriege gewaltige Wolfsscharen ein, die im Winter die Dörfer blockierten. Der einzelne konnte ihnen nicht wehren, nur das Aufgebot von ganzen Städten und Dörfern brachte in jedem Jahr ganze Rudel zur Strecke. Der Große Kurfürst sah sich genötigt, für die Anlage von Wolfsgärten, Luderplätzen und Wolfsgruben die Bevölkerung zu verpflichten, die unter der Leitung des Hofjagdamtes und mit Hilfe des von diesem gestellten Wolfjagdzeuges tagelang das Raubzeug aufscheuchen mußten. Männer und Frauen wurden dazu aufgeboten, die dadurch ihrer Tagesarbeit entzogen und erbittert wurden gegen diese gerade den unteren Klassen auferlegte Bedrückung. In Wittstock kam es 1669 zu einem offenen Landfriedensbruch wegen der Übergriffe, die sich die Jagdknechte wegen des von diesen „verübten Ruppinischen Mägdestupens, das doch gleich wohl contra bonos mores et omnem honestam läufft", richtete. Es half der Vernichtungskrieg offenbar nur vorübergehend,

denn 1727 sind allein in der Neumark 107 Wölfe und 5 Luchse gespürt worden, die im Vorjahre 307 Stück Rotwild, 79 Rehe, 19 Sauen, 20 Pferde, 51 Rinder, 276 Schafe und 17 Schweine zerrissen hatten, und doch „sei kaum die Hälfte von dem gewürgten Wildpret gefunden und gemeldet".[1]) Von 1723 bis 1737 sind in Preußen, Brandenburg und Pommern allein 4300 Wölfe, 229 Luchse und 147 Bären zur Anmeldung gekommen, ohne Berücksichtigung der von dem Adel erlegten Stücke. So sehr also die Dörfer und Städte durch die Jagdfronen bedrückt wurden, so notwendig waren die Maßregeln. Nur die ungleiche Verteilung der Pflichten war die Ursache der Erbitterung, die man aus der nicht vereinzelten Tatsache ersehen kann, daß in diesen Jahren aus Landsberg a. W. einmal allein 500 Personen, ungerechnet der Amtsbauern, auf drei bis vier Tage von ihrem Tagewerk abgehalten wurden, daß „jedwederns Haar an einem gefangenen Wolf bezahlt wird".

Noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zog sich der Vernichtungskrieg gegen die Wölfe hin, wenn auch die Jagd jetzt mehr von den berufenen Jägern ausgeführt wurde. Der letzte Wolf in Brandenburg ist in der Tauernschen Forst 1844 mit Hilfe von 23 Schützen und 115 Treibern erlegt. Die gewaltige Arbeit, die gerade der Wolfsfang erforderte, wird ersichtlich aus einer Cüstriner Regierungsverordnung von 1720, nach der ein Verhau von 4 bis 500 Schritt im Umkreise aus 4 bis 5 Fuß hohen Fichten errichtet werden mußte, um das Tier in das Fangeisen zu locken.[2]) Es waren also gewiß nicht gerade Waidmannsfreuden, die den Märker zur Jagd zogen. Man wird es daher verstehen, wenn ihm eine Abneigung gegen die „Königliche Jagd" im Blute steckt. Daß gerade der Jäger in der Sagenwelt nicht immer eine gute Rolle spielt, daß selbst der Beelzebub sich oft seine Maske wählt, steht damit ebenso im Zusammenhange wie das Fehlen volkstümlicher Jagdgebräuche. Was davon vorhanden ist, hat höfischen Ursprung und ist in ganz Deutschland verbreitet. Denkmäler der Jagdfreudigkeit sind die vielen Wolfsgruben gewiß nicht, die man so oft in der Nähe unserer Dörfer findet. Auch kann die Verpflichtung, Jagdhunde für den Hof aufzuziehen, die bei Verpachtungen, z. B. der Neuen Mühle bei Wusterhausen, dem Pächter auferlegt wurden, kaum Begeisterung erweckt haben. Neben der Rotwild- und Saujagd kam noch die auf Auerhähne, die besonders im Kreise Ruppin[3]) gepflegt wurde, auf Reiher im Wusterhausener Revier und vielleicht auch auf Schwäne, die Friedrich I. liebte, in Betracht.

Die Schützengilden, die in den märkischen Städten seit dem 15. Jahrhundert auftauchen, wohl aber bedeutend älter sind, haben mit der Jagd nichts zu tun, da sie aus Gründen der Wehrfähigkeit entstanden sind und stets nur die grundbesitzenden Bürger, nicht das niedere Volk aufnahmen. Das „new gewr", das 1478 von den Brüdern der Sorauer Schützengilde gefordert wurde, war gewiß nicht so wohlfeil, daß ärmere Bürger eine solche Waffe besitzen konnten. Johann Georgs Privilegium der Schützengilde in Wriezen von 1585 verlangt geradezu die „Uebung der Burenschutzen In kriegsleufften".[4])

[1]) Fr. Genthe, Wolfsjagdlaufen der märkischen Städte im 16., 17. und 18. Jahrhundert, Beilage Nr. 45 der Vossischen Zeitung 1898.

[2]) Bär XI, 1885, S. 311.

[3]) Büsching, Reise nach Kyritz, S. 115.

[4]) Bär XI, 1885, S. 664.

## Die Fischerei.

Brandenburg ist ein fischreiches Land durch seine Seen und Flüsse. Es ist zugleich dadurch, daß die wendische Bevölkerung teils aus Neigung, teils aus Zwang den Fischfang mit Vorliebe betrieb, manches Altertümliche geblieben. Schon das Zusammendrängen einer Bevölkerungsschicht in bestimmte Ortschaften mit ausschließlicher Fischerei mußte auf die Erhaltung besonderer Eigenart drängen. Denn es sind die Kietze (S. 22) als wendische Fischerdörfer anzusehen,[1]) die schon in ihrer Vielzahl für das Volkstum von Einfluß waren. Solche Kietze sind vorhanden oder vorhanden gewesen in folgenden Ortschaften: Angermünde, Beeskow, Berge, Bergen, Biesenthal, Bliesendorf (Zauche), Blumberg bei Berlin, Bölkendorf, Brandenburg a. H. (sogar zwei), Brielow, Buchholz, Cöpenick, Cremmen, Cüstrin, Drense, Driesen, Eberswalde, Fahrland, Frankfurt a. O., Freienwalde, Fürstenberg a. O., Glauchow, Göritz, Görzig, Gröben bei Potsdam, Guben, Havelberg, Jänickendorf, Krämersborn, Kunitz, Landsberg a. W., Lebus, Lenzen, Lichtenberg bei Berlin, Luckau, Lübben, Lunow bei Oderberg, Nahausen, Nauen, Neuendorf N.-L., Niemaschkleba bei Guben, Oderberg, Pechüle, Plaue a. H., Pommerzig, Potsdam, Prenzlau, Prießen N.-L., Pritzwalk, Pyrehne, Rathenow, Reetz, Rhinow, Rieben, Rosenthal bei Dahme, Schlanow, Schlenzer, Schönwalde bei Lübben, Treuenbrietzen, Marquard bei Potsdam (früher Schorin geheißen), Schwedt, Sonnenburg, Spandau, Stolzenhagen bei Oderberg, Strausberg, Trebenow bei Prenzlau, Trebichow, Trebnitz, W.-Bork, Wietbrietzen, Woltersdorf bei Rüdersdorf, Wriezen, Zellin, Zossen, Zühlsdorf. Es führte der Aufseher über die Gewässer, der in Spandau, in Cöpenick und in Alt-Ruppin saß, und in anderen Ortschaften wohl schon vorher aufgehoben worden ist, den wendischen Namen Pristabel. Daß für eine behördliche Einrichtung überhaupt ein wendischer Name zur Geltung gelangen konnte, beweist das Alter und der schon zur Zeit der deutschen Kolonisation vorhandene Einfluß der wendischen Fischerei.

Die Zurückgezogenheit der Fischer hat in Verbindung mit dem auf gewerblicher Abschließung gerichteten Zunftbestrebungen dahin gewirkt, auch dem Volksleben Züge zu geben, die dieser Exklusivität Rechnung tragen. So achtbar das Gewerbe an und für sich ist, so hat es in der Innungsbewegung niemals die Rolle gespielt wie andere städtische Gewerbe, weder in der Ausbildung des Nachwuchses, noch in der Zunftstube, noch auch in der Teilnahme am bürgerlichen Leben.[2]) Nur bei den Volksfesten brach, soweit sie nicht durch die Kirche in engeren Grenzen blieben, ein lauter Ton durch, ein Ton, der selbst in dem doch durchaus nicht stillen Leben Berlins seit Jahrhunderten sich Achtung verschaffte.

---

[1]) In einer Urkunde des Dorfes Schollene bei Rhinow (jetzt zur Provinz Sachsen gehörend) findet sich die Bezeichnung sclavi (für Slavi) für die Kietzer im Gegensatz zu den deutschen Bewohnern, die als „borgere", „teutonici" oder „cives" genannt werden (Urkunde 1240, Kop. XXXII, Jerichow S. 30 im Archiv zu Magdeburg). Dieser Unterschied tritt noch in den Steuerregistern 1702 auf.

[2]) Die Hechtreißer-Innungen in Freienwalde und Wriezen sind nicht eigentliche Fischer, sondern bildeten ein besonderes Gewerbe.

Die Geschichte des Straulauer Fischzuges, des in Deutschland vielleicht bemerkenswertesten Fischereifestes, leitet vielleicht in einen entfernteren Ausgangspunkt zurück als in das Wendentum. Der Bartholomäustag (24. August), der die Schonzeit für die Fische abschloß, hatte eine besondere Bedeutung; an ihm ziehen der wilde Jäger und Frau Harke um, die Heren versammelten sich an ihm, und in England fanden, zweifellos von den Angeln mitgebracht, Wettkämpfe statt, an denen die Spitzen der städtischen Behörden teilnahmen. Es scheint diesem Tage also eine tiefere mythologische Bedeutung von zunächst noch unbekannter Herkunft innezuwohnen, die dann von der Kirche übernommen und umgedeutet wurde. Jedenfalls hat sie es verstanden, die vielleicht auch im wendischen Volkstum vorhandenen Beziehungen mit deutschen Überlieferungen zu vereinen und sie mit dem zeitlichen Endtermin der Schonzeit zu einer überwiegend kirchlichen Feier umzuformen. Das geht schon aus der Bestimmung hervor, den Hauptertrag des Fischzuges dem Prediger zu überliefern. Es war das um so leichter, als der Heilige des 24. August wie Petrus ein Fischer war und deshalb zu einem Schutzheiligen des Gewerbes wurde. Ende des 16. Jahrhunderts tritt der Fischzugstag als ein vorwiegend kirchliches Fest auf, das zwei Jahrhunderte später bereits für Berlin Bedeutung gewann, nachdem es vorher wohl schon stark verweltlicht war. Prinzen und Fürsten hatten sich an der harmlosen Freude des Volkes erfreut, das mit höchster Begeisterung an dem Feste der Stralauer Fischer teilnahm. Seit freilich der Janhagel die Gelegenheit zu Ausschreitungen benutzte, war das Fest dem Untergange geweiht, der vielleicht unabwendbar ist, wenn auch von Zeit zu Zeit von interessierter Seite auf eine Neuerstehung hingearbeitet wird.[1])

Der Kern des Festes war der Fischzug, zu dem die Fischer Stralaus am frühen Morgen mit Musik aufs Wasser zogen, um mit dem großen Garne fünf Züge zu tun.[2]) Es schloß sich ein Fest auf der Dorfaue an, das durch den Zuzug der Berliner einen größeren Umfang annahm, gestützt vielleicht auf ältere Beziehungen der Berliner Fischer zu denen von Stralau. Die kirchliche Feier war immer mehr zurückgetreten, was der Veredelung des Festes gewiß nicht günstig war.[3])

Ein anderer Schutzheiliger der Fischerei, der heilige Jakobus, hat gleichfalls einem Feste den Namen gegeben, das an seinem Namenstage, am 25. Juli, stattfindet. Es scheint sich jedoch nur eines der Fischerfeste in Plaue a. H. erhalten zu haben. Es wird jetzt im August gefeiert und vereinigt auch die Fischer aus der Umgebung. Während sich die unverheirateten Fischer mit den Familien im Hause versammeln, kommen die verheirateten Männer bei dem Berufsgenossen zusammen, der für das Jahr die Fahne

[1]) R. George, Aus der Vergangenheit Stralaus, Monatsblatt der Brandenburgia IV, 1895, S. 185.

[2]) Später freilich ist darin manches anders geworden. Ein Beobachter aus dem Jahre 1798 erzählt von drei Zügen, von denen der erste dem Magistrat von Berlin, der zweite gegen zehn Taler, die dem Pfarrer zustehen, abgelöst ist, der dritte aber der Gemeinde selbst gilt. „Und nun wird geschmaust, getrunken und getanzt bis zum Aufgang der Sonne, diesseits und jenseits des Ufers in allen Schenken." (Mercier, Neuestes Gemälde von Berlin auf das Jahr 1798, Cölln 1798.)

[3]) Ein ebenfalls sonderbarer Brauch bestand in Stralau in der Verpflichtung der Gemeinde, dem Pfarrer alljährlich einen Stiefel zu liefern, damit er vom Dorfe aus über den Graben zur Kirche gelangen konnte.

zur Aufbewahrung hat. Ein Musikkorps holt dann die Jungen ab und geleitet sie zu den älteren Fischern. Zusammen ziehen sie nun durch die von Fischern bewohnten Straßen nach der „Fischerhavel", von der aus mit aneinandergebundenen, blumengeschmückten Kähnen eine Fahrt nach dem Plauer See gemacht wird. Musik und Tanz beschließt den Abend. Von einem Gottesdienst ist auch hier keine Rede mehr.[1])

Wieweit der Grenzzug der Cöpenicker, der schon erwähnt (S. 108) ist, als ein Fischerfest aufzufassen ist, mag zweifelhaft sein, da für die Fischer nur Lasten entstehen. Denn sie müssen das Fahrzeug stellen, mit dem Magistrat und Stadtverordnete nach der Clödenick, einem alten Spreearm, fahren. Hier findet sich auch der Schulze des Kietzes ein; gemeinsam zieht man nun von Grenzhügel zu Grenzhügel bis zum letzten, wo sich die Neubürger bücken und von dem Schulzen mit einer Peitsche sechs Schläge erhalten, den ersten für den König, den zweiten für den Magistrat, den dritten für die Stadtverordneten, den vierten für die Bürgerschaft, den fünften für die Nachbarschaft (so werden die Kietzer genannt) und den letzten für den Schulzen selbst. Dann wird getanzt, nachdem die Kietzer ihre Gäste mit Fischen und Bier bewirtet haben. Da diese Verpflichtung bereits 1451 als Abschluß eines Vertrages zwischen Stadt und Kietz wegen der Fischerei auf der Clödenick erwähnt wird, so mag auch hier ein älteres Fischerfest mit einer geschichtlichen Tatsache zusammengefallen sein.[2])

Dieser Grenzzug fand alle zwei Jahre statt. In gleichen Zwischenräumen wiederholte sich in Berlin das Fischerstechen am 10. August, dem Tage des heiligen Laurentius, bei dem aber eine Beziehung zur Fischerei nicht erkennbar ist. Nach dem Feste begann man mit bestimmten Zeugen zu fischen. Die Erlaubnis zu dem Feste wurde von dem Bürgermeister bereits 14 Tage vorher mit Darbietung von Fischen eingeholt und mit Trommeln und Pfeifen verkündet. Die Kosten wurden durch eine öffentliche Sammlung gedeckt, zu der neben Geld auch Halstücher, Löffel und dergleichen gespendet wurden. Unverheiratete Töchter schenkten silberne Medaillen, die an Speere gehängt wurden. Am Festtage begann der Zug 2 Uhr nachmittags. An der Spitze marschierten sechs Musiker, dann folgten ein junges unverheiratetes Fischerpaar in der Tracht der Spreewälder, Bauer und Bäuerin genannt, und Fischer in bunten Narrentrachten, in denen sie allerlei Schabernack ausübten. So bewegte sich der Zug mit dem Hauptspeer, an dem die größte Medaille hing, zu den Mühlen. Auf dem Wasser entspann sich dann ein Kampf zwischen den Stechern und Kämpfern, deren Lanzenschafte durch große runde Scheiben ungefährlich gemacht wurden. Auch Mädchen mit „Mannesbuchsen" sollen zugelassen worden sein, wie ein Bericht von 1714 erzählt.[3]) Wer drei Gegner über Bord gestoßen hatte, ohne naß zu werden, war Sieger und erhielt die große Medaille. Es schloß sich schließlich eine sehr rohe Unterhaltung an, bei der drei Gänse lebend und mit dem Kopfe nach unten an einem über die Spree gezogenen Seile hingen. Die „Narren" versuchten die Köpfe zu fassen und den lebenden Tieren abzureißen. Umzug, Tanz und Trunk folgten und hielten die Fischer und wahrscheinlich auch viele der Zuschauer bis zum nächsten Tag zusammen. Im wesentlichen kam es auf die Gewandtheit im Wasser und

[1]) E. Friedel, Monatsblatt der Brandenburgia XV, 1907, S. 265.
[2]) A. Kuhn, Märkische Sagen und Märchen, Berlin 1843, S. 371.
[3]) Bär XII, 1886, S. 33.

viele übermütige Narreteien an. Damit weicht das Fischerstechen von den anderen Festen mit ernsterem Hintergrunde ab und schließt sich den Zunftfesten an, die in jener Zeit vielfach die Nachahmung ritterlicher Gebräuche in derbkomischer Übertreibung liebten.[1]) Es wird schwer sein, aus dieser Umhüllung den Kern des Fischerfestes herauszuschälen, der vermutlich auch auf ein Kirchenfest zurückgeht, — die Zeit — es wurde im August gefeiert, spricht wenigstens dafür.

Es würde zu weit führen, die Namen der Fischereiwerkzeuge auf ihren Ursprung zu untersuchen. Die eigenartige Klangfarbe verrät dem Nichtslawisten, daß hier häufig ein Sprachgut vorliegt, das der deutschen Sprache nicht angehört.[2]) Ebenso ist es mit einzelnen Fangmethoden und Fangwerkzeugen, die von dem Fangzeug der deutschen Fischer vielfach verschieden sind. Das Fischen mit dem „großen Garn", das übrigens den Kietzer Fischern nicht ohne weiteres zustand, und das von der Grundherrschaft auch an Bürger anderer Art verpachtet werden konnte, scheint deutschen Ursprungs und von den niederdeutschen Meeranwohnern in die Mark gebracht worden zu sein. Dagegen ist die Methode mit dem „kleinen Garn" örtlich so verschieden, stellenweise so ursprünglich, daß man nur eine vielfach abseits von dem Kulturwege erfolgte Entwicklung wird annehmen dürfen.

## Imkerei.

Was die Imkerei in der Mark mit der Volkskunde gemein hat, ist blutwenig, aber dieses Wenige, das nach einer ungeschriebenen schleichenden Entwicklung, in der nur langsam der Zeiger ein wenig nach vorn rückte, das Gebiet der Imkerei aus der fast naturgeschichtlichen Gelassenheit zu einer merkwürdigen Sitte emporschnellen ließ, ist anziehend genug, um auch in der Volkskunde gestreift zu werden. Wir haben schon mehrfach gefunden, daß der Tag, an dem ein Zins für eine bestimmte Sache gezahlt wurde, an dem natürlich auch ein Vertrag erneuert werden mußte, mit einer gehobeneren Stimmung erfüllt war. Auf der einen Seite die Entgegennahme der Pachtsumme, die häufig unter bestimmten, manchmal seltsamen Gebräuchen vor sich ging, auf der anderen die Sicherheit, für einen größeren Zeitabschnitt im Besitze seiner Nahrung zu bleiben. Zwei, von verschiedenen Ausgängen herkommende Absichten begegneten sich und, was sie im Zusammenwirken erreichten, war wiederum eine mehr fröhliche als traurige Stimmung.

Wir betrachten die Imkerei heute als eine landwirtschaftliche Nebenbeschäftigung. Wir müssen sie aber auch als ein vollgültiges Gewerbe werten, das auf dem Wege zur Zunft nur durch das Einengen der für die Bienenzucht nötigen Gelände stecken blieb.

---

[1]) Auch in Ulm, Augsburg, Donauwörth, Regensburg, Leipzig, Halle, Nürnberg, zu Mansfeld, Giebichenstein, Lettin wurden gleiche Fischerstechen mit fast denselben Gebräuchen veranstaltet. Da das Ulmer Fischerstechen am sogenannten Schwörtage stattfand, dem auf den Freitag vor dem Laurentiustage (10. August) fallenden Wahltage des Magistrats, da ferner bei dem Berliner Fest der Ausdruck „Halloren", wie beim Hallischen „Halloren-Stechen" vorkommt, so ist sicher, daß wenigstens das äußere Gewand unseres Berliner Festes aus Süddeutschland gekommen ist.

[2]) W. von Schulenburg, Märkische Fischerei in „Jubiläumsfestschrift des Fischereivereins für die Provinz Brandenburg", Berlin 1903.

Vorher indessen ist sie, wie die Arbeit der Fischer, zumeist den armen Waldleuten, vorzugsweise slawischer Herkunft, vorbehalten geblieben. Das gibt ihr schon einen poetischen Reiz, der in der alten Beuten-Wirtschaft fast an ein landwirtschaftliches Urgewerbe erinnert. Schon mit der Befestigung der deutschen Grundherrschaft, mehr aber noch durch die überragende Verwaltungstechnik der Hohenzollern, sind die ungebundenen Verhältnisse gefestigt worden, indem den Imkern der Schutz ihres Eigentums, die Möglichkeit ungestörter Bienenweide, und vielleicht auch des Absatzes gegen einen bestimmten Grundzins zugesichert wurden. Auf Grund dieser Abmachungen, die offenbar an verschiedenen Stellen der Mark in gleicher Weise erfolgten, sind dann Personen und Orte bestimmt worden, bei denen die Zeidler ihre Zinsen ablieferten. Es sind uns drei Orte überliefert: Kienbaum, Krebsjauche und Lübben. In Krebsjauche kamen die Zeidler am Johannistage (24. Juni), in Kienbaum am Sonntage nach Bernhardi (20. August) zusammen; nach einem Gottesdienste, an den sich ein vom Starosten, d. h. dem Vorsteher der Zeidlergenossenschaft, gegebenes Mahl schloß, fand man sich zum Trunk zusammen. Diese Tagungen, auf denen später auch Streitigkeiten geschlossen wurden, haben sich bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts gehalten. Den Weg zu einer regelrechten Zunft, den sie infolge ihrer sachlichen Grundlage eingeschlagen hatten, konnten sie nicht bis zum Ende verfolgen, weil ihnen (genau wie bei der Pfeiferzunft von Rappoltsweiler oder der Keßler von Beiersdorf) der örtliche Zusammenhang fehlte, und weil sie in sich zu verschiedene Elemente, Freie und Unfreie, Adlige, Bürger, Bauern, Berufsimker und Liebhaber einschlossen. Sie konnten den äußeren Rahmen einer Zunft annehmen, der streng bewahrt wurde, aber sie konnten das Zünftlerische im wesentlichen nur in den Formen zum Ausdruck bringen. Und wenn nicht die Zeidlergenossenschaft, die jährlich in Kienbaum tagte, leise Anklänge an Freimaurergewohnheiten gezeigt hätte, dann würde sie wohl längst vergessen sein.[1])



Abb. 108. Bienenhaus aus Kemnitz.

Mit dem Verlassen der Beutenwirtschaft, die viele Kiefern zugrunde richtete, wuchs die Zucht in den Hof hinein. Die weitere Folge war die Entstehung besonderer Bienenhäuser, die nicht selten von recht wirkungsvoller Gediegenheit sind und dem Hofe ein neues Bauelement zugeführt haben (Abb. 108).

[1]) Das Material für dieses Gebiet ist nicht groß. Es besteht im wesentlichen aus K. Müllenhoff. Geschichte der märkischen Bienenwirtschaft. Monatsblatt der Brandenburgia VIII, 1900, S. 312. Th. Fontane, Spreeland (Wanderungen durch die Mark Brandenburg IV, S. 242 (der Ausgabe 1892) und einem Aufsatz von Sundelin im Bär XII, 1886, S. 374.

## Handwerksleben.

Solange das Handwerk eine Tätigkeit von sozialer und ethischer Bedeutung war und durch einen behördlichen Akt erst zu einer rechtlichen Einrichtung wurde, so lange hat es auch mit peinlichster Gewissenhaftigkeit Sorge getragen, seine eigenen Reihen vor jedem Eindringen unsozialerer Elemente zu verschließen. Selbst das Zurückweisen wendischer Bevölkerung, das hier und dort einmal vorkam, hat seinen Ursprung weniger in der, wohl selten noch nachweisbaren Abkunft von einem Wenden als in dem Odium der Unfreiheit, der solange auf dieser Bevölkerungsschicht gelastet hat. Und wo diese, meist auf dem Lande sitzenden Elemente zu einem Handwerk griffen, da konnten sie leicht das ganze Gewerk in den Geruch der Unehrlichkeit bringen, wie es bei den Leinwebern, Müllern und einigen anderen abhängigen Zünften der Fall war. Auf der anderen Seite ergibt diese sorgfältige Schichtung des zum Handwerke Strömenden jenen Handwerkerstolz, der in dem Aufblühen der Zünfte nach politischem Einflusse strebte, in späterer Zeit aber zu einer leblosen Fessel für die Entwicklung erstarrte. Besonders nach dem Dreißigjährigen Kriege, der in Deutschland wie eine Riesenbrache gewirkt hatte, sproßte und keimte es überall auf dem gewerblichen Gebiete; da wuchsen auch in Brandenburg neue Zünfte und Immungen, die sich von den älteren lösten und eigene Verfassungen erstrebten. Aber ihnen fehlte der impulsive Eigenwille der früheren, der Handwerker und Bürger gleichsetzte, der jede Form als prägnanten Ausdruck eines sittlichen Grundsatzes ansah; in dieser späteren Zeit, die in ihren Wirkungen bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts hineinreichte, wurde die Form zu einer Maske, um die innere wirtschaftliche Schwäche zu verdecken. Sie war nicht mehr der Ausdruck lebenspendender Kräfte, sondern die Losung einer gemeinsamen Abwehr der Konkurrenz, und entwickelte daraus eine Gleichheit der Gesinnung, die sich am wahrnehmbarsten in den Handwerksgebräuchen äußerte. So entstand ein Kodex handwerklicher Umgangsformen, der jedem einzelnen je nach Stand und Gewerk vorschrieb, wie er den Meister und die Gesellen anzureden, wie er zu grüßen, sich zu kleiden und zu bewegen hätte, wenn er aus der Werkstatt in die Öffentlichkeit hinaustrat.

**Die Zunft.** Der einzelne Handwerker trug den Stolz über sein Gewerk ebenso zur Schau, wie ihn die Immung durch einen festen Komment auf die Besonderheiten seines Faches hinwies. Daß die Aufnahme in das Gewerk und die Lossprechung zum Gesellen nicht leicht und dann auch möglichst feierlich gemacht wurde, haben wir bereits gesehen. In Wittenberge überreicht man z. B. dem ausgelernten Müller einen Stab mit Knochenkopf. Der junge Geselle sollte aber auch auf der Wanderschaft die Ehre des Handwerks hochhalten. Darum war ihm ein fester Bestand konventioneller Formen mit auf den Weg gegeben, die er überall anzuwenden hatte, und die ihm die Türen der Berufsgenossen öffneten. „Ein Sträußchen am Hute, den Stab in der Hand" und ein Ränzel (Berliner, Felleisen usw.) auf dem Rücken, zog er heiteren Sinnes mit den Genossen auf der Landstraße dahin. Kam er zum Torschreiber einer Stadt, und hatte er sich hier ausgewiesen, dann ging er zur Gewerksherberge und bat den „Herrn Vater" (den Herbergswirt) und „Frau Mutter" mit einer geziemenden Ansprache um Quartier.

Aus der Gewerkslade erhielt er dies und Verpflegung und, falls er im Orte keine Arbeit gefunden hatte, auch ein kleines Zehrgeld für die Weiterreise. Die feierliche Anrede „Mit Gunst" kehrte reichlich wieder in den Anreden bei den Meistern und in der Morgensprache. Es gehörte eine große Übung dazu, die Formen genau zu wissen, deren ungenaue Anwendung leicht zu einem peinlichen Verhör führte. Noch in den Sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts war diese Gepflogenheit in den märkischen Städten am Leben.[1])

Ein Ausdruck dieses Handwerkerstolzes ist die Gepflogenheit, die Verkaufsstelle durch mancherlei Wahrzeichen kenntlich zu machen. Wenn die Sitte in ihren Anfängen auch für ein des Lesens nur ungenügend kundiges Publikum berechnet war, so hat sie doch eine reizvolle Ausbildung erfahren, der man den Stolz des Handwerkers noch heute ansieht. Daß der Schlosser einen kunstvollen Schlüssel, der Wagenbauer einen kleinen Wagen zur Anschauung bringt, liegt nahe wie der Brauch, die Gewerksherbergen und Stuben durch ähnliche Wahrzeichen kenntlich zu machen. Schwerer ist schon die goldene Kugel der Kolonialwarenhändler zu deuten, die vor fünf Jahrzehnten in Berlin und in der Mark noch gang und gäbe war. Der Stuhl mit der übergehängten weißen Schürze als Zeichen der feilgebotenen frischen Wurst, das Becken der Barbiere, das in den Perleberger Ratsprotokollen bereits 1598 als Wahrzeichen eines obrigkeitlich gestatteten Betriebes erwähnt wird, sind leichter zu erklären, während ein Strauß oder ein Stern für den Ausschank von Bier oder Wein aus Süddeutschland übertragen sind. In der Perleberger Bürgersatzung wird auch verlangt, daß jeder Brauer, „so Bier feil hat und mit dem Becher ausmessen oder sonsten verkaufen will, soll ein klein weiß Brotlein aushangen, damit man weiß, ob Bier für den gemeinen Mann vorhanden oder nicht".[2]) Ein Lübbenauer hat dies durch eine Schrifttafel mit dem Stadtwappen kenntlich gemacht (Abb. 109).



Abb. 109. Bierzeichen.

Es ist ein äußerlich behagliches Empfinden, das in den Gebräuchen des Handwerks zum Ausdruck kommt, soweit es als Innung organisiert war. Das Schlimme dieser Entwicklung lag darin, daß man die Formen selbst von anderen Einrichtungen holte und sie ohne Rücksicht auf ihren Zweck ausnutzte. Was einstmals eine Prüfung des Charakters war, wurde zur Schikane mit der Nebenabsicht, möglichst viel Gebühren für den Trunk aus dem einzelnen Anwärter herauszupressen. Es wurde von dem Großen Kurfürsten schon 1674 gerügt, daß einzelne Gewerke, wie die der Tischler und Töpfer, die Manieren eines christlichen Taufaktes nachahmten, wenn sie einen Lehrling zum Gesellen sprachen. Und wenige Jahre später wurden, wie es im Reiche bereits seit zwei Jahrhunderten wiederholt bekämpft wurde, auch in Brandenburg die „altväterischen" und abergläubischen Zeremonien bei der Gewerkslade verboten. Geholfen hat es wahr-

[1]) Einen genauen Bericht über diese Handwerksbräuche bei der Innung der Leinenweber in Treuenbrietzen hat G. Steinhardt in dem Monatsblatt der Brandenburgia XIV, 1906, S. 174 ff. veröffentlicht. Einen ähnlichen R. Scharnweber über die Gebräuche der Luckauer Maurer-Innung an demselben Ort 1909, S. 96.

[2]) Vogel, Perleberger Geschichten V, S. 61 (nicht im Buchhandel).

scheinlich nicht viel, denn in der Auflösung des alten Handwerks strömten immer wieder Elemente hinein, die an diesen Formen einen besonderen Gefallen hatten. Neben den eigentlichen offiziellen Immungsgebräuchen, die gewissermaßen jede individuelle Regung zu unterdrücken suchten, waren es die großen Gewerksfeste, bei denen die Lebensfreude fast oppositionelle Wege fand. Der „blaue Montag", dieser sprachlich noch nicht erklärte Bummeltag der Gesellen, hat im 18. und 19. Jahrhundert manche entrüstete Äußerung hervorgerufen, ohne an den Verhältnissen etwas zu ändern. Das Drechsler-Privilegium von 1734 verbietet ihn, die Stadtverwaltungen bekämpfen ihn, und doch war er immer wieder da, weil er eben keine gesetzliche Einrichtung war und die Gesellenschaft stetig reizte, dem starren Herkommen ein Schnippchen zu schlagen. Der blaue Montag, der stellenweise auch als Tag der Morgensprache diente, war nur möglich in einer Zeit, in der sich der größte Teil des Lebenslaufes in einem engen Kreise bewegte, in der jeder irgendeinem festgeschlossenen Kreise angehörte, und einer den anderen kannte. Er verlor sich, sowie die Zunftordnung von neuen wirtschaftlichen Bewegungen hinweggeschwemmt wurde.

**Gewerksfeste.** Mit größerer Zähigkeit aber erhielten sich die Gewerksfeste, die nicht nur die Meister, sondern auch die Gesellen vereinigten. Ehemals besaß jedes Gewerk sein besonderes Fest, das in den meisten Fällen ursprünglich einen kirchlichen Hintergrund hatte. Einige von diesen Festen haben aber doch auch größere Beteiligung gefunden und sind für ganze Städte charakteristisch geworden. Freilich unterlagen auch sie der inneren Zwiespältigkeit, die zwischen dem ehemals würdevollen Berufsfest und dem „Aufkläricht" einer realdenkenden Zeit bestand: der Kern entschwand, die Schale blieb und das Ganze endete häufig mit einer Verulkung. So ist das Mottenfest der Tuchmacher (das sich die Raschmacher in Lichtenberg bei Berlin zu einem Fliegenfest zurechtgemacht hatten), im 19. Jahrhundert fast überall zu einem wüsten Trinkfest geworden, das sich im Schatten der Gewerksabzeichen entfaltete. Größere Bedeutung erwarb sich in Calau der Schusterzug, den die dortigen Gesellen am ersten Augustsonntag veranstalten. Er knüpft an ein geschichtliches Ereignis an und sollte an Hans von Sagan erinnern, der mit den Schuhmachergesellen einen Ausfall aus dem belagerten Königsberg i. Pr. machte und dabei ein Bein verlor. Unter Vorantritt eines Gesellen mit gezogenem Degen, zog der kostümierte Haufen durch die Stadt zu einer Herberge, um dort ein Tanzfest zu feiern. In dem Zuge befanden sich der „Alte", dessen ansehnliche Prisen bei den Zuschauern stets Heiterkeit erweckten, und Hans von Sagan selbst, mit Dreimaster, Zopf, blauem Frack mit blanken Knöpfen, roter Weste und weißer Hose, sowie einem Stulpenstiefel mit Sporn und Säbel. Das andere Bein war, um den Verlust anzudeuten, weiß umwunden.

Mit besonderer Befriedigung erinnerte man sich bei den Festen gern geschehener oder vermeintlicher Heldentaten der Gewerksgenossen. Auch die Schlächter rühmten sich einer besonderen Heldentat im Kriege des Großen Kurfürsten gegen die Schweden, indem das Königsberger Gewerk ein ganzes Reitergeschwader wollte niedergemacht haben. Die Geschichte weiß nichts davon, tatsächlich aber haben besonders die Berliner Schlächtermeister das Vorrecht besessen und bis in die neueste Zeit hinein behauptet, bei den feierlichen Einzügen der Landesherren an der Spitze und rittermäßig zu Pferde zu erscheinen.

Da der Kurfürst die Königsberger Gewerksgenossen, die, wie in ähnlicher Weise die Schuster, zu dem Recht des Sporentragens wollen gekommen sein — angeblich mit den Waffen und Standarten der besiegten Schweden beschenkt hat, so erschienen sie 1701 bei der Krönung des ersten Preußenkönigs in Brustharnischen mit Pauken und Standarten, und auch die Berliner haben bis in die letzten Jahre hinein nicht auf diese Ausrüstung verzichtet.

Die Schiffer von Friedrichsthal und Malz bei Oranienburg, von Cappe bei Zehdenick und von anderen Orten hatten die Sitte, an einem Sonnabend der Fastenzeit vor dem Kruge zwei hohe, mit Laub umwundene Mastbäume aufzurichten. Nach Beendigung des Gottesdienstes ziehen sie am folgenden Sonntag mit Musik im Dorfe herum, wobei junge Schiffer, die in diesem Frühjahr die erste Fahrt mitmachen, einen besonders für den Zweck angefertigten Kahn tragen, während andere mit Fahnen voraufgehen. So bewegen sie sich vor den Höfen der angesehenen Bewohner, bringen dort ein Hoch aus und nehmen ein kleines Geschenk in Empfang, das in den Kahn gelegt wird. Nach beendetem Umgang werden die Fahnen an den Masten aufgehangen und der Kahn hoch oben zwischen ihnen befestigt. Ein Tanz beschließt den Tag, an dem sich abwechselnd die Verheirateten und die Ledigen beteiligen. Am Montag wird das Geld und die gesammelten Eier, Würste usw. gemeinschaftlich verzehrt.

**Bauopfer.** Man war sich kaum des großen Gegensatzes bewußt, der zwischen der nach Art großer Herren gerichteten Maskerade und der inneren Leere des Zunftlebens bestand; man war es um so weniger, als ja diese Verschiebung der Rollen auch bei anderen Ständen Platz gegriffen hatte. Ja, man trug vielfach in Worten und Handlungen eine Frömmigkeit zur Schau, die zweifellos einen ernsten Hintergrund hatte und vielleicht auf sehr alte Anschauungen über die Bedrängnisse im Leben zurückgingen. Daß bei größeren Arbeiten der Segen des Höchsten angerufen wurde, ist aus einzelnen Zeugnissen belegt. Am altertümlichsten ist dabei der Brauch bei den Maurern und Zimmerern. Man wird hier zu unterscheiden haben (wie es ja auch bei den Erntegebräuchen der Fall ist) zwischen dem eigentlichen Bauopfer und dem Festakt über die gelungene Ausführung. Bei dem ersteren handelt es sich um das Opfer eines Lebewesens, um die Bewohner vor Schaden zu bewahren. Es mag dahingestellt sein, ob das Opfer ehemals ein Mensch war — persönlich möchte ich das bezweifeln —, jedenfalls aber steckt hinter der Sitte, ein Ei oder noch barbarischer einen Hund, ein Huhn, eine Katze oder ein anderes Tier lebend einzumauern, sicher ein sehr ernster Gedanke. In Guben fand man beim Abbruch eines Gebäudes die vertrockneten Körper von vier Hühnern, einem Wiesel, einer Ratte und dicht daneben zwei Eier. An anderen Stellen, vielfach im alten Berlin, hat man als Abschwächung des barbarischen Brauches Gefäße eingemauert, die vermutlich eine Flüssigkeit (Wein?) enthielten. Leider sind von den Segenswünschen, die mit dem Akt wohl einhergingen, keine bekannt geworden, obwohl der Brauch noch im 18. Jahrhundert ausgeübt wurde. Vielleicht deuten die drei Hammerschläge, mit denen der Bauherr und alle, die ein Interesse an dem Bau haben, den Grundstein weihen, die letzte Abwandlung der alten Sitte an.

**Richtfest.** Noch mehr treten die Beziehungen zu dem Erntebrauch bei der Richtfeier hervor, die kurz vor der Vollendung die beteiligten Handwerker vereinigt. Wie

beim Erntefest der Altknecht oder die Großmagd die Erntekrone der Herrschaft mit einer poetischen Ansprache überreicht, so ist's beim Neubau der Polier, der die gereimte Ansprache hält. Da aber heute der eigentliche Bauherr nur noch in loser Verbindung mit dem Bau steht, so ist die Feier vielfach zu einem Trinkfest geworden, dessen Kosten der Bauunternehmer trägt. Noch aber wird die Richtkrone auf dem Dachstuhl aufgerichtet, noch findet in kleineren Orten eine größere Feier mit den alten Segenssprüchen statt. Bei der Richtfeier der Kaiser-Friedrich-Gedächtniskirche in Berlin 1894 erwachte sie sogar zu einem würdevollen Festakt[1]), bei dem selbst der Pokal, aus dem der Polier die einzelnen Wünsche für den Landesherrn, die Behörden und die beteiligten Berufsleute mit festen Zügen begleitete, von der Höhe herabgeschleudert wurde. Auch bei diesem Bau deutete man als ein kommendes Unglück, daß der Glaspokal trotz des großen Absturzes nicht zerschellte, wie es der Volksgebrauch verlangt. Wenn es auch keinem Zweifel unterliegt, daß das Richtfest ursprünglich ebenfalls ein Opfer bedeutete, so ist mit der Zeit doch ein feiner Unterschied zwischen Bauopfer und Richtfest entstanden. Während das erstere eine Abwehr von Schadenwirkungen ist, schließt das Richtfest einen Segenswunsch für die Bewohner ein. Es ist darum nicht an das Ende der Bauarbeiten gesetzt, sondern kurz vorher, weil dann noch die Werkleute eine Zeitlang am Bau tätig sind. Die Bewohner können dann später diese Wirkungen noch in ihrer Weise verstärken, sei es, daß sie zuerst ein Lebewesen in das Haus jagen, sei es, daß sie Salz und Brot auf den Ofen legen, sei es auch durch Inschriften und Symbole.

## Der Hausfleiß.

Es gab eine Zeit auch in der Provinz Brandenburg, in der viele Arbeiten, die heute der Berufshandwerker übernimmt, im Hause verrichtet wurden. Auf dem Lande, auf dem die Eifersucht der städtischen Gewerbe früher eigentlich nur Leinweber, Schneider, Zimmerleute, Schmiede und Rademacher duldete, ohne sie damit aber auch zugleich als gleichberechtigt anzuerkennen, war es oft genug eine zwingende Notwendigkeit, in vielen Künsten Meister zu sein. Indessen ist dies nur ein theoretischer Rückschluß aus der Natur der ländlichen Arbeit heraus und mit Berücksichtigung anderer deutscher Gebiete. Mit bestimmteren Formen und noch in unsere Zeit hineinreichend, hat dieser Hausfleiß sich nur so weit erhalten oder wenigstens Zeugnisse seiner früheren Existenz gegeben, wie er von der Frau übernommen wurde. Dabei kamen hauptsächlich Spinnen und Weben von Wolle und Flachs in Betracht. Das Spinnen der Wolle ist freilich jetzt wohl überall verschwunden, aber vor zwei Jahrzehnten konnte man einzelne Frauen noch bei der Arbeit sehen. Ein großer Teil der Warfröcke unserer Bauerntracht, die aus einem leinenen Aufzuge mit wollenem Einschlage bestanden, ist im Hause hergestellt worden.

**Die Spinnstube.** Am meisten ist natürlich das Spinnen betrieben worden, nicht nur von den Frauen. Denn Leinwand, die von Kindern unter 7 Jahren gesponnen war, gab Hemden, die fest gegen Kugel und Stich waren. Auch die winterliche Muße-

[1]) Beschrieben mit Einschluß der gesprochenen Verse von E. Friedel in dem Monatsblatt der Brandenburgia IV, 1896, S. 241 ff.

zeit begünstigte das Spinnen und mit ihm die Spinnstube, deren Spuren in der ganzen Provinz zu verfolgen sind, ja die stellenweise noch blüht. In der Spinnstube, der Spinte oder vereinzelt in der Lausitz auch die „Lange Hinte" genannt, vereinigten sich ursprünglich wohl nur die Mägde, um die Flachsvorräte zu verarbeiten. Die Stube lief zeitlich parallel der Dreschtätigkeit der Männer und dauerte vom Spätherbst, in der Regel von Martini (11. November) bis Lichtmeß (2. Februar) oder ungefähr bis Fastnacht. In der Niederlausitz begannen sie vielfach am Montag vor dem Totenfest, um sich sogar bis Freitag vor Palmarum auszudehnen. Auch im Teltower Kreise währten sie bis Mitte März. Während der zwölf heiligen Nächte ruhten die Spinnräder (s. S. 239). Die Spinnstube ist für die Vergangenheit neben dem Kirchgang die einzige Gelegenheit gewesen, um in geselliger Weise einander nahezutreten. Die Freundinnen, hauptsächlich bildeten die gleichen Altersstufen solche Kreise, kamen mit ihrem geschmückten Spinnrad in einem Hause zusammen, um hier bei Kerzen- oder Kienspahnlicht zu spinnen. Am nächsten Abend fand sich dann die Gesellschaft bei einem anderen Spinnstubenmitgliede ein. Es scheint, als ob die Spinnstuben anfangs nur die Familienglieder umschlossen, denn die Mitwirkung der Hausmutter, die sich anscheinend langsam aus der Arbeitsstube im 19. Jahrhundert zurückzieht, spricht ebenso dafür wie das Einbeziehen der Hausmägde. Während der Abendzeit, von etwa $^1/_2$7 bis 11 Uhr, wurde nichts genossen, nur die lustigen Spinnräder surrten zu den bald ernsten, bald heiteren Gesängen der Runde. Und fleißig wurde gearbeitet, denn Spott traf die, welche ihr Teil am Schlusse der Stube im Februar noch nicht erledigt hatte.

Im Laufe der Zeit stellten sich zu den Spinnstuben auch die Burschen ein, wodurch der Charakter zwar ein wenig verändert wurde, die Einrichtung, die sich in mehreren Jahrhunderten im Brauch des Volkes festgesetzt hatte, aber blieb, was sie war. Die Burschen fanden in dem Neckton, der schon vorher in der Spinte herrschend war, offenbar eine Anknüpfung, um den breiten bäuerlichen Humor voll gewähren zu lassen. Auf der anderen Seite aber lastete eine elegische Stimmung auf der Spinnstube, die durch die vielen rührseligen, oft auch sinnvollen Volkslieder hervorgerufen wurde. Aber gerade in dieser Spannung zwischen hellauflodernden, lautem Übermut und der klagenden Schwermut hat die Spinnstube so außerordentlich für Dichtung und Kultur gewirkt. Daran wird nichts geändert, daß der rationelle verflachende Geist einer späteren Zeit auch vor der Spinnstube nicht haltmachte und Ausschreitungen ermöglichte, die vordem aus der inneren Gesundheit der Einrichtung heraus nicht möglich waren. Ganz verfehlt war es, mit Polizeiverboten die Spinnstube aufzuheben, was leider auch in Brandenburg bisweilen der Fall war, noch verfehlter aber ist es, durch eine von außen kommende Agitation die Spinnstube zu stützen, wo sie der Ungunst der Verhältnisse zu erliegen droht. Die Spinnstube ist abhängig von dem Bau und der Bearbeitung des Flachses; wird dieser nicht mehr angebaut, verschwindet auch die Spinte, wie auf der anderen Seite die ganze fröhliche und ernste Stimmung der Spinnstubengebräuche schon bei der Flachsernte beginnt.

Denn eine mühselige Arbeit ist's, die einzelnen Pflanzen mit der Wurzel aus dem Boden zu ziehen und von dem Unkraut zu reinigen; aber sie wurde begleitet und erleichtert durch eine muntere Geselligkeit. Hernach werden die Samenkapseln entfernt,

die Pflanzen in kleinere Bündel gebunden und in die Röte gebracht, d. h. sie werden 14 Nächte[1]) in das Wasser gelegt, um den Bast lösen zu können. Hernach kommt der Flachs auf die Felder und schließlich zum völligen Trocknen in die Backöfen. Jetzt ist er reif für die „Bracke" (Abb. 110), im Havellande als Heede- oder Herbsthund bezeichnet, ein Instrument, um den Stengel in kleinere Teile zu zerbrechen und sie vom Bast zu befreien, was durch das Schwingeln am „Schwingelbock" oder der „Schwinge" (Abb. 111) vollendet wird. Schließlich setzt noch das Hecheln ein, um die feineren Flachsfasern von den gröberen, der Heede oder dem Werg, zu sondern (Abb. 112). Nun erst beginnt die Arbeit der Spinnstube mit ihrer Romantik.

Vater und Mutter, und wenn die Großeltern noch lebten, auch diese, nahmen an dem Abende nur schweigend oder wenig unterhaltend teil. Die älteren Männer strickten

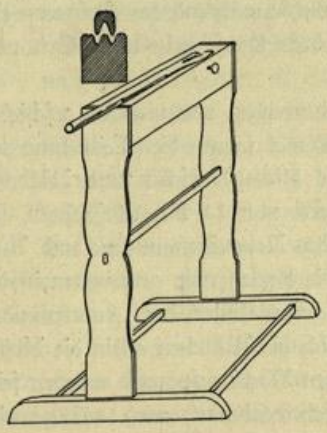


Abb. 110. Brakstuhl.

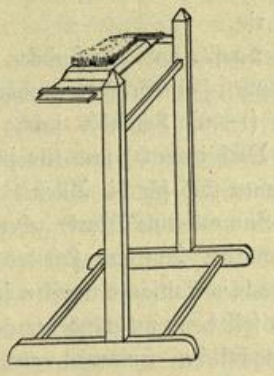


Abb. 111. Schwingel.

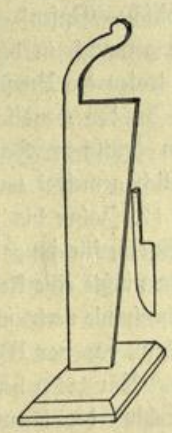


Abb. 112. Hechel.

wohl auch, während die anderen gleichfalls am Spinnrad arbeiteten, denn es war eine erhebliche Menge — bis elf oder zwölf Strähnen —, die von jeder Spinnerin in der Woche gesponnen werden mußte, um die Flachsernte zu bewältigen. Bald nach 8 Uhr setzten sich die Töchter des Hauses mit den Mägden zum Spinnen nieder, zu denen sich einige Freundinnen gesellten, bis die Freundesschar versammelt war. Die Burschen stellten sich in der Regel erst später ein, wenn die Mädchen schon einen Teil ihrer Arbeit hinter sich hatten. Gegessen wurde nicht, nur wenn ein junges Mädchen nach der Schulentlassung zum ersten Male in der Spinnstube erscheint, muß es Abendbrot und Tanz geben (Fläming), was aber wohl erst sehr spät aufgekommen sein dürfte. Solange die jungen Mädchen unter sich waren, bestand die Unterhaltung in dem eifrigen Durchhecheln der Dorfereignisse, wobei es natürlich nicht an übermütiger Kritik der Personen fehlte. Zwischendurch sang man auch eines jener schönen Volkslieder, die an anderer Stelle dieses Bandes aufgezeichnet sind. Beim trüben Schein des Ölkrüsels griffen bald auch

[1]) Merkwürdig diese Angabe, bei der die Zeit nicht nach Tagen, sondern nach Nächten begrenzt wird.

die Burschen ein, die mancherlei gruselige Geschichten erzählten, bis die Phantasie ihrer Schönen derart erhitzt war, daß sie sich gern die Begleitung der ersteren gefallen ließen.

Jede Spinnstube hatte ihre Regeln. Wenn eine „dicke Scheebe", eine Verdickung des Fadens enstand, mußte sie unter dem Spott der anderen wieder auseinander gezupft werden; man würde das Stück der Sünderin um den Finger wickeln und anzünden, wurde gedroht (Utzdorf). Riß aber gar einmal ein Faden ab, dann wurde das Ende auf die Spule gehängt, und es hieß dann, „der Bräutigam der Spinnerin ist aufgehängt". Wehe aber, wenn das ein Bursche bemerkte, denn dann nahm er das Spinnrad fort, das das Mädchen gegen einen Kuß auslösen mußte (Utzdorf).[1]) Wie man bei der Ernte gern noch ein letztes Büschel stehen läßt, so durfte man auch beim Spinnen nicht den letzten Rest verarbeiten, der unabgesponnen bleiben mußte, sonst würde der Spinnerin beim Nachhausegehen ein Spuk begegnen. Wir haben also auch beim Spinnen ein symbolisches Opfer! — An anderer Stelle (Fläming) wurde während des Spinnens eine Pause gemacht, in der die jungen Mädchen sich vor dem Hause erholten. Erst nach dieser traten die Burschen ein.

In der wendischen Lausitz sind die Spinten oft strenger voneinander geschieden als in deutschen Gegenden. In Groß-Krausnigk,[2]) wo sogar die Teilnehmerzahl polizeilich gemeldet wurde (1899), bestanden solche für ältere Burschen und Mädchen (vom 17. Jahre bis zur Verheiratung) und für jüngere von 14 bis 17 Jahren, für Schulkinder, für junge Frauen und für die Alten. Jeder Neuaufgenommene und Austretende mußte eine kleine Summe, eine Mark, geben, die dann später gemeinsam in der Mädchenspinte vertrunken wurde. Auf dem Fest der „Langen Hinte", des „Fuderabends" (Fröhden), das vor Weihnachten stattfand, mußten freilich die Mädchen allein die Kosten tragen. Um 1820 herum soll dann während der ganzen Nacht gesponnen worden sein. Am Schluß der vorweihnachtlichen Spinnzeit, am „Scheideabend", wird auf gemeinsame Kosten eine Feier von Burschen und Mädchen veranstaltet. Vier Wochen vor Fastnacht findet „Zemper" statt. Dazu müssen die Mädchen die Musik bezahlen, den Kuchen backen und Braten und Getränke liefern, die im Spinnhause verzehrt werden. Ein Tanz im Wirtshause schließt sich an. „Am Fastnachtsmontag gehen wieder die Burschen durch das Dorf „zempern". Einige Burschen sind verkleidet, einer hat eine Heugabel zum Empfang der Gaben (Schinken, Speck, Wurst, Pfannkuchen), ein anderer hat einen Kober für die Eier, ein Dritter nimmt die Gelder in Empfang. Den Gebern wird aus einer Flasche zugetrunken und diese herumgereicht. Mit den Mädchen des Hauses und auch der Hausfrau wird mehrere Male in der Stube herumgetanzt. Besonders wird Abends im Wirtshause mit den Frauen getanzt, die reichlich gegeben haben. Der letzte Spinnabend vor Ostern heißt wieder Scheideabend und wird meist mit einer Abschiedsfeier beschlossen." In Seelow und Züllichau wurde bei der Schlußfeier, die dort Colacker-Abend[3]) hieß, ein selbstgebackener Kuchen verzehrt, der vermutlich den Namen für die Feier hergegeben hat.

[1]) Eine eingehende Schilderung der Spinnstube in Ützdorf hat Max Bartels in der Zeitschrift für Volkskunde (XII. 1902 S. 73) gegeben.

[2]) Otto in Zeitschrift des Vereins für Volkskunde IX, 1899, S. 441.

[3]) Kolerz = Ring, Rundung, Reifen. S. Handtmann in Bär VI, S. 200.

Ist das Spinnstubenleben hier stark veräußerlicht, — Feiern, Essen, Trinken und Tanzen ist fast zur Hauptsache geworden, — so hat das eigenartig wendische Volkstum die Abende selbst recht poetisch gestaltet; denn die schwermütigen Melodien halten die in deutschen Gegenden zum Durchbruch kommende fröhliche Stimmung oft den ganzen Abend zurück. Es wird selbst von Chorälen berichtet,[1]) die die Mädchen anstimmten, wenn sich die Burschen gegen 10 Uhr zurückgezogen hatten. Andererseits aber werden hier auch Vermummungen und andere harmlose Scherze angebracht, oder auch Rätsel, die mehr oder minder auf das Erraten des künftigen Bräutigams gerichtet sind.[2]) Eine Spinnstubenleiterin — die Kantorka — sorgte für den glatten Verlauf. Darin aber standen deutsche und wendische Spinten sich gleich, daß sie bis vor einigen Jahren wenigstens in der Mehrzahl auf gute Sitte achteten. Nicht nur gefallene Mädchen wurden unweigerlich ausgeschlossen, sondern auch die Verführer. Es ist das um so mehr anzuerkennen, als aus den beiderseitigen Spinnstubenfreundschaften in der Regel Bünde fürs Leben sich entwickelten. Daß jeder Bursche „sein" Mädchen besucht, nur dieses nach Hause begleitet, ist ebenso selbstverständlich wie die Sicherheit, mit der jedes Mädchen auf seinen Schatz wartet. Die Spinnstuben besuchten sich auch gegenseitig. Die Stiftung der bunten „Wockenbinde", einer stulpenartigen Einschnürung der sonst lose hängenden Wocken, seitens des jungen Mannes bedeutete ja an und für sich schon eine Verpflichtung — im deutschen wie im wendischen Gebiete.

Die Gespinste wurden hauptsächlich von älteren Männern zu feineren oder gröberen Stoffen verwebt. Fast in jedem Hause befand sich früher ein Webstuhl, der nicht nur die häuslichen Bedürfnisse deckte, sondern der auch Erzeugnisse für den Verkauf lieferte. Freilich ist dadurch auch oft eine örtliche Leinwandindustrie entstanden, die besonders durch Friedrich den Großen unterstützt wurde. Sie ist in der Lausitz die Grundlage der heutigen Webeindustrie geworden, die in der Folge allerdings dem Lande den Rücken gekehrt hat.

**Andere Hauskunst.** Die Hauskunst ist in einer eigentümlichen Zwickmühle. Entweder ging oder geht sie unter, weil sie gegen den Wettbewerb der Industrie nicht aufkommen kann, oder sie wird selbst zur Industrie und verschüttet ihren hauskünstlerischen Beginn. Nur wenige Gebrauchsgegenstände wie Besen, Holzpantinen und Mangelbretter (Abb. 113) werden noch vereinzelt im Hause gemacht; Harken, Dreschflegel, Körbe aus Weidenruten oder aus Kiefernwurzeln und anderes werden durch den Handel bezogen; allenfalls werden noch Netze gestrickt, Reusen geflochten oder Wollarbeiten in geringer Menge angefertigt. Solange die Schafzucht noch bestand, gehörte der strickende Schäfer zur Landschaftsstaffage; heute gehört auch er der Vergangenheit an. Eine Hausindustrie, die sich noch nicht vom Ackerbau abgewandt hat, ist in dem uckermärkischen Friedenswalde vorhanden, wo viele Einwohner einen Teil des Lebensunterhaltes aus dem Schnitzen von Kalithen oder Tabeln, das sind geschnitzte Schuhe aus Holz, gewinnen. Es ist diese Industrie das Aufflackern einer alten Haustechnik, die

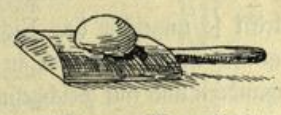


Abb. 113. Mangelbrett.

[1]) Müschner in Bär XV, 1889, S. 456.

[2]) W. von Schulenburg in Niederlausitzer Mitteilungen III, 1893, S. 227.

einst in allen Häusern für den eigenen Bedarf in Übung war, die aber im 18. Jahrhundert obrigkeitlich unterdrückt wurde, weil sie dem Schuhmachergewerk zu starken Wettbewerb machte.[1])

## Der Verkehr.

Brandenburg ist ein Land, in dem sich der große Handels- und Durchgangsverkehr in ganz bestimmten und festen Linien bewegte. Was abseits dieser Verkehrsadern war, ist nur wenig von ihnen beeinflußt worden. Es lag zudem in dem Wesen dieses Kleinverkehrs, daß die Elemente, die ihn trugen, mehr oder minder im Banne bestimmter Anschauungen standen und daß sie die Eigenart des Landes und der Bevölkerung nur festigten. Es waren neben, den selten weit über das engere Heimatgbiet gelangenden Bewohnern zunächst die Handwerksburschen und die Fuhrleute, die die Straßen bevölkerten. Aber diese waren, wie wir gesehen haben, in ihren Anschauungen und Formen so gebunden, daß sie neue Einflüsse auch dann nicht mit sich bringen konnten, wenn sie aus anderen Ländern stammten. Andererseits zogen die Straßen alle diese Elemente an, um sie in Sammelstellen zu leiten, die sie umgekehrt der Landessitte unterwarfen. Wohl schaute der märkische Bauer einen Augenblick verwundert auf, wenn er den für ihn fremdartigen süddeutschen Gruß „Grüß Gott" einmal vernahm, um dann sein ebenso übliches „Guten Tag" zu erwidern. Dabei ist es bemerkenswert, daß der Märker diese Form zu jeder Tageszeit anwendet, wenn er sich in der Öffentlichkeit bewegt, daß er den Morgen oder Abend nur berücksichtigt, sowie er sich im Dorfe oder Bekannten gegenüber befindet.

Der alte Weg hat seine eigene Poesie rustikaler Art. Wer sich dort trifft, findet eine gleichgestimmte Seele, die mit Humor die eigene Unvollkommenheit betrachtet. Der Fastnachtsspruch der Treuenbrietzener Tuchmacher:

Hier kommen wir Tuchmacher geschritten;
Hätten wir ein Pferd, dann kämen wir geritten,
Hätten wir einen Wagen, dann kämen wir gefahren.

trifft so ungefähr das Richtige, indem er mit fröhlicher Laune das unerreichbare Bequeme malt. Es war in der Tat das Landesübliche, zu Fuß von Ort zu Ort zu wandern und mit gleichgesinnten Genossen ein Lied zu singen. Die großen Straßen hatten wohl von Zeit zu Zeit eine baum- oder heckenumhegte Ausbuchtung, in deren Schatten sich Handwerksburschen, Fuhrleute und andere Straßenwanderer zu gemeinsamer Ruhe zusammenfanden. In der Umgebung Berlins sind die letzten dieser Ruheplätze erst vor einem Menschenalter verschwunden, vereinzelt mögen sie an den ehemals belebten Landstraßen noch heute vorhanden sein. Die Gasthäuser wurden in der Hauptsache nur von Einheimischen oder von Fremden besucht, die mit eigenem Gespann fuhren. Die Handwerksburschen richteten es in der Regel so ein, daß sie am Abend in einer Stadt Obdach fanden.

[1]) Bär VII, 1881, S. 27; XV, 1889, S. 227.

**Gasthöfe.** Die ländlichen Gasthäuser waren im Westen der Provinz keineswegs ärmlich. Sie entfalteten sogar eine verhältnismäßige Behaglichkeit dem, der dort vorübergehend Aufenthalt suchte. Kein Wunder, denn die Wirte hatten zum Teil eine erhebliche Ackerwirtschaft und betrieben das Gastwirtsgewerbe nur nebenher. Besonders häufig hatten die Müller den Gasthof inne, weil dieser oft auch einen Verkaufsladen einschloß (Abb. 114). Auch waren sie für Nachtquartier eingerichtet, das freilich für die auf weiter Fahrt befindlichen Fuhrleute wenig Bequemlichkeit bot. Ein großer, länglicher, mit Stroh halbgefüllter Kasten, der in dem Hausflur oder dem Schankzimmer stand, diente als Bettlager. Für das Zudecken brachte im Winter der Fuhrmann seinen schweren Pelz mit. Wer das Bedürfnis nach einer größeren Waschung hatte, ging hinaus zum Brunnen. Während aber die Gastzimmer im Westen sauber und in ihren einfachen Möbeln von fester Gediegenheit waren, sind sie im Osten nicht immer von großer Wohnlichkeit gewesen. Das lag an den wirtschaftlichen Verhältnissen, die in den Dörfern recht viel Kleinbauern mit wenig Besitz festhielten. Für diese war die Wirtsstube oft Versammlungs-, Kauf- und Verkaufslokal; hier herrschte immer Leben, lautes Leben, das selten Achtung vor der Abendstunde kannte. Der Frachtfuhrmann, der vor der Anlage der Eisenbahnen die märkischen Straßen belebte, war oft gezwungen, in diesen Wirtshäusern zu übernachten. Mit einem schwarzen, breitkrämpigen Hut bedeckt, ein Tuch lose um den Hals geschlungen, gekleidet in ein hellblaues Staubhemde, in kurze, schwarzlederne oder Manschesterhosen und graue Mamaschen und mit Nägeln beschlagene Schnürstiefel,[1]) so schritt er gravitätisch neben seinem Wagen einher. Er hatte seinen Berufsstolz ebenso wie der Handwerker, wenn er auch nicht einer Innung angehörte.

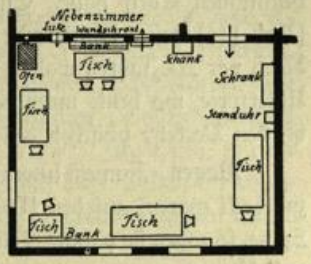



Abb. 114. Altes Gastzimmer in Suckow (Westprignitz).



Abb. 115. Gasthof zu Demerthin.

Äußerlich waren die ländlichen Gasthöfe recht stattlich. In der wohlhabenden Prignitz standen sie selbst den städtischen nicht nach (Abb. 115). An den großen Verkehrswegen waren sie fast durchgehends mit einer mächtigen Vorlaube versehen, unter der nicht



Abb. 116. Gong bei Ütz (Havelland).

[1]) So schildert ihn Prof. Holtze in seinen: Bildern aus Berlin vor zwei Menschenaltern. Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins XXXV, 1898, S. 85.

selten ein bis zwei beladene Planwagen Platz fanden (Abb. 60). Wo der Weg einen Fluß kreuzte, war ein Ferge für die Überfahrt bereit, der eine Pacht zahlte und einen bestimmten Tarif hatte. Ein recht urwüchsiger Gong war oft am Ufer aufgerichtet (Abb. 116), dessen lauttönende Schläge ihn auch zur Abendzeit zur Überfahrt bereit machte. Noch vor 20 Jahren waltete ein solcher Ferge seines Amtes selbst in Berlin, der an der Unterspree, wo heute unter der Stadtbahnbrücke Bellevue ein Fußgängersteg eingerichtet ist, den Verkehr zwischen dem Barnim und dem Teltow vermittelte.

**Wagen.** Zumeist bewegten sich hellblau gestrichene Leiterwagen, die mit einem Plane zugedeckt waren, auf den Wegen; drei oder vier Pferde, im ersteren Falle eines an der Spitze, so zogen sie dahin. Mit besonderer Liebe war das Geschirr ausgestattet. Kummet und Riemen waren mit blanken Messingbehängen und klingenden Schellen geschmückt, die lustig tönten und an finsteren Abenden und Nächten dem Entgegenkommenden eine Warnung zur Vorsicht wurden. Neben diesen Frachtwagen bewegten sich am Sonntage oder bei besonderen Gelegenheiten die „Kareten" der Bauern, die aus dem Arbeitswagen durch einen beweglichen Korb aus ungeschälten Weidenruten hergestellt wurden und in dieser Form aus dem Kreise Sternberg geschildert werden.[1]) Von den älteren Wagen, die ohne ein einziges Stück Eisen nur aus Holz hergestellt waren, sind kaum noch Reste vorhanden. Dagegen waren die breiten Wagenräder, die „Puffräder", ohne Eisenbeschlag, die besonders für den losen Sand der älteren Wege berechnet waren, und die „Teerbutten" zum Schmieren der Holzachsen anscheinend noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts üblich.[2]) Von den urwüchsigen Schlitten findet man in den Luchgegenden wohl noch hin und wieder ein Exemplar (Abb. 117). Im Verkehr auf den winterlichen Wasserflächen hat sich noch bis vor sechs Jahrzehnten der Schlittknochen als Beförderung erhalten, ein Vorläufer des Schlittschuhes. Er ist sicher schon in der Vorzeit benutzt worden und hat in der Jüterboger Gegend auch den Kindern zur winterlichen Unterhaltung gedient. Kleinere Lasten trugen die Frauen auf den Kiepen zur Stadt, die gleichfalls im Hause geflochten wurden, und in der Ucker- und Neumark „Karinen" hießen. Der Mann aber, wenn er auf eine längere Reise ging, schnallte sich seinen Kober, seine Tobelkiepe über die eine Schulter, ergriff den selbstgeschnittenen Knotenstock und vergaß nicht, falls er sein Pfeifchen mitnahm, seinen Feuerstahl mit Zunder und Steinchen einzustecken.

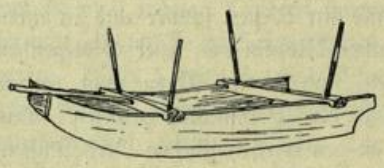


Abb. 117. Alter Schlitten aus Lobeofsund.

**Schiffe.** Der Verkehr zu Wasser hat indessen schon zur Vorzeit eigne Schiffsformen gezeitigt, die sich die Jahrtausende fast unbeweglich erhalten haben. Der Ausgang war hier wie anderwärts der Einbaum, der aus einem mächtigen Eichenstamm

---

[1]) Handtmann, Bär VI, 1880, S. 371. Schon in dem Salischen Gesetz sind diese Pferdeschellen erwähnt, deren Diebstahl mit 100 Pfg. gebüßt wurde.

[2]) Aus der Heimat. Halbmonatliche Beilage zur Pflege heimatlicher Interessen. Eberswalde 1. 5. 1909, Nr. 37. Auf der kurischen Nehrung sind sie noch im Gebrauch.

ausgehöhlt wurde. In der Mitte blieb der Kern für eine Sitzbank stehen (Abb. 118 u. 119). Für die großen Plankenschiffe, die man in den Mooren Nordeuropas gefunden hat, war in Brandenburg kein Gewässer; hier genügte der Einbaum stellenweise (Spreewald) noch bis in das 19. Jahrhundert. Durch die städtischen Schiffswerften, z. B. in Berlin, Frankfurt, Havelberg und an der Oder hat sich allerdings auch für kleinere Schiffskörper eine entwickeltere, aber kiellose Form herausgebildet, die im allgemeinen „Polten" genannt wurde und Raum für zehn bis zwölf Personen bot (Abb. 120). Im Osten, wo die Oder starke Einflüsse aus ihrem Hinterlande erkennen läßt, sind diese Polten oft etwas gedrungener und mit breiterem Ende. Die Spreewaldkähne zeigen wohl die ältesten Typen

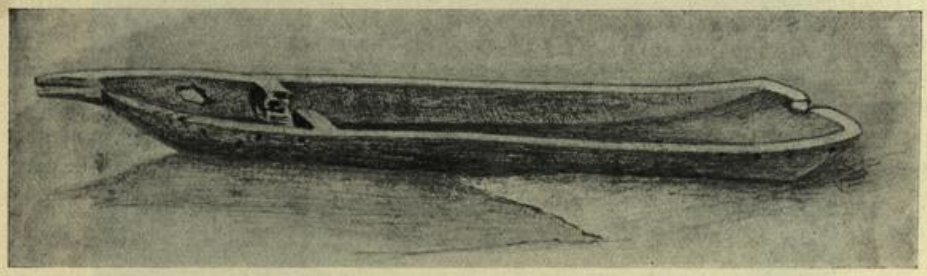


Abb. 118. Alter Einbaum aus Lehde i. Spr.
Nach einer Zeichnung von Wilibald von Schulenburg



Abb. 119. Neuerer Spreewaldkahn, sog. Seelenverkäufer.
Nach einer Zeichnung von Wilibald von Schulenburg.

dieser Art. Für den großen Lastverkehr sind die Schiffe, Zillen genannt, nach holländischem Vorbild mit breiter Bugfläche, die den kleineren Typus der ostnorddeutschen Zesekähne fast völlig verdrängt haben. Sie sind zwar für große Lasten, aber doch auch sehr wohnlich eingerichtet (Abb. 121 u. 122). Neuerdings hat der Schleppdampferverkehr auch hier eine völlige Umwälzung angebahnt, indem er in Verbindung mit der Hebung des Wasserspiegels durch Schleusen, die Schiffskörper kastenartiger, breiter, tiefgehender macht und die Enden stark abplattet. Es wird dadurch eine Form erzielt, die entfernt an die Treck-

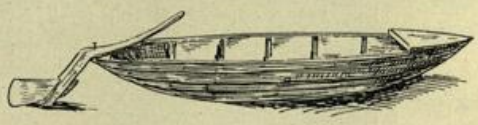


Abb. 120. Kahn auf dem Rhin.

schute des 17. Jahrhunderts erinnert, und die besonders in Havelberg erbaut wurde und bis 120 Fuß Länge und 16 Fuß Breite maß.[1])

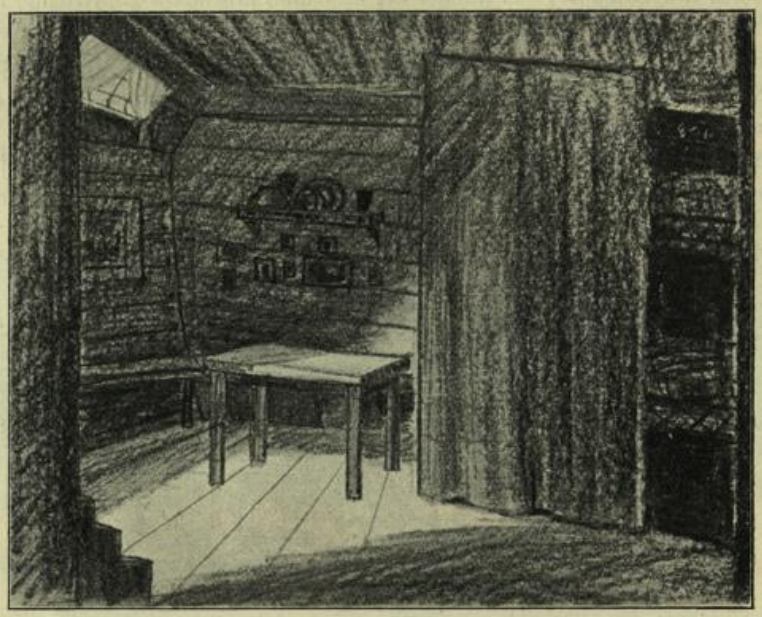


Abb. 121. Wohnraum einer Spreezille.

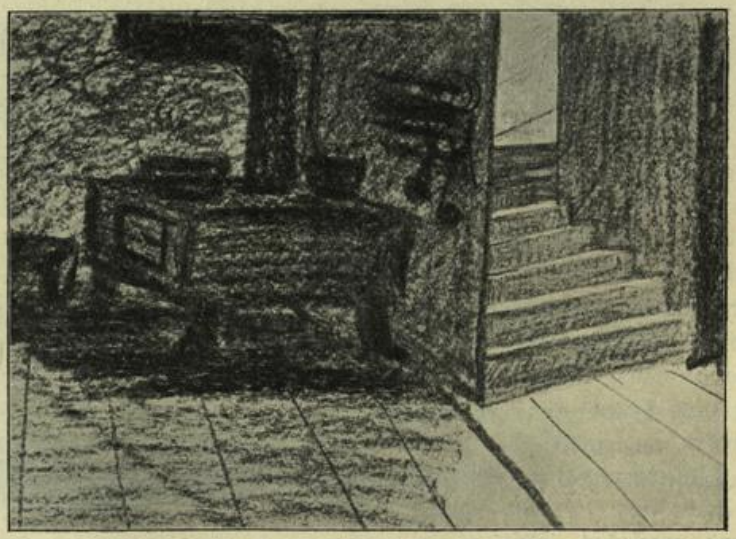


Abb. 122. Wohn- und Küchenraum einer Spreezille.

[1]) Was man unter den hier erbauten „Gelten, Wracken und Anhengen" zu verstehen habe, ist bis auf das letzte Wort dunkel.

Mit dem Verkehr wurden die Neckereien und Schnurren, die man sich von Ort zu Ort gegenseitig nachsagte, weit über einen engeren Bezirk getragen. Wie der Handwerksbursche die Wahrzeichen genau studierte, um in der Zunftstube darüber zu berichten, so heiterte er auch die Versammelten mit den Schnurren auf, die er von den einzelnen Ortschaften in der Erinnerung hatte. Das Havelland als Schmeerland (von altnordisch smior-Butter, da hier die berühmten Butteranstalten lagen), ist ebenso wie die Ortsneckerei von den Staakenern:

In Stoaken
Da eten de Buern det Fleesch von de Knoaken.

darum über die Provinz hinaus bekannt geworden, weil hier die große Verkehrsstraße Berlin—Hamburg hindurchging. Die „Mutter Gottes von Treuenbrietzen" hat aus demselben Grunde die Zeit des Katholizismus überlebt. Man könnte ein eigenes Buch schreiben über die Scherze, die auf diesem Wege verbreitet wurden, die unter Umständen auch in der berühmten Dichtung- und Bildergalerie erschienen, die unter der Firma: Gustav Kühn in Neu-Ruppin" selbst zu einem scherzhaften Wandelwort geworden ist.

## Speise und Trank.

Brandenburg ist keineswegs ein Land, darinnen Milch und Honig fließt. Im Gegenteil! Was der Boden dem Bewohner bringt, muß er im Schweiße seines Angesichts erarbeiten. Darum ist das Volk aber auch dankbar für das, was es erwirbt. Keine Strafe ist hart genug, die in den Sagen den Spötter trifft, oder den Hartherzigen, der in der Not seinen Überfluß den Hungernden vorenthält. Er treibt als mitternächtliches Wesen seinen Spuk und findet keine Ruhe im Grabe. Wir hören auch nichts vom Schlemmen und Prassen; was die Sagen erzählen von untergegangenen Städten und Dörfern, deren Bewohner in Üppigkeit dahinlebten, bezieht sich mehr auf die gottlose Gesinnung und auf die Sittenlosigkeit als auf lukullische Neigungen, die vereinzelt nur in goldenem Tischgerät angedeutet werden. Es scheint auch, als ob die kärgliche Nahrung ganz gut angeschlagen sei, denn Nachrichten von einem recht hohen Alter werden häufig gegeben. In Berlin starb 1696 ein Fischer von 110 Jahren; genau 100 Jahre später werden hier unter den in 14 Tagen Verstorbenen nicht weniger als 14 erwähnt, die ein Alter von 81 bis 88 Jahren erreicht hatten.

Dagegen erforderte es der Brauch, daß bei fröhlichen Ereignissen, bei Hochzeiten, Kindtaufen, auch bei kirchlichen Festen dem Volke ein Anteil gegeben wurde. Aus dieser Anschauung heraus hat sich aus der Potsdamer Geburtstagsfeier des Königs Friedrich Wilhelms III., die auf den Tag des Sieges von Großgörschen fiel, das heute ganz militärisch gewordene „Schrippenfest" entwickelt, aus der gleichen Gesinnung haben ein

zelne oder Körperschaften Legate ausgesetzt, um an gewissen Tagen der Jugend wenigstens einen Bissen zu reichen. So erfreut das Bassewitzfest in Kyritz, das Vermächtnis der sogenannten „Brezeltante" in Lenzen, nach dem am Freitag vor Palmarum jedes Kind drei Brezeln, „Daupieren" genannt, erhält, noch immer die Kinderwelt mit dieser „Brezelsalve". Und die Jugend kennt diese Gesinnung und fordert sie. In einzelnen Ortschaften zieht sie vor das Brauthaus und singt:

Brut käm rut,
Un deele dine Sämeln ut (oder „dine Suppe").

was den Erfolg hat, daß ein Korb mit Semmeln oder gesüßtem Mehlbrei an die Kinder verteilt wird.[1])

In der Lausitz erhielt von dem am Hochzeitsmahl benutzten Brote auch das Vieh einen Anteil. Nach dem Kirchgange wird auch Brot an die Leute verteilt, um sich den Segen des Höchsten zu sichern. Solches Brot trägt man gern bei sich; es soll nicht schimmeln und dem Träger vorteilhaft sein.[2]) Wieder an das alte Opfer erinnert die hier und dort (Berlin) beobachtete Sitte, von dem bei einem Bäcker gebackenen Kuchen einen Rest im Backofen zurückzulassen, ein Opfer, das wir schon bei verschiedenen Gelegenheiten (S. 120 u. 136) kennen gelernt haben.

**Kornspeisen.** Die Grundlage der märkischen Speisetafel bildete das Korn in allen seinen für die Nahrung benötigten Umwandlungen. Von den angebauten Getreidesorten: Weizen, Gerste, Hafer, Roggen, Hirse, kommen heute allerdings nicht mehr alle in Betracht; früher dagegen haben die ersteren einen erheblichen Anteil an der Volksnahrung, der sich bei Weizen und Gerste auf einzelne Gebäcke, bei dem Hafer auf bestimmte flüssige Nahrung beschränkt. Einen bedeutenden Anteil an der Nahrung hat allerdings noch Gerste als wichtigste Grundlage der Brauerei. Das Brot, das auf dem Lande noch gebacken wird, ist Roggenbrot, vereinzelt besteht es auch aus Gerste. Der Weizen, für den wir in der Provinz nicht überall einen geeigneten Boden haben, wird für das eigentliche Brot nur selten verwandt. Als eine Erinnerung an die Urzeit der Küche hat sich in der Uckermark der sogenannte Speckkuchen erhalten, eine Art Hartbrot, das mit Speckstückchen schmackhaft gemacht wurde. Die Form des älteren Landbrotes ist kreisrund und von erheblicher Größe. Brote von 30 bis 45 cm Durchmesser sind nicht selten; sie halten sich recht lange; es ist früher üblich gewesen, die Brotvorräte für drei bis vier Wochen im voraus zu backen.

In dem Ruppiner Kreise, in der Prignitz und wohl auch in anderen Gegenden hat man beim Backen und beim Anschneiden des Brotes oder Kuchens bestimmte Gebräuche beobachtet. Um den Hitzegrad des Backofens festzustellen, schob man auf dem „Schürzel", dem Einschiebebrett, drei leere Ähren, die mit dem Schürzel oder Schützel und mit Sprüchen dreimal hin und hergeschoben wurden. Waren sie braunschwarz, dann war der Ofen gut angeheizt. Solche Sprüche hat Fr. Wienecke veröffentlicht.[3])

---

[1]) Aus Brandenburg und Wilhelmsdorf bei Brandenburg (Schmidt im Bär VI, 1881, S. 454).

[2]) von Schulenburg, Wendisches Volkstum in Sage, Brauch und Sitte, 1882.

[3]) Monatsblatt der Brandenburgia XIX, S. 407.

Beim Backen:

Dett Brot is in dänn Owen,
Unſ' Herrgott der is bowen.
All', de von ditt Brot äten,
Soll'n unſ'n Herrgott nich vergäten.
Lögow.

An anderer Stelle ſagt man:

Dat Brot is im Aben,
Unſer Herrgott is bäben.
Wenn't keen Brot will warden,
Lät't luter Stuten warden.

Unſ' Herrgott öwer den Häwen,
Hei gaff uns dätt Läwen,
Hei gaff uns dätt Brot,
Hei ſchütz uns vör Not!
Roſendorf.

Dätt Brot dett geiht,
Dätt Füer ſteiht.
Is de Herd kor,
Wätt Brot ock gor.

Beim Kuchen:

De Koken is ſöht.
De Hitt de glöht.
Jetzt ſteiht he im Owen.
Will'n unſ'n Herrgott lowen.
Lögow.

Treckt den Deg man hen und her
In de Krüz un in de Quer.
Soll de Bärm watt nütten drin,
Öwer handhoch mütt ſe ſin.
Lögow.

Beim Anſchneiden des Brotes:

Ehe man den erſten Schnitt tat, ſchlug man mit dem Meſſer drei Kreuze auf der Unterkürſte und murmelte in Lögow:

Alles, was wir haben, ſind Gottes Gaben.

oder:

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes.

oder:

Gott ſchenkt uns ditt Brot,
Hei ſchütz uns vör Not.
Roſendorf.

Das erſte Brot, das in den Ofen kommt, muß bekreuzt und der Backtrog umgeſtülpt werden, wenn das Brot gut geraten ſoll. An anderen Stellen ſchnitt man ein

Kreuz in den Teig, was bei bestimmten Bröten noch der Fall ist. Auch die Teilung des Bauernbrotes durch zwei Kreuzschnitte, die in der Lausitz bekannt ist, gehört offenbar hierher. Bäckt man Brot am Vierteljahrstage, dann vertrocknet alles, was vom Rauch getroffen wird.

Aus Hafer wurde eine beliebte Suppe gemacht, die häufig auf den Tisch kam. Eine solche Suppe ist früher — und wird vereinzelt wohl noch heute — als Morgenimbiß genommen. Der Hirse[1]) war einst als Volksnahrung sehr verbreitet, die aber zusehends vom Küchenzettel verschwindet. Nur in der Lausitz werden Hirsengerichte, namentlich eine mit Runkelrübenbrühe bereitete Milchhirse und eine Art Hirsekuchen, der bei Hochzeiten beliebt war, geschätzt. Da der Hirse ursprünglich im Garten und nicht auf dem Felde gebaut wurde, so kann es nicht überraschen, daß diese Speise gerade bei der Kartoffelernte und der Flachsbereitung, wo vorwiegend Frauen arbeiteten, bevorzugt wurde. Mit dem Haferbrei, der mehr in deutschen Gebieten beliebt war, diente Hirse auch als Morgenspeise. Als wichtigstes Nahrungsmittel sind auch die Kartoffeln, deren Kultur sich besonders Friedrich der Große angelegen sein ließ, und die Hülsenfrüchte bevorzugte Volksnahrung. Aus Runkel- oder Mohrrüben, die zu Ketten aufgereiht und getrocknet werden, bereitet man in der wendischen Lausitz ein beliebtes Kompott. Der ehemals verbreitete Runkelrübensirup ist, seitdem diese Rübe für die Herstellung von Zucker verwertet wird, verschwunden.

**Gebäck.** Eine fast unübersehbare Gruppe stellen die Gebildbrote dar, die in vielfach verblaßten Erinnerungen die Form unserer Gebäcke noch heute beherrschen. Sie sind wohl — doch kaum ausschließlich! — aus der antiken Welt zu uns als Ablösung der Grabbeigaben gekommen. Vielleicht gehört auch das Berliner Salzbrot, das unter der vulgären Bezeichnung „Salzköter" oder „Schusterjunge" bekannt ist, hierher. Man wird im allgemeinen zu unterscheiden haben zwischen den eigentlichen Gebäcken, die an den großen Festestagen gegessen wurden, und den vielfach mit anderen Speisen in Verbindung stehenden Mehlbereitungen. Leider haben sich die Beziehungen der einzelnen Gebäcke, der Rundbrote, Wecken (Ostergebäcke!), in wendischer Gegend als Kolatschen bezeichnet, der Stollen (Schrippen!), der Spiralgebäcke (Windbeutel, Weihnachtsgebäcke!), der Brezeln, Hörnchen, Zopfgebäcke u. a. in Brandenburg zu sehr vermischt, als daß man Bestimmteres zurzeit darüber sagen könnte. Eine Urkunde von 1608 erwähnt in Spandau Stollen, Kringeln, Pameln, Grimmeln. Weihnachten gibt es in Treuenbrietzen Christ- oder Patenstollen, ein Gebäck aus Mehl, Wasser, Hefe und Salz, die sich die noch nicht konfirmierten Kinder von ihren Paten holen. Auf den Flämingsdörfern wird zum Karfreitag ein ähnliches Brot von runder Form und mit einem eingedrückten Kreuz, das sogenannte Kreuzbrötchen, gebacken. Zur Fastnachtszeit stellt man dort auch Klemmkuchen von etwa 20 cm Länge und 10 cm Breite her, ein waffelartiges, mit einem zangenartigen Eisen über offenem Feuer zubereitetes Gebäck.[2]) Es kommt unter diesem Namen auch in der Niederlausitz vor, wo es aus Roggen- oder Weizenmehl mit eingedrückten Bildern, z. B. einer Kirche, hergestellt wird.[3]) Für die Ernte wurden früher in der

[1]) Ich schließe mich der älteren Gewohnheit an, Hirse männlich zu gebrauchen.
[2]) Rademacher in den Monatsblättern der Brandenburgia XV, 1907, S. 405.
[3]) Gander in Niederlausitzer Mitteilungen 1888, S. 277.

Luckauer Gegend große Stollen gebacken, um deren Besitz die Mägde und Knechte Wettläufe veranstalteten.

**Butter und Käse.** Butter und Käse sind alte märkische Nahrungsmittel, die bereits in der Vorgeschichte vorkommen. Gefäße mit einer siebartigen Wand, die für Käsebereitung dienten, sind mehrfach gefunden worden. Kirne und Girbe,[1]) die beiden wichtigen Geräte beim Buttern, sind auch in der Mark bekannt. Kolerus, der im 17. Jahrhundert ein sehr beachtetes Buch über Haus- und Landwirtschaft geschrieben hat, sagt von seinen Landsleuten: „Die Märker halten viel von der Butter, vnd essen dieselbe allezeit vor vnd nach essens, ja, wann sie rohen Speck essen, so bestreichen oder beschmieren sie den zuvor mit Butter, und brauhen dieselbige im Essen mächtig offt vnd sehr." Die havelländischen Meiereien, die besonders Friedrich Wilhelm I. anlegte, trugen viel zur Verfeinerung dieser Nahrungsmittel bei, die freilich nur da in größeren Mengen hergestellt werden konnten, wo genügend Weide und vor allem auch Kühe vorhanden waren. E. Friedel hat Nachrichten über Schaf- und Ziegenbutter veröffentlicht,[2]) die in kleineren Verhältnissen als Ersatz der Kuhbutter dienten. In der Niederlausitz erfreute sich das Leinöl eines Beifalls als Speisenzugabe, namentlich der Kartoffel, der bei guter Herstellung vielleicht nicht unbegründet war. Jedenfalls scheint die Herstellung eines besonders lausitzischen Leckerbissens, der Plinze, die in Guben, Sorau, Züllichau und anderen Städten zubereitet wird, nicht ganz ohne Zusammenhang mit dem Leinöl gestanden zu haben. Auch am Fläming sind „Knullen", Kartoffeln mit Leinöl, eine Hauptspeise.

**Fleisch.** Von den Fleischspeisen scheint das Schwein den größten Anteil gehabt zu haben. Noch heute ist ja Pökelfleisch und Sauerkohl das märkische Donnerstagsgericht, das auf jeder Speisenkarte steht. Und die Erbssuppe mit Schweineohren, als deren Erfinder der berühmte Kanzler Kaiser Karls IV., Kagelwit, gilt, erfreut sich eines nicht geringeren Ansehens. Im November findet in der Regel das große Schlachten statt, das in Dorf und Stadt ein kleines Hausfest ist und in der Regel mit dem Imbiß — nicht zu trocken! — der frischen Wurst beschlossen wird. Eine bäuerliche Speisekarte aus Niedergörsdorf veröffentlichte Pfarrer Zimmermann.[3]) Danach sind Hauptspeisen: Zerriebene Erbsen mit Butter übergossen, große Klöße aus Kartoffeln, zu denen Fleisch genossen wird. Das Gemüse kommt in flüssigem Zustande auf den Tisch und wird mit Löffeln gegessen. Grüne Bohnen, Schmorkohl (Krautsalat) sind bekannt. Salat und Gurke werden mit gebratenem Speck und mit Überguß von Milch angerichtet.

Fische kommen selten auf die bäuerliche Tafel, nur an den Strömen, Seen und vor allem in den Städten spielten sie eine Rolle. Störe und Lachse bildeten eingesalzen früher ein verbreitetes Nahrungsmittel an der Oder. Dazu traten Aale, Neunaugen, Karpfen und Hechte. Krebse gaben eine gute Suppe. Hechte liebte man in Bier.

---

[1]) Damit die Hexen nicht die Zahl der Reifen des Gefäßes zählen können, wird um dieses eine dünne Schnur gebunden oder man bohrt Kreuzdorn in das Gefäß. Buttert es schlecht, dann stellt man das Gefäß auf zwei kreuzweis gelegte Stricknadeln. (Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde I, 1891, S. 185).

[2]) Monatsblätter der Brandenburgia VI, 1898, S. 397.

[3]) Monatsblatt der Brandenburgia IX, 1901.

**Bier und Wein.** Daß der trunkfeste Märker einen guten Schoppen liebt, bezeugen nicht nur die älteren Schriftsteller, sondern das tritt auch in der großen Zahl namhafter märkischer Biere hervor. In Bier sind viele Bußen zu erledigen, Bier gaben die Städter bisweilen als Abgabe (z. B. die Perleberger 1598 100 t) und Bier nimmt in der Nahrungsmittelbereitung ehemals denselben Rang in Anspruch wie das Brot. Die Braupfanne ist, wenn man den vielen Sagen glauben will, geradezu das Normalmaß, um einen übermäßigen Goldreichtum zu schildern. Allein in Belzig sind 1729 jährlich etwa 2000 Faß Bier gebraut worden; wenn davon auch vieles versandt wurde, so begnügten sich die Einheimischen andererseits nicht mit ihrem Ortsbiere, sondern bezogen viel von auswärts. Freilich sind seit der Zeit, da die auf jedem Bauern- und Bürgerhause lastende Braugerechtigkeit nicht mehr besteht, viele der alten, zum Teil weltbekannten Sorten verschwunden. Nur wenige der ehemals beliebten Biere haben sich gehalten. Von dem Bernauischen, Biesenthalschen, Strausbergischen, Brandenburgischen, das man „Den alten Klaus" nannte, dem Frankfurtischen „Büffel", dem Fürstenwalder, Ruppiner, Reetzer, Dammer, Bernsteiner, Quartschener, Zielenziger, Belziger, Perleberger, Lindauer, dem Angermünder „Ketzerbier", dem Prenzlauer „Bauernjuleg", dem Templiner „Potsfelten", dem Schwedter „Bietkop", der Oderberger „Springmehde", dem Strasburger „Bringfer", dem Gramzower „Görkel", dem Vierradener „Puppmensch", der Zehdenicker „Klosterlauge" bis zu der Gardelegener, Stendaler und Rathenower „Muhmen" (Mumme) und dem berühmten Zerbster Bier, das sich einst Schankrecht in allen Ratskellern sicherte, ist nicht viel geblieben. Eine Zeitlang beherrschte die „Grüntaler" und die „Werdersche" im 19. Jahrhundert den Markt neben dem altberühmten Weißbier, um heute nur noch ein verhältnismäßig geringes Entgegenkommen zu finden. Der Großbetrieb in der Brauerei drückt nach und nach die kleinen Brauereien an die Wand und läßt einst gerühmte Biersorten, wie das noch heute beachtenswerte „Unterhöhler" aus Grünthal bei Bernau, nicht recht aufkommen.

Ein ähnliches — vielleicht aber verdientes! — Schicksal hat den märkischen Weinbau getroffen, der einst alle Hügel in den städtischen Weichbilden begrünte. Die Berliner Lokalsorte, die auf dem Kreuzberg 1595 nicht weniger als 36 t in den städtischen Ratskeller lieferte, ist längst ausgestorben. Am längsten hat sich der heimische Wein noch im Südosten gehalten. In Schwiebus gab es sogar vor einigen Jahren noch einen o f f e n e n Ausschank! Die hohen Ufergelände der Oder sollen einen verhältnismäßig guten Tropfen liefern, der für Verschnittweine ausgezeichnet ist. Volkstümlich ist aber weder der Wein noch seine Verarbeitung in der Mark geworden. Er ist stets ein Stiefkind der Mark gewesen.

Einzelne Tage im Jahre haben ihre bemerkenswerte Speise, wie auch gewisse Wünsche für die Speisekarte von Einfluß sind. Silvester und Fastnacht werden Mohnpielen und Karpfen bevorzugt; aus Mohn, Milch, Semmel und Zucker wird ein schmackhaftes Gericht bereitet. Mohnstriezeln, die aus geriebenem Mohn, Zucker und einer Art Mehlnudel bereitet sind, genießt man in Zehden (Neumark) am Heiligabend, während am Silvester dieses Gericht durch Karpfen vermehrt wird. Der Karpfen darf aber nicht geschuppt sein, in Berlin wieder bringen die Schuppen Geld fürs ganze Jahr;

wer große Fische ißt, bekommt großes Geld. In Fahrland bei Potsdam besteht das Essen am Heiligabend aus Grünkohl mit Bratwurst, oder aus siebenerlei Gerichten. Nämlich aus Wurst oder Schweinefleisch mit Sauerkraut, Mohnklößen, Karpfen, gebackenen Birnen und Pilzen (Schlesisches Himmelreich genannt), Brinkelhirse, Semmelmilch, die Weiße Dragoner heißt. Auch werden Striegeln und Mohnhange gebacken. Am Gründonnerstag muß man Brezeln essen, um vom Fieber verschont zu bleiben (Beelitz). Ungesalzene Gründonnerstagsbutter heilt alle Wunden (Biesenthal). Wenn man dagegen an diesem Tage bäckt, fressen die Padden den Flachs ab (Seebeck bei Lindow). Wer am Karfreitag Fleisch ißt, den beißen die Flöhe (Friedeberg). Am Sonntag Lätare ißt man stellenweise Fastenbrezeln. Ostern gehen die Kinder herum und sammeln Eier ein, die vielfach mit Zwiebelwasser bunt bemalt sind.

In bunter Fülle wirken die volkstümlichen Bräuche wie Mosaikreste, die auf den ersten Blick kaum eine Linie erkennen lassen. Erst bei liebevollem Suchen offenbaren sie einen Zusammenhang, der zunächst nur ein Bild grau in grau zeigt, der aber in Verbindung mit Sitte und Brauch in anderen Gebieten erst schärfer wird. Für Brandenburg aber zeigt ein tieferes Eindringen, daß hier doch mehr altes Leben noch verborgen ist, als man es in der Regel ahnt.

## Volksheilkunde.

Finsterer Aberglaube breitet seine Schwingen über diesem Gebiet der Volkskunde. Auf der einen Seite eine Unvernunft der Mittel, die selbst der Menge die Augen öffnen sollte über das Törichte der Heilverfahren, auf der anderen aber wieder ein blindes Vertrauen zu ihrer Wirkung, das selbst durch Fehlschläge nicht erschüttert wird. Und doch ist die Unvernunft nicht immer der Ausgang, oft genug, ja wahrscheinlich immer, ist der Urgedanke, auch wenn er für uns nicht mehr erkennbar ist, von einer sorgfältigen Naturbeobachtung ausgegangen, der freilich durch die Überschichtungen einer mehrtausendjährigen Kultur seltsame, nicht immer schöne Züge angenommen hat. Der überall auf der Erde verbreitete Glaube, daß die Krankheit nicht ein Fehler im menschlichen Organismus, sondern von außen her, von feindlichen Mächten herbeigeführt sei, dieser Glaube einer weit entschwundenen Urzeit bricht auch durch die christlichen Abwehrmittel hindurch. Wenn man im Teltow das sehr giftige Bilsenkraut (Hyoscyamus niger) mit Wachs und Baumwolle zu einem Lichte gestaltet, das brennend gegen den Zahn oder an das Ohr gehalten wird, damit die „olle Mâde" rauskommen soll, wenn man selbst diese Maden als rot mit schwarzem Kopf oder als weiß mit rotem Kopf bezeichnet (vgl. v. Sch. V, 140),[1]) dann haben wir diese Vorstellung recht klar vor uns.

[1]) Die wissenschaftlich zuverlässige Literatur stützt sich im wesentlichen auf wenige Arbeiten, auf die hier Bezug genommen ist. Sie ist der Kürze halber folgendermaßen angeführt:

v. Schulenburg, Wendisches Volkstum (v. Sch. W. V.); v. Schulenburg, Märkische Kräuterei aus dem Kreise Teltow. Monatsblatt der Ges. f. Heimatkunde der Prov. Brandenburg V (v. Sch. V); Handtmann, Aberglaube in der Mark, Bär XIII (Hn.); Friedel in den

Auf gleicher Stufe steht die andere Vorstellung, daß man eine Krankheit, die man von feindlichen Mächten erhalten hat, auch wieder anderen zuführen müsse, um sie loszuwerden. Hinter den fast undurchsichtigen Vorstellungen mehrerer Jahrtausende erkennt man doch die Krankheiten als personifizierte Wesen, die von irgendeinem Körperorgan Besitz ergreifen, und die man nur überwindet, wenn man sie auf ein anderes Lebewesen überträgt oder, was vielleicht eine ältere Betrachtung ist, sie den Elementen, dem Winde, dem Wasser, dem Gestein, dem Feuer, also den Urelementen im Sinne des Aristoteles, übermittelt.

Die Zeit hat, um die umständlichen Heilverfahren abzukürzen, bald bestimmte Mittel, entweder aus der Natur beobachtete oder von dem Kultus übernommene, gefunden, die sich häufig von den Urvorstellungen lösten und zu sinnlosen Werkzeugen erstarrten. Man hat in diesen abergläubischen Gepflogenheiten nur den Ausdruck einer Furcht erblicken wollen. Vielleicht lassen einzelne Tatsachen, die namentlich in der Großstadt beobachtet sind, einen solchen Schluß zu; im allgemeinen aber kommt in der Volksheilkunde ein mehr vertrauliches Verhältnis zu den Krankheiten zum Ausdruck, das der Furchtbeklemmung doch nur wenig Raum gibt. Die Großstadt, die in ihrem Volkstum selbst schon hippokratische Züge aufweist, kennt oft nur das abstrakte Mittel, dem selbst die verblaßten Erinnerungen ehemaliger Kulthandlungen fehlen. Es fehlt nicht an Andeutungen, wie sich die Begriffe über die Heilwirkungen verschieben. Aus der Beobachtung, daß Nasenbluten, Schlucken u. a. durch einen jähen Schreck zum Stillstand gebracht werden können, hat man einen unvermuteten Sturz in das Wasser oder das Einstecken eines kalten Eisens in den Nacken als Heilmittel erkannt. Daraus entwickelte sich die Anschauung, eine ganz bestimmte Stelle des Wassers für allein sicherzuhalten wie den Poetensteig in Königsberg i. d. N.-M. oder, mit Beziehung auf andere Vorstellungen, die Benutzung eines Kirchenschlüssels (Hn. XIV, 79). Zu der Beobachtung, daß der Schmerz eines verbrannten Fingers sich an dem stets kalten Ohrläppchen unterbrechen ließ, kam die Anrufung eines Heiligen, z. B. des heiligen Petrus: „Au jei Petrus" (Hn. XIII, 266), um mit der Zeit die Heilwirkung diesem allein zuzuweisen.

Man wird nicht immer in der Lage sein, jedes Mittel auf seinen Ursprung hin zu erkennen. Moderne Züge haben sich eingeschlichen, für die man zunächst keine Erklärung hat. Der verrostete Nagel, der am besten von einem Sarge genommen wird, um Zahnschmerz zu stillen, das Beißen auf einen Katzenschwanz und die anschließende Geste des Rauchens an ihm, erscheinen uns zwecklos, obwohl es einen Weg aus einer bestimmteren älteren Vorstellung zu diesen unverständigen Ersatzmitteln geben muß. Als mit den Stippfeuerzeugen der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts eine Schwefel-

---

Monatsbl. der Ges. f. Heimatkunde der Prov. Brandenburg (Fr. M.); Prahn, Glaube und Brauch in der Mark Brandenburg. Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde I (Pr. I); Haase, Volksmedizin in der Grafschaft Ruppin und Umgebung. Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde VII (H. VII); Engelien und Lahn, Der Volksmund in der Mark Brandenburg (E. u. L.); Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche (K. u. S.); Kuhn, Märkische Sagen und Märchen (K.). Persönliche Beobachtungen sind mit M. gekennzeichnet. — Die sehr fleißige Arbeit von Poetters, Noch einiges vom Böten. Monatsblatt der Ges. f. Heimatkunde der Prov. Brandenburg VIII ist hier unberücksichtigt geblieben, weil sie keine Quellenangaben hat. Vereinzelte Hinweise sind als Anmerkungen gegeben.

säureauflösung in das Haus kam, wurde eine scharfe Essenz gegen Zahnreißen bald von dieser ersetzt, die man mit Watte in den hohlen Zahl steckte, bis der Leidende vor überragendem Schmerz tanzte und „for dodig“ zu Boden sank (Hn. XIV, 79).

In der überwiegenden Mehrzahl indessen sind die Mittel der Volksheilkunde sehr alt. Ganz heidnisch mutet das uckermärkische Mittel mit dem Holunderbaum an, nach dem man dem Fieber in folgender Weise wehrt. Mit Sonnenuntergang gehe man zu dem Strauche, lege ein Stroh- oder anderes Band um den Stamm, befestige es mit drei Kreuzknoten und sage:

Flera (Flieder) ick kloag di, datt Fewer ploagt mi.
Ick bind't an un goah doarvon.[1])

Auch der Eschenbaum spielt eine Rolle gegen Bluten. Aber das Mittel muß am Karfreitag oder am Peter-Paulstage schweigend und vor Sonnenaufgang geholt werden, wobei der Ast mit einem scharfen Hackemesser mit drei Hieben losgetrennt werden muß. Durch Auflegen oder Streichen des getrockneten Holzes wird das Blut sofort gestillt?[2]) Das ist noch unverhülltes Heidentum, wenn auch die Heilwirkung zum Teil schon mit christlichen Gedanken gefördert wird.

Das Anrufen von Christus und den Heiligen, unter denen Petrus, Paulus, Lorenz an der Spitze stehen, bildet doch nur eine Verstärkung des Mittels, nicht dieses selbst; sonst würde man kaum dazu gekommen sein, es auch einmal mit dem Teufel zu versuchen, wenn das erstere nicht helfen will (K. u. S. 437).

Den breitesten Raum in der Volksheilkunde nehmen die Sympathiemittel ein, die häufig noch unverkennbar gegen die Krankheit als personifizierte Übel gerichtet sind. So heißt ein Bötspruch (Böten, d. h. büßen) aus der Neumark: „Unser Herr Christus ging über den Jordan und hieß das Wasser stille stehen: also soll das Blut auch stille stehen. Im Namen Gottes, des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Oder ein anderer aus derselben Gegend: „Frisch ist die Wunde, heilig ist die Stunde, heilig ist der Tag, wo dies geschach! Wunde, ich gebiete dir, daß du weder eiterst noch schwärst. Du sollst verschwinden, wie der Engel verschwand, der unserm Herrn Christus die Wunden verband. Das gebiete ich dir zur Buße ††† (Hn. XIII, 611). Zumeist geht der Bötspruch von einer anderen Person aus, die bei Kopfrose, Masern, Scharlach, Pocken, Wechselfieber in das Heilverfahren eingreift; doch kann der Kranke das Verfahren auch selbst vornehmen. Eine Kranke in Berlin merkte sich an einem ehemals wilden, aber veredelten Apfelbaume einen Zweig, und an diesem eine Stelle, an der sie ihn anfassen wollte. Bei abnehmendem Monde, an einem Dienstage, dem darauffolgenden Freitage und dem nächsten Dienstage ging sie schweigend zu dem Baum, ergriff den Zweig und sprach: „Ich greif dich an, du wilder Ast, nimm von mir meine schwere Last, mag es sein Gicht oder Podagra, so soll es alles bei dir einschleichen. Im Namen Gottes usw.“[3]) Tag und Stunde sind bei diesen Vorgängen von der größten Bedeutung. Der Johannistag spielt eine große Rolle. Klauert (Trifolium arvense), eine

[1]) Sendke, Uckermärkisches Volkstum und lebendes Altertum S. 22. Ähnlich bei Hn. XIII, 255.
[2]) Sendke, a. a. O. S. 21.
[3]) R. T. im Bär XI, S. 722.

Kleeart, gegen den Durchfall, und der Kreuzkümmel, der gegen Hexen wirken soll, sind an den Johannistag gebunden (v. Sch. V, 165. 170); von den Wochentagen gelten Dienstag und Freitag für die geeigneten; der abnehmende Mond hat nicht nur eine sinnbildliche Bedeutung, sondern seine Heilkraft kam selbst unter Friedrich dem Großen zu einer Art Anerkennung, als sich in Berlin der, von Chodowiecki durch einen Stich, ausgezeichnete sogenannte Monddoktor mit seinen nächtlichen Heilkuren einen Namen machte.[1]) Vor allem aber ist Schweigen die erste Voraussetzung für den Heilerfolg, wie bei der Schatzgräberei und anderem Zauber. Der Laut kann das ganze Verfahren stören. Wuttke, dem wir tief gehende Beobachtungen über diese Sitten verdanken, schreibt 1869 aus Berlin: „In Berlin geht man in neuester Zeit, um Heiserkeit, bösen Hals, Kehlkopfkrankheit u. dgl. zu heilen, in einen Posamentierladen Unter den Linden und fordert ein Stückchen Florettband; man erhält solches schweigend, bezahlt nichts und dankt auch nicht — es soll ein Vermächtnis sein — und macht sich oder einem anderen das Bändchen um den Hals, worauf die Schmerzen verschwinden; wenn man aber bezahlt oder dankt, so wirkt das Mittel nicht."[2])

Man kann nicht die ganze Reihe abergläubischer Gebräuche erschöpfen, die mit dem Böten oder Bannen der Krankheiten verbunden sind, und die sich zum größten Teil in eine mythische Vergangenheit zurückverfolgen lassen. Schon der Wortlaut erinnert an die bekannten Merseburger Zaubersprüche aus dem 9. Jahrhundert,[3]) die lautlich und inhaltlich mit den Bötsprüchen verwandt sind. Nur wenige mögen hier angeführt sein:

Gegen Blenn, eine bösartige, eitrige Entzündung des Fingers, sagt man in Buberow (Prignitz):

De Blenn on de Spol (Spul)
De ging'n beide nähn Pol (Pfuhl)
De wolln sich beide bägen (baden)
Un is en nich gerägen (geraten)
De Blenn, die verschwann
Un de Spol gewann. (H. VII, 54.)

oder, um Blut zu stillen (Neu-Ruppin):

Blut, du sollst stille stehn,
Sollst nicht weiter gehn,
Sollst nicht hirren,
Sollst nicht quirren,
Sollst nicht wehetun. (H. VII, 57.)

Gegen den Augenstar weiß man in Wulkow (Kr. Ruppin) zu sagen:

Es fielen drei Jungfrauen vom Himmel:
Die eine wollte abmähen das Gras von den Auen,
Die andre das Laub von den Bäumen,
Die dritte das Fell von den Augen.
Im Namen Gottes usw. (H. VII, 54.)

[1]) Bär X, S. 554.
[2]) Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Berlin 1869, S. 124.
[3]) Müllenhoff und Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa. Berlin 1873.

Um Blut zu hemmen, formt man in Neu-Ruppin:

Es kam eine Jungfrau aus England,
Die hatte zwei Krüge in ihrer Hand.
Der eine mit Wasser der andre mit Blut
Blut stehe! Im Namen Gottes usw. ††† (H. VII, 58.)

Gehen diese und ähnliche Bötsprüche auf einen alten Kult und vermutlich auf nur wenige Ursprüche zurück, die im Laufe der Zeit für alle möglichen Krankheiten umgeformt worden sind, so überschichteten sie sich, je mehr der eigentliche Kerngedanke in Vergessenheit versank, mit anderen Formen, die sich schließlich selbständig behaupteten. Das sind vorzugsweise die Satorsprüche und das Verpflocken der Krankheiten. Handtmann (Hn. XIII, 279) berichtet über eigene Erlebnisse, wenn ihm 1853 gegen den Biß toller Hunde von einem Wissenden Stücke Brotes heimlich übergeben wurden, die mittels Grashalm beschrieben waren:

Sa — tor — a — re — po
O — pe — ra — ro — tas.

Über diesen Buchstaben waren auf jedem der zehn Brotstückchen die Zeichen Auge, Kreuz und Pfeil als weihende Dreieinigkeitszeichen eingezeichnet. Dieser Spruch, der in der Neumark, im Osthavelland und in der Umgebung von Kyritz nachgewiesen ist, der aber in ganz Europa vorkommt, ist ebensowenig sicher erklärt wie das ähnlich wirkende Abracadabra, das aus dem Hebräischen kommen soll (abra = laß schwinden, kad, Abkürzung von kadschat = Fieberglut und abra = laß schwinden.[1]) Freilich liegt in der Verbindung mit kabbalistischen Zeichen ein Hinweis auf einen möglichen hebräischen Ursprung. Eine neumärkische Fieberformel, die die sieben Silben Sana, Sava, Savita innerhalb eines Dreiecks auf ein Butterbrot zeichnet (Hn. XIII, 279), eröffnet auch einen Hinweis auf antike Mystik.

Nicht ganz ungefährlich für die Lebenden ist das Anpflocken der Krankheiten. Meist geschieht es durch Dritte, alte Weibern vorzugsweise, aber auch der Kranke kann die Prozedur vornehmen, wenn er die Zaubersprüche kennt. Man macht dabei in irgendeinem Baum ein Loch, steckt etwas von dem Leidenden, am häufigsten sind es Haare, hinein und pflöckt dies fest. Wer den Pflock herauszieht, wird von der gepflöckten Krankheit befallen. Sternbeck beobachtete 1875 auf einem alten geschlossenen Kirchhof um Strausberg eine Anzahl von Tannen, die seit vielen Jahren gepflöckt waren und den Arbeitern eine unheimliche Scheu einflößten.[2]) Um 1904 wurde in Zossen ein Bauer verurteilt, weil er angeblich einen Chausseebaum angebohrt hätte, um seine Einfahrt frei zu bekommen. In der Berufungsinstanz wurde er indessen freigesprochen, weil es sich in der Tat um Verpflöcken handelte. Von ähnlicher Wirkung ist es auch, wenn man einige Haare oder etwas Kleidung der Leidenden mit geheiligten Knoten in die Zweige eines Baumes schürzt, wie ich es einmal bei Mühlenbeck beobachtete. Einzelne Heilsprüche, die sich redend an den Baum wenden, scheinen auf diesen Sympathiezauber gerichtet zu sein.

[1]) Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung Nr. 35 vom 31. Aug. 1902.
[2]) Bär VI, 1880, S. 40.

Gegen Fieber:

Nußbaum ich komme zu dir,
Nimm die siebenundsiebenzig Fieber von mir. (Fresdorf.)

oder gegen Gicht:

Guten Abend, Fichte,
Nimm mir meine Gichte,
Rheumatismus und auch Reißen
Soll aus meinem Körper weichen. (Zielenzig.) (Pr. I, 194.)

Im Walde bei Buchhorst sah ich um 1900 eine Frau, die in dem Sande unter den Kusseln merkwürdige Kreuze und Punkte zeichnete, was mir nach längerem Zögern von einem alten Manne aus Schönwalde als Sympathiezauber erklärt wurde. — Wenn diese Verfahren auf eine alte Naturanschauung zurückweisen, so sucht man ebenso häufig Anlehnung an christliche Vorstellungen. Sehr wahrscheinlich gehen die Rundmarken und Schleifrillen an dem Äußeren unserer Kirchen (S. S. 97) auf Heilvorstellungen zurück. In Stegelitz (Uckermark) erzählte mir der Lehrer, der mich anfangs im Verdachte hatte, meine Fragen für Sympathiekuren auszunutzen, daß sich eine Frau von dem Zinnleuchter etwas abgeschabt hätte, um sie einer Arznei beizumischen. Ähnliche Vorgänge sind oft beobachtet. Auch mit dem Toten ist es eine eigene Sache. An und für sich ist er dem Lebenden nicht gefährlich; wohl aber kann es manches geben, was bei dem letzteren nicht in Ordnung und Ursache seltsamer Ereignisse ist; er kehrt wieder, er zieht nach, er erschreckt die Lebenden oder verhängt Krankheiten; aber er kann auch Heilwirkungen durch seine Knochenreste, durch Berühren einer Leiche oder durch Erde und Pflanzen vom Grabe ausüben. Nicht ohne Grund spielt die Totenhand in den Sympathiesprüchen der Mark eine Rolle (H. VII, 64—66). Besonders wird, wenn auch zunächst zu anderen Zwecken, der Gerichtete geschätzt. Einen ausgebreiteten Handel mit dem Strick eines Gehängten trieben früher die Henkersknechte. Der Scharfrichter gehörte ja mit den klugen Frauen, den Schäfern und Schmieden zu den Heilkundigen, deren Kunde allerdings von der Wissenschaft selten anerkannt wurde! (Hn. XIII).

Freilich mit den „klugen Frauen" nimmt es keiner dieser anderen auf, was den Umfang der Praxis und das Wissen anbelangt. Schon 1399 wird im Berliner Stadtbuch[1]) von einer weisen Frau berichtet, die ihrer dahinsiechenden Base mittels zweier geheimnisvollen Beeren helfen will, die aber, da sie sich das erfolglose Medizinieren noch obendrein unverhältnismäßig bezahlen ließ, auf Betreiben des Ehemannes verbrannt wurde. Noch heute leben sie in Stadt und Land, besonders in Berlin, und wirken bald offen, bald im geheimen. Wie bei den anderen Heilkundigen haben sie ihre Wissenschaft meist ererbt. Man wird nicht ohne weiteres behaupten können, daß hier überall ein Schwindel vorliege, zumeist glauben die klugen Leute ja selbst felsenfest an die Wirkung ihrer Kuren. Man kann zwar den Sinn der meisten Kuren nicht verstehen, doch ohne eine alte Beziehung dürften sie häufig nicht entstanden sein. Schon das Formelhafte spricht dafür, daß solche Beziehungen vorliegen, die sich selbst unter ganz modernen

[1]) Herausgegeben von Clauswitz. Berlin 1884, S. 203, Abs. 13.

Fassungen nicht ganz verleugnen. Wenn wir das Kreuz, das Auge, den Pfeil, das Dreieck u. a. Zeichen in Anwendung bringen sehen, dann scheint hier die Ablösung eines älteren Zeichens vorzuliegen, dessen Sinn durch das Christentum verdunkelt wurde. In dem Pfeil steckt möglicherweise noch eine Rune. Dazu kommen auch wirkliche pflanzliche Heilmittel, die aber von den klugen Leuten mit einem Wust von Formeln und Vorschriften umgeben wurden, um die Benutzung als Heilmittel zu verhüten. Nach Handtmann (XIV, 78) berechnete ein neumärkischer Apotheker seinen Umsatz allein an amerikanischem Schweinefett auf 15 bis 20 Zentner im Jahre, das als Bärenfett (für Frauen), Bärinnenfett (für Männer), Fuchslungenfett, Hundeschmalz, Zug-Druck-Stich, Gelber Quector, Königssalbe, Nabelfett u. a. gefordert wurde.

Ein anderes Gebiet der Heilkunde stellen die Versteinerungen und seltsamen Naturgebilde dar, die als Krötensteine, Donnerkeile, Schwalbensteine, Blitzröhren, sogenannte Beinbruch- und Blutsteine, Hexensteinbildungen, Truden- und Meteorsteine u. a. eine geheimnisvolle Wirkung entfalten (Fr. M. VII, 491). Pulverisiert werden sie irgendeinem Getränk beigefügt, oder sie üben durch Streichen eine gefahrlosere suggestive Wirkung aus. Wenn ein Heiltrunk auf alle Fälle wirksam sein soll, dann muß er allerdings auf reinem Feuer gekocht werden, d. h. ein solches, das im Raff- und Leseholz (über das kein Eisen gegangen ist) mittels Stahl und Stein erzeugt wurde (Hn. XIII, 611).

Einige Mittel, soweit sie nicht in Vorangehendem erwähnt sind, gegen Hauptkrankheiten mögen den Schluß bilden:

Aderlaß: Dem „Weimernden" wurde eine kleine Ader am linken Handgelenk geritzt, bis er schnell atmete. Durch unvermutetes „Näsklopfen" wurde gleichfalls Blut entzogen, um Lungenentzündung zu verhüten (Hn. XIV, 78).

Ausschlag: Stiefmütterchen, das zu Tee gekocht und getrunken wird (v. S. V, 185).

Blutstillen: Kenster, d. i. Geflecht von Eichen unter die Nase halten (v. S. V, 164).

Bruch bei Kindern: Man gehe zu einer Eiche, spalte sie auseinander und ziehe das Kind hindurch, binde dann die Teile zusammen und verklebe den Riß mit Lehm. Wenn die Eiche weiter wächst und der Bruch vernarbt, dann heilt auch der Bruch des Kindes (K. u. S. 444).

Eiter und Schwären: Man legt junge Blätter der Hunderippe (Plantago lanceolata) auf, die die Wunde reinigen (v. S. V, 160).

Erfrorene Glieder: In fettem Kien eingespannter Speck wird angezündet, und unter das herunterträufelnde Fett ein Stück klares Eis gelegt. In die Masse wird Saft von Mohrrüben geknetet, gelber Quector, d. h. Eisenockerpulver und Blitzröhren, hineingemischt und die Masse auf die Verbandleinwand gestrichen (Hn. VI, 483).

Fieber: Nimm Pulver von Blitzröhren und Beinbruchsteinen im Getränk (Friedel, Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins VIII, 1891, S. 126—128). Daneben gibt es noch mancherlei. Besprechen ist gut mit einem Stein, der von dem klugen Manne an einem kühlen Orte aufbewahrt und über die leidende Stelle gestrichen wird. Noch besser soll ein Fieberspruch wirken, der mit einer aus reinem Wasser und

Holzkohle mittels einer im Kirchturm gesuchten Eulenfeder geschrieben ist und zwischen zwei Butterbroten verzehrt wird. Auf dem Zettel steht die Sator arepo-Formel oder das mythische Dreieck mit Sana-Sara-Savita (Hn. XIII). Auch die Blätter und Blüten von der Brennessel (Urtica urens) im Tee ist gut (v. S. V, 159).

Gelbsucht: Butterblume in Tee gekocht, aber sie muß vor Sonnenaufgang geholt werden (M.) (v. S. V, 143). Auch Eichelkaffee ist gut (v. S, V, 146).

Geschwulste: Die Blätter vom wilden Tabak (Verbascum thapsiforme) auflegen (v. S. V, 186).

Gicht: Blätter des Fünffingerkrautes abkochen und den Abguß trinken (v. S. V, 157).

Halsübel, Seitenstechen und Mutterplage: Steinteile mit Wasser trinken (v. S. Die Steine im Volksglauben. Zeitschr. f. Ethnologie XII, 1880, S. 252—260).

Husten: Kornblumen gekocht und getrunken (v. S. V, 182) oder auch Meerzwiebel.

Kopfschmerzen: Man sagt, er habe die schwarzen Elben. Am Abend ein Tuch umbinden, am Morgen abnehmen und es zu einem klugen Manne bringen, der böten kann und die Elben verjagt (K. u. S. 433). Oder einen Faden dreimal um den Kopf winden und ihn als Schlinge an einen Baum hängen. Wenn ein Vogel hindurchfliegt, nimmt er die Schmerzen mit (K. u. S. 443). Ferner hilft Bibernelle (Lythrum Salicaria) als Tee getrunken (v. S. V, 143), oder Kopfkraut (Malva crispa), das getrocknet auf die Stirn gelegt oder auch als Tee getrunken wird (v. S. V, 163).

Krämpfe werden durch die Blumen des Gänseblümchens bekämpft, die frisch oder trocken gekocht und getrunken werden (v. S. V).

Magenschmerzen: Gekochte Blätter von Ehrenpreis (Veronica spicata) trinken (v. S. V, 146) oder zerriebene Krausemünze (Mentha crispa) in Sauerteig gebacken und umgebunden (v. S. V, 170).

Reißen: Weinkriech, eine Hauhechelart (Ononis spinosa) tüchtig ausgekocht, getrunken oder eingerieben, dann aber mit Watte umgewickelt (v. S. V, 186).

Rose: Hier hilft am besten Besprechen und Böten (M.). Auch der Abgang einer weißen Katze soll nützlich sein (K.).

Schlimmes Bein, Salzfluß: Fliederblätter, die am Johannistage geschnitten sind, auflegen (v. S. V, 156).

Schwären: Man lege das Pflaster auf einen Kreuzweg oder stecke es ins Wagenrad. Wer dann über den Kreuzweg geht, erhält die Schwären (K.).

Schwindel: Nach Sonnenuntergang dreimal um ein Flachsfeld gehen, das dann den Schwindel erhält (K.).

Sommersprossen: Mit dem Saft des Bullmelk (Euphorbia Cyparissias) einreiben (v. S. V, 145).

Starrkrampf: Hauslauch (Sempervivum tectorum) kochen und drücken (v. S. V, 160).

Warzen soll man bei abnehmendem Mond abbinden.

# Innere Volkskunde.

Von Wilibald von Schulenburg.

Mit Zeichnungen nach dem Leben vom Verfasser.

# Die Sage.

## Die Götter.

Nach der Göttererzählung, wie sie die Origo gentis Langobardorum berichtet, und ebenso der Langobarde Warnefrieds-Sohn in seiner Geschichte der Langobarden, einstigen Nachbarn der Mark, ist Godan oder Wodan Herr des Himmels. Er wohnt im Himmel und hat die Gewohnheit, in der Frühe aus dem Fenster nach Morgen (orientem versus) zu sehen; er schaut nieder auf die Erde und seine germanischen Völker. Den Langobarden verleiht er den Sieg, weil er sie von den beiden kriegführenden Völkern zuerst bei Sonnenaufgang (oriente sole) erblickt. Denn er ist auch Kriegsgott, Lenker der Schlachten; von ihm erbitten die germanischen Männer den Sieg im Kampf. Im himmlischen Haushalt waltet um ihn als kluge Gattin und Hausfrau die Göttin Frea (Fricka), nach der der Freitag heißt. An sie wenden sich im Gebet die germanischen Frauen. Vor der entscheidenden Schlacht zwischen den Langobarden und Wandalern, in aller Frühe, bei Sonnenaufgang, als es hell wurde (luciscente sol dum surgeret), ging sie um das Bett herum, wo Wodan im Schlafe ruhte, und wendete sein Antlitz gen Morgen (contra orientem), als Himmelskönigin das Gebet der Frauen erhörend. Der Name des Gottes Wode oder Gode hat sich bei einem Teile des märkischen Landvolkes bis in unsere Tage erhalten. Alte und ältere Leute in abgelegenen Dörfern kennen ihn noch, doch mit zwei Augen erlischt oft die Kunde. Zur Zeit, als Kuhn und Schwartz sammelten, war er allgemeiner bekannt. Ebenso war damals noch der Name von Wodans Gemahlin lebendig. In den Zwölften erscheint in den Spinnstuben und straft die lässigen Spinnerinnen Fru Gode oder Wode, d. h. die Frau des Gode, Wode, Goëd, Go-el, Johl, die Godke, Wodke, Wuttke, Mutter Wuttke, Mudda Wodke, die Godsche, auch Mutter Godsch, d. h. die Godesche, Fru Goïk in der Prignitz; die Fricke oder Fuik, Fui, auch der Fui in der Uckermark und strichweise in der Neumark. Dieselbe Erscheinung tritt auf als Frau Harke, Harche, Arke, Arche, in Lanke der Hak, Frau Herke, Herken, in männlicher Namensform als Herker, Frau Herkste, Herkster, Frau Herksten, Hirke, Harfe, Harfen, Harfenmutter, auch Mo-erche in der m'ttleren Mark und Neumark. Auch als fule Jreth in manchen Dörfern (Ostprignitz, Kreis Teltow), wie faule Magd (Kreis Lebus) auch Name für die wilde Jagd ist. In der Lausitz erscheint in den Zwölften die Morawa, Murraue, Murrauka oder die Hexe.

In den Zwölften zieht Frau Gode durch das Land; so weiß unsere Sage. Mancher ist ihr begegnet. Sie ist dem Landmann freundlich und huldreich. Wer ihr dienstfertig ist, den lohnt sie reichlich mit Gold. Mal brach ihr auf ihrer Fahrt die Deichsel am

Wagen. Ein Knecht machte ihr eine neue und erhielt zur Belohnung Hobelspäne. Ärgerlich warf er sie auf den Feuerherd. Einige nicht verbrannte waren über Nacht zu Gold geworden. Einem Knecht, der bei seinen Pferden im Stall war, reichte sie einen Pfahl zum Anspitzen. Die abgefallenen Späne wurden eitel Gold. Man erzählte auch viel von ihr, wie sie mit ihren Hunden durch die Luft zöge. Wie sie einst über einen Bauernhof zog und der Bauer vor die Türe trat, lag ein kleiner Hund da, den er mit seiner Frau aufzog. Gerade übers Jahr war der Hund auf einmal fort, aber an seiner Lagerstätte lag ein großer Klumpen Gold. Den hatte Frau Gode wohl dem Bauer zugedacht, denn ein armer Mann, wurde er auf einmal reich. Im Sprichwort sagte man, wenn einer Glück hatte und es ihm gut ging: „Den hat Fru Goden wat bröcht." Aber wer es an der schuldigen Achtung fehlen läßt, den ereilt die Strafe. In der Uckermark, so wußten die Bauern, hat man oft des Nachts die alte Frick oder Fuik gehört und auch gesehen und leicht an den großen Hunden erkannt, die sie immer mit sich führte. Mal war ein Bauer nach der Boitzenburger Mühle gefahren, um zu mahlen und konnte erst in der Dunkelheit wieder zurückkehren. Plötzlich kam die Frick mit ihren Hunden einhergestürmt. In der Angst schüttet er den Hunden die Mehlsäcke hin, die gleich darüber herfielen und alles Mehl auffraßen. Am anderen Morgen standen seine Mehlsäcke wohlgefüllt wieder auf derselben Stelle.

Besonders geweiht ist dem Gedächtnis der Frau Harke die Gegend vom Dorfe Kamern, einst märkisch, südlich von Havelberg, zwischen Elbe und Havel. Hier in dieser Gegend auf den Kamernschen Bergen hat sich in sehr alter Zeit Frau Harke aufgehalten. Auf dem höchsten der Berge hatte sie ihren Sitz. Er ist nach ihr der Frauharkenberg geheißen. Von da ist sie oft durch den Grund, der noch der Frauharkengrund heißt, hinabgestiegen nach dem Schönfeldschen See. Noch zeigt man (1848) von der Zeit her den Frauharkenstieg. Auch ist noch die Frauharkengrube, ein sehr langer tiefer Abgrund, und wächst dort das Gras Frauharkenbart, das man sonst Straußgras benennt. Bis etwa 1818 lag am Fuß des Frauharkenbergs der Frauharkenstein. Dann wurde er zersprengt und zum Bau der Heerstraße nach Magdeburg fortgeführt. Als Stuhl oder Sitz diente ihr ein großer Stein nahe der Wohnung. Im übrigen lebte sie zurückgezogen und verließ ihren Berg nur selten. Niemandem ist Leides geschehen von ihr. Von ihr stammt in der dortigen Gegend der Anbau der kleinen märkischen Rüben. Auch war sie Schutzherrin des Wildes. Kein Jäger konnte nachts Wild erjagen, nur bei Tage. Eine große Höhle dehnte sich im Berge aus. Hier hielt sie unter ihrer Obhut die wilden Schweine, die Hirsche, das Rehwild, die Hasen und andere Tiere. Alle Morgen wurden sie auf die Weide gelassen und abends wieder hineingetrieben in den Berg. Einst trug sie Erde in der Schürze, das Schürzenband riß, und die Erde fiel nieder, und das ist der Gollenberg bei Stöllen, weit umher der höchste in der ganzen Gegend. Vom Gollenberg wollte sie einen gewaltigen Granitblock gegen den Havelberger Dom schleudern. Er zerbrach in drei Stücke. Eines davon behielt sie in der Hand und ließ es zu ihren Füßen niederfallen. Das zweite Stück flog nach Rehberg und das dritte auf die Stöllenschen Berge, wo es Friedrich dem Großen gezeigt wurde. Das war in der Zeit, als der Havelberger Dom gebaut wurde. Ebenso wollte sie den Dom zu Stendal einwerfen. Beide Kirchen waren von ihren Bergen zu sehen. Der Stein, den sie nach Stendal schleu-

dern wollte, fiel nieder auf dem Arneburger Galgenberg. Nahe den Dörfern Kotzen und Landin liegt ebenfalls ein großer Stein, mit dem wollte sie die Brandenburger Marienkirche zerschmettern. Zuletzt, als der Wald auf den Kamernschen Bergen immer lichter wurde und die alten Eichen mehr und mehr verschwanden, da hat es Frau Harke nicht mehr gefallen, und sie ist fortgezogen über die Elbe, wie es heißt nach Thüringen. Eines Abends kamen zwei Reiter zum Fährmann an der Arneburger Fähre und meldeten alles an. Er mußte die große Fähre nehmen, auf der vier Wagen auf einmal übersetzen konnten. Da ist dann ein gewaltiges Gerassel und Gepolter gewesen, doch niemand außer den Reitern zu sehen. Der Fährmann aber wurde reichlich mit Gold belohnt.

Die älteste Urkunde über Gottesverehrung in der Mark bildet der Bericht des Tacitus über den heiligen Hain der Semnonen. In Norddeutschland saßen damals schwäbische Volksstämme. Unter ihnen hielt sich für uralt und am vornehmsten das Volk der Semnonen. Sie waren die Bewohner der vorgeschichtlichen Mark. Deren Grenzen werden von zwei Schriftstellern des Altertums angegeben, dem Römer Vellejus und dem Griechen Ptolemaios. Sie fallen zwischen Elbe und Oder zusammen mit der heutigen Mark. Wie es scheint, sollte das Volk selbst aus dem Wald mit seinen uralten Bäumen stammen. In diesem Heiligtum kamen zum Bundesfest Abgeordnete aller blutsverwandten Völker des schwäbischen Stammes zusammen. Im Altertum legten die Völker Wert auf reines Blut und auf den Stammbaum. Wahrscheinlich ist der heilige Hain in einem unserer heutigen Wälder zu suchen, oder sonst an Stätten durch die Sage geweiht, wie den Müggelsbergen, dem Frauharkenberg, dem Harlungerberg, dem hohen Golm und anderen mehr. Der Schloßberg zu Burg dürfte nicht in Betracht kommen wegen der wasserreichen Landschaft. Es sind einzelne Beweise, daß örtliche Sagen, haftend an Gräbern und Altsachen, weiter erzählt wurden durch die ländlichen Unwohner von der germanischen Zeit bis in unsere Tage, trotz Völkerwanderung und Slawenherrschaft, Folgen vom Völkerdruck im Osten des Erdteils. Der Wald war einer Gottheit geweiht. Regnator omnium deus nennt der Römer den Gott, den alles oder alle beherrschenden, den allmächtigen Gott. Neuere Forschung findet in ihm den Gott Tiwas (Ziu, Er), nach dem der Dienstag (Diestag, Ziestag, Ertag) heißt, den Himmelsgott. Vermutlich war der heilige Hain nach dem Gotte genannt, wie andere märkische Wälder und Berge nach anderen Gottheiten. Auch von den heidnischen Sachsen berichtet Einhard, daß sie Haine und Wälder weihten und mit Götternamen bezeichneten. Der Deutsche hing eben mit ganzer Seele an seinem Wald. Zog doch auch Frau Harke fort, als sie all die alten Eichen niederschlugen.

Die Götterwelt ist vergangen, aber noch so vielfach in Sagen und Märchen schimmert ein Abglanz der alten Geisteswelt hindurch. Wir hören noch die ferne Stimme der Vorfahren, und überall wird diese Geisteswelt dem empfänglichen Gemüt wieder lebendig in Berg und Tal, in Feld und Flur und an den stillen tiefen Waldseen, umsäumt von Bergen und von alten Bäumen umrauscht. Alles hat seinen Geist, und überall sind Geister, und so gibt es Erdgeister und Wassergeister, Luftgeister und Feuergeister, Haus- und Feld- und Wald- und Sumpfgeister. Zu den Erdgeistern zählen die Unterirdischen, und die Hünen, wenn man will.

## Die Hünen.

Früher gab es Hünen oder Riesen. Sie waren von ungeheurer Größe und Kraft. Eichbäume und die höchste Buche im Walde hoben sie aus wie Stöcke. Ein Hünenmädchen bei Rietz unweit Brandenburg packte einen Bauer samt Pflug und Ochsen in ihre Schürze wie ein Spielzeug. Und die Riesin Frau Harke, als sie den Havelberger Dom einwerfen wollte, da stand sie mit dem einen Bein auf dem Kamernschen Berge, mit dem anderen auf dem Rhinowschen Berge, so gewaltig groß war sie. Zwei Riesenkinder haben einst gespielt mit den großen Steinen, die auf einem Berge beim Dorfe Mürow liegen. In der Gegend von Dorf Dreetz liegt im Walde zwischen dünenartigen Sandbergen eine ziemlich große Wiese, Segers Wische geheißen und in uralter Zeit einem Riesen namens Seger gehörig. Die hat er bei der Heumaht in neun Schwatt abgemäht und dabei acht Tonnen Bier getrunken. Sein Grab war früher noch zu sehen. Ein Riese in Berlin war so groß, daß sein Leib nicht auf einem Kirchhof Platz fand, und Riesenschulterblatt und Rippe hängen noch am Molkenmarkt, und zu Strausberg, in der Kapelle vorm Landsberger Tor, liegt ein Riesenknochen an einer Kette, andere sagen: von einem Lindwurm. Ein Hüne, wenn er ein Hünenmädchen auf den Rüthschen Bergen besuchen wollte, ging mit zwei Schritten durch das Pohlsche Luch und trat dabei auf den Teufelsberg, davon ist oben noch die Vertiefung. Hünen haben den Trebelsee bei Ketzin ausgegraben.

Wenn ihnen ein See oder Fluß im Wege war, schütteten sie einen Damm hinein, um hinüberzukommen. Solche Dämme sind noch erhalten. Viele Berge stammen von ihnen her. Zu alter Zeit trugen die Menschen die Erde in Schürzen fort, so machten es auch die Hünenmädchen und Hünen. Dabei ist ihnen von der Last oft das Schürzenband gerissen, und die Erde fiel nieder. Davon sind eine ganze Anzahl Berge in der Mark entstanden, die heute noch sind. Auch alte Burgwälle und Schloßberge haben Riesen, besonders aber Riesenweiber erbaut; öfter waren es ihrer neun, auch drei. So erbaute beim Dorfe Knobloch ein Riese mit drei Schürzen Erde den dortigen Burgwall, einen Hügel, und drei Riesenfrauen in einer Nacht den Schloßberg zu Burg im Oberspreewald, ein altes germanisches Heiligtum. Hünenwall hieß früher auch der Räuberberg bei Bechlin. Eine Riesenjungfrau wollte den großen Werbellinsee zudämmen. Von Erde aus ihrer Schürze ist der schöne Berg entstanden, der etwa vierzig Fuß hoch ist. Ein Riesenfräulein aus der Neumark wollte einst das Oderbruch besuchen. Da sie nicht über die Oder konnte, nahm sie eine Schürze voll Erde bei Neumühl, dadurch verschwand der ganze Bergzug zwischen Neumühl und Hälsow, und schüttete die Erde aus, wo jetzt die Pieseberge sind. Sie holte noch eine zweite Schürze voll, fiel aber und verschüttete die Erde, dadurch entstanden die Luderberge. Auch die Höhen bei den Stöllenschen Bergen bei Rhinow haben Riesen zusammengetragen. Ein Hüne wollte einen kleinen See zudämmen. Etwas Sand blieb liegen, zu wenig, als daß er's zwischen die Fingerspitzen nehmen konnte. Das ist der Riesenberg zwischen den Dörfern Kotzen und Landin im Havellande.

Als die ersten Kirchen ins Land kamen, wollten die Hünen sie einwerfen. Sie standen auf ihren Bergen und faßten gewaltig große Steine und warfen

sie weit durch die Luft, selbst über ganze Seen hinweg, aber meist fielen die Steine zu kurz, nur einzelne gingen drüber weg, und so lagen früher viele solcher alter Hünensteine vor den ältesten Kirchen im Lande. Jetzt sind die meisten von den Menschen zerstört und in Straßen oder Häuser verbaut. Die Kraft der Hünen war so groß, wenn sie die Steine anpackten, daß sich oft ihre fünf Finger eingedrückt haben, auch die Hand oder Faust. Solche Steine waren früher viel zu sehen im Lande als Wunder und Merkwürdigkeiten; einzelne sind noch jetzt erhalten, so liegt einer im Dorfe Zernickow auf der Dorfstraße, der Kirche gegenüber. Ein Riese wohnte auf seiner Burg auf den Hellbergen bei Häsen. Als sie das Kloster in Gransee bauten, ward er so zornig, daß er einen großen Stein dahin warf. Der fiel nieder auf dem Fünffingerberg beim Dorfe Kraatz. Der große Stein nahe Kotzen und Landin, mit dem Frau Harke die Brandenburger Marienkirche zerschmettern wollte, hatte davon die Vertiefung. Ein Riese lustwandelte bei Wandlitz am Ufer des Sees und stieß sich den Fuß an einem Stein. Da ward er unmutig und schleuderte den Stein weit über den See, daß er jenseits niederfiel. Dabei sagte er:

„Hebb ick mi stoten an mine grote Teh,
Will ick di ok smeten öwer de Wandelitzsche See!"

Auch wenn die Riesen sich auf einen Stein niedersetzten, drückte sich eine Vertiefung ein. Ein solcher Stein lag vormals in der Gegend von Blankensee. Obenauf war ein großes Loch, da hatte der Riese darauf gesessen, seitwärts kleinere Löcher, seine fünf Finger. Ein großer Stein mit neun Löchern lag früher auf der Brodewiner Feldmark, da hatte der Teufel seine Kegel aufgestellt. Auf dem Eulenspiegelstein bei Wietstock, jetzt auch zerstört, mit zwei größeren und neun kleineren Löchern hatte Uhnschpel geschustert und Kegel geschoben. Auf einem ähnlichen beim Dorfe Gerswalde hat einer geschneidert.

Die Riesen hatten auch Streit miteinander. Von zwei Hünen bei Prenzlau warf einer, der auf dem Klinkower Berge wohnte, dem anderen mit einem großen Stein ein Auge aus. Der liegt noch auf dem Kleptower Berge. Zwei Hünen standen am Ruppiner See, diesseits und jenseits, und kämpften miteinander. Der Hüne auf der Westseite warf einen großen Stein nach seinem Gegner. Der lag früher an der Grenze der Karwer und Lichtenberger Feldmark, und ist jetzt Grabstein für die von dem Kneseckschen Familie auf dem Kirchhof zu Karwe. Die Riesen auf den Müggelsbergen bei Cöpenick hatten mit den Riesen von den Dörfern Ziethen, Selchow und Rotzis einst einen gewaltigen Kampf und warfen sich mit großen Feldsteinen, von denen einige noch bei den Dörfern liegen. In diesem Kampfe ist der Riesenkönig gefallen. Seine Gebeine wurden in einen goldenen, silbernen und eisernen Sarg gelegt und begraben im Hünenberg beim Dorfe Rotzis. Darinnen ruhen sie noch heute. Beim Dorfe Netzeband und dem Vorwerk Bertikow liegen drei Hünenwälle. Hier wurde eine Riesenschlacht gekämpft. Die Riesen gerieten in harten Kampf. Zuletzt haben die Bertikowschen die Netzebandschen besiegt und vernichtet. Die Gefallenen liegen in drei langen Hünenbetten, und in den runden Grabhügeln am Saum des Waldes. Da fand man einmal einen goldenen Armring. Auch die Hünen von Bertikow hatten viele Tote, und die liegen begraben in dem Hügel an der Temnitz, dicht bei Bertikow. Da sind alte Schwerter

und andere Waffen gefunden worden. Beim Dorfe Mellen bei Lenzen in dem großen Hünengrab liegt auch ein Riesenkönig begraben und seine Helden um ihn her in den Grabhügeln und Steinkreisen, die früher da noch waren. Ein Riesenkönig liegt auch auf der Feldmark vom Dorfe Kemnitz bei Pritzwalk in einem goldenen, silbernen und eisernen Sarge. Ebenso lag ein Riesenkönig begraben in dem großen Königsgrab beim Dorfe Seddin in der Westprignitz. Dieser Grabhügel hat 300 Schritt Umfang und 35 Fuß Höhe und war mit einem Steinkreis umgeben. Im weiteren Umkreis liegen noch andere Hünengräber.



Abb. 123. Das Hünengrab bei Mellen. Westprignitz. 1887.

## Teufelssteine und Teufelsseen.

In der Lausitz und auch in der Neumark heißen solche großen Steine vielfach Teufelssteine. Jetzt sind sie fast alle zerstört. Mit solchen Steinen wollte der Teufel die Kirchen einwerfen; warf aber immer zu kurz. Noch sieht man seine Krallen darauf, die Finger, die beiden Handteller, die Eindrücke, wo er gesessen, aber auch die Abdrücke von Menschenfüßen, einer Menschenhand, von Hufen oder Pferdetappen, einer Kuh- und Hundetappe u. d. m. Vom Teufelsberg beim Dorfe Dobern wollte er die Kirche in Niemitsch einwerfen, und ebenso vom Borchelt (Burgwall) bei Stargardt; dieser Stein fiel nieder auf dem Pfarracker zu Stargardt. Dicht am Mohrinersee, wenn man den Weg nach dem Dorfe Guhden geht, liegt ein großer Stein, der Etzel- oder Achselstein, mit dem Eindruck wie von einer Achsel, und mit vier runden Löchern. Einst wollte dem Teufel seine Großmutter nicht das Essen kochen, da hat er sie wütend mit der Achsel gegen den Stein gedrückt. Seitdem ist sie nicht mehr widerspenstig und man kann sehen, wie sie täglich in den kleinen Näpfchen Essen kocht. Am Mohriner See ist auch der Lehnstuhl von Stein, auf dem sitzt der Teufel in warmen Sommernächten und angelt da Fische. Auch der Riesenstein am Wandlitzsee diente dem Teufel als Sitz. In der Gegend von Reetz, nördlich Arnswalde, betrog eine Krügerin die Bauern so, daß sie endlich der Teufel holte. Unterwegs ruhte er mit ihr auf dem Teufelsstein. Manchmal hat er auch Steine zum Bau herangefahren, mit einem Schlitten oder mit drei Kühen, wenn er einen Bau in Auftrag genommen hatte und als Preis sich die Seele bedungen. Oft wurde er um seinen Lohn geprellt, indem ein altes Weib sich auf eine lederne Schürze oder auf

das nackte Bein klatschte. Dann erwachten die Hähne, ehe er fertig war, und krähten und der Teufel zog ab, im Glauben, es tage. So erging es ihm auch beim Bau der Teufelsmauer in Goyatz. Manchmal hat er Erde von der Schippe fallen lassen, ebenso wenn er Erde durch die Luft führte, davon sind Berge entstanden und das Eiland im Wumsee bei Zechlin. Auch Brücken und Dämme mitten durch Seen hat der Teufel gebaut.

Eine ganze Anzahl Teufelsseen gibt es in der Mark, oft dunkle Seen, tief in den Bergen und von Wald umschlossen. Mehrere krumme Fließe hat der Teufel mit einem Stier ausgepflügt. Bald ging der Stier rechts, bald links, davon sind sie so krumm. Das Flüßchen Röhricke in der Neumark hat zwar der Markgraf Hans mit zwei schwarzen Stieren ausgepflügt im Zickzack, aber die Stiere waren zwei Teufel. Im Osten der Groß-Lieskower Feldmark heißt ein ehemaliger Graben allgemein Teufelsgraben. Nach Ewald Müller hat ihn der Teufel mit zwei schwarzen Bullen im Zickzack ausgepflügt. Den Graben, der zwischen Tschernitz in der Mark und Klein-Düben im Schlesischen immer im Zickzack geht, hat Eulenspiegel ausgepflügt.

## Wunderbare Steine.

Mit den alten Steinen hat es oft eine wunderbare Bewandtnis. Auf den Müggelsbergen lag früher ein großer Stein, der Teufelsaltar, in Cöpenick sagten sie Prinzessinnenstein. Darunter ist eine verwünschte Prinzessin mit ihrem prächtigen Schloß in den Berg versunken. Man sah sie des Mittags als schönes Weib am Teufelssee sitzen, wie sie sich im Wasser beschaute und ihre langen Haare strählte. Kommt sie abends aus dem Berge hervor, sieht man in ihrer Hand ein Kästchen mit schierem Golde. Vom Schloß in Cöpenick sieht man mittags oder des Nachts im Mondenschein ihren weißen Schleier niederwehen. Auch in dem übriggebliebenen Stück des Markgrafenstein bei Rauen hört man klagende Töne einer Prinzessin, die da hinein verwünscht ist. Als bei Zehden Arbeiter einen Stein sprengten, sprang aus ihm eine ganz schwarze Frau, eine Verwünschte hervor. Beim Dorfe Hohengüstow lag früher an einem Bergabhang ein großer Stein mit einem breiten Spalt. Ein Hütsjunge saß auf ihm und rollte aus Übermut seinen Frühstückskäse den Abhang hinab und dann sein Stück Brot, indem er rief: „Düwel rönnt un use lewe Herrgott krigt em." Da öffnete sich der Stein, und der Junge verschwand in die Tiefe, und die Stelle heißt Balos Grab bis zur Stunde. Beim Dorfe Müschen auf drei Grenzen schwur ein Bauer auf eines anderen Land: „Hier auf der Stelle will ich versinken, wenn das nicht mein Grund und Boden ist, auf dem ich stehe," denn er hatte sich Sand von seinem Acker in den Schuh getan, und sofort versank er in die Erde. Und als sie am andern Morgen nachsahen, war ein großer Stein daraufgelegt, den hatte der Teufel hingeschleudert, und bis heute heißt der Stein Schwurstein. In dem großen Walde zwischen Oderberg und Brodewin lag früher ein großer Stein, geheißen der Pfannenstein. Auf dem fand ein Hirt jeden Morgen neun Pfennige. Ähnlich fand an der alten Stadtstelle im Blumental ein Hirte auf einem Eichenstumpf neun Jahre lang alle Morgen einen Groschen. In Bloischdorf ist noch der Stein ganz eingesessen, auf dem die Mittagsfrau immer gesessen hat. An der Grenze bei Trebendorf lag früher

im ehemaligen großen Teich ein großer Stein. Auf dem saß in alter Zeit immer der Wassermann und kämmte sich die Haare aus.

Auf dem Siebenbrüderberge bei der Stadt Mohrin standen vordem sieben große Granitblöcke, einer immer größer als der andere. Da ist ein großes Wunder geschehen. Sieben Brüder hüteten da eines Morgens ihre Kühe und waren gar übermütig. Als die Sonne höher kam, öffneten sie ihre Kober, um zu frühstücken. Der eine von ihnen hatte einen Käse. Aus Übermut nahmen sie ihre großen Viehpeitschen und hieben damit so lange auf den Käse, bis Blut daraus hervorkam. Zur Strafe wurden sie auf der Stelle in Steine verwandelt.



Abb. 124. Der Schwurstein bei Müschen im Oberspreewald. 1877.

## Die Unterirdischen.

Die Unmaärdschken oder Twerje, in der Ostprignitz vereinzelt Haanselmannken, heißen in der Lausitz Luttchen, wendisch ludki, auch Heinchen, Heinchensleute, Heinzelmännchen, Jüdelche und Erdleute. Sie waren so klein, daß neun in einem Backofen dreschen konnten, aber breit und stark, und hatten dicke Köpfe. Sie nahmen kleine, ungetaufte Kinder aus den Wiegen und legten, in schlechtes graues Linnen eingeschlagen, ihre ungestalten häßlichen Bälger dafür hin. Aber wenn der Wechselbalg einmal ordentlich Prügel kriegte, dann brachten sie das richtige Kind wieder und holten ihr eigenes ab. Im Dorfe Liepe bei Rathenow pinkte eine Frau Feuer an mit Stahl und

Feuerstein, da sagte das kleine Kind in der Wiege verwundert, bis dahin hatte es nicht gesprochen: „Ick bün so old as Böm un Gold, aber so'n Lichtanmäken hef'ck no nich seen." Da merkte sie, daß es nicht ihr Kind war, und peitschte es so lange, bis die Unterirdischen ihr Kind wiederbrachten. Im Dorfe Zechow im Ruppinschen wollte eine Frau Bier brauen. Sie nahm nur wenig Malz, schlug neun Eier ein und warf die Schalen mit ins Braugefäß. Da rief der Kleine: „Ick bin all so olt as Böm un Gold, un häwt noch nich wüßt, dät Eierdöpp Bier geben müßt." In einer Familie war auch solch Kind, das nicht wollte sprechen lernen. Darum wollten sie ihm die Zunge lösen lassen und fuhren nach der Stadt. Als sie über eine Brücke kamen, rief eine Stimme: „Kilian, wo wißt du hen?" und der Kleine auf dem Wagen sagte: „Ick will mi gikelgakeln låten." So kamen sie hinter den Betrug und trieben ihn mit der Peitsche vom Wagen.

Die Unterirdischen wohnten in der Erde und in den Bergen, auch unter den alten Gräberhügeln aus der germanischen Vorzeit. Noch heißen sehr viele kleine Berge in der Lausitz nach ihnen Luttchenberge, aber auch sonst in der Mark Zwergenberge, so der Twarjeberch bei Christinendorf. Doch hat niemand gesehen, wie sie aus- und eingegangen sind. In den Häusern der Menschen kamen sie hinterm Ofen zum Vorschein. Sie lebten scheu und zurückgezogen. Ein Böttcher, der vormals in einem der Tagelöhnerhäuser bei Chorin wohnte, sah sie als graue Männchen und hatte für sie zu arbeiten. Auch rotgekleidet gingen sie. Meist trieben sie ihr Wesen unsichtbar, oft sah man nur die Hand, die zufaßte. Eine Kappe machte sie unsichtbar. In Schmarsendorf bei Schönfließ hatten Hüpkes Hochzeit. Ein Schäferknecht, Willem geheißen im Dorfe, hütete seine Schafe, als kleine Männchen ihn fragten: „Hie jift et jo wol hüte Hochtied?" „Jau," sagt er, „Hüpkins Dürte friet sich Rogges Micheln." „Na, werschte ni hengoan?" „Nää, unserener wert jo doa ni jeacht." „Na kumm man hen, hie heste 'ne rode Kappe. Wenn du die upsetten deest, kann di kener sien." So aß und trank er am Abend mit beim Hochzeitsmahl und sah, wie die Ungererschkins, unsichtbar in ihren roten Kappen, von den Tellern das Beste wegnahmen, am meisten aber bei Küster und Priester, so daß die Leute sich wunderten, wo die alles l'eßen. Nachher aber hatte Willem zuviel getrunken und setzte sich mitten auf den Tisch, da rissen die Unterirdischen ihm die Kappe wieder weg. Nun sahen ihn die Gäste und verprügelten ihn so gehörig, daß er mehrere Tage im Bette liegen mußte. Ein Mann hatte Erbsen, aber der Schoten waren alle Tage weniger. Er hörte Knistern darin, sah aber niemand. Da schlug er mit einem Dreschflegel hinein und einem Zwerg die Nebelkappe ab. Der sprang ein paar Schritte, zog sich die Nebelkappe wieder auf den Kopf und war dann verschwunden.

Die Unterirdischen waren harmlos und gutherzig und den Menschen hilfreich, besonders einzelnen Familien. Sie borgten sich allerhand von den Leuten, so namentlich Backmulden oder Backfässer und Butterstampfen, brachten auch zum Dank ein kleines Brot mit, das war grau und grob gemahlen, aber die Leute haben es gegessen. Mal pflügte eine Bauer. Es war heiß und er durstig. „Ach, hätt' ich doch ein Töpfchen mit Buttermilch." Wie er ans andere Ende kommt, steht ein Krug Buttermilch da. Ein andermal riecht es so nach Kuchen. „Ach, wäre doch Kuchen da." So steht da ein Kuchenbrett und obenauf liegt ein Kuchen. Und eine Stimme spricht: „Den Kuchen

sollst du essen, aber nicht inzweischneiden." „Das will ich schon machen," sagte der Bauer, zog sein Messer aus der Tasche und schnitt den Kuchen in der Mitte aus bis auf ein Reifchen. Das bog er zusammen und steckte es ins Maul. Wenn man ihnen unrecht tat, konnten sie allerdings böse werden. So kam mal der Tagelöhner Köpernick aus Dorf Wartenberg spät von Schönfließ zurück. Er hatte da lange in der Apotheke gesessen und ein bißchen zu tief in die Flasche geguckt. Als er so in der zwölften Stunde am Gruseberg war, sah er vor sich lauter kleine Gestalten auf dem Wege tanzen. Er mußte durch sie durchgehen, es half nichts. Vor ihm, hinter ihm tanzten sie, zottelten ihm an den Rockschößen und machten ihm lange Nasen. Dabei sangen sie in einem fort: „Wi danzen hie den kippe, kippe Käpernick!" Das ärgerte ihn am meisten, denn kein Betrunkener läßt sich gern sagen, daß er kippt. Wie er an den Kreuzweg kam, da blieben sie zurück. Da drehte er sich um und rief ihnen eine gehörige Grobheit zu. Aber da schrien sie laut, warfen ihn mit Knüppeln und Steinen, und kamen hinterhergerannt ihn zu greifen. Mit knapper Not kam er noch in Hüpkes Haus. Von zwei Mädchen wollte das eine beim Graben eine dicke Kröte mit dem Spaten durchstechen, das andere aber hielt sie davon ab. Dann wurden sie von den Unterirdischen zur Taufe eingeladen. Beim Mahle hing über der Gottlosen ein Mühlstein an einem seidenen Faden. „Jetzt geht es dir ebenso," sagte ihr die Frau, „wie mir, als du mich mit dem Spaten totmachen wolltest." Die Unterirdischen waren vergnügt und tanzten im Reigen. Auf verschiedenen Bergen hat man sie unter Gesang ihren Ringeltanz aufführen sehen. Ein Knecht bei einem Fischer in Alt-Reetz, im Dorfe genannt Rotmützken wegen seiner Mütze, trieb Sonntags, wenn die Leute in der Kirche waren, auf dem Stallboden allerhand Spiel mit kleinen Männern, den Unterirdischen. Da war Lärmen und lautes Lachen. Er nahm aber kein gutes Ende. Ebenfalls in Alt-Reetz waren am Weihnachtsheiligabend aus dem Montagschen Hause alle Leute zur Kirche bis auf die Hausfrau, die mit ihrem kleinen Säugling im Wochenbett lag. Da sah sie viele kleine Gestalten hervorkommen, die den Tisch deckten und kupferne Schüsseln mit Speisen und zinnerne Teller und Krüge aufstellten und Löffel hinlegten. Sie feierten ein Fest. Als die Kirchgänger zurückkehrten, verschwanden die Unterirdischen, ließen aber in der Eile einige Schüsseln stehen. Daraus ließen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Hausbewohner eine Ofentür machen, die noch (1868) im Montagschen Hause zu sehen ist. Bei einer Frau von Bünau, die während der Wochen allein in der Stube war, hielten die Zwerge eine Hochzeit ab und schenkten ihr drei Brötchen, die der Familie Glück bringen sollten.



Abb. 125. Wendische Kopftracht einer Kirchengängerin. Südlich der Grenze in Schleife in Schlesien. 1880.

Lärmen konnten sie nicht vertragen. Vor Zeiten lebten in dem hohen Berg beim Dorfe Zechow Zwerge. Der Berg war einst bewaldet. Nach dem Dorfe zu war eine

Schlucht, von steilen Hängen eingeschlossen. Hier waren die Zwerge, aber die Zechower Steingruben haben sie vertrieben. Es begann die Zerstörung. Die großen Steine wurden aus der schönen Schlucht entfernt, und die Menschen durchwühlten das Gelände nach Kies und Steinen. Die alten Leute im Dorf schüttelten den Kopf und sahen Unheil voraus; ihre Vorfahren hatten mit dem kleinen Volk in Frieden gelebt. Der Schäfer von Zechow, damals bei seinem knappen Lohn, trieb nebenher Schusterei. So saß er eines Tages bei seiner Herde auf einem hohen Ackerrain und schlug tüchtig auf seinen Schusterblock. Da baten ihn die Unterirdischen, er möchte doch das Klopfen lassen, sie wollten ihm auch jeden Tag Essen bringen. So erhielt er täglich in schönem Geschirr seine Mahlzeit. Einmal aber hütete sein Knecht für ihn, und der machte die Schüssel schmutzig. Da war es zu Ende. Wenn die Kinder in alter Zeit auf dem Felde das Vieh hüteten und sangen und pfiffen, baten die Untererdschken, sie möchten damit aufhören. Die Kirchenglocken konnten sie nicht hören, das brauste so und brummte so. Als die kamen, haben sie Vergang genommen. Man weiß nicht recht, wo sie geblieben sind. Die Rede geht, es gibt noch welche. Bei Guben haben sie sich in das heilige Land zurückgezogen, einen Rundwall noch aus germanischer Zeit, und da sind sie auch gestorben. Die Unterirdischen, die in den Bergen wohnten zwischen dem Dorfe Heiligensee und dem Tegelschen See, wie sie abzogen, so kamen sie in der Nacht zu einem Schiffer und baten, daß er sie über die Havel setze. Er warf einen Steg nach seinem Schiff, dann hat es immer getrippelt und getrappelt, immer wieder kamen neue, die ganze Nacht hindurch. Seitdem sind sie weg.

Wo man in Rauschendorf die alten Urnen findet, da soll ein Zwergenkönig begraben liegen. Bis zum Jahre 1872 waren beim Dorfe Grünhof bei Hindenberg fünf Hünenbetten. In dem größten ist die Königin der Zwerge in einem goldenen Sarge begraben. Wo solche alten Töpfe gefunden werden in der Erde, mit Knochen und Asche, die sind von den Unterirdischen, da haben sie gelebt und sind da begraben.

## Der Nix.

Der Wâtamann oder Wâtanix, Nicker und Pumpernickel, auch Nykus in der Lausitz, in manchen Gegenden Kobold, Koböldzer, genannt, sieht aus wie ein kleines Männchen oder wie ein Kind, und kann sich verwandeln. Er ist rot angezogen, mitunter grün, trägt eine rote Jacke und rote Hosen und eine rote Mütze, entweder eine Kappe oder eine Zipfelmütze mit einer Puschel. Er sieht aber auch aus, als wenn er lauter bunte Läppchen am Leibe hätte. Auf dem Lande sehen sie oft wie andere Menschen aus, kommen aufs Dorf oder in die Stadt, zum Tanz in den Krug oder sonstwie, doch kann man sie daran erkennen, daß ihr Kleidersaum naß ist, die Nähte. Es tropfen ihnen immer die Zipfel vom Rock, und wo sie stehen oder sitzen, bleibt ein nasser Fleck zurück. Im Fließ beim Dorfe Prenden sah ein Fischer, es war früh und noch ganz dämmerig, einen anderen das Netz herausziehen. Dann wurde die Gestalt immer dünner und loser und zuletzt wie ein Nebel und war ganz fort. Der Nix ist auch als Licht erschienen und Fischern als etwas Schweres in Käscher und Netz gesprungen. Man hat gesehen, wie der Wassermann sich die Haare kämmte, wenn er am Wasserwehr saß oder auf einem großen Stein, oder mittags um zwölf am Teichdamm herumging. Bei einem Graben nahe dem

Dorfe Prützke sonnte sich ein Wassernix. Ein Knecht warf ihn mit Steinen, und der Nix tauchte wieder unter. Das Jahr darauf ist der Knecht jämmerlich da ertrunken. Die Nixe sind in Seen und Teichen, wo es besonders tief ist, und in Flüssen, wo die Strudel sind. Früher wohnte in jeder Wassermühle einer. In alter Zeit konnten sie nach Sonnenuntergang nichts mehr mahlen, sonst ging immer etwas entzwei. Wenn die Mühlräder zu sehr pfiffen, warf man einen Brotranft, auch ganze Brote in die Mühlgrube. Wurde aber der Lärm zu groß, dann mußten sie etwas Lebendiges ins Wasser werfen, ein schwarzes Huhn, Ente, Taube, auch ein schlechtes Ferkel, dann wurde es wieder ruhig, sonst starb jemand. Oft mahlt bei der Mühle das Wasser die Ufer aus und reißt alles fort. Das ist der Nix, der wühlt die Mühlgrube aus.

Man soll nicht die Ruhe des Wassers stören. Dann hört man lachen und in die Hände klatschen, und es ertrinkt einer. So hörte man auch oberhalb Havelberg einen Menschen ordentlich im Wasser lachen, ein heller Schimmer zeigte sich darin. Das sind die Nixe, die da umherschwimmen. Manchmal zogen sie singend neben dem Kahn. — Oder es ruft eine Stimme und lockt. Sie langen auch aus dem Wasser, fassen nach den Rudern und hängen sich an das Kahnende, kehren auch die Kähne um. Einem von zwei Mädchen, die im Teiche Schilf holten, packte der Nix an die Beine und zog beide unter Wasser, weil sie sich festhielten. Die Leichen waren an den Füßen zerkratzt und ganz blau. Beim Dorfe Sackrow zog er Mädchen, die Vieh hüteten, von der Hutung ins Wasser. Vor Johanni soll man nicht baden, am Johannistage ist es besonders gefährlich. Der Wassergeist leidet auch nicht, daß man die Tiefe mißt. Als Leute den Tegeler See gemessen haben, ist ein Männchen aus dem Wasser gekommen und hat gesagt: „Wenn du unse Welt willt meten, sollt du dine bald verjeten."

Zum ersten Fischer von Burg, der in der Gnila gefischt hatte, hungrig war und sich Fische braten wollte, kam die Frau des Nix ans Feuer und wollte sich Kröten braten. Die war ganz nackt, von Menschengestalt und hatte die Kröten in einen Stock geklemmt. Der Fischer, ärgerlich, warf ihr glühende Kohlen an den Leib. Da schrie sie sehr laut auf, und von weither antwortete eine Stimme. Der Fischer lief vor Furcht fort und ihm nach ein Männchen. Zuletzt warf er das Netz von sich und eilte ins Haus. Am anderen Morgen sah er, daß der Nix das Netz aufgezogen und den Zwirn wieder zum Knäuel gewickelt hatte. Eine Badenmutter ging an einem Fluß vorbei, da saß eine große dicke Kröte am Ufer. Mit der sprach sie, und aus dem Wasser kam Antwort. In der Nacht holte sie ein Mann ab zu seiner Frau. Wo die Kröte gesessen, schlug er mit einer roten Rute ins Wasser. Da war es da trocken, und sie folgte ihm in seine Wohnung. Auf der Ofenbank standen viele neue Töpfe. Die Frau des Nix sagte: „Rühre nicht die Töpfe an, denn darin sind die Leute, die der Nix hat ertrinken lassen." Dann gab ihr der Nix eine ganze Mulde voll Geld. In dem vor alters berühmten Koboldsee, vereinzelt auch Teufelssee genannt, wo sie das Gesundheitswasser holen, ist ein Schloß versunken. Aus dem See kommt alle Jahr ein Berg in die Höhe, den habe ich selbst gesehen. In dem Berge hat der Kobold, der Nix, gewohnt. Mal in der Osternacht wollte ein Mädchen aus dem Dorfe Neu-Zauche Osterwasser holen, sah ein Kästchen liegen, und wie sie es aufmachte, lag ein Ring darin. Da kam einer und sprach: „Du sollst meine Braut sein." Und lange lebte sie mit ihm im See. Da hörte sie die Glocken

und wollte wieder einmal in die Kirche gehen. Sie mußte ihm versprechen, nicht den Segen abzuwarten, aber tat es doch. Dann hatte der Nix ihr Kind zerrissen. In einem anderen Dorfe hatte der Nix, ein schöner Mensch und fein gekleidet, von den Spinnmädchen, drei Schwestern, eine sich als Frau ausersehen. Sie sollte nur so lange in der Kirche bleiben, bis er eine rote Kugel schieben würde. Dann sprang er vor, als sie herauskam und riß ihr Kind in zwei Stücke. Die Tochter vom Nix im Koboldsee ging in die Mühle im Dorfe Laasow bei Straupitz zu Tanze, war aber nach dem Tanze jedesmal fort. Ein Bursche tanzte den ganzen Abend mit ihr und wollte sie durchaus nach Hause führen. Wie sie unten im schönen Schloß waren, sagte der Alte: „Es riecht hier nach Menschenfleisch." „Nein," sagte die Tochter, „hier ist niemand; muß sein, weil ich bei den Menschen getanzt habe." Dann schlief der Alte ein, und der Bursche kam glücklich wieder heraus. Im Dorfe Deetz bei Brandenburg lag ein Schiffer mit seinem Kahn auf der Havel. Er hatte Fische geangelt und wollte sie braten. Kommt ein Wassernix mit roter Kappe auf sein Schiff, stellt sich vor ihn hin und fragt, wie er



Abb. 126. Der berühmte Koboldsee; in der Ferne die Kirche von Straupitz. 1878.

heißen tut. Er konnte dabei knapp reden, weil er das ganze Maul voll Padden hatte. „Wo ik heten do?" sagte der Schiffer. „Ik het Selberjedån, wenn de't weten wist." Na Selberjedån, ik bedrippe di." Der Schiffer bedroht ihn mit einem Knüppel; aber der sagt noch einmal: „Ik bedrippe di" und spuckt ihm alle Padden in die Pfanne. Da schlägt der Fischer ganz barbarisch auf ihn los. Der Nix fängt an ganz gottsjämmerlich zu schreien, und alle Wassernixe kommen zuhauf und fragen, wer ihm was tut. Der sagt: „Selberjedån." Da sagten sie: „Hest du't selber jedån, so is di nich to helpene," und gingen wieder ab. Der Geschlagene sprang in die Havel und hat keinen Schiffer wieder betrippst. In der Dorfmühle von Burg, einer Wassermühle, damals auch Gasthof, kochte sich immer nachts um die zwölfte Stunde ein Nix Fische und brachte jeden ums Leben, der da in der Mühle blieb. Einst kehrte ein Mann mit sieben Bären ein. Im Kampfe riß ein Bär dem Nix die rote, buntstreifige Mütze vom Kopfe und zerkratzte ihn furchtbar. Ein ganzes Jahr ließ sich der Nix nicht sehen. Dann klopfte es in der Nacht an die Türe. „Meister Müller, ist die graue Katze noch da?" „Jawohl, die hat neun Junge, und die neun Jungen jede wieder neun Junge."

Eine Frau aus Cöpenick suchte mit ihrer kleinen Tochter Reisig im Walde bei den Müggelsbergen. Dabei kamen sie auseinander. Die Mutter suchte, eine Stimme antwortete überall im Walde, doch niemand war zu sehen. Am zweiten Tage fanden sie das Kind wohlbehalten unweit vom Teufelssee. Ein freundlicher alter Mann aus dem See hatte ihr alle Mittag schönes Essen gebracht. Zu Hause sehnte sie sich immer nach dem See und dem Wassermann und lebte nur wenige Tage noch. In Worms Lache, im Süden der Stadt Guben, lebten früher zwei Nixe; alle Jahre fielen ihnen Menschen und Tiere zum Opfer. Dann hatten sie Streit. Der eine ging an die Oberwelt und wurde Knecht beim Ackerbürger Naschke, war sehr fleißig, aber sagte, wenn seine Zeit um sei, müsse er wieder in die Tiefe und würde einen Kampf haben. Siegte sein Bruder, würden rote Blasen aufsteigen aus dem Wasser, wenn er, weiße. Dann kam es so, und weiße Blasen stiegen auf. Seitdem hat man von keinem Unglücksfall mehr da gehört.

## Wasserfrauen und Wasserjungfern.

Es gibt auch Wasserfrauen und Wasserjungfern. An einem Fließ in der Gegend vom Dorfe Müschen saß immer auf einem Brückensteg eine Frau, die kämmte sich am Mittag und Abend ihr langes Haar. Nach Sonnenuntergang ließ sie keinen Fischer vorbei, dann hat sie jeden mit ins Wasser genommen. Im Dorfsee zu Henzendorf wohnt in einem verwünschten Schloß eine Wasserjungfer, die alle hundert Jahre aus der Tiefe aufsteigt. Die Wasserjungfern, die im tiefen See bei Lahmo wohnten, hatten lange gelbe Haare und sind viel auf die Dörfer zu Tanze gegangen. Die schönen Seejungfern im Mittelsee bei Lehnin bringen den Frauen Hilfe und tun den Menschen Gutes. Im Hopfensee bei Berlinchen sieht man eine Nixe auf einem Stein sitzen und sich ihr Haar kämmen. Einst waren drei Schwestern, die haben an einem See Wäsche gebleicht, darum sagt man noch: „Du hast so weiße Wäsche wie die drei Schwestern am See". Am Blumenthalschen See, im schönen Walde Blumenthal, sieht man am Neujahrstage Leinen mit feiner Wäsche über den See gezogen.

## Verwünschte im Wasser.

In den Seen sind viele Verwünschte, sie warten auf ihre Erlösung. Im Teufelssee an den Müggelsbergen ist das Schloß einer Prinzessin versunken. Sie zieht als Schwan auf dem Wasser oder sitzt als schöne Jungfrau am Ufer und kämmt ihre langen gelben Haare, namentlich am Johannistag, wo sie erlöst werden kann. Wie da ein Fischer seine Netze auswarf am hellen Mittag, so kam ein Wagen mit vier Pferden, eine hohe weiße Gestalt darauf, von den Bergen herunter. Sie gibt ihm alles an, doch als Feuerschein hinter ihm leuchtet, sieht er sich um, da versinkt die Prinzessin mit Wimmern. Der Fischer selbst lebte nur wenige Tage noch. An der Brücke beim Dorfe Stradow im Kreise Calau kommt eine Frau aus dem Wasser, die hat immer den Leuten eine blutrote Hand hingehalten. Aus dem See am Schloßberg bei Sommerfeld (Lausitz) steigt eine Prinzessin als Seerose empor.

## Versunken im Wasser.

In vielen Seen sind vormals alte Schlösser, Kapellen, Kirchen, Häuser und Dörfer, selbst ganze Städte versunken. Solche Städte sind versunken im Werbellinsee, im Paarstein, im großen Plagesee, im Scharmützelsee bei Storkow, im Stechlinsee bei Globsow, im Hausee bei der Stadt Buckow, im Swietensee bei Trebatsch u. a. In der Tiefe auf dem Grunde kann man sie auffinden. Bei hellem Sonnenschein sieht man noch die Kirchtürme und Häuser und die Mauern, im Wumsee bei Zechlin selbst das Pflaster, doch in manchen Seen nur am Johannistag. Die Fischer finden sie, die Netze sind oft an den Häusern und Turmspitzen hängengeblieben und zerrissen, so im Lietzensee bei Charlottenburg. Noch hört man die Glocken läuten, besonders vor den Festtagen und in der Neujahrsnacht. Vieles ist versunken wegen Frevel und Übermut und Sündhaftigkeit der Menschen. Im Dorfe Eicho stand in alten Zeiten eine Schenke. Da tanzten sie Tag und Nacht. Sie tanzten noch oben, als schon die untersten Stufen voll Wasser standen. Da ist jetzt ein Weiher, und wenn die Sonne hell scheint, kann man noch die Ziegel im Wasser sehen. Ebenso ist der Näberskrug bei Rietz bei Brandenburg untergegangen. Im Gohlitzsee bei Lehnin ist ein Dorf versunken mit Menschen und Vieh und allem. Die Bauern waren übermütig und gottlos geworden und streuten die Stubendielen mit Mehl, aber unser Hergott straft allen Übermut. Wo der Hopfensee ist bei der Stadt Berlinchen, ist vormals ein Mönchskloster untergegangen wegen der Sünden der Mönche, und an Stelle des Klosters jetzt der See. An jedem Johannistag kommt aus dem See eine Jungfrau, die Seejungfer, vormals eine Nonne, und ruft dreimal „Wehe!" Dann hört man in der Tiefe läuten. Ein Mann, in der Gegend beim Schwielochsee, kam an eine Brücke, die war über einen Graben. Da bat ihn eine Frau, er sollte sie über die Brücke bringen, aber sich nicht umsehen nachher. Dann hörte er solch Brausen und sah sich um. Da kam eine Stadt aus dem Wasser, Häuser und Türme und dann gab es einen Knall und alles war verschwunden. Im Sumpf unterhalb der Schwedenschanzen, einem Burgwall bei Görbitsch, ist eine alte Kirche versunken.

Wie schon erwähnt, sind vielfach Glocken in Seen versunken. Noch hört man sie läuten. Sie sagen: wenn die Glocken ungetauft sind oder nicht richtig getauft, fliegen sie fort in den See. Sie kommen zuweilen hoch und sonnen sich am Ufer des Mittags, besonders am Johannistag. So kommt aus dem Barschsee bei Rheinsberg eine große Glocke läutend ans Land geschwommen. Wenn eine Glocke sich sonnt und man legt einen Lappen oder ein Tuch darauf, so kann sie nicht wieder zurück, ebenso wie wenn man in brennendes Geld etwas wirft. Die Leute haben Glocken miteinander sprechen hören: „Anne Susanne, willte met to Lanne?" Die andere: „Anne Margarethe, wi willn to Grunne scheten." Im heiligen See, nach dem das Dorf Heiligensee genannt ist, sagte eine zur anderen: „Anne Susanne, wisle mit to Lanne?" Die andere: „Nimmermeh," und sanken in die Tiefe. Fischer haben sie oft im Netz gehabt, aber das Netz ist gerissen. Einst sind die Glocken vom Kapellenberg bei Blankensee fortgeflogen; die eine in den See gefallen, die andere in eine Sandschelle. Die hat eine Sau ausgewühlt, darum summt sie noch heute: „Sau fand innen Sand." Bei Wandlitz in den heiligen Pfühlen

läuten mittags Glocken. Zwischen dem Schloßberg von Freienwalde und dem Räuberberg in einer Schlucht ist ein Wasser, heißt das klingende Fließ, weil darinnen eine Glocke versunken ist, die zuzeiten läutet. Bei Kurtscho ist eine Glocke in den Glockenteich geflogen. Noch gehen die Leute horchen, ob sie läutet. Mittags im Sommer, wenn es recht still ist, klingen die Glocken im Glockenteich bei Tremmen mit dumpfem Ton an und am Johannistag fährt ein Wagen mit Schimmeln bespannt aus dem Türberg hervor, da soll in Kriegszeiten ein Dorf Ture oder Türe untergegangen sein. Glocken, die man auffand am Wumsee bei Zechlin und beim Dorfe Lutterow, konnten nur Ochsen, nicht Pferde wegbringen.

## Wasserwunder.

Allerhand wunderbare Wesen sind in der Tiefe der Seen. Bei Neu-Globsow breitet sich, eingefaßt von Bergen und umsäumt von Eichen, Buchen und Kiefern, der große Stechlinsee aus. Durch die klare Flut sieht man bis tief auf den Grund. In seinen Tiefen haust ein Ungeheuer, genannt der rote Hahn, und duldet nicht, daß überall gefischt wird. In alter Zeit lebte zu Fischerhaus Stechlin ein Fischer Minack, ein gewaltig starker Mann, doch roh und wild. Einstmals wollte er an einer der verrufensten Stellen fischen, weil da viele Maränen waren. Es war stürmisches Wetter, nur mit Zagen folgten seine Knechte. Das Netz ist ausgeworfen, sie fahren ans Ufer und winden heraus. Bald gehen die Winden schwerer und stehen dann still. Nun fährt Minack mit seinem Kahn auf den See hinaus, um das Zeug zu lüften, nimmt das Tau übern Kahn und zieht sich daran weiter. Da droht das Tau, immer straffer, den Kahn unter Wasser zu drücken. Der Fischer ruft nach dem Ufer: „Laßt die Winden los.“ Aber bei dem Sturm verstehen sie: „Windet zu!“ und arbeiten erst recht darauf los. Sein Kahn füllt sich mit Wasser, das Tau abheben kann er nicht, so zieht er sein Messer und schneidet es durch. Wie da die beiden Enden in die Tiefe fahren, teilt sich das Wasser und mit donnerndem Krähen betäubt der rote Hahn den Fischer und zieht ihn hinab in die Tiefe vor den Augen seiner Knechte. Im großen Mohrinersee mit seinen steilen Ufern liegt ein großer Krebs mit einer Kette an den Grund angeschlossen. Reißt er sich einmal los, muß die ganze Stadt Mohrin untergehen. Oft hat man deshalb in Angst geschwebt, denn wenn der See heult, tobt unten der Krebs und will sich lösen. Auch kommt ein Schimmel aus dem Wasser, am Marientage erscheint eine weiße Gestalt, alle Jahr ertrinkt einer. Ein Bauer in Heiligensee stieß beim Graben in seinem Garten auf eine eiserne Kette; die nahm kein Ende. Da taucht im See ein schwarzer Schwan empor. Er läßt die Kette los, und Kette und Schwan sind verschwunden. In Kemnitz erschien ein weißer Schwan, der kam aus dem Plessowschen See und verkündete Tod. Einst ging er auf den Edelhof und keine acht Tage, so war der Edelmann tot. Allerhand spukhafte Wesen, auch Kühe, Kälber, Schweine erscheinen, besonders an Brücken. Hier erscheint ein Schimmel, dort läuten die Glocken einer Schafherde, die vormals durch das Eis gebrochen. Am Karschensee bei Görbitsch kommt ein Stier, reißt das Maul auf und zeigt die langen Zähne. Auch hört man eine Stimme vom See: „Ho! Ho!“ Doch darf niemand darauf achten, sonst kommt sie näher. Aus der Bullgrube

bei Müschen kam mittags der Nix hervor und faßte einen Bullen von der Herde, die Mädchen da hüteten, und schwemmte ihn im Wasser. Noch jetzt sieht man die Furchen, die der Bulle da ausgetreten. Bei Christdorf kam aus dem schwarzen See ein schwarzes Pferd und riß das Pferd vom Pfluge eines Bauern mit sich fort in den See, wo beide versanken. Als vier Fischer von Burg am Ostersonnabend fischten, einen höheren Feiertag gibt es nicht, flog eine Ente um den Kahn und bannte ihn fest. Zwei von den vieren sind nicht natürlich gestorben. Am Koboldsee fing einer einen großen Hecht, dann flog der als Ente davon. Einer angelte am Feiertag und fing einen Fisch mit Augen wie Wagenräder; er ist gestorben. Ein anderer fischte mit dem Käscher, da war auf einmal alles Netzwerk weg und ein Knaul lief ihm durch die Beine und eine Stimme erscholl im Wasser. Oder ein Blatt von einer Seemummel kam hoch und wurde



Abb. 127. Die Bullgrube bei Müschen i. J. 1878; vorn eine der Furchen des Bullen.

zu einem Menschenkopf. Beim Angler, der nächtlich angelt, zuckt es um 12 Uhr an der Angel und treibt ihn dann mit Backpfeifen davon. Auch Leute, die einen See entwässerten, bekamen alle Backpfeifen. Die Geister leiden nicht, daß man ihre Gerechtsame ihnen nimmt. Im Walde bei der Försterei Tornow bei Neu-Ruppin liegt der fast kreisrunde Teufelssee. Oft ist da eine Hexe, blutrot, aus dem Wasser gestiegen und hat einsame Angler getötet oder ins Wasser gezogen. Im Plötzensee in der Gubener Heide fingen Fischer nachts einen Fisch ohne Schwanz und warfen ihn in den Kahn zu den übrigen Fischen. Um Mitternacht rief's aus dem Wasser: „Nickel! Nickel! Nickel!" und eine Stimme antwortete: „Alle sind hier, nur der Ohnschwänzige fehlt." Sogleich sprang der Fisch wieder ins Wasser und der See wurde so unruhig, daß die Fischer gleich ans Land fuhren. Am Paarstein, wenn die Fischer krebsen, lodert ein Feuer. Zwei Brüder erschlugen sich wegen eines großen Krebses und müssen zur Strafe ewig krebsen. Über den Klostersee bei Strausberg sieht man oft einen Jäger daherschreiten, und

im Klosterſee bei Lehnin erſcheint mittags ein Hut, eine Kette geht von ihm bis auf den Grund, dann ertrinkt jemand. Im Mittelſee ebenda, mittags im hellſten Sonnenſchein fährt im Kahn ein weißer Bock, und noch merkwürdiger im Blumenthalſchen See ſchwimmt zuweilen ein mit Eiſen beſchlagener Koffer. Am zweiten Adventstag ertönt aus ihm Spiel und Geſang.

Zu den Luftgeiſtern gehören die Winde, die wilde Jagd und der fliegende Drache.

## Der Wind.

Der Wirbelwind, Küſelwind, Querlwind iſt ein unſichtbarer Geiſt. Durch einen hohlen Ärmel kann man ihn ſehen, am beſten man zieht das Hemde dazu aus. Dann ſieht man, es iſt ein großer grauer Kater, der ſich immer auf den Hinterfüßen herumdreht, oder auch ein Haſe läuft darin herum. Wenn es beim Küſelwind ſo ſtaubt, dann ſagen ſie: „Nun tanzt der Teufel auf Holzſchuhen.“ Der Wirbelwind fährt aus der Erde wie aus dem Waſſer heraus, der Schreck von ihm iſt ſehr ſchlimm, aber es gibt Mittel dagegen, beſonders das Wirbelwindskraut. Wenn er kommt, ſoll man ſich vor ihm hinlegen oder das Meſſer hineinwerfen und ſagen: „Gnädig Herr Deibel,“ oder „Küſelwind, Saudreck“. Einem Kuhjungen warf der Querlwind Sand auf die Stulle. Der warf mit dem Meſſer nach ihm, fand es aber nicht wieder. Am andern Tage kam drohend ein kleiner Mann mit einer Narbe in der Stirn zu ihm. Nach Karl Wilke warf ein Bauer aus Stolzenhagen ſein Meſſer in den Wirbelwind, das dann verſchwunden war. Bald darauf bringt er Weizen nach der Oderberger Waſſermühle am Berliner Tor und ſieht den Müller ſtark hinken, auch auf dem Fenſterbrett ſein Meſſer. Der Müller gibt's ihm zurück mit der Warnung: „Hüede dy my't nomoals in't Been tue drywen, dittmoal fall't by de ollen Cöcker blywen. By'n Küſelwind lott't Metzer ſteäken, ſüß mutt ick dy den Halz awbreäken.“



Abb. 128. „Kluge Frau“, Kräuterfrau. Kreis Teltow. 1896.

Der Wind iſt der Mann, ſeine Frau die Windin. Der Wind geht immer geradeaus, ſie fährt in die Bäume, Sträucher und Heuhaufen und ſchüttelt ſie durch. Bleibt ſie zu lange zurück, ſo ſperrt er ſie zur Strafe ein. Legt ſich des Abends der Wind, ſo ſagen die Landleute: „Nun iſt der Wind mit ſeiner Frau zu Bette gegangen.“ In manchen Dörfern ſagt man zu den Kindern, wenn der Wind recht pfeift oder heult, oder um die Hausecke herumgeht oder durchs Fenſter kommt: „Der Windhans fährt vorbei.“ Wenn Kinder fragen: „Wer hat da ſolch Loch auf dem Strohdach gewühlt?“ „Der Windhans hat da angeſtoßen.“ Es gibt auch eine Windsbraut. Sie war vorzeiten ein reiches Edelfräulein, die die Jagd über alles liebte, über Äcker und Gärten der Bauern und durch die Saatfelder ſtürmte. Deshalb iſt ſie verwünſcht, in alle Ewigkeit mit dem Sturm dahinzufahren. Erhebt ſich der Sturm, ſo eilt ſie ihm voran und wird gejagt von feurigen Ungetümen, Schlangen und Drachen. Im Sturmwind erſcheinen auch die Geiſter ſolcher, die gewaltſam erſchlagen wurden, oder ſonſtwie keine Ruhe im Grabe

haben. Auch wenn sich einer erhängt oder ertränkt, gibt es Sturmwind, „ihm läutet der Wind".

## Die wilde Jagd.

Die wilde Jagd, der wilde Jäger heißt auch Helljäger, Höllenjäger; in der Lausitz Grenzjäger, besonders aber Nachtjäger und so auch in der Neumark. Der wilde Jäger jagte am ersten Weihnachtsfeiertag und verschwor sich: „Und sollte ich bis zum jüngsten Tage jagen, so muß ich heute einen Hasen haben." Er hat keinen bekommen und muß jagen bis heute. Er reitet auf einem Schimmel. Den Hunden fliegt Feuer aus Maul und Nase, daß es furchtbar ist. Er hat seinen bestimmten Strich, seine Straßen und Wege, und seine bestimmte Stunde. So zog er auch immer nach dem Babenberg, dem Frauenberg zwischen Lieskau und Schönheide. — Ein Gebäude, das ihm einst im Wege stand, mußten die Leute abreißen. Er reitet viel auf den Grenzen, Hirten, die an Grenzhügeln lagen, wurden fortgeschleudert. Einmal stiegen mehrere aus der wilden Jagd von den Pferden und trugen einen Hirten ein ganzes Ende fort. Er jagt auf der Erde, durch die Luft und über dem Wasser dahin. Wenn er über einen See zieht, wird das Wasser unruhig. Am großen See bei Görbitsch wartete in Sommernächten ein Fischer, der da krebste, immer bis der Nachtjäger mit seinen zwei Hunden vorbei war, der von den Schwedenschanzen, einem alten Burgwall, herkam. In der Neumark sah man ihn an verschiedenen Orten mit zwei Hunden. Die aus der wilden Jagd rufen: „Ho! Ho! bliw innen Middelweg, denn biten di de Hunde nich." Darum soll man im Wagengeleise bleiben, wenn er kommt, sich hinlegen oder ducken und ruhig verhalten, dann geschieht einem nichts, sonst reitet er einen nieder. Am Heidenkirchhof beim Dorfe Beelitz im Sternbergschen zog er neben einem Bauer und seiner Frau, ihren Sohn kenne ich, ganz dicht vorbei. Dagegen kam einer Frau im Blumenthal, die Beeren suchte, das Pferd des wilden Jägers dicht an ihre Schulter und im nächsten Augenblick war sie zu Boden gerannt, der Topf in Scherben, die Beeren zerstreut. Schlimmer erging es einem Spielmann, der am Silvesterabend in einem Dorfe bei Templin zum Tanze aufgespielt hatte und um Mitternacht heimkehrte. Er versteckte sich hinter einen Eichstamm; doch im Nu stürzte einer der Jäger auf den Baum los und rief: „Hier will ich mein Beil einhauen." Der Spielmann fühlte einen gewaltigen Schlag und eine Last auf dem Rücken. Zu Hause ward er gewahr, daß er einen großen Buckel hatte. Über ein Jahr zur selben Zeit stellte er sich wieder hinter die Eiche. Wieder kam die wilde Jagd, derselbe Jäger stürzte an den Baum und rief: „Hier habe ich



Abb. 129. Bauer mit Quersack, vom Jahrmarkt heimkehrend. 1880.

vor einem Jahr mein Beil eingehauen, hier will ich's auch wieder herausziehen." Im selben Augenblick fühlte der Spielmann einen gewaltigen Ruck und der Buckel war fort.

Wenn die wilde Jagd herankommt, ist Brausen und Sausen, das wie ein Sturmwind durch die Wipfel der Bäume geht, gewaltiges Heulen und Knastern und ein fürchterliches Lärmen und Toben, Stimmengeschrei, Peitschengeknalle und Pferdeprusten, Bellen, Geklaff und Geblaff von vielen Hunderten von Hunden, Blasen auf Waldhörnern, Schießen und Rufe der Jäger; ein wunderbares Getöse. Allerhand seltsame Gestalten fliegen durch die Bäume hindurch, rennen und sausen vorbei, dicht um einen herum. Man weiß gar nicht, was alles für Tiere und Gestalten es sind, bis sie nach und nach einzelner kommen und endlich sich ganz verlieren. Aber das Geschrei und Lärmen hört man noch lange in der Richtung, wo der wilde Jäger hingezogen, bis es immer schwächer wird und zuletzt nichts mehr zu hören ist. Man soll sich nicht verleiten lassen aus Übermut mit einzustimmen in das Hallo und die Jagdrufe. Ein Bauer schrie mit, da rief der wilde Jäger: „Hast med helpen jagen, sast ok helpen knagen!" und warf ihm eine Pferdekeule herunter. Am andern Morgen war es ein faules Stück Holz. Ein Herr von Arnstädt in Groß-Kreuz lag einst im Bett und hörte die wilde Jagd daherbrausen. Ein gar lustiger und übermütiger Herr, rief er hinaus: „Halbpart!" und schlief dann wieder ein. Am andern Morgen hing vor seinem Fenster an einem Haken eine Pferdekeule. Kaum war sie fortgebracht, hing sie wieder da. Nun wurde der Haken herausgezogen. Kaum hatte man den Rücken gewandt, saß der Haken schon wieder fest drin, und die Pferdekeule hing auch da. In Lehnin kam er in die Spinnstube, hatte ein Menschenbein und einen Pferdefuß, auf der Schulter ein Stück Wild. In der Seebecker Gemeindeforst fingen sie einst einen Dachs, der hatte nur ein Auge. Da zog der wilde Jäger durch den Wald und eine Stimme rief: „Sind wir noch alle beisammen?" Antwortete eine andere: „Der Einäugige fehlt." Spötter bestraft er. Ein Jäger schoß nach der wilden Jagd, in drei Tagen war er tot. Er verfolgt auch eine Frau. Beim Dorfe Priort war ein Pferdeknecht nachts in der Koppel und lag an einem Kreuzweg. Da kommt eine Frau gelaufen und bittet ihn flehentlich, er möchte sie über den Weg bringen. Jenseits läuft sie eilig davon. Gleich danach kommt der wilde Jäger mit seinen Hunden und will auch über den Kreuzweg gebracht sein. Seit sieben Jahren jage er die Frau, entrinne sie ihm diese Nacht, sei sie erlöst. Bald kehrt er zurück und hat die Frau, die ganz nackt war, quer vor sich auf dem Pferde liegen.

Die wilde Jagd ist besonders in der Frühlings- und Herbstzeit und in den Zwölften, ganz besonders den heiligen Abend vor Weihnachten und in der letzten Nacht des Jahres. Beim Kirchhof zu Niemitsch ziehen bei zunehmendem Mond Reiter ohne Kopf über die Wipfel der Fichten.

In der Prignitz ist eine Edelfrau, Frau Gode geheißen, verwünscht, ewig durch die Luft zu jagen. Namentlich in den Zwölften zieht sie umher. Mal schlug ein Bauer mit der Peitsche nach einem von ihren Hunden, hat dann einen dicken Kopf bekommen und vierzehn Tage gelegen. Ebenso jagt in der Uckermark die Frick mit der wilden Jagd.

## Feuergeister.

Die Feuergeister sind die blanken Vögel, gerade wie kleine Tauben, die, wo Feuer ist, in den größten Flammen hin- und hergehen. Bei Tage sieht man sie nicht. „Siehst du nicht die Tauben fliegen?" sagten früher die Leute zueinander. Aber auch im Hause sind Feuergeister. Zwei Feuergeister unterredeten sich mal, und der eine fragte den anderen: „Wie gefällt es dir? Wie wirst du behandelt?" Der sagte: „Sehr gut. Wenn meine Wirtin aus der Küche geht, sammelt sie alle Kohlchen zusammen, setzt Ziegelsteine herum und versorgt alles." Der andere sagte: „Meine Wirtin, wenn sie will aus der Küche gehen, wirft die Kohlen zusammen und begießt sie mit Wasser." Da meinte der erste: „Na, mir ist sehr wohl, mir wird gut aufgewartet." Der andere sagte wieder: „Mir gefällt das nicht, ich werde mich drum mal rächen." Und ist so geschehen; nach einiger Zeit brannte das Haus ab. Als die Stadt Ruppin abbrannte und schon die Kirche in Flammen stand, sah man hoch oben auf dem Turm einen kleinen roten Kobold, der bald hier bald da aus den Luken herausschaute und die Leute auslachte, die unten in Menge standen.

## Der feurige Drache.

Der Dråk, auch genannt der feurige oder fliegende Drache, Geld- oder Getreidedrache, heißt in manchen Gegenden Kobold oder Puks, lausitz-serbisch plon. Wenn er nachts durch die Luft zieht, sieht er aus wie ein feuriger Streifen, so lang wie ein Wiesenbaum, den man auf dem Heuwagen hat, und hat vorn einen breiten Kopf so groß wie ein Kessel. Zieht er vorbei, so wird es auf einmal ganz hell, manchmal alles wie in Feuer. Er bringt Geld und Korn. Führt er Schätze, Geld durch die Luft, so ist er rot, feurig und sprüht Funken, das sind Goldstücke. Zieht er als blauer Streifen, so bringt er Korn, Weizen, Gerste. Was er davon fallen läßt, ist versengt oder verbrannt. Will man, daß er platzt, so wirft man den Feuerstahl oder ein Messer nach ihm, dann läßt er fallen, was er trägt, aber man muß schnell unter ein Dach springen. Er trägt dem einen zu, dem andern fort, und wer ihn hat, dem bringt er Reichtum. Er läßt sich durch den Schornstein ins Haus nieder. Auch auf dem Schwengel der Pütte hat man ihn gesehen.

Zu den Hausgeistern sind zu zählen der Kobold, der (Haus-) Drache, Mart, die Wehklage und die Hausschlangen.

## Der Kobold.

Der Kobold ist ein kleiner Kerl, rot gekleidet, mit roter Jacke und roter Kappe. Auch in roter Jacke und blauer Mütze hat man ihn gesehen. Er kann sich verwandeln und hat große Kraft. In Jänickendorf bei einem Bauer warf der Kobold, weil sie vergessen hatten, ihm die ausgemachte Speise hinzusetzen, im Stall einen Schimmel rücklings in den großen Mengekumben, denn Schimmel können sie

nicht leiden, so daß nur die vier Beine über den Stand vorsahen. Und öfter hat der Kobold nachts in Gasthöfen, wenn er beim Reinmachen war, Fremde von Tisch oder Bank auf den Boden niedergelegt und nachher wieder hinaufgelegt, wenn sie sich zum Schlafen dahin gelegt hatten. Er steht sich sehr gut mit den Hausbewohnern. Nur muß man ihm jede Nacht sein Essen hinstellen, nämlich Biersuppe oder Mehlsuppe mit Milch, eine Schnitte Brot und einen Krug Bier, sonst wird er ärgerlich und zerschlägt alles. Einer, den der Bauer Tiedemann im Dorfe Klewitz an der Oder hatte, im Dorfe der rote Hahn genannt, warf mit Sand und kleinen Steinen um sich, und in den Ställen, auf dem Dachboden und im Keller alles durcheinander. An der Postbrücke zwischen den Dörfern Cögow und Lüdersdorf belästigte einer ein Fuhrwerk, war als ein rotes Männchen bald vorn auf der Deichsel, bald hinten am Wagen, so daß die Pferde nicht weiter wollten. Sonst kann er sehr lustig sein, klatscht in die Hände und lacht laut auf, pfeift auch gerne und lacht die Leute aus und treibt allerhand Neckereien. Die Krampenbude, ein Fischerhaus an der Dahme weiter oberhalb Cöpenick, hieß früher Koboldhaus, weil ein Kobold da immer die Fischer mit Köpfen und Beinen verrückte und gerade in Linie legte, wenn sie nachts nebeneinander lagen und schliefen. Mancher hat den Kobold. Ein Bauer im Dorfe Grieben hatte ihn als rote Puppe in seiner Lade. Als sie einst sein Junge öffnete, sprang der Kobold heraus und in der Stube herum. Früher hatte namentlich das Gesinde Kobolde zur Arbeit, besonders die Mägde in Gasthöfen und Schenken hatten welche, aber auch den Leinwebern und Handwerkern halfen sie. Sie waren sehr schnell bei der Arbeit, darum sagt man noch: „So fix und lustig wie ein Kobold.“ Der Kobold verrichtet allerhand Dienste im Hause, er hilft scheuern, wäscht die Tische und Bänke ab, spült Flaschen und Gläser aus, schafft Bier ins Haus, besorgt alles, was zu Stall und Fuhrwerk gehört. Er hilft dem Knecht beim Häckselschneiden, putzt und striegelt die Pferde und pfeift sich dabei eins und hilft tragen, wenn der Wagen schwer geht. Der Kobold ist schwer wieder los zu werden, geht aber, wenn man ihm einen alten Dreier gibt. Ein Bauer im Dorfe Blankensee fuhr auf den Rat eines klugen Mannes in den Wald und tat, als wollte er einen Baum umhauen. Alsbald war auch der Kobold oben in der höchsten Spitze und schaukelte sich im Wipfel hin und her, damit der Baum leichter stürze. Dann fuhr der Bauer schnell davon. Da hörte er rufen: „Wat jächste denn so? De jlöwst woll, de Jröne kümmt!“ Und der Kobold saß hinten auf.



Abb. 130. „Kluger Mann“, „Doktor“. Oberspreewald. 1877.

## Der Hausdrache.

Der Dråk kann sich verwandeln und erscheint in verschiedener Gestalt, meist als Kalb und als nasses, oft schwarzes Hühnchen. Auch als kleines rotes Männchen hat man ihn auf dem Dachboden gesehen. Eine Magd sah ihn als schieres Feuer frühmorgens im Ofen. Wer ihn besitzt, bei dem liegt er als buntes oder schwarzes Kalb mit feurigen Augen in einer Tonne auf dem Boden oder in der Küche. Er kriegt Milchhirse oder süße Milch, aber man darf ihm nicht den Rachen damit verbrühen, sonst zündet er das Haus an. Mit der Hausfrau steht er sich gut; aber die Magd glotzt er böse an, wenn sie ihm das Futter auf den Boden bringt. Ein Mann wußte nichts davon, daß seine Frau den Drachen hatte. Er brachte dann die Tonne mit ihm weg, da hat das Gewitter eingeschlagen, und das Haus ist abgebrannt. Eine Bauernfrau blieb immer bis hoch in den Mittag auf dem Felde, trotzdem stand nachher das Mittagessen fertig auf dem Tisch. Knecht und Magd aßen und verwunderten sich. Eines Tages ging der Knecht der Frau nach auf den Boden. Sie hielt dem Drachen in der Tonne eine große Schüssel vor. „Frau, der Mann guckt," sagte er. „Küllere man, Hänseken, küllere Backebirnen und Klöße." Als dann Knecht und Magd nichts aßen, wunderte sich die Frau. Die Magd sagte: „Was Euch das alte bunte Kalb kullirt, das werden wir nicht essen." Wie sie dann hinten nach der Küche ging, saß der Drache im Schornstein und bewarf sie ganz voll Unrat. Dann war und blieb sie ganz blau. Seitdem sagt man noch: „Du siehst aus, wie vom Drachen beschmutzt." Als nasses Hühnchen, auch bei Regenwetter, finden ihn die Leute am Wege oder auf dem Felde und bringen es aus Mitleid mit und setzen es in der Stube untern Tisch oder die Ofenbank. Dann liegt am andern Morgen ein Häufchen Weizen oder Gerste neben dem Hühnchen. Manchmal findet sich solch schwarzes Hühnchen auch von selbst auf dem Hofe ein. Aber man wird den Drachen schwer wieder los und muß das Hühnchen wieder hinbringen, wo man es her hat oder verlieren auf der Straße in einer Schachtel. Wer die mitnimmt, hat den Drachen. Ein Bauer band das Hühnchen hinten auf dem Wagen fest, die Hinterkarre aber bloß mit einem Stricke an. Er saß vorn auf dem Wagen. Dann fuhr er zwischen brennendem Strauchwerk durch und machte den Strick los und fuhr davon, was das Pferd laufen konnte. Zu Hause war das Hühnchen schon da und sagte: „Ach Gott, was wir beide gelaufen sind; du liefst gut, aber ich noch besser."

## Mart, Wehklage, Hausschlangen.

Der Mårt, die Mårte, Mår, Måre, Måd, Made, Mader (auch Madder, Marder), in der Lausitz Mure, Murraue, mórawa lausitz-serbisch, ein geisterhaftes Wesen, drückt den Menschen im Schlafe und nimmt ihm Atem und Regung. Es kommt nachts durchs Schlüsselloch, schleicht leise heran ans Bett und legt sich dem Schlafenden auf die Brust. Wenn man zufaßt, ergreift und sperrt es in ein Gefäß, deckt's zu und sieht am anderen Morgen nach vor Sonnenaufgang, dann sieht man es in der richtigen Gestalt, denn es verwandelt sich. Einer faßte zu, da war's am Morgen eine weiße Maus. Ein anderer

faßte einen Strohhalm, da war es am Morgen ein richtiger Mensch, die Tochter der Nachbarin. Auch als Katze erscheint es, oft wie ein Schatten, und ist als weißer Nebel fortgegangen. Aber die Sonne darf es nicht bescheinen, sonst stirbt der, dessen Geist es ist. Wenn einer einen Schatz hat und verachtet ihn oder ist ihm untreu, dann kommt dessen Geist. Oft ist er sehr weit her. Ein Mann hatte mal die Mare gefangen, da war es ein ganz nacktes Frauenzimmer und achtzig Meilen weit gekommen. An den zusammengewachsenen Augenbrauen erkennt man sie. Mittel dagegen ist, die Schuhe mit den Spitzen nach außen vors Bett stellen. Außerdem verstopft man das Schlüsselloch und macht drei Kreuze auf der Schwelle, so kann die Mare nicht hinein. Ein Knecht litt immer an Martedrücken. Eines Tages verstopft er alle Löcher in der Stube, nur ein Astloch bleibt offen. In der Nacht hört er an seinem Bett, als klettere eine Katze herauf, packt zu und hat die Marte gefangen. Auf sein Zurufen verstopfen die anderen schnell das Astloch und stecken Licht an; da sehen sie ein junges, nacktes Frauenzimmer. Die hat der Knecht geheiratet, und sie hatten zwei Kinder. Mal als das Gespräch darauf gekommen, zeigt er ihr das Astloch und zieht den Pflock heraus, sogleich war sie verschwunden. Doch jeden Sonntag kam sie wieder, hat die Kinder gewaschen, gekämmt, ihnen reine Wäsche angezogen, ohne daß einer sie gesehen hat. Bis der Knecht es dem Prediger erzählte, dann ist sie nie wiedergekommen. Einem Mann in der Stadt Strausberg erging es ebenso. Als er seine Frau fragte, wie es gekommen, daß sie Mare geworden, verschwand sie für immer.



Abb. 151. Ein Mädchen mit dem Kennzeichen einer Mare. Lausitz. 1878.

In der Lausitz kommt die Gottesklage oder Wehklage, die bóżałość, bóżłość, seltener bóżałos Gotteshaar, bóżygłos Gottesstimme, eine kleine alte Frau mit roten Augen und langen, wild herunterhängenden Haaren, die ihr bis über den Schoß gehen. Sie sitzt vorm Hause, unterm Fenster oder im Holunderstrauch, darum soll man kein Fliederholz im Stubenofen verbrennen, und weint und wehklagt, wenn ein Unglück über das Haus kommen soll. Die Alten in der Lausitz haben immer gesagt: in jedem Hause unterm Dach sind zwei Schlangen, die bringen Glück und Gesundheit, die eine dem Wirt, die andere der Wirtin, und mit Hauswirt und Wirtin sterben auch die beiden Schlangen. Auch im Oderbruch hegte man vordem die Schlangen im Hause. Bei Lübbenau liebten die Schlangen den Sohn eines Försters. Eine war ihm besonders treu, begleitete ihn unsichtbar überall hin, und stach einen anderen, der ihn erschlagen wollte, tot. In Schloß und Park dort sind die Schlangen eingebannt. Der Schlangenkönig war in der Mark einzelnen kleinen Kindern besonders gewogen, kam zu ihnen in die Stube, schenkte ihnen seine Krone und machte sie reich.

## Feldgeister.

In den Kornfeldern, aber auch in den Erbsen oder Schoten sitzt die Roggenmuhme oder Kornmuhme, Roggen- oder Kornmiene, Roggenmeene, Kornmutter, Roggenmutter; Roggen- oder Arftenmöine (Kuhn und Schwartz); Schotenmutter, Schotenmuhme, die Frau mit den eisernen Zitzen, wie auch sonst in Norddeutschland. Wenn die Kinder ins Korn gehen und wollen Kornblumen ausreißen, dann legt sie die Kornmutter an ihre Brust und die Kinder sind tot. Darum warnt man sie, daß sie nicht ins Korn oder in die Erbsen gehen. Ebenso hält sich ein Kornmann, Kornmänneke, Schotenmann, Sichelmann in den Feldern der Lausitz auf, vereinzelt der Kobeling. Sonst der Wolf, Roggenwolf, die Sau mette iesane Titten und der Austbock. Wird jemand bei der Ernte plötzlich krank, so sagt man: „Di hädd de Austbock stött." In der Lausitz sitzt in Korn und Erbsen, auch Bohnen, noch die alte Anna, auch genannt lange, wilde Anna, Sichelanna (eine große Frau), die Sichelfrau, die Anna mit den großen Zähnen. Manche sagen: die schwarze Anna mit den großen Zähnen, die schwarze Anna auf dem Stamm (Baumstamm), die sitzt auch im Wald und hat ihre Haare aufgelöst und lang herunterhängen. Es ist eine Frau in schlechten Kleidern und hat eine Sichel in der Hand. Sie geht den Kindern nach, wenn sie Kornblumen suchen oder Schoten naschen und schneidet ihnen den Hals ab. Vereinzelt: im Korn die Murau (Dorf Mochow). Leute in der Stadt Woldenberg kannten früher die Frau Holle mit den langen Zähnen. Es ist oft gesehen worden und wird noch jetzt (1880) gesehen, daß bei Großschulzendorf ein Mann auf einem weißen Schimmel um ein Feld herumreitet. Das ist immer in der Mittagsstunde. Dann entsteht ein Gesause und Gebrause, und man sagt: „Da kommt der Alte mit dem Schimmel." In der Lausitz kommt in der Mittagsstunde auf die Felder die Mittagsfrau, pśezpołdnica (gesprochen pschespolniza und pschesponiza) pśezpołnica, auch pśelponica, šezpolicka (Nissen), groß, schlank, weiß von Kleidung, eine Sichel in der Hand oder an einer Stange. Darum soll niemand mittags auf dem Felde bleiben. Wer dann, von ihr angetroffen, nicht eine ganze Stunde von derselben Sache erzählen kann, dem schneidet sie den Kopf ab oder bringt ihn sonst um. Eine Frau erzählte ihr eine Stunde lang vom Flachs, und wie er zubereitet wird, was sehr langwierig ist. Da war es zwölf und die Mittagsfrau mußte fort. Sie soll auch gesagt haben: „Serp a šyju," Sichel und Hals, und „Serp a baba," Sichel und Weib. In den Erbsen sitzt die serpjelbaba, serpjelšyja, šerpašyja, serpowa baba mit einer Sichel; auch serpołnica, serpownica in Korn und Erbsen. Von liederlich und schlecht angezogenen Mädchen sagt man, daß sie aussehen wie die Sserponiza. Auch einen serpjel mit roter Mütze und Sichel kannte man früher. In den Dörfern Sakrow, Straupitz u. a. sitzt die Muraue, Mürawa mit der Sichel im Felde. Podpołnice (oder etwa podpolnice?), waren vordem mittägige Feldgeister zwischen Burg und Werben.

Auf dem Felde wird bisweilen der Werwolf gefährlich. Manche Menschen können sich darin verwandeln, indem sie einen Gürtel umlegen. In der Neumark fraß ein Knecht als Werwolf ein ganzes Fohlen auf. Nachher sind sie wieder Mensch. Eine Frau war mit ihrem Mann auf der Wiese, sie legten einen Schober. Dann kam

ein Wirbelwind, und der Mann war eine Zeitlang verschwunden. Als er wiederkam, sah sie, hingen ihm ganze Stücke Zeug in den Zähnen.

## Waldgeister.

Auch der Wald hat seine Geister. Man hört Stimmen und sieht niemand. Geht man ihnen nach, so hört man sie wieder wo anders. Dann lacht es und neckt den Menschen. Oder es klingt und klirrt wie von Ketten, oder es erhebt sich ein Sausewind. Man hört jemand auf sich zukommen und sieht niemand. Man schleppt Reisig, dann tritt etwas hinten drauf. Sieht man sich um, ist es eine schwarze Gestalt. Leute, die Gras mähen und legen es in Haufen, finden es nachher nicht wieder. Die Pferde werden plötzlich unruhig oder sie bleiben stehen, die Ochsen werden festgehalten. Ein Besenbinder aus Strausberg war in der Heide, um Besenreis zu schneiden. Es war ein heißer Tag und er dabei, das Laub von den Zweigen zu streifen. Da sieht er auf einmal einen Vogel vor sich sitzen, rot und schwarz, der lacht ganz laut hahaha! Da haut er mit einer Rute nach dem Vogel, aber der fliegt auf den nächsten Zweig und lacht wieder hahaha! Da wollte er ihn fangen und lief hinterher, aber der Vogel flog von Zweig zu Zweig, und jedesmal, wenn ihn der Mann fangen wollte, lachte er nur hahaha! Da gab der es auf, aber wie er sich umsah, sah er weder Weg noch Steg und war in einsamer Wildnis. Dann wurde es finster, und er irrte lange im Walde umher, und dankte Gott, als er spät in der Nacht glücklich wieder nach Strausberg kam. Am Ufer des Ruppiner Sees hält sich auch solch Geist auf. Oft hören Fischer abends jemand mit lauter Stimme rufen: „Hol öwer!" Fahren sie hinüber, ist niemand da. Der Geist hat sie gefoppt, und dann erschallt lautes Hohngelächter aus dem Dickicht des Rohrs. An der Landstraße zwischen Rauschendorf und Gransee stand früher eine hohle Weide. Hier neckte ein böser Geist die Vorübergehenden oft zu nächtlicher Zeit. Besonders hatte ein alter Semmelträger aus Woltersdorf darunter zu leiden. Er sprang dem Alten auf die Kiepe und streute sein Gebäck auf dem Wege umher, so daß der Alte Mühe hatte, es wieder einzusammeln. Im Brunner Zootzen hütete ein alter Kuhhirt, Dankow mit Namen, seine Herde und blieb auch nachts in einer Hütte auf der Koppel. Eines Abends sieht er, sitzt neben der Hütte ein kleiner roter Mann und spielt Harmonika. Der fragt: „Vater Dankow, wie wär's mit einem Tänzchen?" „Warum nicht, wenn nur ein hübsches Mädchen hier wäre." Gleich steht eins da und tanzt mit ihm los. Der Alte ruft: „Man sacht! Man sacht! Ik kann ja so dull nich mehr." Aber immer toller tanzt sie drauflos, in den Zootzen hinein durch die Zacken der Bäume. Er verliert seine Schuhe, Mütze, zerreißt sich das Zeug. Endlich läßt sie los, da fällt er nieder an einer Eiche und schläft ein. So fanden ihn am anderen Morgen die Mädchen aus dem Dorfe, als sie zum Melken kamen. Holzhauer aus einem Dorfe am Zootzen fanden das Klafterholz im Walde umgestoßen, das sie den Tag vorher aufgesetzt. So mußte einer von ihnen, ein sehr starker Mann, die Nacht wachen und klöbte beim Schein des Feuers Holz aus langer Weile. Kommt ein kleiner roter Mann und fragt, warum er immer einen Keil in die Spalte setzt, und das Holz nicht mit den Händen auseinanderreißt. Darauf versucht es der Kleine so. Unser Holzhauer zieht

schnell den Keil heraus und klemmt dem Kleinen die Finger ein und dann gerbt er ihm noch tücht'g das Leder mit einem Stock. Endlich kriegt der Kleine die Finger frei und läuft fort. Nun setzten sie an jede Klafter einen Klotz mit einem Keil, und nie waren die Klaftern wieder umgestoßen.

Mancherlei Spuk ist im Walde, abends und nachts. Geister, die erlöst sein wollen, gehen in Menschengestalt um und bedrängen den einsamen Wanderer. Beim Dorfe Müschen war in alter Zeit ein großer Wald. Nach Sonnenuntergang durfte niemand mehr durch, sonst wurde er umgebracht. Ein Hossät ging mal im Oberspreewald nach der Mühlspree hin. Da schritt ein altes Männchen nebenher. Das war erst ganz klein, wuchs immer mehr und ragte zuletzt bis zur halben Dachhöhe. An der Brücke huschte es wie eine Gans über die Mühlspree, wurde ein Ungeheuer und fletschte auf der anderen Seite mit großen Zähnen.



Abb. 132. Zwirnspinnerin mit der Spindel, die vor dem Aufkommen der Spinnräder in der Lausitz üblich war. Südgrenze. 1880.

In wendischen Dörfern der Lausitz sagen sie: Am Johannistag oder am Marientag sollen die Kinder nicht nach Heidelbeeren gehen. Denn da ist die „Maria auf dem Stamm" im Walde; andere sagen: die Anna. Da sieht man sie auf einem Baumstumpf sitzen und sich die Haare kämmen. Andere sagen: Sie kommt auf einem weißen Pferde angeritten und nimmt die Kinder mit, darum sagt man auch zu den Kindern: „Geht nicht in den Wald, da sitzt die Maria auf dem Stamm." Wie sie in Tauer wußten, sitzen Hexen auf Bäumen, die im Walde heruntergehauen doliegen.

Ehe die Wenden ins Land kamen, waren bei Dörfern an der Südgrenze, wie Jemlitz u. a. solche unreinen Geister graby, auch draby genannt, Graben, Draben. Sie waren groß, stark, menschenähnlich, ganz mit Fell bewachsen und mit Pferdebeinen und lebten im Walde. Sie kamen nur bei Nacht hervor; haben auch Menschen und einem Bauer das Pferd aus dem Geschirr weggefressen. Sie waren mit dem Wassernix befreundet und hörten gern dem Spiel beim Tanze zu und dem Singen der Spinnmädchen. Die Mädchen hatten sie gern und kamen deshalb in die Lichtenstube. Vormals hatten die Häuser sehr kleine Fenster nur, dadurch steckten die Graben den Pferdehuf. Dann hatten die Mädchen solche Angst, daß keine vor Morgen nach Hause ging. Damals

brannten die Leute alle noch Kien. An der Stubentüre stand der Kienklotz, der beste Platz, weil man gut sehen konnte, aber kein Mädchen traute sich darauf zu sitzen. Da mußte ein altes Weib darauf sitzen, mit dem aber wollten die Graben nichts zu tun haben, wenn sie in die Türe guckten. Mal flüchteten nachts zwei hübsche Mädchen vor zwei Graben in den Wald und kletterten aus Angst auf eine Eiche. Die Graben machten unter der Eiche halt, ohne sie zu sehen. Da hörten die Mädchen sie sprechen. Der erste: „Was würdest du mit der Deinen machen?" Der andere: „Ich tät ihr Riemen vom Rücken schneiden," nach anderen: „Ihr Nägel unter die Fingernägel schlagen," oder: „Sie im Kessel kochen." Dabei stach er mit einem Messer oder Spieß nach oben und traf das eine Mädchen am Bein, daß das Blut niederrann. Das Mädchen verhielt sich aber ganz ruhig. Da sprachen die Graben: „Solch warmer Tau fällt, es ist schon so früh," und liefen weg.

## Die Lüchtermännchen.

Sumpfgeister sind die Lüchtamännekens, Lüchtamännre, so genannt, weil sie eine Lüchte, eine Laterne tragen, oder Lichtermännchen; heißen auch Irrlichter, Irrw.sche. Sie haben sich früher oft gezeigt. Sie sind in den Sümpfen und kommen meist in den finsteren Nächten vor Weihnachten, kleine Männchen mit Laternen. Manchmal auch halten sie den Arm ausgestreckt und ein Licht in der Hand. Ein Bauer aus Hermsdorf sah ein Irrlicht, das hatte sehr lange Beine und bestand von Kopf zu Zehen aus glühendem Feuer. Man hat auch gesehen, daß sie Mannsfüße hatten, eine kurze Hose und ein blaues Röckchen an und eine große Kappe auf. Auf dem Rock saß die Flamme. Es sind die Seelen ungetaufter Kinder, die im Grabe keine Ruhe haben, und die Geister von Bauern, die dem Nachbar Land abpflügten und geistern müssen. Man soll sie nicht verlachen und verhöhnen, nicht lästern oder schimpfen über sie, denn dann führen sie den Wanderer in später Nacht irre, immer tiefer in den Sumpf hinein. Beten hilft nichts, sie tanzen vor einem her und lachen einen noch aus, aber wenn man flucht, sind sie sofort verschwunden. Auf dem Lückenwäder hatten Lüchtermännder getanzt und näherten sich dann, am Wege nach Mietgendorf, am Fuß der Glauer Berge, einer Kutsche, die vorbeifuhr und warfen mit Steinen und Knüppeln danach, weil die Insassen über sie gelacht hatten. Ein Kuhhirte aus dem Dorfe Ferchesar bei Rathenow suchte in der Dunkelheit eine Kuh und setzte sich ermüdet auf einen Baumstumpf, um sich eine Pfeife anzustecken. Da tanzten unzählige Lüchtermännchen um ihn herum und flogen ihm um den Kopf, daß er dachte, sie würden ihm die Haare versengen. Da schlug er mit seinem Stock gewaltig um sich, aber desto mehr kamen. Da griff er zu, einen zu haschen, und hatte einen Knochen in der Hand. Am anderen Abend aber sah er vom Fenster die ganze Dorfstraße voll von Lüchtermännchen. Die kamen dahergehüpft in großen Haufen und wirbelten durcheinander und riefen: „Gibst du unsern Kameraden nicht heraus, so stecken wir dir's Haus an." Da nahm er den Knochen in die flache Hand und hielt ihn zum Fenster hinaus. Sogleich war es ein hellflackerndes Lüchtermännchen und hüpfte davon, und all die anderen umringten es und sprangen lustig zum Dorfe hinaus.

Aber sie sind auch den Menschen gefällig und dienstbar und führen einen den rechten Weg, wenn man ihnen einen Dreier gibt; einige haben auch Hirse gegeben. Sagte man früher: „Komm und leuchte mir nach Hause," so war gleich eins da. Den Dreier soll man in ein Stück Holz hineinklemmen und so hinhalten. Soweit das Geld darauf gelegen hat, ist das Holz weggebrannt. Oder man legt ihnen den Dreier auf die Schwelle vor der Tür. Öffnet man die Tür etwas, so sieht man durch die Ritze, wie eine kleine Hand nach dem Dreier greift und ihn wegnimmt. Als ein Pfarrer aus der Umgegend von Nauen abends spät in der Dunkelheit mit seinem Knechte nach Hause fuhr, wurde es ganz lebendig um den Wagen von lauter kleinen Lichtern. Der Pfarrer rief: „Nun geht nur vorne vor die Pferde, und ihr sollt auch ein Trinkgeld haben." Da waren sie auf einmal alle vor dem Wagen und zeigten den Weg nach dem Dorf. Dann warf ihnen der Pfarrer ein Trinkgeld vom Wagen, da sind sie verschwunden.

## Verwünschte.

Mehr noch als im Wasser, gibt es Verwünschte auf dem Lande. Sie sitzen tief in den Bergen, manche mit einem Spinnrad, in alten Burgwällen und Schlössern. Auch aus alten Kirchen und Klöstern kommen sie zum Vorschein. Alles ist verwünscht, auch die alten Burgen und Schlösser, selbst die Kirchen. Die verwünschten Frauen sind oft von großer Schönheit. Ihre beständige Sorge ist, erlöst zu sein. Doch das ist schwierig, Furcht darf einer nicht haben, allein reicher Lohn wird dem Erlöser. Manche sind auf hundert Jahr, manche auf unbestimmte Zeit, manche auf ewig verwünscht. Im alten Schloßberg zu Burg, wo alles im Gewitter versunken ist, soll eine Verwünschte sieben oder zwölf Hemden nähen, doch alle hundert Jahr nur einen Stich. Alle hundert Jahr kommt sie heraus, und wer dann das Hemde nimmt, hat sie erlöst und gewinnt den Schatz, aber wer wird sich das trauen in der Nacht! Einmal sah man sie durch die Luft fahren in einem Wagen von Windhunden gezogen. Bei Groß-Dölln ist eine Niederung, geheißen Punskuhl. Hier stand ein Schloß des Ritters von Dölln, aber ob des Hochmuts seiner Tochter ist alles versunken. Sie muß nun umgehen, die Leute nennen sie Klingelmarie, bis sie erlöst wird von einem unbescholtenen Jüngling. Sie war jemandem begegnet. Er konnte zu Hause nur sagen: „Klingelmarie hat mi anfoat" und starb bald. Auf einem Eiland in der Havel, südwärts vom Dorfe Strodehne, ist ein Raubritter verwünscht und eine Frau von großer Schönheit. Sie erscheint in schwarzem Trauergewand. Auch Meineidige sind verwünscht. Die Bauern vom Dorfe Gülpe hatten mit den Rehbergern einen Streit wegen einer Wiese. Durch einen falschen Schwur fiel sie den Rehbergern zu. Der Meineidige fand nach seinem Tode keine Ruhe im Grabe. In finsteren und stürmischen Nächten ruft er über die Havel nach Gülpe: „Hol über." Einmal setzte ihn einer aus Gülpe über, aber der Kahn ging so tief, daß das Wasser fast über Bord lief, so schwer war die Sünde. Diesseits am Ufer sagte der böse Geist zum Fährmann: „Eine Pest wird ins Land kommen und in Gülpe wüten, du aber wirst nicht sterben." Eines Tages kamen zwei Reisende ins Dorf und kehrten im Wirtshaus ein. Damals trank man aus großen irdenen oder zinnernen Krügen. Die beiden tranken Bier und hängten den Krug dann an den Riegel, unausgewaschen. Am

nächsten Sonntag trank einer von den Bauern aus dem Krug und starb am selben Tage noch an der Pest. Bald war fast das ganze Dorf ausgestorben, aber der Fährmann unter den Überlebenden.

Die Verwünschten können sich verwandeln, eine Prinzessin erscheint als weiße Hindin, eine andere als Hund. Öfter sind es drei Verwünschte, drei Jungfrauen oder drei Prinzessinnen. Noch heißt ein Jungfernberg nach ihnen im nahen Schlesien. Drei Jungfrauen kommen mittäglich vom alten Schloß bei Lieberose und baden sich im Fließ. In der Gegend von Treuenbrietzen hütete ein Schäfer seine Schafe an einem Berge und spielte dabei die Geige sehr schön. Da kamen aus dem Berg drei Jungfrauen, prächtig geschmückt, und fingen an zu tanzen, und tanzten alle drei in einem Kreis. Dann folgte er ihnen in den Berg und kam auch glücklich wieder heraus. Nahe der Kreuzlanke, der nördlichen Spitze des Stechlinsees, ist ein Loch. Da erscheinen nachts drei Jungfrauen mit brennenden Lichtern.

## Die weiße Frau.

Vielfach im Lande zeigt sich die weiße Frau, besonders auf den Burgwällen, alten Burgen und Schlössern, und auf den Stätten alter Klöster, aber auch sonst auf Bergen. So sitzt im Flachsberg beim Dorfe Deetz die weiße Frau oder Flachsjungfer und kommt alle hundert Jahr zum Vorschein. Auf dem Burgwall beim Dorfe Wildberg erscheint um Mitternacht eine weiße Dame, die erlösen kann, wer in einem unterirdischen Saale einem weißen Bullen den Kopf abschlägt. Auf dem Schloß von Lübben wandelt eine weiße Frau, eine Katze auf dem Arm. Auf dem Schloßberg zu Biesental zeigt sich um Mittag, auch um Mitternacht eine verwünschte Prinzessin, ganz weiß gekleidet, ein goldenes Spinnrad in der Hand. Einige sagen: es sei ein Fräulein von Arnheim mit ihrer Schwester, die letzte ihres Stammes. Sie sei ein gar frommes Fräulein gewesen und habe den armen Biesentalern allen Acker geschenkt, den sie jetzt noch besitzen. Jährlich in der Johannisnacht zeigt sich auf den Hornschen Bergen bei Ortwig eine schöne Frau, in langen weißen Schleier gehüllt und eine strahlende Krone auf dem Haupt, eine verwünschte Prinzessin. Von der Klosterkirche zu Neu-Ruppin führt ein unterirdischer Gang unterm See nach dem Alt-Ruppiner Schloß. Durch diesen Gang geht in der Walpurgisnacht die weiße Frau mit einem großen Schlüsselbund, ein brennendes Licht in der Hand. Ebenso mit einem Bund Schlüssel zeigt sich eine ganz weiße Dame auf dem Burgwall bei Teschendorf, eine auf dem Hausberg bei Eberswalde und eine auf dem Räuberberg bei Phöben, diese weint und klagt. Eine Verwünschte mit einem Schlüsselbund, deshalb die Utgebersche genannt, erscheint in den Ruinen des Klosters Chorin. Brauknechte auf dem Darrboden sahen, daß sie gelbe Pantoffeln an hatte. An der Grenze zwischen den Dörfern Nieder-Finow und Liepe, in dem Grund genannt der Kubben, läßt sich oft, besonders um Johanni, mittags die weiße Frau sehen mit einem Körbchen am Arm. Fischern hat sie nachts die Netze zerrissen. Und ebenso um Johanni eine in der Schlucht zwischen dem Schloßberg von Freienwalde und dem Räuberberg, dann brennt auf dem Schloßberg ein Schatz. Zu Lehnin in der Klosterkirche wandelt eine weiße Frau mitternächtig umher, bald allein,

bald am Arme eines Mönches. Zu Lebzeiten war sie ein Edelfräulein und liebte den Mönch. Aus dem Rheinsberger Schloß kommt um Mitternacht langsamen Schrittes eine weiße Frau ohne Haupt, umwandelt das Rundteil und verschwindet, wenn die Glocke eins schlägt vom nahen Turm. Oben auf einem Berge bei Hennickendorf zeigte sich weidenden Hirten eine Frau, halb weiß, halb schwarz. Sie winkte einen Schäfer heran. Er hatte Furcht, und sie versank wieder in dem Berg unter herzzerreißendem Winseln und Klagen. Im Schloß zu Berlin, wenn ein Mitglied der königlichen Familie sterben will, erscheint eine Frau in langem, weißen Gewande mit langem Witwenschleier. Zuerst erschien sie im Jahre 1598. Einige sagen, sie war die schöne Gießerin Anna Sydow, andere die Gräfin Agnes von Orlamünde, noch andere, sie sei Perchta oder Berta von Hohenzollern oder von Rosenberg. Auf dem Kapellenberg bei Blankensee stand altes Gemäuer, jetzt niedergerissen. Hier zeigte sich eine weiße Frau, und ein Reiter auf einem Schimmel sprengte auf der Mauer umher, und die wilde Jagd tobte und Kriegsgeschrei erscholl.

Auch Tiere sind verwünscht. Bei Schwante, unweit Kremmen, waren früher die Frösche stumm und durften nicht quarren. Ein Bettler hatte sie verwünscht, weil der schwerkranke Herr durch sie schlaflos wurde. Er umging den adligen Hof im Kreise. Außer dem Kreise schrien sie weiter. Mit dem Kloster Chorin sind auch die Frösche im kleinen Mariensee verwünscht, man hört sie nie quaken. Den Kröten soll man nichts tun, denn das sind Verwünschte, namentlich verwünschte Hexen.

## Schätze.

Auch Schätze sind verwünscht. Verwünschte Geister müssen sie bewachen; ihnen und dem Teufel sind sie übergeben. Einfachen Landleuten aus den Dörfern, Hirten, Fischern, Bauern, armen Tagelöhnern und anderen Dorfleuten, armen Frauen und Mägden ist es beschieden, sie zu schauen. Auch kommt nachts ein Geist, klopft ans Fenster und fordert auf zum Mitgehen. Erdgeister, schwarze Männchen oder Männer, kleine Jungen, schwarze Hunde mit feurigen Augen, meist einer, aber auch mehrere sind dabei; auch ein weißes Kalb, dem Feuer aus dem Maule brennt. Solches Geld ist vom Bösen und bringt keinen Segen. Das Geld geht in der Erde herum und kommt nach bestimmter Zeit des Nachts hoch, oft um Johanni, manchmal nach neun Jahren. Solche Schätze finden sich in den Burgwällen, Rundwällen, Borchelten und Schloßbergen aus der Vorzeit und an den Stätten alter Kapellen. Berühmt ist dadurch der Golm beim



Abb. 133. Kuppe des „hohen Golm" mit dem Schatz, ein altes Heiligtum, „heiliger als St. Jakob in Spanien". 1909.

Dorfe Stülpe, einer der höchsten Berge der Mark. Ferner in alten Klostergewölben, vermauert in alten Schlössern; so ist in der Burg Friesack ein goldener Stier, und in Schloßkellern, in unterirdischen Höhlen mancher Berge, auch in Teufelsbergen. Ebenso liegen Kessel mit Geld an einer Kette auf dem Grunde mancher Seen. Das Geld selbst befindet sich in Kesseln, Braupfannen, Kasten, Laden, alten Koffern. Auch silberne und goldene Wiegen kommen vor, die zwölf Apostel, das Standbild eines Mönches aus feinstem Gold, versenkte und vergrabene Kriegskassen aus den schlimmen Zeiten der Hussiten, der Schweden- und Franzosenkriege. Das Geld kommt nachts aus der Erde heraus und leuchtet; eine blaue Flamme verrät die Stelle, wo der Schatz liegt. Wenn Geld brennt, schlägt eine starke Flamme aus der Erde. Man sagt: das Geld spielt, dabei springen die Funken fußhoch. Geht man näher heran, fängt es an hochzuwirbeln, und die Funken stieben hin und her. Wirft man einen Feuerstein oder den Stahl hinein, so liegt das Geld still und hört auf zu brennen, bleibt oben und versinkt nicht. Man kann es dann bekommen. Zuweilen sieht man in der Dunkelheit, namentlich im Walde, an Wegen oder freien Stellen, ein Kohlenfeuer brennen, und zwei oder drei Männer sitzen oder liegen dabei oder rühren im Feuer. Mancher, bei nassem Wetter oder wenn er sein Feuerzeug vergessen hatte, wollte sich die Pfeife anstecken und hat von den glimmenden Kohlen genommen und in die Pfeife getan, aber sie erlöschen alsbald und zünden nicht. Dann hat er die Kohle weggeworfen. Am anderen Morgen war, was übrig geblieben, zu Gold geworden. Auch in einzelnen Sümpfen brennt es nächtlich, so hinter dem Dorfe Saude. Ein Wagen mit Geld, die zwei Pferde und der Kutscher sind da ertrunken.

Am Johannistag stehen in manchen Bergen Türen offen, da sieht man im Innern Fässer und Tonnen mit Gold. Wer in der Johannisnacht geboren wurde, ist besonders geeignet, einen Schatz zu heben, und am besten die Johannisnacht zwischen 12 und 1 Uhr, falls man nicht durch einen Geist besonders gerufen wird. Einen Schatz heben ist nicht leicht, selbst gefährlich; manch einer hat seinen Tod dabei gefunden. Furchtsam darf einer nicht sein. Der Schatzgräber muß schweigen, kein Wort sprechen, weder vor Schreck noch Überraschung, auch nicht fluchen und sich nicht umsehen, sonst versinkt der Schatz sogleich in die Erde. Denn es kommen allerhand spukhafte Erscheinungen und selbst fürchterliche Ungeheuer, oder auch sehr lächerliche Dinge. Mitunter ist der Teufel selbst erschienen mit Pferdefuß und Schwanz. In der Gegend vom Dorfe Dreetz bei Segers Grab, wo der Riese begraben liegt, ist ein Schatz verborgen. Dreetzer Tagelöhner wollten ihn heben. Es war Mitternacht. Sie legten einen großen Kreis von neunerlei Kräutern und fingen darin an zu graben. Aber nicht lange, so kam eine schwarze Kutsche gefahren mit Rossen, die Feuer spieen. Drei schwarze Gestalten stiegen aus und gingen in den Wald. Bald kamen sie mit gewaltigen Bäumen zurück. Daraus zimmerten sie einen Galgen. Wie der fertig war, stiegen sie herunter und kamen gerade auf die Schatzgräber zu, sagten: „Nun wollen wir sie nur gleich aufhängen." Doch da ergriffen die Dreetzer die Flucht. Auch die schwarzen Hunde, die Schätze bewachen, greifen den Schatzgräber an. Früher lebten die Bewohner vom Dorfe Ortwig fast nur von Fischerei. Einst rief des Nachts eine Stimme einen Fischer, er würde am anderen Ufer des Sees einen Schatz finden. Zwei Hunde hielten dort Wacht. Der Fischer holte sich

eine Tonne mit Goldstücken und hatte den Kahn wieder abgestoßen und umgedreht, da springt einer der Hunde durch die Luft in die Kahnspitze und sitzt ihm drohend gegenüber während der Fahrt. Weil er nun Unheil fürchtete von dem Spukgeist beim Landen, so warf er das Hinterende des Kahns herum an das Land, so daß die Spitze in den See kam. Und seitdem haben die Fischer im Oderbruch den Brauch bis auf den heutigen Tag, mit dem Hinterende der Kähne ans Land zu stoßen.

Mit einer Wünschelrute von Haselholz kann man ersehen, wo Geld liegt. Sie muß aber, in Windeln gewickelt, am ersten Osterfeiertag in der Kirche getauft sein. Die Jesuiten aus Italien haben früher viel Schätze gefunden und geholt.

## Spuk.

Wenn die Menschen zur Ruhe gegangen sind, dann wird es draußen lebendig zur Nachtzeit. Nicht allein die Tiere des Waldes sind es, die austreten auf die Felder und der Uhu, der mit schauerlichem Puhuh die Stille unterbricht, sondern die Geister der Toten, die umgehen, die Gespenster, der nächtliche Spuk. Denn alle, die im Grabe keine Ruhe haben, weil ihnen kein ehrliches, kein christliches Begräbnis ward, die müssen geistern. Und das sind alle, die ohne den Segen der Kirche dahingerafft wurden, nämlich die eines gewaltsamen Todes starben, oder die einen Frevel begingen, und auch solche, denen ein Unrecht geschah, das nicht gesühnt wurde. Sie alle gehen um, bis sie erlöst werden und die ersehnte Ruhe finden. Irgendwo lauern die Unholde auf den nächtlichen Wanderer, springen ihm beim Vorübergehen auf Rücken und Schultern und lassen sich tragen bis an eine Scheidung oder einen Kreuzweg oder an das Dach des Hauses, da endlich wird der spät Heimkehrende den Aufhocker los, in Schweiß gebadet vor Angst und von der immer schwerer werdenden Last, die er zu tragen hatte. Bei Groß-Neuendorf ertrank in der Oder von einem Schifferkahn ein schönes Schiffermädchen, ebenso ihr Bräutigam, der ihr nachsprang. Sein Leichnam wurde nicht aufgefunden. Seitdem sucht sie ihren Bräutigam, fährt ruhelos im Kahn auf der Oder oder späht vom Ufer nach ihm aus. Vorübergehenden hockt sie auf.

Die Zahl der Gespenster im ganzen Lande ist sehr groß, doch treten sie nur hier und da auf. Hauptsächlich erscheinen sie an Kirchhöfen, auf den alten Burgwällen und auf den Friedhöfen unserer Vorfahren, der Germanen, in alten Schlössern, an alten Richtstätten, auf Galgenbergen, und wo Mord und Todschlag geschah im Hause oder im Freien. Es kommen Männer, oft mit glühenden Augen, oft ohne Kopf, viele tragen ihn unterm Arm, Frauen mit aufgelöstem Haar. Nicht selten ein Reiter auf einem Schimmel. Ein solcher reitet durch die Straßen von Cöpenick, Hunde ohne Kopf folgen ihm. Anderswo ein Reiter mit drei schwarzen Rossen, oder drei gespenstische Jäger. Im Jahre 1559 unter Regierung des Kurfürsten Joachims II. zeigten sich bei Berlin 27 Mäher ohne Kopf. Sie hieben in den Hafer mit ihren Sensen, daß es rauschte, aber der Hafer blieb stehen. Oder die Toten erscheinen als schwarzer, auch grauer, selten weißer Hund, dem Feuer aus dem Rachen brennt. Sie sehen einen groß an und begleiten einen bis zur Scheidung oder bis zu einem Kreuzweg. Oder als Kalb, oft ohne Kopf, dem Blut entströmt, alle mit glühenden Augen, Feuerflammen gehen aus

dem Maul. Als Katze, darum soll man Katzen nicht stören, wenn sie in Haufen sind, als dreibeiniger Hase, namentlich wenn einer mit dem Bösen im Bunde war, als schwarzes Pferd oder als Schimmel, als Schaf ohne Kopf, schneeweißes Lamm. Als Sau ohne Kopf, die einem durch die Beine rennt, daß man darauf reiten muß. Im Dorfe Lahmo hieben die Leute ein solches Schwein öfter in zwei Hälften auseinander, aber im nächsten Augenblick waren die wieder zusammen. Als weiße Ente, als schwarzer Hahn und anderes mehr. Treibt irgendwo solch Geist sein Wesen, so bleiben die Pferde stehen oder werden scheu, denn das Pferd sieht mehr als der Mensch. Auch schwarze Kutschen fahren an einem vorbei, der Kutscher, die Pferde, die drin sitzen, alle ohne Kopf. Kirchen sieht man zuzeiten nachts erleuchtet, hört die Orgel spielen, auf der Kanzel ist der Prediger, alle Kirchenstühle sind besetzt, die Besucher schwarz und weiß angezogen. Das sind die Toten. Die nächtlichen Unholde spielen den Menschen allerhand Schabernack. Sie ängstigen die Leute, werfen mit Sand, kratzen blutig, stoßen, schlagen, geben dem einen einen Stoß ins Genick, dem anderen unsichtbar Backpfeifen. Sie sind oft der Schrecken des Hauses, hier hört man sie in der Ecke schnarchen, da auf dem Boden klappern. Im Walde führen sie den Menschen in die Irre, dann ist Lachen und Händeklatschen. Vom Ufer springt ein Selbstmörder und plumpst im Wasser. Bei Groß-Drenzig schreien Leute, wo sie einst im Sumpf versunken sind. Sie waren vom heiligen Abendmahl zur Fastnacht gegangen.

In der Spukecke bei Schenkendorf bei Guben tanzt ein nacktes kleines Kind, es ist ein Erhängter; wo anders fielt sich eine Gans den Berg herunter. Von der Boltenmühle die Müllerin, die einen Gesellen mit der Axt erschlagen, erschien am Fenster der Mühle, spie heraus und klatschte unter schallendem Gelächter laut in die Hände. In ihrem Sarg fand man einen Besen. Vor Zeiten suchte ein Müller beim Dorfe Alt-Lewin die Mahlgäste auf alle Weise zu betrügen. Von einem Scheffel Korn bekam man nur die Hälfte zurück und noch dazu schlechteres, und Ziegelsteine wurden dazwischen gemahlen, um das Mehl gehörig schwer zu machen. Er grenzte an einen Bauer, der sein Mahlgast war und ebenso betrog. Alljährlich rückte er die Grenzsteine weiter auf dem Acker des Müllers und gewann viel Land. Beide wurden reich, aber durften sich des unrechten Gutes nicht lange freuen. Sie starben beide am selben Tage und zur selben Stunde, hatten aber im Grabe keine Ruhe. Die Rücken aneinander, die Arme kreuzweis auf der Brust waren sie mit einer eisernen Kette umschlungen. Einer mußte immer den anderen auf dem Rücken mit fortschleppen. Oft hörte man nachts Stimmen schreien: „O weh! O weh! Ich habe meine Mahlgäste betrogen." „O weh! O weh! Ich habe die Grenzsteine des Müllers verrückt." Als einst ein trunkener Schreiber vorbeikam, rief er: „Dummkopf! bringe doch die Steine wieder auf die richtige Stelle," und stolperte weiter. Das tat der Bauer und dann zersprang die eiserne Kette mit furchtbarem Gerassel. Beide Sünder waren befreit, es war gerade 12 Uhr, und riefen: „Gottlob! Nun sind wir auseinander." Der Müller stürzte sich in ein Mauseloch und der Bauer in einen Dunghaufen. Beim ehemaligen Jungfrauenkloster zu Guben geht ein Mönch ohne Kopf über die Straße, ein Schlüsselbund in der Hand, neben ihm ein Hund. An der Klosterkirche in Ruppin hört man die Mönche mit gedämpfter Stimmen singen, Pater Wichmann fährt um, ebenso ein Jude ohne

Kopf und die Totenkutsche. Im Dorfe Blankensee, um 1800, wagte keiner abends sich mehr aus dem Hause, weil der große schwarze Hund umging. Es war ein verwünschter Edelmann. Der Schloßherr wollte ihn niederschießen, aber ließ es wohl bleiben, als der Hund ihn angesehen hat. Besonders Bauern spuken, die bei Lebzeiten ihren Nachbarn das Feld abpflügten und die Grenzsteine verrückten; auch Landmesser. Einen Bauer sah man das Land wieder angraben und einen gewaltigen Grenzstein tragen, dabei schrie er fortwährend: „Wo soll ich ihn denn hinlegen?" Einen Bauer, der in Großwoltersdorf, im Ruppinschen, in jedem Frühjahr über die Ackergrenze hinaushakte, hörten die Leute abends, wenn sie ihre Herden von der Weide heimtrieben, hoch in den Lüften wehklagen: „Afhakt! Afhakt!"



Abb. 134. Aus der guten alten Zeit! Ein älterer Knecht spinnt abendlich im Kreise der Bauernfamilie. 1880.

Man kann die Geister bannen, daß sie nicht schaden. Dazu werden sie mit Kreuzdornruten herangetrieben, aufgefangen in einem Sack oder Gefäß, am besten in einer Flasche, diese gut verkorkt und fortgetragen in eine Einöde. Hier werden sie in der Flasche aufgehängt an einem Baum oder in die Erde vergraben und ein großer Stein darauf gewälzt, oder ins Wasser geworfen oder in den Morast versenkt. Scharfrichter, kluge Männer und manche Juden, die so auf die Dörfer kommen, verstehen das. Mal waren im Kruge zu Pinnow bei Reppen die Mädchen in der Spinnstube zusammen. So kommt einer zugereist, um zu übernachten und hatte einen zugebundenen Sack. Der Krüger fragt, was er da drinnen hat. „Ich habe lauter böse Geister, die sind verwiesen. Ich gehe mit in die Wildnis, und will jedem Geist in der Einöde seinen Platz anweisen, wo sie den Menschen nicht schaden. Sie bitten mich immer, ich soll sie nicht ins Wasser

tun. Ich bin der Scharfrichter." Ein Mittel hilft gegen allen Spuk, wenn man betet: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn, und ich auch."

## Die Hexen.

Hexen sind Menschen, oft die Nachbarn. Sie tun anderen Schaden, nehmen ihnen den Nutzen fort vom Vieh, hexen Krankheiten an und machen, daß die Kühe Blut melken. Auch der Hexenschuß kommt von ihnen. Besonders in der Lausitz ist das Hexenwesen im Schwange. Man erkennt sie an den roten Augen und geschwollenen dicken Beinen. Sie können sich verwandeln in Katze, Ziege, Hase, Gans, Elster, Pferd, Esel, Reh, Hund, Maus, Bund Stroh, Blättchen, werden aber Mensch, hält man sie bis zwölf Uhr nachts fest. Als Kröte suchen sie ins Haus zu kriechen und fliegen abends als Schmetterling in der Stube herum. Sie können sich unsichtbar machen, dazu reiben sie den Leib mit Krötenfett ein und auch die Zunge, aber unter zwei zusammengestellten Eggen kann man sie in der Luft fliegen sehen. Viele Hexen können an einem Strick melken, dann melken sie des Nachbars Kuh, oder an einem Kuhschwanz oder Büschel Haare und haben so die Milch. Wenn Vieh bepöselt ist, soll man Stecknadeln in einem Beutel kochen, aber niemand etwas borgen, dann stirbt die Hexe. Dem Hofhund gibt man den Namen Wasser oder Strom, dann kann ihn keiner besprechen oder behexen, denn Wasser geht fort. Auf Wolborgen da haben die Hexen ihre Kraft, behexen das Vieh in den Ställen und wollen allerhand borgen, aber man darf ihnen nichts geben, sondern muß mit Kohle oder Kreide drei Kreuze und K. M. B. auf die Stalltüre schreiben und die Nacht wachen. Morgens vor Sonnenaufgang am 1. Mai gehen sie auf die Wiesen und suchen Gras zusammen. Am Abend des letzten April reiten sie auf den Blocksberg, auf Besen, Ofengabeln, Backofenkrücken und Backschützeln und auf Tieren, in die andere sich verwandeln, so auf einer Ziege, Sau, besonders aber auf Elstern, die sieht man dann nicht. Es gibt mehrere Blocksberge und auch Hexenberge in der Mark. Ein Schäfer war am Abend vor Walpurgis bei seiner Braut. Auf der Ofenbank liegend, tat er so, als ob er schliefe. Da machten Mutter und Tochter sich bereit zur Hexenfahrt. Die Alte zog sich nackt aus, langte ein Schüsselchen vom Ofen und rieb sich mit Krötenfett ein, ebenso die Tochter. Da waren beide nicht mehr in menschlicher Gestalt. Dann fuhr die Alte zum Schornstein hinaus und sprach: „Up un davan un nenewegent an", und die Tochter folgte ihr. Der Schäfer machte alles nach, versprach sich aber, sagte: „allewegent an", und stieß überall an. Doch dann sprach er den Spruch richtig. Auf dem Blocksberg waren furchtbar viele Hexen, die ihn als Fremden an-



Abb. 135. „Hexe." Oberspreewald. 1877.

fänglich übel ansahen, aber dann gaben sie ihm eine Klarinette in die Hand, und er mußte blasen, und die Hexen tanzten bis kurz vor eins. Dann kehrten alle zurück. Auch der Schäfer kam glücklich nach Hause, aber in der Hand hielt er einen toten Kater, auf dessen Schwanzspitze er geblasen. Auf einer Mühle wurden sieben Müllerburschen umgebracht, keiner wollte mehr hin. Da verdingte sich ein Fremder als Mittelbursche, zog am Abend einen Kreis um sich und hieb einer Katze, die in den Kreis kam, die Vorderpfote ab. Am anderen Morgen hatte die Müllerin die linke Hand verloren und der Spuk ein Ende. Ähnliches berichtet der Langobarde Warnefrieds-Sohn. Der König Kuninkpert sprach, vor einem Fenster stehend, mit seinem Stallmeister (Marpahis). Auf dem Fenster saß eine Fliege, die wollte der König mit seinem Messer töten, schnitt ihr aber nur einen Fuß ab. Dann begegnete zweien Langobarden, Aldo und Grauso, die auf dem Wege nach dem Palast des Königs waren, ein hinkender Mann, dem ein Bein fehlte und der einen Stelzfuß bis zum Knie hatte. Der teilte ihnen mit, was der König gesprochen hatte mit seinem Stallmeister, denn es war ein böser Geist.



Abb. 136. „Hexenmeister." Oberspreewald. 1877.

Wenn die Hexe schläft, läuft ihr eine Maus aus dem Mund, und den Leib der Hexe fressen dann Würmer und Maden. Soviel Teufel hat sie im Leibe. Wenn die Maus wieder zurückkommt in den Mund, wird die Hexe wieder lebendig und wacht auf, denn das ist ihr Geist. Aber auch anderen Menschen läuft eine Maus aus dem Munde, wenn sie einschlafen. Ruft man den Namen, kommt sie wieder.

Außer den Hexen gibt es noch Hexenmeister oder Zauberer, die Macht über die Hexen haben. Sie haben die schwarze Kunst aus dem 6. und 7. Buch Mosis, denn Moses war der größte Zauberer. Im Schloß zu Suckow liegt noch eine alte Bibel mit dem 6. und 7. Buch Mosis und mit Ketten angeschlossen, ebenso angeschlossen mit Ketten

in einer Kirche zu Spandau. Sie haben manchmal einen Zauberspiegel und einen Zauberstock; Moses hatte auch einen Stock. Sie können allerhand zaubern, jemanden festbannen, Wagen beheren, daß sie nicht von der Stelle können und Räder abwispern. Manche Menschen können das Feuer besprechen. Im Ruppinschen, wenn Feuer ist, so erscheint ein vornehmer Herr auf einem Schimmel, den niemand kennt, reitet um das Feuer, streckt dabei die rechte Hand dagegen aus, macht drei Kreuze in der Luft und spricht: „Feuer, steh und vergeh!" Dann reitet er schnell über ein Wasser, denn das Feuer läuft ihm nach, wie das auch Gander berichtet aus der Lausitz von einem alten Grafen. Odin (Wodan), der Gott auf dem Schimmel reitend, spricht im Runenlied der Edda: „Ein siebentes weiß ich, wenn hoch der Saal steht über den Leuten in Lohe, wie breit sie schon brenne, ich berge sie noch: den Zauber weiß ich zu zaubern." Netzker, ein Bauer, und Lanschke, ein Förster im Oberspreewald, konnten zaubern. Mal waren sie in der Spinnstube bei den Mädels und fingen an sich zu streiten. „Was kannst du?" „Ja, was kannst du?" Netzker sagte: „Mädels, die Türe auf." Da kommt eine Krähe nach der anderen reingeflogen. Lanschke sagte: „Macht, daß ihr wieder rauskommt. Nun werde ich dir zeigen, was ich kann." Mit einmal stehen zwei Pferdehufe im Kaminfeuer. Da wußten sie nicht, was sie machen sollten.

## Der Teufel.

Der Teufel, Hans Märten, hat einen Pferdefuß, Krallen an den Fingern und zwei Hörner am Kopf, kann sich aber verwandeln, am liebsten in einen schwarzen Ziegenbock oder dreibeinigen Hasen, denn der Hase ist des Teufels Abbild, auch in eine schwarze Krähe oder schwarzen Stier, doch nie in einen Hecht, weil der Hecht das ganze Gerät im Kopfe trägt, womit Christus ist gekreuzigt worden. Er erscheint auch als lahmer Mann mit grünem Kittel und schwarzem Gesicht, als Jäger, als Reisender, als vornehmer Herr in grünem Anzug. Die Kröte stammt von ihm her. Unserm Herrgott wollte er eine Schwalbe nachmachen aus Lehm, aber sie fiel herunter und wurde eine Kröte. Man sagt: „In drei Teufels Namen." Es soll auch der Teufel drei Köpfe haben, wie es Teufelsgroschen gibt mit drei Köpfen oben. Er ist bei allem Bösen dabei, spielt Karten und ermuntert zum Trinken, daher das Sprichwort: „An einem Tropfen Branntwein hängen neun Teufel." Er ist verschlagen, aber doch tölpisch und wurde oft überlistet, besonders von Frauen. Daher sagt man: „Weiberlist geht über Teufelslist." Beim Dorfe Kampehl band ein Mädchen Hafer auf dem Felde. Ein Mann bot ihr seine Hilfe an, wenn sein wäre, was sie morgen zuerst einbände. Nun ging die Arbeit schnell. Dann band sie am anderen Morgen vorm Anziehen ins Hemde ein Bund Stroh ein, das wurde sogleich in die Luft entführt und in tausend Fetzen zerrissen. In einem Dorfe gingen die Bauern gern auf Anstand, aber gar oft geschah, daß ein kleiner roter Mann sich zu ihnen gesellte, und im Nu waren ihre Flinten zerschlagen. Abends saßen die Bauern im Krug zusammen und erzählten sich davon. Der Lehrer hörte zu; wenn er eine Flinte hätte, ihm sollte das nicht geschehen. Ein Bauer borgt ihm seine Flinte. So ging der Lehrer am nächsten Abend allein auf den Anstand. Um Mitternacht kam der Rote. „Was hast du denn da für ein Ding?" „Das ist eine Prisenmaschine." „Eine

Prisenmaschine?" „Ja. Sieh mal her. Da hält man die Nase drüber und drückt unten ab, dann fliegt einem die Prise in die Nase." Der Kleine tat's, und der Lehrer drückte ab, und die ganze Ladung Schrot und Pulver flog dem Teufel in die Nase. „Brrr! verflucht starker Tabak!" und kam nie wieder. Der Schmied von Jüterbog hatte mit dem Teufel ein Bündnis abgeschlossen auf zehn Jahre, auf Johanni um Mitternacht vor der Kirche. So wurde er ein reicher Mann. Eines Tages kam Petrus zu ihm, ein Hufeisen vom Pferde war losgegangen. Als der Schmied das Hufeisen wieder angeschlagen hatte, gewährte ihm Petrus die Bitte, was er wünschte, sollte festsitzen, bis er's wieder frei ließe. Nach zehn Jahren meldete sich der Teufel ihn zu holen. Der Schmied bat, er möge auf seinem Stuhl ein wenig ausruhen. Da konnte der Teufel nicht wieder los und gab dem Schmied noch zehn Jahre zu. Als er zum zweitenmal kam, sollte er sich im Garten erst einige Äpfel vom Apfelbaum pflücken. Gleich saß der Teufel oben fest. Nun stieß ihn der Schmied tüchtig mit einer glühenden Eisenstange, dann ließ er ihn frei. Wie er das drittemal kam, mußte er durchs Schlüsselloch schlüpfen, aber der Schmied fing ihn im Kohlensack auf. Der wurde auf den Amboß gelegt, und nun schlugen alle Gesellen mit den Schmiedehämmern auf ihn los, bis sie ihn windelweich hatten. Da ist der Teufel nicht mehr gekommen. Endlich starb der Schmied; doch am Himmel schlug ihm Petrus die Tür vor der Nase zu, in der Hölle aber sperrten die Teufel das Höllentor. Dann bat er wieder am Himmel, sie möchten ihn doch nur ein bißchen hineinsehen lassen. Als sie da ein wenig öffneten, warf er sein Schurzfell durch die Tür und ist dann selber hineingekommen. Als der Teufel kam, den Schmied vom Dorfe Radduſch zu holen, war der grade beim Mähen. „Ich habe nicht Zeit mitzugehen, du solltest mir lieber helfen mähen." Das wollte der Teufel. So machte ihm der Schmied eine Sense und nahm dazu von einem Pflug den Kolter. Als Wetzstein gab er ihm einen großen Mauerstein und als Wetzbutte ein Faß. Das hing sich der Teufel vorn an, wetzte und nun ging's los. Auf der Wiese stand eine Eiche, zwei Klafter dick. „Soll die Distel auch weg?" „Ja, wenn du kannst." Wapsch, war die Eiche weg.

Mal hatte der Teufel eine Musterung auf Erden gehalten und eine ganze Anzahl Edelleute, die nicht mehr gut tun wollten, in einen großen Sack gesteckt, und ist damit lustig zur Hölle geflogen. Über der Stadt Friesack streifte der Sack die Kirchturmspitze und kriegte ein Loch und eine ganze Gesellschaft von Edelleuten fiel heraus, ohne daß der Teufel es merkte. Ein Herr von Arnim wollte nachspringen, die anderen im Sack riefen: „Wag's nicht! Wag's nicht!" Er tat's aber doch und baute dann das Dorf Wagenitz. Die aus der Luft herunterkamen, das sind die Herren von Bredow gewesen. Die waren nun sehr froh. Zum Andenken nannten sie die Stadt Frie-Sack. Sie verteilten sich über das ganze Havelland und haben ihren Rittergütern die Namen gegeben. Der älteste der Brüder blieb in Friesack und sagte zum zweiten: „Ga beß (besser) hin," daher Peßin. Ein dritter ging landeinwärts, darum „Land in," Landin. Einem vierten sagte er wegen des Weges: „Geh denselben lang wie der zweite," und dieser gründete Selbelang. Ein fünfter ging von da „rechts too," rechts zu, und baute Retzow. Ein sechster nannte sein Dorf Bredow. Einst wohnte zu Landin ein Bredow mit Vornamen Nippel oder Nappel. Der verpraßte sein väterlich Erbteil

und schloß dann einen Bund mit dem Teufel auf dem Teufelsberge bei Landin. Doch wie der Vertrag bald um war, ging Nippel tiefsinnig umher. Da gab ihm sein Schäfer einen klugen Rat. Er sollte ein tiefes Loch in den Teufelsberg graben und einen Scheffel so darüber anbringen, daß er umschlüge, schütte man etwas hinein. Den Scheffel sollte der Teufel mit Geld füllen. Das aber konnte er nicht zuwege bringen. Zuletzt rief er: „Nippel, Nappel, Neepel, wat hest vörn groten Schepel," warf ihm den Vertrag vor die Füße und flog ärgerlich davon.

Viel hatte der Teufel mit den Müllern zu tun. Einem mußte er eine Mühle mit sechs Gängen bauen; zwei Stunden weit den Weg bis zur Kirche pflastern, und der Müller fuhr dabei immer hinten nach, so schnell mußte er pflastern; allerlei Getreide in großen Mengen durcheinanderschütten und dann die Körner jeder Art für sich auslesen. Zuletzt sollte er mit einer Heugabel ohne Spitzen an den Enden Hirsekörner auf den Boden gabeln, aber sie rutschten herunter. Da warf er die Gabel fort und sprach: „Wenn ich nicht Teufel wär', bei dir könnte ich Teufel werden." Die Wielmölle an der Plane zwischen Treuenbrietzen und Belzig hatte vormals drei Gänge und mußte nachts um 12 Uhr geräumt werden. Denn dann hat der Teufel eine Stunde lang auf dem ledigen Gang gemahlen, daß es nur so gedundert und gekracht hat.

Vor alters wohnte in der Klosterstraße zu Neu-Ruppin ein reicher Brauer, namens Schuhmann. Die Mönche von der Klosterkirche tranken viel Bier. Mit ihnen kam er in Streit und sie verdarben sein Geschäft. Er verarmte gänzlich. Nun verband er sich mit dem Teufel, und es ging wieder groß her. Wie dann der Vertrag um war, abends spät hörte man es leise klopfen, und Schuhmann schlich sich still aus dem Zimmer. Gleich darauf hörten seine Zechgenossen ein lautes Krachen in der Küche, gingen hin und sahen den Brauer mit zerschmetterten Gliedern am Feuerherd liegen, und wie eben der Teufel als schwarze Krähe zum Schornstein hinausfuhr. Schuhmanns Leiche konnte nicht auf dem Kirchhof beerdigt werden, Mönche, Priester und alle ehrbaren Leute der Stadt wollten sie nicht in der Nähe wissen. So versenkten seine Freunde sie unbemerkt in einen Morast. Seitdem ging der gottlose Brauer nachts um und suchte Gesellschaft. Er hockte auf, hat auch den Holzdieben aufgelauert, denn früher betrieben die Ruppiner Bürger den Holzdiebstahl in der städtischen Heide im großen mit Pferden und Wagen, und hat Bösewichtern den Hals umgedreht. Da kam einst spät auf der öden Wittstocker Straße ein reicher Schweinehändler gegangen. Der hatte viel betrogen, manchen kleinen Mann schändlich geschröpft und mancher armen Frau ein krankes Schwein verkauft statt eines gesunden, doch nie ersetzt, wenn es dann verendete. Jetzt wollte er mit ungerechtem Gut sich zur Ruhe setzen. Da erfaßte ihn Schuhmann und beide versanken in die Tiefe.

## Der Tod.

Manche sagen, beim Schmied von Jüterbog ist die zwei ersten Male der Tod gekommen, denn der ist früher leibhaftig erschienen. Im Dorfe Göttin war mal ein Fischer, der hatte sein gutes Brot, weil er Tag und Nacht auf den Beinen war. Einmal spät abends, er hatte sein Zeug an der Havel getrocknet, hört er zweimal jenseits rufen: „Hål ar." Nun macht er seinen Kahn los und fährt hinüber. Drüben steht ein

großer schwarzer Kerl, der sagt: „Führ mi ar." Der Fischer hatte knapp vom Ufer abgestoßen, so sinkt das Kahnende, wo der Schwarze saß, ganz tief ins Wasser, und der Fischer kommt ganz hoch zu sitzen, so daß er bei sich denkt: wenn du doch erst zu Hause wärst, und bringt mit aller Kraft den Kahn glücklich herüber. Wie sie an Land sind, springt der Schwarze heraus und sagt: „Det Fahrgeld liggt int Enge." Es war ein Haufen Gold. Dann sagt der Schwarze zum Fischer: „Nu müchteste ok woll weten, wen de arführt hest?" „Jå," sagt der Fischer. „Na, de hesten Dot arführt, un wil de dat dån hest, saste an Lewen bliwen, åwer et ganze öwrige Dörp mütt utsterwen." Und so ist es gekommen. Nur der Fischer blieb leben und seine Kinder sind reiche Leute bis auf diesen Tag. Einmal ist der Tod an einem alten Pferdehirten vorbeigegangen. Das war im Dorfe Dierberg. Der Mann hatte in seinem Leben nicht viel getaugt. Einst, es war sehr heiß, legte er sich unter eine Eiche und schlief ein. Wie er dann die Pferde nach Hause treibt, sieht ihn niemand, selbst seine Frau nicht, denn die Blüte vom Farnkraut war ihm in den Schuh gefallen. Als nach einiger Zeit der Tod kam, um ihn abzuholen, ging er an ihm vorüber und sah ihn nicht, deshalb spukt der Pferdehirte noch heute herum. Ein Bauer ging einst über Feld nach einem anderen Dorf. Da sieht er von ferne einen großen Kerl kommen, daß ihm ganz schwül zumute wird und er umkehrt, aber da kommt ihm auch solch großer Kerl entgegen. Da kriecht er rasch unter eine Brücke. Auf der Brücke begegnen sich die beiden. Der eine war das Frieren, der andere der Tod. „Guden Dach, Bruder Dot! Wu willste denn hen?"

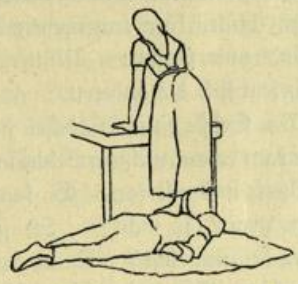


Abb. 137. Eine große Frau, auf den Tischrand sich stützend, tritt ihren kleinen Mann. „Treten" und „Trampeln" als Heilmittel waren früher gebräuchlich. Oberspreewald. 1877.

„I nå et näste Dörp, då will ick 'ne olle Fru afhoalen, die woart all lange up mei. Aber wu wills tu denn hen?" „I," sagt das Frieren, „ick will noa det Dörp tu den schtarken Bure, der het so up mei geschimpft un dåvör will ick 'n mål ens ontlich dörchschüddeln." Aber der starke Bauer war nicht dumm. Er fing das Fieber und hing es in einer Schweinsblase im Schornstein in den Rauch. Es ist zwar da hinaus, doch nie wieder zum Bauer gekommen.

Nach dem Tode kommen die Menschen nach Nobiskrug, da müssen die Toten ihren letzten Sechser verzehren, auch wird da Karten gespielt. Nobelskrug ist die andere Welt nach dem Tode. Daher ist die Redensart: „Der mut nå Nobelskroch." Alte Junggesellen und alte Jungfern müssen da Gänse hüten oder Ziegen. In der Uckermark haben sie's schon bei Lebzeiten schlecht. Wenn sie 47 Jahre alt sind, müssen die alten Jungfern auf dem Kröchelndorffschen Feld 25 Jahre lang mit der Nähnadel auf dem Hunberg graben, die Junggesellen ebensolange Krebse nach Jerusalem treiben oder müssen hin nach dem Passowschen Elsbruch und die ganze Zeit über Stubben roden. Nobelskrug hieß beim Dorfe Markgraf-Pieske ein Stätte, wo einer erschlagen war. Wenn jemand einen erschlagen hat und der Mörder kommt an die Leiche,

dann blutet die Leiche aus Nase und Mund, wie es im Nibelungenliede heißt: „Das ist ein großes Wunder, was oftmals noch geschieht, wenn man den Mordbefleckten bei dem Erschlagenen sieht."

Früher gab es Nachzehrer. Wenn man dem Toten keinen Zehrpfennig mit auf die Reise gab, dann holte er die anderen von der Familie nach, seine Blutsverwandten, die starben bald. Den Zehrpfennig mußte man dem Toten in den Mund legen, unter die Zunge stecken. Der Tote soll gebührlich beerdigt werden, sonst kommt er wieder. Eine junge Frau hatte sich ein Sterbehemde zubereitet gehabt, doch sie gaben es der Toten nicht mit. Dann kam immer eine weiße Taube ans Fenster und hat gesagt: „Ick ramm un spamm un häw doch en tweigt Hemdken an." Dann hat der Priester gesagt, sie sollten den Sarg wieder öffnen und der Toten das Hemd überbreiten. Von da ab ist die Taube weggeblieben. Den Toten soll man nicht zu sehr beweinen und beklagen, sonst nimmt man ihm die Ruhe. Einer Mutter verstarb ihr einziges Kind, da mußte sie immer weinen. Da sah sie eine Schar Engel, alle schön und fröhlich und ganz hinten kam traurig ein Engelchen und trug einen schweren Krug. Das war ihr Kind und sprach: „Mutter, ich muß deine Tränen sammeln und kann nicht fröhlich sein wie die anderen."

Der Liebste eines Mädchen starb im Kriege, und sie betrauerte ihn so sehr. Eines Nachts kam er auf weißem Schimmel geritten. Der Mond schien sehr hell. Er nahm sie aufs Pferd und ritt fort. Er sagte: „Das Pferd tritt schnell, der Mond scheint hell, Liebchen graut dir nicht?" Sie sprach: „Was sollte mir denn grauen, so du, mein Liebster, bei mir bist." Dann kamen sie auf den Kirchhof. Ein Grab war frisch aufgegraben. Sie stieß an ein Kraut da und sah nun, daß das Pferd keinen Kopf hatte. Da kriegte sie Angst. Er wollte sie an ihrer Schürze mit ins Grab ziehen, doch sie band schnell die Schürze los und lief unters Dach der Kirche. Dann mußte er allein zurück ins Grab. Soweit er sie an der Hand gegriffen, war diese schwarz verbrannt. Wie es am andern Morgen tagte, war sie viele Meilen weg von ihrer Heimat. Schon die nordische Edda berichtet, als König Helgi im Heldenkampf gefallen war, daß Sigrun, seine Braut, die Walküre so sehr um ihn trauerte. Dann kam Helgi, der Tote, wieder in der Nacht mit Gefolge und Sigrun war bei ihm im Hügel. Ehe es tagte, ritt Helgi davon gen Westen, und Sigrun starb bald vor Harm und Leid.

In alter Zeit sagten die klugen Frauen aus den Sternen, ob die Kinder lange leben, wie alt sie sein, wie groß sie wachsen und welchen Tod sie sterben würden. Wenn ein Kind in der Nacht kommen sollte und es war sternenklar, so gingen sie hinaus und sahen nach einem Stern, und wenn das Kind da war, gingen sie wieder hinaus und sahen nach demselben Stern. Daher ist noch die Rede: „Das stand mir nicht in den Sternen geschrieben," „mein guter Stern führte mich." Schon die Edda meldet: „Nacht in der Burg war's, Nornen kamen, die dem Edeling das Alter bestimmten."

## Die Luftfahrer.

Im Ober-Uckersee, südlich von den Dörfern Warnitz und Fergitz, liegen zwei kleine Eilande, die großer und kleiner Burgwall heißen. Auf dem großen wohnte früher

ein Ritter, der wilde Kurt. Er fuhr immer mit seinem Rappen über das Wasser, auch nach Prenzlau. Einst sah ihn ein Bauer, der mit seinen schlechten Pferden Hafer zur Stadt fuhr. Er sprach: „Wat de kann, kann ick ok," bog vom Wege ab und folgte dem Ritter über das Wasser. Er verkaufte in Prenzlau seinen Hafer und kehrte in denselben Gasthof ein wie der Ritter. Der hatte sich ein Gericht großer Fische geben lassen. Er löste das Fleisch sauber von den Gräten ab und warf diese in eine Schüssel mit Wasser, und siehe da, aus den Gräten wurden lauter kleine Fische. Als der Bauer das sah, sprach er: „Wat de kann, kann ick ok," ließ sich ein Gericht kleiner Fische geben, kaute sie tüchtig durch und warf die Überbleibsel in eine Schüssel mit Wasser. Daraus wurden lauter große Fische. Wie das der wilde Kurt sah, ließ er sofort anspannen und jagte wie wild die Ucker hinauf seiner Burg zu. Plötzlich erhob sich ein großes Ungewitter. Die ganze Gegend war in dichten Rauch und Qualm gehüllt, so daß die Bewohner in der Umgegend glaubten, die Welt ginge unter. Als sich nach einigen Tagen das Wetter wieder klärte, war die Burg verschwunden und mit ihr der wilde Kurt. Der Markgraf Hans, der Kammerherr auf Suckow und der General Sparr konnten ebenso lebendige Fische erschaffen und fuhren mit Wagen durch die Luft und übers Wasser, über Wälder und Seen. Pater Wichmann von Neu-Ruppin konnte über Wasser gehen. Und immer fuhr und ging ihnen ein Bauer nach. Dagegen mußte der Teufel dem Lippel oder Nepel von Bredow, der vierelang über einen See fahren wollte, einen Damm bauen und hinten gleich wieder abreißen, daß niemand ihm nachfolgen konnte.

Markgraf Hans hat in Schwedt gelebt und große und wunderliche Taten verrichtet. Viele sagen, er hatte einen Bund mit dem Teufel. Bei einer Luftfahrt ist seinem Kutscher die Peitsche an einer Kirchturmspitze hängengeblieben. Da hat er gesagt: „Ach, meine Peitsche," und der Markgraf in der Kutsche: „So soll auch die Stadt heißen" und davon heißt sie Peitz. Andere sagen, es war der Schwarze, der Teufel. Ebenso ist dem Markgrafen eine Schmeerbutte hängengeblieben. Ein Quell versumpfte sein Ackerland. Da spannte er zwei schwarze Stiere vor den Pflug und zog eine große Wasserfahre bis in die Gegend von Niederkränig und Nipperwiese. Dann verschwand er plötzlich mit Pflug und Stier. Das ist das Flüßchen Röhricke, das im Zickzack läuft, weil die Stiere, trockenen Boden suchend, kreuz und quer liefen. Viele sagen, es war Markgraf Karl, der in Schwedt lebte. Der soll ein toller Christ gewesen sein und fuhr über Stock und Stein. General Seidlitz war bei ihm Page gewesen. Der mußte die wildesten Hirsche besteigen und unter den Flügeln einer klappernden Windmühle wegreiten. Davon ist er aber ein Reitergeneral geworden, wie es keinen zweiten auf der Welt gegeben hat. Im ganzen aber war Markgraf Karl ein leutseliger Herr, der mit Bürger und Bauer freundlich umging. Er veranstaltete manchmal Hetzjagden für seine Bauern. Wilde Schweine in einem umzäunten Hofe mußten sie mit Hunden zu Tode hetzen. Der Markgraf aber hat im Fenster gelegen und seine Freude daran gehabt. Er hatte 99 Güter, das hundertste wollte er nicht, sonst hätte er ein Regiment stellen müssen. Einmal ließ er alle seine Bauern zusammenkommen, und das waren viele, und verkündete ihnen, wer seine Frau, nackt, ohne ihren Kopf erkennen könnte, solle fortan sein Gut als freies Eigentum besitzen. Dann ließ er einen gewaltigen Stroh-

haufen errichten, und dahinein mußten die Frauen der Bauern ihre Köpfe stecken, so daß man nur den Rücken sah. Nur ein Bauer erkannte seine Frau an einem Mal und gab ihr einen Klaps und sagte: „Dat is mine." Sogleich erhielt er sein Gut frei. Die anderen lachte der Markgraf aus, was sie für Kerls wären, nicht mal ihre Frauen zu kennen.

General Sparr lebte im Schlosse zu Prenden. Er war ein großer Zauberer und mit dem Teufel im Bunde. Seine Peitsche ist ihm mal am Kirchturm von Biesental sitzengeblieben. Er konnte nicht leben und sterben, bis sie ihm aus den Fußsohlen die Oblate vom Abendmahl herausschnitten, die er zur Zauberei beiseite gebracht. Kaum war er tot, da ließ sich um Prenden unaufhörlich die wilde Jagd hören. Auch Pater Wichmann, einer der alten Grafen von Lindow, war ein Zauberer. In der Neujahrsnacht fährt er in einer Kutsche mit zwei schneeweißen Pferden in Ruppin die Klosterstraße entlang. Ein großer General Luxemburg hatte mit dem Teufel einen Bund. Mal wollte er durch die Luft fahren, und der Teufel mußte ihm eine Brücke bauen. Luxemburg fuhr aber sehr schnell, so mußte der Teufel immer die Balken und Bohlen hinten abreißen und vorn wieder anbauen. Einmal fuhr ihm ein Bauer nach. Als das Bündnis um war, kam der Teufel, schob die aufgestellte Wache beiseite, daß die zwei Mann gleich tot niederfielen, und eilte ins Zimmer des Generals. Die Dienerschaft eilte schnell nach, indes der General war verschwunden, und nur eine hohle Haut lag am Boden. Bei Schönermark, westlich Prenzlau, spukt der alte Schlippenbach. Er soll auch bei der wilden Jagd sein. Ein Bauer, abends beim Weinberg vorbeikommend, sah ihn mit allen seinen Jägern und fremden Herren an großen Tischen sitzen. Es wurde gegessen und getrunken und Karten gespielt. Der alte Schlippenbach gab gerade die Karten. Der Bauer sah zu und sagte: „Spielt's gut, meine Herren?" Da sah ihn der alte Schlippenbach grimmig von der Seite an und reichte ihm mit einer Schüttgabel eine Ochsenkeule hin. Der Bauer fiel vor Schreck rücklings in den Wagen.

## Pumphut.

Pumphut oder Pumpfuß war ein wandernder Müllergeselle, nach anderen Zimmergeselle. Nach Kuhn baute er sogar einem Amtmann Haus und Scheune. In der Nacht wimmelte es von Arbeitern auf den Bauplätzen, die mit Balken und Steinen aus der Luft herbeiflogen. Eigentlich gearbeitet hat er nicht, ist bloß herumgegangen. Er hatte große Kraft, Holz hat er auf den Knien gehauen, und konnte mehr wie Brot essen. Das Loch auf dem verwünschten Schloßberg zu Burg konnten sie nie zufüllen, Pumphut warf bloß dreimal mit der Hand Erde darauf. Sie sagen, er hatte mit dem Bösen zu tun, das ist nicht wahr. Moses war der größte Zauberer, und der hatte alle Macht von Gott, mithin kommt das von Gott und nicht vom Teufel.

Wenn Pumphut wanderte und sprach vor in den Mühlen und sie gaben ihm nicht ordentlich zu essen und zu trinken, dann spielte er ihnen einen Schabernack, und alles ging verkehrt. Oster, wenn er sich entzweit hatte, machte er, daß die Mühlsteine linksherum gingen oder oben auf dem Dache sich drehten. Dann mußten sie ihm nach-

laufen und bitten. Dann hat er die Mühle angelassen, und sie ist wieder gegangen, und sie mußten ihn gut beschenken, dann war er zufrieden. Einmal war er Bescheider auf einer Windmühle, und die Müllerin bat ihn, er sollte etwas Kleinholz hauen. Da hört sie Knistern und Knastern im Kammrad und Getriebe, und alle Kämme aus dem Kammrad brechen heraus. „So, da ist Kleinholz," sagte Pumpfuß. Als die Frau nun so sehr jammerte, holte er Ähren aus der Scheune und steckte sie in die Kammlöcher. Dann ließ er die Mühle an, und sie ging wie vorher. Mal kam er an einer Windmühle vorbei, als sie scharf machten. Er fragte: „Ist's erlaubt, scharf zu machen?" „Immerzu!" hieß es. Da arbeitete er los, doch niemand gab ihm zu essen. Da steckte er den Pickenstiel durch den Läufer, den sonst sechs Mann tragen, und trug ihn auf der Schulter nach dem Wirtshaus, setzte sich hin und frühstückte. Da mußten sie ihm, Meister und Gesellen, himmlisch gute Worte geben, dann brachte er den Stein zurück. Da gab es das Allerbeste. In einer Mühle machte er auch zu hohe Ansprüche, da hatten sie ihn zum besten. Pumphut ging weg und kam bei Zimmerleuten vorbei; die machten sich über ihn lustig. Da sagte der Meister: „Lacht den Mann nicht aus! Wenn ihr Pumphut nicht gekannt habt, werdet ihr ihn noch kennen lernen." Sie machten gerade eine Mühlwelle, und wie sie die richtig anschauten, war sie zu kurz. Da sagte der Meister: „Holt Pumphut zurück und gebt ihm gute Worte." Endlich kam er. „Ihr habt euch verschnitten, das ist nicht so schlimm." Sie mußten an einem Ende der Mühlwelle angreifen, und er zog am anderen. Da wurde sie wieder zu lang. „Müssen wir wieder abschneiden," klagten die Zimmerleute. „Abschneiden ist nicht nötig," sagte Pumphut, schlug mit seinem Hut gegen die Mühlwelle, da war sie wieder kürzer. Mal kam er zu einer Wassermühle und wollte Arbeit haben, aber der Meister ließ ihn gar nicht in die Mühle, weil kein Wasser war. Pumpfuß sagte, er wollte die Mühle auch so gehen lassen. Und der Müller hörte das Rad klappern und die Mühle gehen, trat heraus und sah lauter kleine Kinder um das Rad. Von einer anderen Mühle mußte Pumpfuß weiterziehen, der Müller wollte ihn nicht haben. Der konnte auch was und schickte Pumpfuß die Mühlsteine nach. Wie Pumpfuß die ihm nachlaufen sah, legte er bloß ein Tuch hin, und die Steine machten halt. Auf der alten Buschmühle hinter Lübbenau war es früher nicht geheuer, doch ein Bescheider hatte das Gespenst, das niederpolterte im Schornstein, aufgefangen in einem Sack von ungebleichter Leinwand und mit verkehrten Stichen, und fortgetragen. Seitdem ging die Mühle ganz schön. Da kam einmal ein Bäcker mit einem ganzen Kahn voll Getreide und wollte mahlen, aber die Mühle sich selber einrichten. „Meister, wir wollen nach der Wirtschaft fahren; mag der doch mahlen," sagte Pumphut. Dann kam ein Bote. „Der Bescheider soll gleich zurückkommen, der Bäcker kann nicht mahlen. Anstatt Schrot kommen lauter Füchse aus dem Loch heraus, und es sind so viel Füchse da, daß kein Mensch im Mühlhaus durchkommen kann." Dann lachte aber der Bescheider und forderte noch ein Glas Bier. „Sie können ja die Füchse fangen. Fahre nur, die Füchse werden schon wieder aufhören." Pumphut zog sein Taschenmesser heraus, klopfte mit ihm dreimal auf den Tisch und steckte es wieder ein. So viele Füchse als herausgesprungen waren, sprangen wieder hinein.

Mal hatte er sich mit einem Glaser in der Schenke entzweit und ging früher weg als der. Dann verwandelte er sich in eine große Schlange und legte sich in den Weg

und sah nun aus wie ein Baum. Als der Glaser vorbeikam, wollte er ausruhen und setzte sich darauf. Da hat ihn Pumphut abgehoben und alles entzweigeworfen. Auch der Kammerherr auf Suckow bei Prenzlau, dem er sich in den Weg legte, steif wie ein Baumstamm, wollte darüber wegfahren, aber der Wagen blieb festgebannt. „Ah, Pumpfuß, den suche ich lange," und nahm ihn auf sein Schloß, daß er ihm alles lehre. Zuletzt wollte er ihm den Kopf abhauen lassen, daß nicht auch andere von ihm lernten; da blieb dem Scharfrichter der Arm mit dem Beil in der Luft stehen, und Pumfuß lachte und ging seiner Wege.

Pumphut war liederlich und hatte kein Geld mehr. Da wollte er sich an den alten Dessauer machen. Der hatte einen Lustgarten mit Apfelbäumen und einen Teich mit Fischen. Pumphut pflückte Äpfel im Lustgarten und angelte Fische im Teich, um gegriffen zu werden. Aber wie der Jäger auf dem Damm um den Teich herumkam, lief Pumphut über das Wasser oben weg. Da sagte der alte Dessauer dem Jäger: „Schieß auf ihn," aber die Schrotkörner fielen Pumphut in die Hand, und der Jäger sah, wie er sie in den Teich warf. Den zweiten Tag angelte Pumphut wieder, da schoß der Jäger mit einer Kugel auf ihn. Pumphut nahm den Hut ab, und die Kugel fiel hinein. Da sagte der Dessauer: „Wir werden müssen eine goldene machen lassen, die wird schon ziehen." Die fiel Pumphut wiederum in den Hut. „Die kann ich brauchen," sagte er und ging weg. Dann wußte der Dessauer nicht, was tun, und ließ ihn zur Mahlzeit laden. So war Pumphut nun beim Dessauer und sagte, er wollte ihm beistehen, wenn er mal Krieg hätte, er hätte ihm so schöne Kugeln geschickt. Ein paar Jahre danach hatte der Dessauer Krieg. Pumphut ließ so viel Häckfel schneiden, als der Dessauer Leute brauchte, oder säte Häckfel, da standen lauter Reiter da, und Hirse, das waren die zu Fuß. Die sollte der Dessauer vorn stellen, und hatte der Feind sich ausgeschossen, seine richtigen Soldaten vornehmen. So hat es der Dessauer gemacht und gewonnen. Aber zuletzt entzweiten sich beide. Pumphut hatte sich nämlich betrunken und sagte zum Dessauer: „Ich heiße Pumphut und du heißt Krumphut." Da wollte ihn der Dessauer totschießen lassen, aber Pumphut nahm den Hut ab und sagte: „Den Quark brauche ich nicht," und schüttelte alle Kugeln aus. „Na, na," sagte der alte Dessauer. „Ja, ja, mein Lieber, das hat Pumphut für sich behalten." Alles hatte er ihm gesagt, aber das eine nicht, das Totschießen. Es wird auch erzählt, sie schickten Hunde nach ihm, aber die wedelten vor ihm mit dem Schwanze. Der Dessauer exerzierte gerade Soldaten. Pumphut sah zu und hatte auch gleich ein Heer und exerzierte es. Da ließ der alte Dessauer fragen, ob er Freund oder Feind wäre.

Der Kaiser von Österreich hörte von ihm, daß er soviel konnte, und hat ihn zu sich eingeladen. Dann bekam Pumphut Pferdehufe vorgesetzt, die sollte er essen. Dann bat er sich aus, er wollte auch mal etwas machen. Ja, sagte der Kaiser, das könnte er. Dann war solches Gerumpel und Lärmen draußen. Da sah der Kaiser zum Fenster hinaus und kriegte so große Hörner, daß er nicht wieder zurück konnte.

Im Dorfe Mockrehna, unweit vom Kirchturm, ist ein Gasthof, und nahe dem Gasthof liegt ein Stein. Auf dem Stein wollte Pumphut hundert Nägel hauen, ohne den Stein zu berühren. Beim neunundneunzigsten kam ein altes Weib, da hieb er in den Stein. Den hundertsten hat er nicht mehr gehauen und gesagt: „Wo der Teufel

nicht selber kommen kann, da schickt er ein altes Weib." Dann drehte er sich mit dem Rücken nach dem Turme zu und warf das Beil durch die Beine da oben hinauf. Da hängt es noch heute in Mockrehna vor der Stadt Torgau. Pumpfuß nahm kein gutes Ende. Er kam auf eine Mühle, da gingen zwölf Gänge. Der dreizehnte war verschlossen, darauf mahlte der Teufel. Der Müller versprach Pumpfuß viel Geld, wenn er den dreizehnten frei machte. Da ging Pumpfuß in den Gang zum Teufel. Der versprach zu weichen, wenn Pumpfuß ein halbes Jahr lang keine Kunststücke machen wollte und keinen Branntwein trinken. Als der letzte Tag gekommen war, beredeten ihn die Gesellen, daß er trank. Es fehlten noch einige Stunden, da ging Pumpfuß hinaus. Und als er nicht wiederkam, gingen sie ihn suchen. Die Zeit war noch nicht um, und wie sie ihn fanden, da war ihm das Genick umgedreht. Das hatte der Teufel getan.

## Der alte Fritz.

Der alte Dessauer war ein General, und der Kronprinz saß auf der Festung. Zu ihm kam der Dessauer immer durch die verschlossene Türe, denn er konnte mehr wie Brot essen und sagte einmal: „Heute ist in England Konzert. Wie wäre es, wollen wir nicht auch dahin?" Der Kronprinz meinte: „Wie wollten wir heute nach England kommen?" „Wenn du nur willst." „Ich will schon." Da zog der alte Dessauer sein Taschentuch heraus und breitete es auf dem Boden aus. „Nun tritt du auf die eine Seite, ich werde auf die andere treten." Rutsch, auf einmal waren sie in England in der Stadt London. Der alte Dessauer meldete, ein paar fremde Gäste wären da, wollten auch mitmachen. Ja, das könnten sie. Beim Konzert sagte der alte Dessauer: „Erkennen wollen wir uns nicht lassen. Laß du aber dein Taschenmesser hier, dann werden sie sehen, wer die fremden Gäste gewesen sind. Das Messer werden sie uns schon wieder schicken." Nach einigen Tagen kam auch das Messer an, aber in einer Kiste verwahrt, und ein Brief dazu, alles mit der richtigen Aufschrift: An den Kronprinzen. Der alte Dessauer hatte das alles gewußt, aber dem Kronprinzen gesagt: „Die Kiste soll zubleiben, bis einer geköpft werden soll." Gerade war einer da, den ließen sie die Kiste aufmachen. Da gingen auf einmal vier Pistolen los, zwei Schuß ihm in den Kopf, zwei in die Brust, und der Mann war tot. Wie sie Keith den Kopf abgehauen haben, mußte der Kronprinz zusehen. Da hat er gesagt: „Deiner Familie werde ich gedenken." Das hat der Großvater vom Propheten Quietz in Burg erzählt, und Quietz mir.

Noch in der Regierungszeit Friedrich Wilhelms I. lebte im Dorfe Braunsberg ein junger Schäferknecht, ein gar großer und schöner Mensch, den der Kronprinz von Rheinsberg her kannte. Die Werber des Königs suchten ihn zu bekommen, aber er wollte Schäfer bleiben. Doch wie er in einer Sommernacht in der Schäferkarre bei der Herde schlief, schlugen sie die Türe zu und fuhren ihn davon. Allein durch eine Falltür entkam er und hütete am nächsten Morgen wieder seine Schafe und strickte im Gehen Strümpfe von Wolle. Nach einiger Zeit kam ein alter Mann des Weges. Der unterhielt sich mit ihm und warnte ihn vor den Werbern des Königs. Er wolle ihm zeigen, wie sie es machten. Der Schäfer mußte die Arme ausbreiten, und der Alte steckte ihm durch die beiden Rockärmel den Schäferstock. Dann rief er: „Hallo! Hallo!" Bewaffnete

Männer traten aus dem Wald und fesselten den Schäfer. So kam er nach Potsdam zum Riesenregiment. Hier gab er immer viel Geld aus und gab große Gastereien trotz des geringen Soldes. Inzwischen war der Kronprinz König geworden und hörte davon. So verkleidete er sich, ging in die Schenke und saß traurig da. Da sagte der lange Soldat zu ihm: „Warum sitzt Ihr so traurig da?" „Ich habe kein Geld." Dann borgte er ihm Geld, und sie saßen lange da, bis alles zu Bett war. Dann gingen sie beide durch die Straßen von Potsdam. An einem Kaufmannsladen machte der Soldat halt und blies in das Schloß, das sofort aufsprang. Im Laden zog er drei Geldkästchen heraus, teilte das Geld in drei Haufen und sagte: „Den ersten braucht der Kaufmann für die Ware, der zweite ist sein Gewinn, den dritten hat er durch Betrug, den nehme ich mir." Von da gingen sie weiter. Er wollte dem Fritz auch die Schatzkammer des Königs zeigen. Als sie drinnen waren, sagte er: „Dem König nehme ich nichts weg, der muß sich für alle plagen." Und wie der alte Fritz zulangte, als wollte er einige silberne Löffel wegnehmen, gab er ihm einen derben Stoß. „Habe ich dir nicht gesagt, du sollst dem König nichts nehmen." Dann ging jeder nach Hause. Am anderen Morgen ließ ihn der König kommen und sprach: „Diesmal erlasse ich dir die Strafe, aber so etwas darf nicht wieder vorkommen." Und ließ ihm höheren Sold geben.

Mal kehrte der König bei einer Jagd in die Walke oder Amtsmühle an der Straße von Wittstock nach Mirow ein, und erfreut über die gastliche Aufnahme, erklärte er dem Müller, alles Land solle ihm gehören, was er in einer Stunde umpflügen könne. Der, ein schlauer Mann, zog nun mit dem Pflug weithin um sein Gehöft eine Furche, die viele Morgen Land umschloß.

Der alte Fritz war zwar ein großer König, aber ein Bauer war ihm über. Der hatte Erbsen gesät, und wie er fertig ist, sagt er für sich: „Wenn se koamen, denn koamen se nich, un wenn se nich koamen, denn koamen se." Das hörte der König, der zufällig da vorbeikam und wußte nicht, was der Bauer damit meinte. „J," sagte der Bauer, „det is janz enfach. Wenn de Dauen koamen und freten de jesäde Ersten up, denn köen se nich rut koamen. Wenn de Dauen äbber nich koamen, denn wer'n ok woll mine Ersten upjoan, wenn süs juet Weder is." Da gab ihm der König ein gutes Geschenk, aber er sollte es keinem sagen, bis er fünfzigmal den König gesehen hätte. Zu Hause im Schloß gab der König das Rätsel bei der Tafel auf, doch keiner konnte es raten. Da hat denn aber doch einer ausgekundschaftet, wo es der König her hatte, und reiste zu dem Bauer. Der sagte: „Ick derf et nich eer seien, bes ick fufzigmoal den König jesien hebbe." Da gab ihm der Fremde fünfzig blanke Taler. So, nun sähe er so oft den König. Den anderen Tag, als der König wieder das Rätsel aufgab, sagte der: „Das sind die Erbsen und die Tauben." Nun war aber der König ärgerlich und ließ den Bauer kommen. Der schmunzelte bloß, faßte in die Tasche und zeigte dem König die fünfzig Taler, und ob er da nicht drauf sei. Der alte Fritz hat auch gesagt: „Selbst gesponnen und selbst gemacht, ist die beste Bauerntracht." Dem Eulenspiegel hatte er das Land verboten. Da ging Eulenspiegel außer Landes, füllte einen Wagen mit Sand, setzte sich darauf und fuhr wieder in dem alten Fritz sein Land. Da hat der's ihm wieder verboten. Da sagte Eulenspiegel: „Ich bin in meinem Land." Wie der alte Fritz wieder einmal mit Zieten durch die Mark wanderte, kamen beide abends sehr müde an einen Bauernhof und baten

um Nachtlager. Erst wollte der Bauer sie nicht behalten, aber dann wies er ihnen ein Bett unterm Dachboden an, sie sollten aber dafür am Morgen dreschen helfen. Beide gingen schlafen; der Fritz lag vorn, Zieten hinten. Da sie am Morgen nicht kamen, trat der Bauer vors Bett mit einem Stock, schalt sie Faulenzer und zog dem, der vorn lag, ein paar über. Dann ging er ab. Aber sie waren sehr müde und blieben liegen, nur legte sich jetzt der alte Fritz nach hinten. Nicht lange, so war der Bauer wieder da. „Ihr Kerls schlaft ja noch immer. Ich werde mir mal den hinten da langen." Und nun schlug er wieder auf den alten Fritz los.

Im Dorfe Sylow war so ein schlimmer Amtmann, der immer gleich prügelte. Davon hatte der alte Fritz gehört. So zog er sich den schlechtesten Rock an, den er kriegen konnte, ging nach Sylow und verdingte sich als Knecht beim Amtmann. Ein Bett bekam er nicht, und mußte Mehlsuppe essen am Morgen wie die anderen. Dann ging er auf den Hof. Sogleich bekam er Prügel. Da zog er den obersten Rock ab und der Stern kam zum Vorschein. Den erschrockenen Amtmann ließ der König alsbald auf einen Mistwagen packen und fortfahren, da war ihn das Dorf los. Mal kam der Fritz nach Frankfurt. Da saß so ein Dicker am Tisch und tat eine fette Gans essen. Der alte Fritz konnte nichts zu essen bekommen, denn sie wollten ihm nichts geben, weil er so schlecht angezogen war und so ärmlich aussah. So setzte er sich zu dem Dicken und fragte, wo er hinwollte. „Nach Berlin, mir lassen das Fett abzapfen." „Ich bin in Berlin gut bekannt mit dem königlichen Arzt." „So!" Da gab ihm der Dicke zu essen von der Gans. Der alte Fritz sagte, er wolle ihm einen guten Rat geben, daß es nicht soviel kostete, und schrieb auf einen Zettel: „Laß diesen faulen Bachusknecht bei Wasser und Brot ins Gefängnis werfen, bis ich wiederkomme. Friedrich." Dann kam der Dicke nach Berlin und ins Gefängnis, wie er den Zettel vorzeigte. Als der alte Fritz wieder nach Berlin zurückkehrte, waren sechs Wochen verstrichen. Der Oberste vom Gefängnis fragte an: „Was soll mit diesem geschehen?" „Ach, den habe ich ganz vergessen," und sie ließen ihn heraus. Da war er ganz mager geworden und sagte: „Na, na, soviel habe ich doch nicht verdient." „Soll man schweigen," sagten die andern. Bei dem Abzapfen hat er keine Schmerzen gehabt. — Ein Müller hatte über die Türe geschrieben: „Ich lebe ohne Sorge." Da fuhr mal der alte Fritz vorbei und las das und sagte: „Ich lebe nicht ohne Sorge," ging in das Haus und befragte den Müller. Der sagte: „Ich habe so viel Geld, daß ich ohne Sorgen leben kann." Da gab ihm der alte Fritz auf: er sollte zu ihm kommen, nicht zu Fuß, nicht zu Pferd, nicht nackend, nicht bekleidet, nicht an sechs Tagen, nicht in sechs Nächten. Und der Müller dichtete lange viel hin und her, und andere halfen ihm. So zog er sich nackend aus und hing sich Netzwerk um, saß mit dem rechten Bein auf einem Esel und ging mit dem linken, und kam am Sonnabend und Mittwoch, denn das war kein Tag und keine Nacht.

Ein alter Unteroffizier war als Prediger angestellt. Der hatte sich eine Predigt auswendig gelernt und predigte sie von Woche zu Woche in einem Strich fort. Da beschwerte sich ein Dorfbewohner beim König darüber, und der König fragte: „Was hat der Prediger gepredigt?" Da wußte der Bauer nichts, und der König sprach: „Mag er noch ein paar Jahr so predigen." Es waren zwei Prediger, einer hatte eine

fette Stelle, der andere eine magere. Dieser mußte Sonntag nachmittags in der Schenke zum Tanze aufspielen. Aber der mit der fetten Stelle schrieb an den König, er wollte noch eine bessere haben. Dann kam der König selbst in das eine Dorf und hörte die Predigt des anderen, die war sehr schön, und ebenso nachmittags, wie er in der Schenke so gut geigte. Dann bestimmte er: „Der mit der mageren Stelle bekommt die fette. Mag der andere nun ein paar Jahr geigen." In einem Dorfe gingen die Bauern Sonntags nicht in die Kirche, sondern in die Schenke und soffen. Das hörte der Fritz und ging auch in die Schenke. Da saßen viele Bauern, und der König setzte sich in eine Ecke mitten unter sie. Die Bauern schenkten sich Branntwein ein, und das Glas ging herum am Tisch. Und wie es an den König kam, schob er's zurück und sprach: „Ich habe kein Geld, mag es so rumgehen, zurück!" Dann ließen sich die Bauern wieder einschenken und tranken von neuem, und als das Glas an den König kam, sprach er wiederum: „Mag es so rumgehen, zurück!" Und so geschah es vier, fünfmal, bis die Kirche fast vorbei war. Da gab der König dem Nächstsitzenden mit der Rechten eine Backpfeife und sprach: „Mag's so rumgehen," und ein Bauer gab sie dem anderen weiter, und die Backpfeife ging herum. Und wie sie damit fertig waren, gab der König dem Nächsten mit der Linken eine Backpfeife und sprach: „Mag's so rumgehen," und sie mußten sich die Backpfeife zurückgeben. Danach schlug er seinen Mantel zurück und zeigte seinen Stern. Am nächsten Sonntag gingen sie fein säuberlich zur Kirche. Unter dem alten Fritz wollten ein Gutsbesitzer und ein Prediger die Feiertage Johanni, Michaeli und Heilige drei Könige abschaffen. Der alte Fritz hat gesagt: „Auf Eure Verantwortung!" Und der Prediger hat geschworen, da ist ihm die Zunge weggefallen. Weil er nicht predigen wollte, brauchte er keine Zunge. Der Gutsbesitzer hat auch geschworen und ist gleich dabei gestorben. Und wie sie den Toten mit vier Braunen herausfuhren, war er so schwer, daß die Pferde gleich zu Schimmeln wurden, so haben sie geschwitzt.

Einmal wollte der alte Fritz in Schlesien eine Heerschau abhalten, und ein Bauer wollte etwas von ihm. Aber der König hatte keine Zeit und ließ schnell weiter fahren mit seinen vier Schimmeln. Da griff der Bauer ins Rad und hielt den Wagen fest. Da sagte der alte Fritz: „Wenn ich zurückkomme, dann komm wieder heran," und zum Kutscher: „Wir wollen einen anderen Weg zurückfahren." In Österreich war auch solch starker Bauer, und der Kaiser machte eine Wette mit dem alten Fritz, wer den stärksten Bauer hätte. Aber der Schlesier, der ins Rad gegriffen, warf den Österreicher hin und stürzte die ganze Tafel mit um und alles, was oben war. Da sagte der König, er sollte sich das alles mit nach Hause nehmen. Als der Krieg war, hatten die Österreicher mal einen Ball und hatten die Gesichter verhüllt. Die Theresia war auch da. Der alte Fritz ist auch hingegangen und hat auch mit der Theresia getanzt und hat sie so fest an der Hand gegriffen. Da hat sie gemerkt an seiner Stärke, daß er es war.

Der alte Fritz ging in einem alten Soldatenmantel öfter abends in der Hauptstadt umher und in die Wirtshäuser, um zu sehen, was seine Soldaten da angäben. Einst fragt er einen, der viel draufgehen läßt: „Kamerad, wo hast du denn das Geld her?" „Ja," sagt der andere, „wer den preußischen Pfiff nicht kennte." „Was ist das?" „Ich verkaufe, was zu verkaufen ist. Was brauche ich eine stählerne Klinge," und

zieht eine hölzerne Säbelklinge heraus. Der König merkt sich den Soldaten genau, und nach einiger Zeit muß das Regiment antreten. Der König reitet einige Male auf und ab und läßt dann den Kameraden von neulich vortreten. „Ziehe sofort deinen Säbel und haue dem Nebenmann den Kopf ab. „Ach, Majestät, mein Nebenmann hat mir ja nichts zuleide getan." „Zieh oder er soll dir den Kopf abschlagen." Da bleibt dem Mann nichts anderes übrig, er legt die Hand an den Griff und ruft: „Nun denn, möge mich Gott vor Mord behüten und geben, daß meine Säbelklinge zu Holz wird." Und siehe da, wie er herauszieht, ist die Klinge von Holz. Der alte Fritz lachte. „Ich merke, du verstehst den preußischen Pfiff."

Wie der Fritz in Rom gefangen war, so sagten sie im Oberspreewald, hat ihn einer seiner Reiter, einer aus Werben, aus Rom herausgeholt. Der Fritz war auf dem Marktplatz, da sagte der Werbener: „Gnädiger König, folgt mir." Der König sprach: „Du bist sehr kühn." Er ritt mit dem König heraus, das Volk konnte ihn nicht sehen, er war unsichtbar, durch eine enge Gasse zwischen den Pferdeschwänzen hindurch. Andere sagen: er befreite den König von den Österreichern, machte die Wache betrunken, sieben Panduren hatten den König umzingelt. Dafür kriegte er, wie er nach Hause kam, die Freiheit: frei Futter für sich und sein Pferd, und sein Gut ohne Abgaben, aber brennen, morden und stehlen durfte er nicht. Den alten Fritz konnte auch keine Kugel treffen. Wenn er so sehr vorging in den Feind und sie sagten ihm das, so sagte er: „Ach, die kommt von oben, die mich treffen wird." Er schüttete auch immer die Kugeln aus dem Hut heraus, so daß sie die Feinde trafen, sonst hätte er die Kriege nicht so führen können. Die Garnisonkirche in Potsdam, wo er ist beigesetzt worden nach seinem Tode, hat man zuzeiten des Nachts erleuchtet gesehen und die Orgel spielen hören. Auch haben die Schildwachen gesehen, daß die Türen der Kirche sich öffneten und der alte Fritz herausgeritten kam. Nachdem er seine Runde in der Stadt geritten, ist er wieder zurückgekehrt und ist verschwunden, wie er gekommen. Die Türen schlossen sich von selbst wieder.

Leute aus dem Dorfe Koschen bei Guben haben in der heiligen Nacht auf einem Kreuzweg einen Reiter mit einem Krückstock gesehen, der angeritten kam wie sonst der wilde Jäger.

## Ortssagen.

Heidentum. Da wo jetzt das Kloster von Lindow steht, hat in sehr alter Zeit ein heidnischer Tempel gestanden, der war dem Gotte Jodutho geweiht. Lahn und Engelien nennen ihn Jndut. Nach ihnen sagen die Leute, wenn sie fluchen: „Daß dich der Jndut!" In Jüterbog stand früher ein kleiner Tempel mit einer runden Luke genau gegen Sonnenaufgang zur Nachtgleiche. Darin beteten sie die Göttin der Morgenröte an. Ein Steinkreuz daneben hat ein weißer Bulle umgerannt, auch ein weißer Hund dagelegen. Nahe liegt der Tanzberg. Eine ähnliche Kapelle steht zu Drüchelte in Westfalen, die Sonne wirft am Johannistag die ersten Strahlen hinein. Bei Arnsdorf im Kreise Lebus war der Jäckedanz nach Monke ein Tanzplatz, wo Burschen und Mädchen wilde Tänze aufführten, und vormals ein Heidenfriedhof mit mehreren Steinkreisen.

Kaiser Heinrich I. gründete um 930 die Stadt Guben. Damals war am Ufer der Neiße ein heiliger Hain von uralten Eichen mit einem berühmten Tempel. Als vor mehr als 400 Jahren bei der Eichelneiße eine Heuscheune angelegt wurde, hat man die Grundmauern aufgefunden und die Schwellen darauf gelegt. Später kam die Scharfrichterei dahin. Beim Dorfe Straupitz stehen (1876) sieben sehr alte Eichen. bei der einen, am Wege nach dem Dorfe Byhlegure, haben die Luttchen ihren Gottesdienst abgehalten. Das Dorf Niemitsch (Niempsi), urkundlich schon um 1000, war eine alte Burgwarte. Als Markgraf Gero die Niederlausitz besiegt und mit der Ostmark vereinigt hatte, wurde dieser Gau das alte Land genannt und heißt noch heute so, vormals vom Zwergvolk der Heinchen bewohnt. Ein Ackerfeld bei Niemitsch heißt das heilige Land, braucht nicht gedüngt zu werden und gibt doch die reichsten Ernten. Der Hügel, auf dem später eine Kapelle gestanden, war vordem ein heidnischer Opferplatz.

Im heiligen See beim Dorfe Heiligensee ist vor alters ein Schloß versunken, die Prinzessin verwünscht. Am Johannistage kommt aus dem Schifferberg eine weiße Frau heraus. Alle hundert Jahre wurde der See mit einem silbernen Heiligen eingeweiht, und in uralter Zeit alljährlich zwei schwarze Stiere vor einen Wagen geschirrt. Sobald das geschehen, haben sich die Tiere mit aller Kraft aus dem Dorfe hinaus gerade in den See hineingestürzt und sind nie wieder zum Vorschein gekommen.

Kirche. Am Krampnitzsee bei Potsdam liegt ein alter Wall, die Röwer- oder Räuberschanze mit Unterbauten aus vorgeschichtlicher Zeit. Hier sollen große Schätze liegen. Die Gelehrten nannten sie Römerschanze. Eine Anhöhe jenseits des Sees heißt Kirchberg, da stand die erste Kirche in diesem Lande. Die Kirche zu Pechüle soll die älteste im ganzen Lande sein. Den Bau von Kirchen suchte der Böse zu verhindern, Unglücksfälle trafen die Bauleute, wenn man nicht zwei Menschen opferte oder wenigstens zwei Schädel einmauerte, die Seelen gehörten ihm dann auch. Zwei solche Totenköpfe sind an der Kirche zu Neuendorf bei Brück eingemauert. Mal konnten sie eine Kirche nicht hochbauen, es war auf dem Teltow, die fiel immer wieder ein. Da mauerten sie ein Kind lebendig ein. Es war noch nicht ein halbes Jahr alt und hat gesprochen, ehe sie es einmauerten. Sie fragten: „Was ist süßer wie Honig?" Da sagte es: „Der Mutter ihre Brust." „Was ist weicher wie Samt und Seide?" „Der Mutter ihre Schlippe," „Und was ist härter wie Stahl und Eisen?" „Der Mutter ihr Herz," denn die Mutter hatte das Kind hergegeben. Das war sein letztes Wort, und sie mauerten es ein. Dann hat die Kirche gestanden. Die alten Kirchen sind so festgemauert, daß eher die Steine brechen als der Mörtel. Sie nahmen Eier und Milch in den Kalk, das mußte alles herbeigeschafft werden. So war es bei der alten Kirche in Drehna, auch beim a!ten Schloß zu Lübbenau. Im Keller des Schlosses hat man ein altes Weinfaß gefunden, aber das Holz war ganz vergangen und der Wein in einer dicken Haut.

Markgraf Otto I., unter einer Eiche schlafend, sah sich im Traume von einem Hirsch bedrängt und durch göttliche Hilfe errettet. Zum Danke gründete er ein Kloster an dieser Stätte und nannte es nach dem Hirsch slawisch Lehnin. Den Eichstumpf hat man vorm Altar der Kirche eingemauert. Der erste Abt Sebald mußte aus einem Hause (1843 des Kossäten Müller) im Dorfe Nahmitz flüchten und wurde von den slawischen Bewohnern erschlagen.

Im Jahre 1287, am Freitag nach Himmelfahrt, hatte ein Jude eine Hostie gestohlen aus der Kirche des Dorfes Techow und sie bei einem Galgen vergraben, nachdem er das heilige Sakrament vorher in Stücke gerieben. Dann lief er mit blutigen Händen nach Pritzwalk. Ein Bürger verstellte sich als Priester und bat den Juden dorch den oversten Gott, de loef unde Graß geschapen hedde, ock dorch leve der Oltvädere des Jödesken Volcks, dat he emme doch mochte de Warheit seggen. Im Vertrauen auf das Beichtgeheimnis zeigte ihm der Jude den Ort, stieß mit seinem Fuße darauf und sprach: „Hie ligt jouwe God!" Da ergriffen ihn die Bauern, und er mußte den Tod durchs Rad erleiden. Dieses Sakrament verrichtete dann Wunder zu Techow, und Markgraf Otto von Brandenburg erbaute das Kloster zum heiligen Grabe beim Dorfe. Im Jahre 1249 hat ein Weib zu Zehdenick, die einen Bierschank hatte, eine geweihte Hostie vor ihrem Bierfaß vergraben, daß sie mehr Zulauf hätte. Darauf hat man beim Nachgraben in ihrem Keller die Hostie nicht mehr gefunden, aber blutige Erde, und diese in die Kirche getragen, wo sie viele Wunder tat. Deß zum Gedächtnis wurde im Jahre 1250 in Zehdenick ein Jungfrauenkloster errichtet. Vor alters brannte in dem damaligen Dorf Wilsnack die Kirche ab, nur drei Hostien in weißer Leinwand fand man nach dem Brande auf dem Altar vor, aber ganz mit Blut besprengt. Sie taten viele Wunder, bis sie im Jahre 1552 vom Pfarrer der neuen Lehre verbrannt wurden. Ein herrschaftlicher Jäger erstach den Pfarrer im Beichtstuhl mit seinem Waidmesser, weil er ihm Absolution verweigerte. Dafür wurde das ganze Dorf Bechlin in den Kirchenbann getan, und die Einwohner mußten an den Grenzen Wachen aufstellen, daß kein Reisender ins Dorf gelangte. Als nun einst der regierende Graf von Ruppin gefahren kam, durchschnitt die Wache ihm an der „Warnung" mit einem Knief die Stränge am Wagen. Zum Andenken ist noch heute das sichelartige Messer an der Kirche. Einst zog ein schweres Gewitter über Stadt und Kloster Lindow herauf. Drei Tage hielt es an. Da sagte eine junge Nonne, die sonst sehr schweigsam war und oft harten Bußen sich unterzog: „Nur allein mir gilt der Zorn des Himmels!" und trat aus der Klosterpforte hinaus, obwohl alle anderen Klosterschwestern flehentlich abrieten. Da traf sie ein Blitz, und bald darauf schwand das Ungewitter. Im Jahre 1325 fielen die Polen und Litauer in die Mark ein und hausten entsetzlich. Nichts fand vor ihnen Schonung. So stürmten sie auch einmal ein Nonnenkloster und mißhandelten die frommen Jungfrauen. Ein schönes Fräulein zog den Tod der Schande vor und versprach dem Wüterich einen Zauberspruch, auf daß ihn nichts verwunde. Sie kniete nieder, bekreuzigte sich, betete: „In manus tuas commendo spiritum meum!" Nun hieß sie ihn zuhauen, daß er den Spruch erprobe, da rollte ihr Kopf ihm vor die Füße. An der Ostseite der Stadtkirche zu Guben ist ein Nonnenkopf eingemauert und ein Ziegenkopf. Als die Hussiten so furchtbar wüteten, flüchtete eine Nonne auf das Kirchendach und nahm eine Ziege mit und ein Bündchen Heu. Die Ziege fraß das Heu und von ihrer Milch lebte die Nonne, bis die Hussiten wieder weg waren. Auf der Burg an der Dosse bei Fretzdorf weilte ein Ritter aus der Elbegegend zu Besuch bei seiner verlobten Braut, dem Burgfräulein. Da meldete ein Bote, feindliche Ritter bedrohten seine Burg. Seine Braut begleitete ihn bis auf den Hügel, wo heute die Kirche des Dorfes Herzsprung steht. Dann nahmen sie Abschied. Täglich kam sie auf den Hügel und schaute nach der Elbe hinaus.

Die Kunde kam, daß der Ritter in der Fehde gefallen. Da haderte sie mit Gott und kehrte täglich nach dem Hügel zurück, wo die Leute sie eines Tages tot im Grase liegen fanden. Das Herz war ihr vor Wehleid gesprungen. Der Burgherr, ihr Vater, baute auf der Stätte eine Kapelle, und dann entstand das Dorf Herzsprung. Bei Nacht ersteigt noch jetzt kein Dorfmädchen den Hügel, denn noch immer geht die Jungfer um, weil sie mit Gott gehadert. Am Dom zu Havelberg kommt man in einem engen Turm auf einer Wendeltreppe zum Kirchendach und von da in die Mönchstube. Hierher flüchteten sich die frommen Brüder in der äußersten Not und wälzten große Feldsteine herab auf die heraufstürmenden Feinde, die sie so vertrieben. Im Dom ist ein Grabdenkmal des Bischofs Wepelitz. Aber sie sagen, sein Grab ist nicht da, sondern an den steilen Abhängen nach dem Dorfe Wepelitz zu. Da ruht er in einem goldenen Sarge. Alle, die beim Begräbnis tätig waren, sind nachher hingerichtet worden, daß keiner die Stelle verriete. Ähnlich berichtet schon Jornandes von Alarich. Als seine Goten, die ihn über die Maßen liebten, im Bett des abgeleiteten Flusses Barent den König mit vielen Kostbarkeiten beerdigt hatten, töteten sie die Gefangenen, die das Grab gegraben, daß niemand die Stelle verrate. Und von jenem Eiland der Ostsee, wo die Göttin „Nerthus", die Mutter Erde (Terra mater), ihren segenspendenden Umzug hielt, weiß Tacitus die Kunde, daß die Hörigen, die nachher in dem (heiligen) See den von Kühen gezogenen Wagen der Göttin wuschen, alsbald vom See verschlungen wurden. Tetzel trieb Ablaßhandel in der Stadt Jüterbog. Von ihm hatte der Ritter von Hake aus Stülpe für viel Geld Ablaß für eine große Sünde gekauft. Von Jüterbog fuhr Tetzel nach Berlin, und als in den Bergen beim Dorfe Holbeck die Pferde den geldschweren Wagen im Sande kaum von der Stelle brachten, überfiel ihn der Ritter mit seinen Geharnischten. Viele von Tetzels Knechten fanden dabei ihren Tod. Seitdem heißen die Höhen da die Mordberge.

Luther hat doch die Bibel aus der Sklaverei geholt, und sie verfolgten ihn. Da kam er bei einem Bauer vorbei, der Hafer säte, und sagte ihm: „Hol die Sense und mäh den Hafer." Dann fand der Bauer den Hafer reif zum Mähen und sagte, als die Verfolger kamen: „Damals, wie ich den Hafer gesät, kam ein Mensch vorbei." Da gaben sie die Verfolgung auf. So war Luther mit der Bibel glücklich durchgekommen. Paul Gerhard sollte wegen seiner Lehre hingerichtet werden. Im Kerker dichtete er: „Was soll ich mich denn grämen." Auf einer Kuhhaut schleiften sie ihn durch die Stadt vors Tor, aber der Scharfrichter konnte nicht zuhauen. Dann durfte Gerhard mit Frau und Kindern Berlin verlassen. Nachts in der Schenke, wo er übernachtete unterwegs nach Lübben, erreichten ihn zwei Abgesandte vom sächsischen Kurfürsten und überbrachten ihm die Berufung zum Amt. Da hat er das Lied gemacht: „Befiehl du deine Wege."

Ein gottloser Bube im Dorfe Lunow hatte die Hand gegen seinen Vater erhoben und ihn geschlagen. Wie er tot war, wuchs ihm die Hand aus dem Grabe. So oft man sie mit Erde bedeckte, immer kam sie wieder heraus. Dann schlug man sie mit Ruten, alles vergeblich. Da hat man sie zuletzt abgehauen, und noch hängt die vertrocknete Hand mit der Rute zur ewigen Warnung in der Kirche zu Lunow. Die vier Löwen am Turm der Parochialkirche zu Berlin brüllten früher die Stunden aus. Der Magistrat hat aber dem Meister die Augen ausstechen lassen, daß er nicht ein zweites

solches Kunstwerk anfertige. Da hat er sich nach oben führen lassen und an einer Schraube gedreht, und seitdem sind die Löwen verstummt.

Krieg. Bei der alten Stadt Lenzen an der Elbe fand eine große Schlacht mit den Slawen auf dem Marienberg statt, nach anderen bei Mohr oder Seedorf oder Mellen, wo überall noch der Boden rot ist vom Blut. An allen diesen Orten lassen sich noch oft die Geister der Erschlagenen sehen. Ein Ritter, von Feinden verfolgt, sprang mit seinem Pferde oberhalb Gatow in die Havel und durchschwamm sie. Glücklich gelandet, hing er auf der Landzunge an einer Eiche seinen Schild und Speer auf, seitdem heißt jene Schildhorn. Wie die Gelehrten meinen, so berichtet Kuhn, sei es ein Fürst Jaczo von Cöpenick gewesen; das Volk wußte nichts davon. Auf dem Räuberberg bei Bechlin lag einst ein Raubschloß. Ein Draht führte von der Brücke des Krenzliner Dammes nach dem Schloß und läutete eine Glocke, wenn ein Wagen über die Brücke fuhr. Dann brachen die Raubritter hervor und plünderten die Reisenden. Auf dem Röwerbarch an der Havel, zwischen Phöben und Paretz, stand vormals ein altes Schloß. Sie sperrten nachts den Strom mit einer Kette und brandschatzten die Schiffe. Ein Draht bis zu einer Klingel in der Burg verriet die nahenden Schiffe. Der Räuber Heine Klemen, von ungeheurer Stärke, hauste heimlich in der Klemenskuhle im Hainholz. Ein Mädchen, das er geraubt, mußte schwören, keinem Menschen ihn zu verraten. Aber sie sagte alles einem Ofen, in dem Leute waren. So wurde der Räuber ergriffen und hingerichtet, und noch heute wird auf dem Rathaus der Stadt Pritzwalk sein Schwert aufbewahrt.

Treuenbrietzen hieß eigentlich Brietzen. Einst hart belagert, wehrten sich die Bürger mutvoll und erschossen den feindlichen Oberst mit einem silbernen Knopf. Da gab der Kurfürst der Stadt den Namen. Aber es heißt auch, weil die Stadt zuzeiten des falschen Waldemar treu zu Ludwig dem Bayern hielt. Die Stadt Kyritz hatte eine Fehde mit dem mecklenburgischen Ritter Kurt von Bassewitz, der sie im Jahre 1411 hart belagerte. Die Kyritzer verteidigten sich tapfer. Da ließ er einen unterirdischen Gang graben. Das Wühlen und Klopfen unter der Erde hörte ein Verbrecher im Turm. Er meldete es; ihm wurde das Leben geschenkt. Nicht lange, so kam der Ritter am Markt aus der Erde hervor, aber die Bürgerschaft stand bereit. Die einen sagen, er wurde durch heißen Brei wehrlos gemacht, die anderen, nach hartem Kampfe gefangen und enthauptet. Schwert und Panzer des Ritters werden noch auf dem Rathaus aufbewahrt. Dietrich von Quitzow hatte einst einen alten Ritter gefangen und barfuß in den Turm gesetzt. Ein junger Herr von Stechow ließ sich als Diener in der Burg anstellen und befreite dann den Ritter. Doch die bestellten Pferde waren nicht zur Stelle. Zuletzt wurde der Alte, der ohne Schuh und Strümpfe über Schnee und Eis wacker ausgehalten, auf der Flucht von den Quitzowschen eingeholt und wieder in den Turm gesteckt, später aber freigelassen. Den Junker, den er ehrte, behielt Quitzow bei sich. Er hat noch manchmal tapfer an der Seite des alten Quitzow gekämpft. In einem Turm des alten Schloß zu Eldenburg ist ein steinerner Stuhl, vorn geschlossen mit einer eisernen Stange, auch genannt die Judenklemme. Auf diesem Stuhl soll ein Quitzow seinen Bruder haben verhungern lassen.

Auf dem Felde, wo bei Bernau die Panke entspringt, hat Kurfürst Friedrich im Jahre 1432 die Hussiten in heftigem Kampfe geschlagen, und ist das Blut der Feinde in

solchen Strömen geflossen, daß der Boden bis heute davon gefärbt ist, und heißt das Blutfeld oder rote Land. Und als die Hussiten in Guben waren, floß das Blut den Berg herunter, daß die Hunde es aufgeleckt haben, daher heißt noch die Hundsgasse so. Auch der „Eiserstein" in Guben ist aus Sand und Blut geworden. Alles haben die Hussiten verwüstet und hingemordet. Im Vorwerk Einbecke blieb nur ein Mann, der sich im Backen verkrochen, davon hat der Ort den Namen. — Der Kurfürst wurde in einen Krieg verwickelt, einige sagen mit den Herzögen von Mecklenburg, und in der Gegend der Sonnenburger Heide bei Freienwalde kam es zu einer blutigen Schlacht, woher das Feld das rote ist genannt worden. Die Brandenburger wurden hart bedrängt. Plötzlich fiel der Ritter von Hagen vom Schloßberg bei Freienwalde mit seinem Häuflein treuer Knechte den Feinden in den Rücken, und die Schlacht wurde glücklich beendet. Der Kurfürst sagte zum Dank, alles Land solle ihm gehören, was er mit seinem Rappen von Aufgang bis Niedergang der Sonne umreiten könne, und ist so geschehen. Der Herr des Dorfes Cholmen, eben erst verheiratet, mußte in den Krieg ziehen. Seine junge Gemahlin schwur ihm zu, nie die Frau eines anderen zu werden. Lange Zeit verging, bis er wieder heimkehrte. Sie feierte gerade Hochzeit. Da warf er den Brand in sein Besitztum und äscherte das ganze Dorf ein, verkaufte die Dorfmark an zwei reiche Schuhmacher in Guben für einen Reiterstiefel voll Gold und verschwand in der weiten Welt. Guben war im dreißigjährigen Kriege fast ausgestorben, nur eine Frau lebte noch. Als die Feinde plündernd in ihr Haus drangen, schaukelte sie in der Wiege ein schwarzes Kalb; das hielten sie für den Teufel und liefen davon. Im Schlosse zu Wagenitz setzte sich ein Herr von Bredow mit großer Tapferkeit gegen die Übermacht der Schweden zur Wehr, die in sein Dorf eindrangen. In einem kleinen Zimmer mußte er zuletzt sein Leben lassen. Ein großer Blutfleck bezeichnet noch immer die Stelle und geht nicht wegzuwaschen. Die Schweden hatten Rathenow in ihrer Gewalt. Der Landrat von Briest machte die Offiziere beim Mahle trunken. Brandenburgische Reiter mußten sich als Fuhrknechte verkleiden, andere steckten in Bier- und Branntweintonnen, so fuhren die Wagen im Morgengrauen nach Rathenow. Am Wassertor rief der Briestsche Verwalter: „Ick bringe ju Bier!" Da ließen die Schweden sie ein, und die Brandenburger nahmen die Stadt. Das war drei Tage vor Fehrbellin. Im Ersten Schlesischen Kriege fiel der Leutnant Kurt von Schlabrendorf. Sein treuer Diener, der beim Regiment Trommler gewesen, brachte die Leiche zurück nach Dorf Gröben und pflegte das Grab bis zum eigenen Tod und ward ebenda begraben. Wenn Krieg bevorsteht, erheben sich beide. Kurt von Schlabrendorf zieht den Degen und sieht nach dem Feind, und der Trommler schreitet trommelnd die Dorfstraße entlang, daß man es weithin hört. Anno 1806 haben sie die Preußen an die Franzosen verkauft. Die Patronen haben sie mit

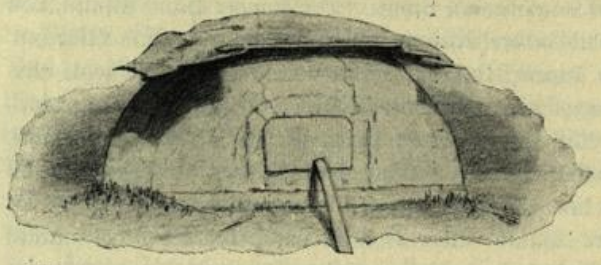


Abb. 138. Alter Backofen, „Backen" aus Lehm. 1877.

Asche gefüllt, daß die Preußen nichts haben machen können. Ein Minister, der auch dazwischen gesteckt, hat sein Leben lang einen Strick um den Hals tragen müssen. Alle Jahr mußte der Scharfrichter kommen und nachsehen. Die letzte große Schlacht wird bei Chorinchen geschlagen werden. Alle fünf Meilen wird man einen Menschen sehen, das ganze Heer unter einem Knödelbaum Platz finden. Dann wird wieder gute Zeit sein.

Jagd. Vor Zeiten kam ein Jäger durchs Land und fand das alte Schloß zu Lübbenau. Das hatte so viele Fenster wie Tage im Jahr und ganz schwarze Türme und war ganz verwachsen mit Dornen und Holz. Keine Leute waren da, aber ein Lindwurm war darin. Dann hat er's nach sieben Jahren wiedergefunden und einen Faden vom Knäuel abgewickelt, daß er wieder zurückfände. Bei der Pritzhagener Mühle zieht sich eine tiefe Schlucht hin, Junker Hansens Kehle genannt. Hier ist es nicht richtig. Hans, der letzte derer von Rützen, ein großer Jäger, hat hier seinen Tod gefunden in jungen Jahren. Er jagte einen starken Hirsch. In der Kehle, wo der Hirsch keinen Ausweg sah, kehrte er um und spießte den Verfolger mit seinem Geweih auf. Noch durchtobt der des Nachts mit lautem Hallo die Schlucht, aber um eins versinkt er mit dem wimmernden Rufe: „Helpt! Helpt!" Vor Zeiten waren Hirten auf dem Frauharkenberg bei Kamern auf den Dachsfang gegangen. Einen haben sie bereits im Sack, da hören sie unten im Berge eine Stimme: „Quems! Quems!" Antwortet eine andere: „Was fehlet dir?" Die erste: „Die große einäugige Sau." Da wird's den Hirten unheimlich und sie eilen fort. Zu Hause, als sie das Tier herausnehmen, hat es wirklich nur ein Auge. Die Stimme war die der Frau Harke, denn ihre Schweine sind die Dachse. Ein Bauer in Groß-Breesen fischte im Dickwieder, einem Teich, und fing einen Fisch ohne Schwanz. Da erscholl eine Stimme im Wasser: „Wo ist denn unsere stutzschwänzige Sau?" Erschrocken ließ er den Fisch wieder ins Wasser, da sprach es: „Sie ist schon wieder da!" Bei Joachimsthal in der Grimnitzer Forst ist ein Fleck, heißt Bärens Kirchhof. Einst sollte im Walde eine große Schweinejagd sein. Drei Tage vorher mußte der Heidereuter Bärens die wilden Schweine körnen und beobachten. Dabei hörte er nachts aus einem Bruch eine Stimme: „Ist der Stumpfschwanz da, der den Förster Bärens zu Tode bringen soll?" Und hörte die Stimme in der zweiten Nacht wieder und erzählte alles dem Kurfürsten. Nun mußte in der dritten Nacht der Büchsenspanner des Kurfürsten hin und hörte dieselbe Stimme. Am Tage der Jagd durfte Bärens nicht mit. Wirklich wurde eine Sau mit einem Stumpfschwanz getötet. Als die Jagd beendet war, ritt der Heidereuter in den Wald. Eben wollten die Bauern den Stumpfschwanz auf den Wagen laden, da trat Bärens hinzu und sagte: „Du sollst mir das Leben nehmen und bist eher tot als ich." In diesem Augenblick fiel der Schweinskopf herunter und schlitzte mit den Hauern ihm den Leib auf, daß die Eingeweide herausquollen. Bärens schleppte sich noch einige Male im Kreise herum und gab dann seinen Geist auf. An der Stelle hat man ihn begraben, und wo er jedesmal niedergesunken, einen Stein gesetzt, und die Stelle heißt Bärens Kirchhof bis auf den heutigen Tag. Bärensgraff hießen in der Kummersdorfer Forst bei Sperenberg drei Grabhügel, wo drei Brüder im Streit sich erschlagen haben, nach den einen Jäger, nach anderen Hirten oder Spielleute. Nach Werben bei Burg kam ein wilder Jäger. Drei Bauern verschrieben sich ihm mit Blut und mußten am stillen Freitag beim Abend-

mahl das Brot aus dem Mund nehmen. Er hängte es in einem weißen Tuch an einer Weide auf. Danach mußten sie schießen bei Sonnenaufgang. Zwei sahen sich um wider das Verbot und sahen in der Sonne den Heiland am Kreuz. Den dritten holte zu Ostern brüllend ein kupfernes Männchen.

Gericht. Auf dem Ratsberg hinterm Schloßberg in Sommerfeld (Kreis Krossen) stand früher eine alte Eiche, jetzt umgehauen. Da haben die alten Deutschen ihr Gericht abgehalten. Die Verurteilten wurden vom Berg in den Sumpf hineingestürzt. Im Jungfernturm in der Stadt Guben stand vordem eine eiserne Frau, in jeder Hand ein Schwert. Wer etwas verbrochen hatte, mußte sie küssen und ihr dabei auf die Zehen treten, sofort schlugen die Schwerter zusammen, der Kopf war ab und fiel in einen Graben, der unten vorbeifloß. Auch war im Turm eine Tonne, innen mit Nägeln. Verbrecher wurden darin den Berg hinunter ins Wasser gerollt. Ein Herr von Kahlebutz im Dorfe Kampehl hatte im Jähzorn einen Schäfer erschlagen. Vor den Richtern verschwor er sich, nie wolle er verwesen, wenn er's getan, und noch heute liegt er unverwest in der Gruft bei der Kirche. Haare und Nägel wachsen immerfort. Auf dem Galgenberg bei Kamern ist ein Unschuldiger hingerichtet worden und begraben. Zum Zeichen seiner Unschuld ließ Gott sieben Eichen aus der Erde wachsen, die sich zu einem Stamm verwuchsen. Als man eine davon fällte, schwitzte der Stamm blutige Tränen. Drei Brüder mußten zum Zeichen ihrer Unschuld drei junge Linden verkehrt einpflanzen. Die Linden schlugen wieder aus und wurden die drei großen Bäume, die vormals auf dem Kirchhof des Hospitals zum Heiligen Geist in Berlin gestanden haben.

## Verschiedenes.

Ganze Dörfer, selbst Städte sind untergegangen, in den Hussitenkriegen, im dreißigjährigen, und sonstwie in alter Zeit. Solche Stellen heißen noch jetzt: das alte Dorf, die alte Stadt, die wüste Feldmark. Westlich vom Dorfe Prötzel heißt ein Fleck Landes die Stadtstelle, die Stadt im Blumenthal. Ein großer Granitstein liegt, wo einst der Marktplatz war. Menschen- und Pferdetrappen sollen auf ihm gewesen sein. Eine weiße Frau zeigt sich hier. Eine andere Stadt ist zwischen Oderberg, Neuenhagen und Liepe untergegangen. Ebenso weiß man von unzähligen unterirdischen Gängen, die meist ausgehen von alten Klöstern, Kirchen, Burgen, Schlössern, und auch von Burgwällen und Bergen, namentlich Marienbergen. Sie erstrecken sich oft weithin und selbst unter breite Seen hinweg. Mehrfach heißt es, daß sie von Nonnenklöstern zu Mönchsklöstern führten. In manchen sind Schätze, so in dem von der Klosterkirche zu Himmelpfort, der unterm Stolpsee weg nach Zehdenick geht, fünf Tonnen Gold. Einmal mußte ein Böttcher aus Zootzen die Reifen antreiben, die Geister verbanden ihm die Augen, bis er drinnen war. In einer Anzahl märkischer Städte sind alte Tore vermauert. Neben dem jetzt benutzten Stadttor ist ein zweites zugemauert, ja selbst zwei und sogar drei. Es heißt, weil ein Kaiser durchgezogen, oder die Seuche in die Stadt kam, oder die Slawen früher durchgingen. Auch sieht man in mehreren Städten eine Keule an den Toren aufgehängt. Am bekanntesten ist die von Jüterbog und die Tafel mit der Aufschrift: „Wer seinen Kindern gibt das Brot, und leidet nachher

selber Not, den schlag man mit dieser Keule tot." Der Vater dreier undankbarer Söhne hinterließ sie zur Warnung. Hier und da trifft man alte Steinkreuze. Meist heißt es, haben Offiziere da einen Zweikampf gehabt oder andere sich im Streit erschlagen. Beim Dorfe Ellingen sollen Riesen sich totgeschossen haben. Ein Kreuz an der Marienkirche in Berlin haben die Berliner setzen müssen, weil sie den Probst von Bernau erschlagen, der verhaßt war durch seine Hartherzigkeit.

Wenn die Städte gebaut waren, wußten die Stadtherren oft keinen Namen und halfen sich, so gut es ging. Bei Jüterbog beschloß man vors Tor zu gehen, wer zuerst käme, nach dem sollte die Stadt heißen. Da kam eine Krügersfrau, Jutte mit Namen, einen weißen Bock führend. Deshalb ist der noch im Wappen. Auch die Ratsherren von Küstrin setzten sich vors Haupttor und harrten. Zuerst kam eine Bauerndirne, Küsters Trine herein, daher Küstrin. Andere sagen: Markgraf Hans oder der Teufel nannte sie so. Er sah bei einer Luftfahrt, wie ein Mann seine Trine küßte. Zu einem alten Fischer am Müggelsee sprach ein großer verzauberter Krebs: „Ich will dir viel Glück bringen, wenn du mich nach dem ersten Orte jenseits der Spree bringst." Aber der Fischer wollte ihn auf dem Markt zu Cöpenick verkaufen, da rief der Krebs zum Käufer: „Köp mich! Köp mich!" Davon heißt Cöpenick. Der Fischer verkaufte ihn dann für vieles Geld in Stralow, und die Stralower zeigten alljährlich am Tage des großen Fischzug den großen Krebs. Das Dorf Gülpe heißt so, weil in einem Jahr die Bauern 99 Tonnen Bier ausgegülpt haben. Mit 100 hätten sie Dienstfreiheit erlangt. Früher hieß es anders. Das Dorf Brodewin mußte vormals Brot und Wein nach Chorin ans Kloster liefern. Fuchs und Krebs wetteten einmal, wer am schnellsten laufen könnte. Ohne daß der Fuchs es merkte, kniff sich der Krebs in die Haare der Fuchsrute fest und ließ sich nachschleifen. Doch vorm Ziel kniff er mit der Schere kräftig zu. Vor Schmerz schlug der Fuchs mit der Rute hoch, der Krebs ließ los und flog über ihn weg nach vorn ans Ziel. Als das die Tiere sahen, die alle da standen und zuschauten, riefen sie vor Freude: „Krebs juchhe! Krebs juchhe!" Danach nannte man das Dorf, das später da erbaut wurde, Krebsjuchhe; daraus ist Krebsjauche geworden. In Nowawes fragte der alte Fritz nach dem Namen des Ortes. „No, wa weeß!" sagte ein Maurer. „So soll er auch Nowawes heißen."

Auch Menschen haben so ihre Namen bekommen. Ein Raubritter verteidigte sich unten im Turm zu Klein-Machnow. Einer langte mit einem Haken an einer Stange hinein und zog ihn heraus. Dafür machte ihn der Kurfürst zum Herrn von Hake. Im ehemaligen Schloß auf dem Schloßberg oder Burgwall beim Dorfe Wildberg, vormals eine Stadt, wurde ein Graf von Ruppin von Feinden hart bedrängt. Sein tapferer Koch wollte beim nächsten Sturm den Feinden heißen Brei auf den Kopf schütten. Der Graf zweifelte am Erfolg, erlaubte es aber doch mit den Worten: „Zieht hen." Der Feind wurde vertrieben und der Koch mit dem Namen Ziethen in den Ritterstand erhoben. Mal hob der Wind ein Bund Erbsstroh vom Felde auf und trieb es in die Stadt Mohrin. Die Mohriner gerieten in Angst und Schrecken, denn sie hielten es für einen Bären, bis einige Beherzte mit Forken kamen. Seitdem hießen sie in der Umgegend Bärenstäker. Einst fingen Bauern und Fischer auf dem Oderdamm eine goldene Hirschkuh, überlegten aber dann, wie sie einen Strick kriegten; inzwischen lief das Tier weg. Seitdem heißen

die Kienitzer im Oderbruch die Strickbauern. Das Dorf Leipe im Oberspreewald war ein Eiland im Wasser. Auf dem Berg da lagen große Steine, und die Leiper stammen ab von Riesen und sind aus Pommern gekommen. Sie waren auch früher wie Riesen so groß und hatten so starke Stimmen und haben die Worte so lang gezogen. Sie fischten und krebsten bloß und aßen Saubohnen. Mal begegnete ein Prediger aus Vetschau einem alten Leiper. Sie begrüßten sich. Dann sagte der Prediger: „Kennt Ihr auch Christus?" Da sprach der wilde Leiper: „Das ist möglich, daß im Gebüsch so etwas herumläuft." Und beim Unterricht fragte ein Prediger einen Jungen: „Kennt Ihr die Gebote?" „In unserem Dunderbusche erfahren wir so was nicht." Der sächsische Kurfürst besuchte mal den Grafen in Lübbenau, und die Untertanen sollten die Feste mitfeiern. Auch die Leiper kamen und standen da in ihren braunen Röcken und Bärenmützen, jeder Mann mit seiner Frau unterm Arm. Wie nun der Kurfürst herangaloppierte und die Spielleute spielten, fingen die Leiper an zu tanzen. Da fragte der Kurfürst: „Was sind das für Leute?" und gräfliche Hoheit gab zur Antwort: „Das sind die Leiper aus dem Spreewald." Dann sagte der Kurfürst: „Das ist schöne Gesellschaft." Wie die Leiper nach Hause kamen, fragten die anderen: „Was war denn da?" „Na, etliche bissen die Stöcke von der Seite, andere von der Quere und am Ende," damit meinten sie die Spielleute, „und der Kurfürst ging immer mit seinem Schimmel auf die Quere. Solche Ehre haben wir uns da geholt."

Ein Bauer in Leipe, den sie Krepel nannten, wollte fliegen. Er klebte sich Federn an mit Pech und band sich Storchflügel an die Hände und sprang dann vom Dach übers Giebelende in die Luft. Davon ist noch die Rede: „Er flog wie ein Engel und fiel wie ein Teufel." Wie er mal in seinem Einbaum fischte, fuhr ein Wirbelwind mit ihm in die Höhe und stieß mit dem Kahn an den Himmel. Da frug unser Herrgott: „Wer ist da?" „Krepel aus Leipe." Röschk, auch einer vom Lande da, wollte in den Himmel fliegen und seinen verstorbenen Bruder da besuchen. Er band sich zwei Flügel an und stürzte von einer hohen Weide in den Morast. In Rohne, südlich nahe der Mark, band sich der Bauer Nepila Mulden auf die Arme, stürzte aber nieder und zerschlug sich sehr. Er soll auch in der Hungersnot ein Fuder Lehm gegessen haben, wie die Franzosen alles weggenommen hatten. Aber Wieland, der Schmied, der kunstreichste Mann im Altertum, wie die Edda meldet, fertigte Flügel und flog zu den Wolken.

Dem Erbauer der Stadt Prenzlau kam ein goldener Siegelring fort. Ein Knappe wurde, verdächtigt als Dieb, von der Spitze des Mittelturms herabgestürzt; lange nachher der Ring in einem Krähennest gefunden. Das Bild der Krähe aus Eichenholz sieht man noch jetzt auf dem Turm. Auch an der Spitze des Rathenower Tores zu Brandenburg sieht man einen Raben mit einem Ring nebst Kette im Schnabel. Der Bischof ließ seinen Diener töten, nachher fand man den Ring in einem Rabennest. In Klein-Machnow ist ein Haupt mit Schlangen über dem Hoftor des Rittergutes. Die sehr geizige Besitzerin hatte alle Scheunen voll Korn. Eine Hungersnot kam und die Leute baten um Brot. Sie gab nichts und sagte: „Hört ihr meine Mäuse quieken?" Da kamen lauter Mäuse und verfolgten sie, zuletzt bis ins Wasser. Zum Andenken ist der Kopf. Die Stadt Ruppin hatte sieben Weltwunder: einen Kanal ohne Wasser, Weinberg ohne Wein, Berg ohne Höhe (der Taschenberg, eine Straße), Bienenstock ohne

Bienen (Turm der Pfarrkirche, so genannt), Rosenwinkel ohne Rosen (eine Straße), ein Kloster ohne Mönche (das alte Dominikanerkloster), eine Nonne ohne Kloster (steinerner Bau mit einem Kruzifix). Neben der Klosterkirche nach dem See zu steht eine alte Linde, in die wurde vormals die Pest gebannt.

Der Admiral Gyssel van Lyr, wohlverdient durch den Bau von Deichen an der Elbe, ruht noch unverwest in der Gruft an der Kirche von Mödlich. Zuzeiten schreitet er nächtlich auf den Deich und wandert ihn entlang. Dann ist schweres Hochwasser zu erwarten. Mitternächtig zur Zeit der Tag und Nachtgleiche erscheint ein alter Kellermeister in schwarzem Samtwams mit einem mächtigen Bunde Schlüssel an der Türe des Schlosses Grunewald. Obwohl innen tüchtig verriegelt, springt sie bei der leisesten Berührung mit einem seiner Schlüssel weit auf. Mit schleppendem Gange ersteigt er langsam die steinerne Wendeltreppe und verschwindet im oberen Stockwerk. Eine Eingemauerte ist im Schlosse aus der Zeit des Kurfürsten Joachim II., eine Hofdame oder Kammerfrau. In der Neujahrsnacht erscheint sie. Dann drehen sich auch die Bratspieße in der großen kurfürstlichen Küche mit gewaltigem Geräusch. Fischer sahen im Mondschein eine weiße Gestalt auf dem Hofe des Schlosses herumstürmen, während es an den Wänden juchte und tobte wie die wilde Jagd. Das haben sie mir selbst bald nachher erzählt.

Früher war der Wunderkreis auf dem Hausberg bei Eberswalde. Die Kinder haben ihn zu Ostern ausgelaufen, die ersten kriegten Ostereier. Ein alter Schäfer durfte vor seiner Hinrichtung noch die herrliche Aussicht genießen, dabei schleifte sein Stock den Gang aus. Nach der Stadt Brandenburg ist vordem ein Leierkastenmann gekommen, der hat gespielt so wunderbar, daß ihm alle Kinder sind nachgefolgt vors Tor bis an den Marienberg. Der hat sich aufgetan, alle sind hineingegangen und nie wieder zum Vorschein gekommen. Bei der Stadt Rathenow liegt der Markgrafenberg. Auf ihm standen einmal im Anfang des 14. Jahrhunderts neunzehn Markgrafen und klagten, daß jeder von ihnen zu wenig Land hätte. Aber Gott hat es schnell gewendet, in zwei Jahren waren alle gestorben.

Beim Dorfe Sakrow, wo das Gesundheitswasser geholt wird, in der Gegend vom Koboldsee, war der eine von zwei reisenden Handwerksburschen krank und schlief ein. Da kroch ihm eine Schlange in den Mund und wieder heraus und tat sich im Wasser da waschen. Dann weckte ihn der andere. Von der Zeit an wurde er gesund und kommt das Gesundheitswasser. Ähnliches wird in der Geschichte der Langobarden von Guntram, König der Franken (um 590 vor Christi) berichtet. Ermüdet auf der Jagd schlief er ein. Da lief ihm ein kleines Tierchen aus dem Munde und wollte über ein Bächlein, das vorbeifloß. Der Jagdgefährte legte sein Schwert über den Bach, und das Tierchen lief hinüber und in einen Berg hinein und kehrte ebenso wieder zurück in Guntrams Mund. Aufgewacht erzählte der König, daß er im Traum über eine eiserne Brücke und in einen Berg gegangen sei, wo viel Gold lag. Dann wurden ungeheure Schätze im Berge ausgegraben, die dort vor alters niedergelegt worden. Daraus ließ der König einen schweren Altardeckel von Gold herstellen und niederlegen in der Stadt Caballonnum, „wo er sich bis auf diesen Tag befindet".

Vormals waren in Alt-Reetz im Oderbruch hinterm Dorf eine ganze Reihe Back-

öfen. Es wurde viel Obst gebacken zum Verkauf und die Backöfen immer mit einem Bund Stroh zugestellt. Einst, der Mond schien sehr hell, wollten zwei Fischerknechte Obst stehlen, und der eine sagte: „Der Mond wird uns verraten. Ich werde ihn mit dem Erbsenbund zuhalten, daß er den Schein verliert, raff du das Obst aus dem Ofen." Kaum hatte er so gespottet, so war er verschwunden und sein Gefährte sah ihn im Mond. Und da sieht man ihn noch bei Vollmond mit dem Erbsenbund in der Hand.

Im Dorfe Ribbeck lebte vor Jahren ein Ahnherr der Herren von Ribbeck, der war sehr leutselig und ein Freund der Kinder. Immer hatte er etwas bei sich für sie, besonders aber Birnen. Als er starb, war die Trauer groß um ihn. Doch bald wuchs aus seinem Grabe ein Birnbaum hoch, der reichliche Früchte trug und noch heute die Dorfjugend labt. Der freundliche Herr hatte eine Birne mit ins Grab genommen für die Kinder.

Auf der Straße von Fehrbellin nach Lenzke stand ehedem ein Maulbeerbaum, der Blätter und Äste verloren hatte, aber nicht vermoderte. Aus der Ferne sah er aus wie ein Mensch, der flehend die Hände zum Himmel streckt. Hier wurde einst ein Handwerksbursche ermordet und unter dem Baum verscharrt. Seitdem bewegte sich nachts um 12 Uhr der Baum von seinem Platz, wandelte quer über den Weg und sank auf dem angrenzenden Acker nieder. Endlich erhob er sich wieder, seufzte laut und wankte wieder auf seinen alten Platz zurück. Dabei konnte man einen unverständlichen Fluch hören.

Ein Mann hatte an einem Sonntagvormittag einen Baum abgehauen, denn er wollte ihn stehlen, setzte sich auf den Baumstumpf und stopfte sich eine Pfeife. Ein anderer kam vorbei und sagte: „Am Sonntagvormittag brauchst du doch nicht einen Baum umzuhauen." „Am Sonntagvormittag schläft der liebe Gott und sieht nichts," sagte der Bauer. Wie er dann aufstehen wollte, saß er fest und konnte nicht los. Als sie dann den Baumstumpf absägen wollten, hat er geblutet.

Auf der Anhöhe des Dorfes Leipe wie auch unter den Äckern liegen und lagen sehr viele Steine, so dicht wie hingesät. Als Gott noch ein kleiner Junge war, da hat der Teufel Erde dort geworfen, wo jetzt die Peitzener Teiche (bei Cottbus) sind, wie früher das Getreide geworfen wurde, es zu reinigen, und es ist die Spreu dort niedergefallen, wo jetzt der Schloßberg von Burg ist, und die Körner sind niedergefallen in Leipe. Der liebe Gott wanderte auch, denn es heißt in einem Spruch gegen Gewächse: „Da unser Herrgott auf Erden wandelte, da wuchsen Berge und Steine," und in einem anderen: „Gott der Herr ging über das ganze Land." In sehr alten Zeiten hat das Korn mehrere Ähren getragen. Aber als der liebe Gott auf der Welt ging, sah er, wie die Kinder sich im Korn wälzten und es nicht achteten. Seitdem trägt es nur eine, selten zwei Ähren auf einem Halm. Unser Herrgott war auch ein Landmann. Denn in einem alten Spruch, um das Vieh zu besprechen, heißt es: „Unser Herrgott war ein Ackersmann, der ackerte drei Furchen. Im Namen Gottes."

Bauern aus dem Dorfe Streichwitz hüteten nachts Pferde auf den Wiesen bei Neuzelle. Um 11 Uhr sahen sie Licht auf der Wenzelsburg. Einer von ihnen ging hin und fand Männer, die Kegel schoben und nahm eine Kegelkugel mit nach Hause. Da leuchtete die ganze Stube von der Kugel, und am anderen Morgen war sie zu Gold geworden. Gottlose sagen, wenn es donnert: „Der liebe Gott rollt," oder: „Petrus schiebt in die Kegel." Im Dorfe Boblitz waren zwei Brüder. Der eine war Kanonier

gewesen und schon tot. Wie sein Bruder mal in der Schenke war, kamen Wolken mit Gewitter herauf. Da wollten die anderen nach Hause; er sagte: „Dumme Kerle, unse Matine hat mal wieder in die Kegel geschoben"; er meinte: eine Kanonenkugel geschickt. Wenn es schneit, sagt man: „Frau Holle", auch: „Petrus schüttet die Betten aus."

Ein Abzählreim der Kinder beim Zeckspielen (1879) lautet: „Ene, Bene, Dunke, Funke, Rabe, Schnabe, Dippe, Dappe, Käsenappe, Ule, Bule, Ros." Konrad Schwenk (1855) hat von anderwärts: „Ene, Wene, Dunke, Funke, Rewe, Schnewe, Dippe, Dappe, Käsenappe, Welle, Bube, Ruß" (erklärt: „Riesen, Wanen, Sterne, Funken, Regen, Schnee, Tiefe, Tiefe, Käsenapf, wilde Buben, Ruß," und sieht in diesem „merkwürdigen Denkmal", in Anlehnung an die nordische Weltkuh Audhumla und den Urraum Ginnungagap (den gähnenden Abgrund), den Inhalt einer Dichtung über die Erschaffung der Welt ähnlich der Völuspa). Die Kinder zählen ab: „Ene, mene, Minken, Mäken", auch „Ene, bene, Mienchen . . . Ibel di Bibel di buf", und „ober, bober, puf . . . picke, packe, pei"; in der Lausitz wendisch: „Ekku, dekku naklakanje . . . ekku dekku wen . . ." Auf Sylt verwandelte sich der Meermann Ekke Nekkepenn in einen friesischen Ondereersken und freite um ein schönes Zwergenfräulein. Doch sie sang ihm höhnisch und abweisend in der Sprache der Unterirdischen: „Ene, mene, mei, Akel, Dakel, Dummeldei. Ulwer, Bülwer bop. Din uald Quop, Ekke, fat: Bundis Kat." (Nach Hansen-Keitum: „Einer [ist] mein, [den ich] mag, Akel, Dakel, Dummeldei. Wölfe, Hunde [bleiben] oben. Du alte Quappe, Ekke, bekommst: Bundis Katze.") Dorret Bundis war ein Mädchen, und die Leute von Braderup warfen dem Ekke später eine tote Katze in seine Höhle. Ekke, böse und dem Zwergenfräulein den Rücken kehrend, rief: „Järe, miare gud Frinjer; Pik, Pak, wegh! (Ehre, mehre gute Freunde, Pick, Pack, weg)." Friesische Zwerge sangen: „Ene, pene Sippe, see! Appel, Dappel, dunre nee! . . . (eine feine Sippschaft, seht! Appel, Dappel, donnere nicht)."

---

Quellschriften: 1843 Adalbert Kuhn, Märkische Sagen und Gebräuche (Berlin). 1848 A. Kuhn und Wilhelm Schwartz, Norddeutsche Sagen und Gebräuche (Leipzig), ein grundlegendes Werk. 1862 und 1863 Karl Haupt, Sagenbuch der Lausitz I und II (Leipzig), verdienstvolles Werk, verwertet die älteren Quellen; diese nicht immer volksmäßig 1868 A. Engelien und W. Lahn, Der Volksmund in der Mark (Berlin), mit vorzüglichen Beiträgen in märkischem Platt von Lehrer Frenzel in Treuenbrietzen und den Dorfschullehrern Suchsdorf, Pracht und Fischer in Walchow, Röpersdorf und Schmarfendorf. 1871 (1886 2. Aufl.) W. Schwartz, Sagen der Mark (Berlin). 1880 Edm. Veckenstedt, Wendische Sagen und Gebräuche (Graz), nicht immer volksmäßig in der Nacherzählung. 1880 Wilibald von Schulenburg, Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald (Leipzig). 1882 derselbe, Wendisches Volkstum in Sage und Brauch (Berlin), mit vielen Druckfehlern in den wendischen Worten. 1883 E. Handtmann, Neue Sagen (Berlin), in freier Bearbeitung, diese nicht immer volksmäßig. 1887 Karl Eduard Haase, Sagen aus der Grafschaft Ruppin (Neu-Ruppin). 1893 Ewald Müller, Das Wendentum in der Niederlausitz (Cottbus), mit Abschnitten: Sagen und Gebräuche. 1894 Karl Gander, Niederlausitzer Volkssagen (Berlin). Schriftliche Sammlungen des Verfassers. Ferner verstreut in: Beckmann, Beschreibung der Mark; A. Kuhn, Sagen aus Westfalen (Leipzig 1859); Fontane, Wanderungen; Märkische Forschungen; Niederlausitzer Mitteilungen; Brandenburgia; Paul Warnefrieds-Sohn: De gestis Langobardorum; deutsch von O. Abel: Paulus Diakonus (Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, Berlin 1849). Tacitus, Germania.

# Märchen.

## Die alte Frick.

Zwei arme Kinder gingen Beeren suchen und verirrten sich im Wald. Endlich kamen sie tief im Walde an eine Tür, die führte zu einer unterirdischen Höhle. Da klopften sie an, und die alte Frick trat heraus. Das war eine gewaltige Zauberin und Menschenfresserin. Sie führte die Kleinen in ihre Höhle und sperrte das Brüderchen in den Stall. „Du sollst mir fett werden, dann will ich dich fressen.“ Das Schwesterchen mußte in der Wirtschaft helfen, aber es war sehr betrübt des Brüderchens wegen und sann Tag und Nacht, wie es sein Brüderchen retten könnte. Die alte Frick trug am Gürtel eine Tasche, und darin hatte sie ein Stäbchen. Mit dem Stäbchen brauchte sie nur durch die Luft zu fahren und sich etwas wünschen, gleich war es da. Die Tasche legte die Alte aber nie ab. Doch einmal, als sie nach der Mahlzeit fest schlief, schnitt ihr das Schwesterchen die Tasche mit der Schere ab. Dann eilte es zum Stall und hielt das Stäbchen vor die Schlösser und Riegel, da gingen sie auf, und das Brüderchen war frei. Nun liefen sie beide schnell davon und waren schon weit weg, als die Frick erwachte. Die machte sich gleich auf und eilte ihnen nach. Schon war sie ihnen nahe, es war an einem großen See. Da strich das Schwesterchen mit dem Stäbchen durch die Luft und wünschte, daß sie in eine Ente verwandelt würde und ihr Brüderchen in einen Erpel, und sogleich schwammen sie lustig auf dem Wasser dahin. Die Alte lief wütend am Wasser auf und ab. Endlich warf sie sich am See nieder und fing an, ihn auszutrinken. Sie schlürfte das Wasser in langen Zügen auf, und immer weniger Wasser war, wo die Enten schwimmen konnten, und immer gewaltiger schwoll der Leib der Alten auf. Schon konnten sie das wilde Gesicht der Frick ganz nahe sehen, da tat sie noch einen gewaltigen Zug, und im selben Augenblick war sie zerplatzt. Nun schwammen beide lustig ans Ufer. Schwesterchen nahm wieder das Stäbchen und wünschte ihre frühere Gestalt, und daß sie wieder den Weg zu ihren Eltern finden möchten. Und alles geschah so. Sie kamen wieder glücklich zu ihren Eltern und wurden reiche Leute, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.

## Der dumme Hans.

Es war einmal ein Vater, der hatte drei Söhne, die hießen Michel, Märten und Hans. Die beiden ältesten waren so, was man klug nennt. Hans, der hatte nur essen und trinken gelernt und aß sich so voll, daß er nachher vier Stunden lang liegen konnte.

Einmal hatten sich die drei Brüder sehr gezankt, da sagte der Vater zu ihnen: „Hört mal! Daß ihr alle drei zu Hause auf dem Mist liegen tut, will mir nicht in den Kopf. Ich will euch was sagen, ihr müßt allzusammen raus in die Welt und euch was versuchen. Wer aber sich das meiste versucht hat, wenn das Jahr zu Ende geht, der soll Haus und Hof von mir erben." Freudig gingen die beiden ältesten Brüder ab, der jüngste mußte aus dem Hause hinausgeschoben werden. So gingen die drei nach einem großen Walde. Mitten im Walde gingen drei Wege ab. Michel ging den Weg rechts, Märten links, und der dumme Hans ging die Nase lang geradeaus. Er kam aber so tief in den Wald, daß er nicht wieder herausfinden konnte und irrte einige Tage umher. Da bekam er großen Hunger und stieg auf einen recht großen Baum, ob er nicht sehen könnte, wie er aus dem Walde heraus käme.

Kaum war er auf dem Baum, so kam ein großer Löwe gelaufen, und gerade unter den Baum, wo er saß. Unter dem Baum fing der Löwe an zu kratzen, und es dauerte nicht lange, so zog er ein großes Tischtuch hervor. „Tischtuch, decke dich!" sagte er, und sogleich breitete sich das Tischtuch aus, und die schönsten Speisen standen darauf. Hans sieht von seinem Baum Wein und Fisch, Kalbs- und Hammelbraten, Salat und Weißbrot, Napfkuchen und Bärmkuchen und anderes mehr. Der Löwe fraß sich recht voll, und Hans mußte von oben zusehen. Dann wickelte der Löwe das Tischtuch zusammen, steckte es wieder in das Loch, buddelte dasselbe zu und wackelte dann wieder in den Wald hinein. Geschwind stieg nun Hans von seinem Baum, kratzte das Tischtuch heraus und sagte: „Tischtuch, decke dich!" und sogleich breitete sich das Tischtuch aus, und das schönste Essen stand wieder darauf. Hans war kein Kostverächter und ließ sich nicht lange nötigen, er aß tüchtig drauf los. Wie er fertig war, packte er das Tischtuch wieder zusammen. Eben wollte er es wieder in die Erde stecken, da fiel ihm ein, daß er's wohl öfter noch brauchen könnte. So steckt er's in sein Ränzel und macht, daß er fortkommt. Von dem Baum aus hatte er gesehen, wie er gehen mußte und kam glücklich aus der Heide aufs freie Feld. Hier fand er einen Weg, dem ging er nach und kriegte da von ferne eine große Stadt zu sehen. Er war noch nicht weit gegangen, so begegnet ihm ein alter Invalide, der trug einen Tornister auf dem Rücken. Hans bot ihm guten Tag und fragte ihn, wo er hingehen wollte. „Ich suche mir was zu essen," sagte der Invalide. „Oh," sagt Hans, „wenn es weiter nichts ist, ich habe was bei mir, den Hunger zu stillen." „Tischtuch, decke dich!" und beide lassen sich's gut schmecken. Der Alte wundert sich nicht wenig über das Tischtuch und kriegt Lust, es Hans abzukaufen oder abzutauschen und bietet seinen Tornister dafür. Hans kann sich aber nicht von seinem Tischtuch trennen. Da klopft der Alte an den Tornister und sagt: „Zehntausend Mann raus, zu Fuß und zu Pferd, in voller Montur, mit vollem Gewehr!" Sogleich marschierten zehntausend Soldaten heraus und exerzierten nach des Alten Kommando. Als Hans das genug bewundert hatte, ließ er sie wieder hineinmarschieren. „Ach," sagt Hans, „den Tornister möchte ich wohl haben," und so wurden beide handelseinig. Der Invalide ging nach dem Walde zu mit dem Tischtuch und Hans mit dem Tornister auf dem Rücken nach der Stadt zu. Hans war ein paar hundert Schritt gegangen, da wird ihm der Tausch wieder leid. Er dachte an das schöne Essen und Trinken, das er alle Tage haben konnte, und daß er nun wieder Hungerpoten saugen sollte. Betrübt setzt er sich auf einen Stein

und grübelt über seinen dummen Handel nach. Mit einemmal fällt ihm ein: willst doch mal sehen, ob die Soldaten auch 'rauskommen werden, wenn du den Torniſter anredeſt. Er klopft an und ſpricht dann ſo. Richtig, ſie kommen alle anmarſchiert und ſtellen ſich zu ſeinem Befehl in Parade vor ihm auf. Wie er das ſieht, macht er zu dem Spruch von dem Invaliden noch zwei Reihen zu und ſagt: „Jaget dem Kerl nach, nehmt ihm das Tiſchtuch ab!" Die Soldaten taten das auf der Stelle. Sie machten ſich hinter dem Invaliden her, nahmen ihm das Tiſchtuch weg und brachten es Hans. Der ließ die Soldaten alleſamt wieder in den Torniſter marſchieren und ging mit ſeinem Torniſter und Tiſchtuch weiter, ſich noch mehr zu verſuchen.

Vor der Stadt begegnet ihm ein abgedankter Soldat mit einem dreitütigen Hut auf dem Kopf. „Guten Tag," ſagt Hans. „Schönen Dank," ſagt der Alte. „Wo ſoll die Reiſe hingehen?" „Ich habe Hunger, ich ſuche mir was zu eſſen." „Oh, wenn es weiter nichts iſt, dem Übel kann ich abhelfen, habe ein gutes Magenpflaſter bei mir. Tiſchtuch, decke dich!" Das Tiſchtuch breitete ſich auseinander, beide ſetzten ſich heran und aßen und tranken nach Herzensluſt. Als ſie ſatt ſind, bedankt ſich der Alte und bewundert Hanſen ſein ſchönes Tiſchtuch. „Hör mal, Bruder, willſt du mir nicht das Tiſchtuch verkaufen? Oder willſt du mit mir tauſchen? Ich will dir meinen dreitütigen Hut dafür geben." „Ja, das ſollte mir wohl noch fehlen, mit deinem alten murkligen Hut zu tauſchen, der iſt ja doch zu nichts nutz." Da ſagt der Soldat: „Hans, ſetz dich mal ein bißchen näher an die Erde." Hans tat das, und da dreht der Alte ſeinen Hut auf dem Kopf rundum, und auf einmal fliegen aus allen drei Tüten lauter Kanonenkugeln heraus. Hans kriegte keinen ſchlechten Schreck, als er das Knallen und Knattern von dem Kanonieren hört. Gut war, daß er an der Erde ſaß, ſonſt hätten die Kugeln ihn getroffen. Hans bewundert den Hut, und als ihm der Soldat noch einmal den Tauſch anbot, beſann er ſich nicht lange, nahm den Hut und gab ſein Tiſchtuch dafür. Als der Alte aber ein paar hundert Schritt fort war, ſagt Hans zu ſeinem Torniſter: „Zehntauſend Mann raus, zu Fuß und zu Pferd, in voller Montur, mit vollem Gewehr, jaget dem Kerl nach, nehmt ihm das Tiſchtuch ab!" Sogleich marſchierten die Soldaten raus aus dem Torniſter und nahmen dem Alten das Tiſchtuch wieder weg und brachten es Hanſen. So hatte ſich Hans drei ſehr nützliche Stücke für die Wirtſchaft angeſchafft. Er reiſte noch ein bißchen im Lande umher, zu eſſen und zu trinken hatte er ja, und bang brauchte ihm auch nicht zu ſein, daß ihn Räuber oder Spitzbuben anfielen. Als das Jahr zu Ende ging, machte er ſich auf den Weg nach Hauſe. Seine Brüder, Michel und Märten, waren ſchon da. Die hatten weiter nichts gelernt als klug reden. Wie Hans in die Stube trat, lachten ſie ihn aus, ſie dachten, er wäre noch ſo dumm wie vorm Jahr. Sie kamen aber auf andere Gedanken, als Hans ihnen auf freiem Felde ſeine Kunſtſtücke vormachte. „Was nützen dir nun das Tiſchtuch, der Torniſter und der Hut?" fragten ſie Hans. „Was das für dumme Reden ſind! Ich gehe damit zum König, mache ihm die Kunſtſtücke vor und halte um ſeine einzige Tochter an. Er wird mir die Prinzeſſin wohl geben, und dann werde ich König, wenn mein Schwiegervater tot iſt." Seine Brüder lachten ihn tüchtig aus, heimlich aber grübelten ſie, wie ſie die Wunderſtücke an ſich brächten. Als Hans einſt nicht zu Hauſe war, legten ſie in ſeine Kammer ein anderes Tiſchtuch, einen anderen Torniſter und Hut, die aber gerade ſo ausſahen wie die alten.

Mit den echten Stücken reisten sie zum König und machten ihm die Kunststücke vor. Der wunderte sich nicht wenig, und als der älteste Bruder seinen Heiratsantrag machte, sagte der König nicht nein, und die Prinzessin sagte auch nicht nein. So wurde die Hochzeit festgesetzt. Es wurde verabredet, nach des Königs Tode sollte Michel König und sein Bruder Märten Minister sein.

Das war gut genug ausgedacht, kam aber ganz anders. Die Zurüstungen zur Hochzeit dauerten vier bis sechs Wochen, denn die Braut mußte doch Bettwerk und Kleider zur Aussteuer in Ordnung bringen. Inzwischen wollte sich Hans einst einen Zeitvertreib machen. Er nahm seine Gerätschaften und ging damit aufs Feld. Er sagte: „Tischtuch, decke dich!" aber das Tischtuch wollte sich nicht decken, und ebenso ging es mit dem Tornister und Hut; keine Soldaten wollten marschieren und keine Kanonenkugeln herausfliegen. Da merkte Hans, daß ihn seine Brüder betrogen hatten. Er trug die Sachen nach Hause, schmiß sie in die Kammer und lief seinen Brüdern nach, hin nach der Residenzstadt. Nun mußte sich das recht wunderlich begeben, daß ihm unterwegs ein Mann mit einer Karre voll Besen begegnete. „Guten Tag, Landsmann," sagte der Besenmann. „Wo soll die Reise hingehen?" fragte Hans. „Ich komme von der Stadt und habe Lust, mir die Welt ein bißchen um die Ohren zu schlagen. Augenblicklich aber gefällt es mir in der Welt schlecht, denn ich habe großen Hunger." „Das ist recht schade, daß mich meine Brüder um das schöne Tischtuch gebracht haben. Wenn ich's noch hätte, dann wäre uns beiden geholfen." Und damit erzählte er dem Besenkarrer den ganzen Betrug. „Das ist aber recht schandhaft von den Brüdern," sagte der Besenbinder, „so an dir zu handeln. Aber laß nur sein, die Schelmenstreiche sollen ihnen beiden schlecht bekommen. Wenn du mir versprichst, daß ich dein oberster Minister werde, dann will ich dir zu dem Königreich verhelfen." Hans versprach ihm das mit einem Handschlag. „Sieh mal," sagte nun der Besenbinder, „hier habe ich einen alten Mantel unter meinen Besen zu liegen. Wenn einer sich den umnimmt, dann ist er unsichtbar." Damit nahm er sich den Mantel um, und richtig, er war verschwunden. „Diesen Mantel nimmst du um und gehst ins Königsschloß. Und hier habe ich auch noch einen Sack, da sind lauter Knüppel drin. Den nimmst du untern Arm, und wenn du in Gefahr kommst, brauchst du bloß zu sagen: ‚Knüppel, raus aus dem Sack!' Dann prügeln sie auf den los, den du bezeichnest. So, nun geh. Ich wünsche dir viel Glück. Vergiß mich auch nicht, wenn du König geworden bist." Hans fragte ihn noch, warum er selber denn nicht versucht hätte, die Prinzessin zu kriegen. „Mein Sohn," sagte der Besenmann, „das Weiberzeug kürt heutzutage zu sehr. Da soll immer schlanker Wuchs und ein glattes Gesicht sein, und das habe ich nicht mehr, wie du siehst. Ich bin ja auch zweiundsechzig Jahre alt." So nahmen sie Abschied.

Hans nahm sich den alten Mantel um, seinen Sack untern Arm und wanderte nach dem königlichen Schloß hin. Kein Mensch sah ihn, als er hineinging. Er war sehr bald mit seinen Brüdern zusammen und hörte, wie sie sich über ihren Schelmenstreich freuten. Seine Sachen hatten sie in einer heimlichen Kammer versteckt. Hans versteckte sie sowie den Sack mit den Knüppeln im Garten und ging dabei auf und ab. Er dachte, seine Brüder sollten kommen. Aber den ersten Tag lauerte er vergeblich. Ihn fing an zu hungern, so ging er in seinem Mantel ins Schloß, setzte sich an den Tisch und aß mit

dem König Abendbrot und mit vielen anderen vornehmen Leuten, auch mit seinen Brüdern und der Prinzessin. Über Nacht hütete er seine Zaubersachen im Garten. Den anderen Tag gegen Mittag kamen seine Brüder dicht bei ihm vorbei, konnten ihn aber nicht sehen. Hans sagte: „Knüppel, raus aus dem Sack und haut meine schelmischen Brüder recht tüchtig durch." Die Knüppel hätten sie totgeschlagen, wenn Hans ihnen nicht befohlen, aufzuhören und wieder in den Sack zu kriechen. Dann nahm Hans seinen Mantel ab und sagte ihnen, sie sollten sich augenblicklich nach Hause scheren. Das taten sie aber nicht, sondern packten ihn an und wollten ihn tot machen. Hans rief bloß: „Knüppel, raus aus dem Sack!" Nun sahen sie ein, daß sie hier ihre Rolle ausgespielt hatten und machten, daß sie aus dem Garten kamen. Hans ließ dann seine zehntausend Mann aufmarschieren und besetzte den Garten und das Schloß. Dann ging er hinein zum König und brachte seine Werbung an. Der wollte erst nichts davon wissen. Als aber Hans von dem Betrug seiner Brüder erzählte und der König sah, daß sein ganzes Schloß mit Soldaten besetzt war, willigte er ein, daß Hans sein Schwiegersohn wurde. So heiratete Hans die Prinzessin. Er hatte sie sehr lieb und sie ihn auch, und so haben beide ein sehr glückliches Leben geführt. Als der alte König starb, wurde Hans König. Er machte dann den alten Besenbinder zu seinem höchsten Minister, und beide haben das Reich sehr glücklich regiert. Die Zaubersachen aber, die ihm zu dem Königreich verholfen hatten, wurden versteckt, daß sie nicht in unrechte Hände kämen. An seinen Brüdern hat Hans nicht Rache geübt, er tat ihnen eher Gutes. Schaden konnten sie ihm nun nicht mehr tun. An die Erbschaft von seinem Vater, die ihm doch von Rechts wegen zukam, weil er sich am meisten versucht hatte, machte Hans keine Ansprüche. Er überließ die Wirtschaft seinen Brüdern, er war ja doch reich genug. So lebte er glücklich und zufrieden mit seiner Frau, und wenn er nicht gestorben ist, dann lebt er noch heutigentags.

## Vom Mädchen, das seine Brüder sucht.

Es war einmal eine Mutter, die hatte neun Kinder, acht Jungen und ein Mädchen. Aber sie hätte gern mehr Mädchen gehabt, daß sie ihr bei der Arbeit zur Hand gehen konnten. Da überkam sie oft der Unmut, und einmal rief sie gar aus: „Ei, so wünscht ich doch, daß ihr vier Stunden zu Schwänen und zwei wieder zu Menschen würdet!" Und kaum hatte sie das gesagt, so flogen die acht Brüder als Schwäne auf und davon und kamen nicht wieder. Bald darauf starb auch die Mutter, und da war nun das Mädchen allein in der weiten Welt. Da wollte sie ihre Brüder suchen und ging weit, weit fort und kam endlich zum Wind. Da saß eine alte Frau in der Hütte, die spann; das war dem Wind seine Mutter. „Ei, was freue ich mich," sagte sie, „dich zu sehen, denn es ist nun ganze zehn Jahre her, daß ich keinen Menschen gesehen habe. Aber wie kommst du denn hierher?" Da sagte ihr das Mädchen, daß sie den Wind befragen wolle, der doch so manches Fleckchen auf der Welt zu sehen bekomme, ob er nicht ihre Brüder gesehen habe. Aber die Alte sagte: „Ach, das geht nicht an, du liebes Kind, mein Sohn ist ein gar schlimmer und gewaltiger Riese, und kommt er zu Hause, so frißt

er dich auf." Da wurde das arme Mädchen sehr traurig, so daß es der Alten zu Herzen ging, und sie sagte: „Kriech nur da in die Tonne. Dann will ich meinen Sohn fragen." Sie schlachtete einen Hahn und kochte ihn. Alsdann war ein gewaltiges Heulen und Brausen in der Luft, das kam immer näher und fuhr endlich in den Schornstein nieder. Das war der Wind, der kam zu Hause. Kaum in die Stube getreten, so sagte er: „Ich riech', ich rieche Menschenfleisch." „I, nicht doch, mein Söhnchen, ich habe einen Hahn gekocht." Aber der Wind blieb dabei, und endlich mußte ihm die Alte alles gestehen. Da dauerte das Mädchen den Riesen, und er ließ sie mitessen bei seinem Abendbrot und sagte ihr, die Hahnenknochen solle sie in ihr Tüchlein wickeln, denn sie würde sie brauchen. Ihre Brüder hatte er nicht gesehen, doch riet er ihr, sie solle zum Monde gehen und den fragen. Auch gab er ihr seine Siebenmeilenschuh. Wenn sie zum Monde käme, sollte sie die Schuh nur mit den Spitzen nach der Hütte des Windes stellen, dann kämen sie ganz von selbst zurück.

Die Kleine tat alles und kam zum Monde. In der Hütte saß eine alte Frau, das war dem Mond seine Mutter. Sie freute sich sehr, denn seit zwanzig Jahren hatte sie keinen Menschen gesehen. Und nun ging alles genau ebenso wie im Hause beim Wind. Sie mußte die Hahnenknöchlein in ihr Tüchlein binden, der Mond, ein schlimmer und gewaltiger Riese, gab ihr seine Siebenmeilenschuh und schickte sie zur Sonne. In der Hütte bei der Sonne saß eine Alte und spann und freute sich über die Maßen, die Kleine zu sehen, denn sie hatte seit dreißig Jahren keinen Menschen gesehen. Und nun ging alles genau ebenso wie beim Mond. Der Riese, der Sohn der Alten, konnte ihr Auskunft über ihre Brüder geben. Die wohnten auf dem Glasberg, aber da könne sie nicht hinauf kommen, denn er sei sehr hoch. Sie solle sich eine Leiter bauen, und dazu wolle er ihr die Hahnenknochen geben, doch seien das nicht genug. Da sagte sie freudig, sie hätte schon solche vom Winde und vom Monde, und die würden wohl ausreichen. Darauf aß sie mit ihm, band die Knöchlein in ihr Tuch und nahm freudig von der Sonne Abschied, denn nun sollte sie ja ihre Brüder wiedersehen. Wie die Kleine an den Glasberg kam, baute sie sich von den Knöchlein sogleich eine Leiter, nur die letzte Sprosse fehlte noch. Da wußte sie sich nicht anders zu helfen, als daß sie sich den kleinen Finger abschnitt. Den setzte sie als Sprosse ein und stieg nun froh auf den Glasberg hinauf. Da oben fand sie eine Hütte, in der war keine Seele, aber an den Wänden rund umher standen acht Betten, die waren aus Schwanenfedern gemacht, und da kroch sie in das Bett des jüngsten. Nicht lange danach hörte sie die Schwäne kommen, und bald traten ihre Brüder in Menschengestalt herein. Einer sagte: „Ich riech', ich rieche Menschenfleisch." Dann suchten sie und fanden die Kleine im Bett des Jüngsten. Da freuten sie sich sehr, ihr Schwesterchen wiederzusehen und sagten: „Du kannst uns erlösen, wenn du willst." Das war sie gerne willens. Acht Hemden in acht Jahren müsse sie machen, aber kein einziges Wort sprechen dabei. Sie bauten ihr auf einem recht krausen Baum eine Hütte, damit sie niemand sehen und sprechen könne, und brachten ihr reichlich Disteln und Dornen hinauf, daß sie damit die Hemden mache.

Lange hatte sie schon auf dem Baume gesessen, da traf es sich, daß der König im Walde jagte und bei dem Baum vorbeikam. Die Hunde blieben stehen und bellten hinauf. Sie steckte gerade den Kopf aus der Hütte, da hieß sie der König herunter-

kommen, und als sie nicht antwortete, sondern in der Hütte blieb, ward er zornig und drohte, daß er sie tot schießen oder den Baum umhauen wolle. Da mußte sie endlich herabsteigen. Dem König gefiel sie gar sehr. Er nahm sie mit sich, gab ihr prächtige Kleider und heiratete sie; aber sie sprach noch immer kein Wort. Das verdroß des Königs alte Mutter, denn sie glaubte, die Königin sei niederen Standes. Als nun die Königin ein Kindlein hatte und der König gerade in den Krieg gezogen war, ließ sie das Kindlein in den Wald bringen und bestrich der Königin, als sie schlief, Hände und Gesicht mit Blut. Wie der König zurückkam, ging sie ihn gleich an und sagte: „Da sieh nun, was du dir für eine undeutsche Frau genommen hast, das Kind hat sie selber aufgefressen." Darüber wurde der König sehr betrübt. Bei dem zweiten Kinde ging es genau ebenso. Doch als es zum drittenmal ebenso ging, da befahl der König die Königin in den Wald zu führen und sie dort ums Leben zu bringen. Aber der Diener, der es tun sollte, erbarmte sich ihrer. Er schoß einen Frischling und schnitt ihm Herz und Leber aus. Die brachte er als Wahrzeichen, daß er die Königin getötet habe. Wie sie nun im Walde umherirrte, fand sie auch ihre Kinder, die waren von den Tieren des Waldes gespeist worden. Sie machte für alle ein Lager in einem hohlen Baum und nährte sich mit ihnen von Wurzeln und Kräutern.

Einige Zeit hatte sie so gelebt, da trug sich's zu, daß der König hier jagte. Den sah der älteste Knabe, kam zur Mutter gelaufen und zeigte ihn ihr. In demselben Augenblick sah die Königin auch die Schwäne über ihrem Haupte schweben, die acht Jahre waren um, und sie rief freudig: „Kind, das ist dein Vater." Nun lief er zum König. Der kam zum Baum und hieß die Königin hervortreten. Aber sie schämte sich, denn sie war nackt und bloß. Da warf er ihr seinen Mantel zu, daß sie sich bedecke. Da kam die Königin hervor und erzählte ihm alles, wie es geschehen war. Da nahm sie der König mit nach Hause und machte sie wieder zur Königin. Seine Mutter aber, die nichts davon wußte, fragte er: „Was verdient eine Mutter, die ihren Sohn schändlich belügt und von seiner Frau und seinen Kindern durch Bosheit und Hinterlist trennt?" Da sagte sie: „Die muß mit zwei Ochsen auseinandergerissen werden," und der König befahl, daß man ihr also tue. Die Brüder der Königin waren nun auch erlöst, denn als sie im Walde bei den wilden Tieren lebte, hatte sie die Hemden fertig genäht, und so lebten sie denn alle glücklich und zufrieden bis an ihr Lebensende.

## De Kossät un sine Fru (A. Kuhn).

Då was emål en ollen verdorbenen Kossäten, de het Dundeldee. Met den sine Wertschop wull et nich recht vorts gån, drümme gung he immer hen angeln, dat he man wat to äten kräg. Un då sitt he ok mål uppet Flott an de See, då fängt he en groten Hecht. Ar as he den nu wull in sine Kalitte smeten, fangt de an to spräken un biddt' em, dat he en doch sulle läwen låten, he wull em ok davör dankbår sin. Ar de Kossät wulle nich, bet endlich de Hecht säde, he süll en doch man wär rin smeten, he künne sick denn ok wünschen, wat he wülle, un dat sülle immer gliks då sin, wenn he bi em käme. Då schmitt denn de Kossät den Hecht wär in den See, geit nå Hus un vertellt

allens sine Fru. De säde: „Wettste wat Mann? Wi willen Schultens waren, denn dats doch völ bäter. Wenn wi Schultens sin, denn hebben wi int ganze Dörp to befählen." „Jå," säd de Mann, „dat willen wi, geit hen an de See un röpt: „Hechtke, Hechtke in de See!" „Wat wiste denn du Dundeldee?" antwur de Hecht. „J," säd de Kossät, „ick mücht Schulte waren." „Na," säd de Hecht, „is all god. Gå man hen, de sallt Schulte sin." Dunn gung de Kossät nå Hus, un läwete ne ganze Tid tofreden met sine Fru. Ar ens säde se: „Wettste wat Mann, wi willen Prästerſch waren, denn mütt et ganze Dörp un alle de ängern Dörper, de tohüren, nå uns hüren!" „Jå," säde de Kossät, „dat willen wi, lep hen nå den See un reep: „Hechtke, Hechtke in de See!" „Wat wiste denn du Dundeldee?" antwur de Hecht. „J," säd de Kossät, „ick müchte girn Präster waren." „'T is all god," säd de Hecht, de bistet all." Dun gung de Kossät nå Hus, är et durte wär nich lang, säd sine Fru: „Wettste wat Mann? Et is woll schün, dat wi nu Prästerſch sin, un uns nu unse Dörp un ok de ängern Dörper hüren müen, är et mütt doch noch völ bätter sin, König to sin, dunn hebben wi int ganze Land to befählen, un hebben ümmer Ütend un Drinkend vull up un wänen innen prächtiget Schlott.." „Jå," säd de Kossät, „dat 's ok wår, wi willen Künig sin," geit hen an de See un röpt: „Hechtke, Hechtke in de See!" „Wat wiste denn du Dundeldee?" antwur de Hecht. „J," säd de Kossät, „ick mücht girn Künig waren." „Na," säd de Hecht, „gå man nå Hus." He fünt et allens, as de Hecht säd hadde, är sine Fru was nonich tofreden, un säde: „Wettste wat Mann, wi willen de lewe Herr Gott waren, denn künn'n wi ok de ganze Welt befählen." „Ne," säde de Mann, „dat do ik nich, dat müchte den Hecht to völ waren!" Ar sine Fru, de leet nich nå, bet he tolest doch hengån dee an de See un reep: „Hechtke, Hechtke in de See!" „Wat wiste denn du Dundeldee?" antwur de Hecht. „Ach," säd de Kossät, „mine Fru lett mi går keene Roh nich, ick möchte girn de lewe Herr Gott sülwsten waren." „Nå, gå man nå Hus," säd de Hecht, „un sett di wär in de Feddertunn!" un då mütt he noch sitten met sine Fru, wenn he nich storwen is. Brodewin.

## Die Fee und die drei Wünsche (W. v. Schulenburg).

Mål wären 'n pår junge Lüde, Mann un Fraue, un säten beit Ohnbrot un wünschten sich so dörchinnenga da eene det, da ängere jen't. Med eenmål steit 'ne Fraue anne Stauendöre un säd, sei säll'n sich bedenken, innahalb vür Wochen säll'n ör drei Wünsche jewährt wer'n. Nu wüßten sei äbba doch nich, welchen Dach jrade, un nu sitten sei wea eenen Dach beit Ohnbrot, un denn säd de Frau tun Mann: „Weetste, wat ick mei nu so wünschte tu de Knull'n?" „Na wat'n?" säd ha. „Eene rechte schöne Lebaworscht." Doch då med eenmål leit sei då. Nanu wurde äbba da Mann upjebracht und säd: „So wünsche ick, det dei de Worscht foots anne Näse hackt," un med eenmål hackt sei dran. Nu wår jud'n Rat düre. Wat nu! Sswee Wünsche wår'n all wech un de Fraue mette Worscht anne Näse loat'n rumlop'n, det junk ok nich, also müßt'n sei wünsch'n, det de Worscht vanne Näse wedda afjinge. Nu hädd'n sei nüsch as eene Lebaworscht van öre drei Wünsche. Groß-Schulzendorf.

## Škrodawa (Kito Pank).

Raz jo był jaden umjenkař, nan, a ten syn jo ten wirtšoft měł. Ten jo měł pjaceń ku połodnjoju a ta šwigerźowka njejo kšěła nanoju nic wót togo daś. Gaž ten nan jo pśišeł, ga jo ten syn tu pjaceń chował jěsno. Gaž ten nan jo wótejšeł, ga jo wón holował zasej tu pjaceń prědk. Ga tam jo sejźeła jana wjelika škrodawa nutši. A ta škrodawa jo jomu tak twardo pśimnyła a wón jo ju dejał sedymnasćo lět nosyś a z gowězym měsom futrowaś. Gaž wón ju njejo futrował, ga jo žrała jomu to měso z oblica. Pó sedymnasćich lětach jo umŕeł ten nan. Pótom jo šła ta škrodawa tomu młodemu cłojekoju wót togo oblica pšec. To jo było za ten gŕěch.



Abb. 139. Ein sagenkundiger Mann, im Volke genannt Kito Pank, in der Zeit vor seinem Tode. Burg, Oberspreewald 1882?

Niederlausitz-Serbisch, heutiges Wendisch. Übersetzung: mal ist ein Ausgedinger gewesen, ein Vater, und der Sohn hat die Wirtschaft gehabt. Der hat Braten zu Mittag gehabt, und die Schwiegertochter hat nicht gewollt dem Vater etwas davon geben. Wie der Vater gekommen ist, da hat der Sohn den Braten geschwind versteckt. Wie der Vater weggegangen ist, da hat er den Braten wieder vorgeholt. Da hat eine große Kröte da drin gesessen. Und die Kröte hat sich ihm so fest angekrallt, und er hat sie genußt siebzehn Jahre tragen und mit Rindfleisch füttern. Wenn er sie nicht gefüttert hat, so hat sie ihm das Fleisch aus dem Gesicht gefressen. Nach siebzehn Jahren ist der Vater gestorben. Dann ist die Kröte dem jungen Mann vom Gesicht weggegangen. Das ist für die Sünde gewesen.

## Der Hirtenjunge und die drei Schwäne.

Ein Hirtenjunge hat mal an einem See gehütet. Der hatte schlimme Eltern und bekam immer nur ein paar Stückchen trocken Brot, die machte er naß und aß sie am See. Da sah er immer drei Schwäne schwimmen und lockte die drei Tierchen heran und zeigte ihnen das Brot. Zwei kamen immer näher, aber der dritte wollte nie herankommen und nahm nichts, und der hat ihm am meisten gefallen. Dann ging er in das Wasser nach dem dritten und wollte ihm das Brot reichen. Mit einem Male rutschte er ab und ging zu Grunde. Wie er auf den Grund kam, war es ihm, als wäre er ertrunken. Dann wachte er wieder auf und war in einem wunderbar schönen

Schloß und lag in einem Bett. Da kamen zu ihm drei Weiber, eine war häßlich und die anderen noch häßlicher. Ihre Nasen waren so groß, daß man sie kaum übersehen konnte. Da erschrak er sehr und hüllte sich in das Bett ein, wußte nicht, wo er war, und schlief in der Angst wieder ein. Wie er wieder aufwachte, war er auf einer schönen grünen Wiese, und es waren drei Jungfrauen bei ihm, die waren wunderschön. Zwei waren gleich um ihn, und sie spielten zusammen, aber die dritte, die schönste, war immer von ihm entfernt. Da sah er immer nach der schönsten und wollte mit ihr spielen, doch sie war immer einsam für sich. Und er hat immer geweint, und sie haben ihn getröstet, daß er noch mal glücklich werden könnte, befolgte er das, was ihm würde anbefohlen werden. Eines Tages kam das häßlichste Weib wieder zu ihm und sagte: „Willst du mich nicht heiraten?" Da sagte er: „Nein, so ein häßliches Weib will ich nicht haben. Wenn ich die dritte nicht bekommen kann, dich Alte will ich nicht haben," die sah ihm zu häßlich aus mit der großen Nase. Da sagte die Frau: „Das tut mir leid, nun muß ich wieder hundert Jahre länger harren." Und er erschrak wieder, legte sich hin und schlief ein. Und wie er erwachte, stand er am See bis an die Schultern im Wasser, und der Schwan war auch da und sagte zu ihm: „Hättest du mich geheiratet, so hättest du die jüngste gehabt. Ich bin verwünscht, und damit hättest du mich gerettet, und das ganze Schloß und so weit, wie du das Wasser siehst, wäre alles dein, das würde wieder hervortreten." Und der Schwan verschwand. Dann ging er nach Hause, aber sein Vieh war weg, er dachte, es wäre nach Hause gegangen. Zu Hause hatten sie schon abgetrauert, denn er war gerade ein Jahr weg, denselben Tag kam er wieder. Die Mutter war vor Herzleid gestorben. Dann erzählte er, wie es ihm ergangen war, und sie lachten ihn alle aus und hatten ihn zum Narren. Da ist er alle Tage zum See hingegangen und hat geweint und hat das bedauert. Und ist da eingeschlafen und nicht wieder erwacht, am Ufer beim See. Da haben sie ihn dann tot gefunden.

## Schulze Hoppe.

Es war einmal ein Schulze, der hieß Hoppe, dem konnte es der liebe Gott nie recht machen mit dem Wetter; bald war's ihm zu trocken, bald regnete es zu viel, und da sagte der liebe Gott endlich: „Im nächsten Jahr sollst du das Wetter selbst machen." So geschah es denn auch, und der Schulze Hoppe ließ nun abwechselnd regnen und die Sonne scheinen, und das Getreide wuchs, daß es nur so eine Freude war, mannshoch. Als es nun aber zur Ernte kam, waren alle Ähren taub, denn Schulze Hoppe hatte den Wind vergessen, und der muß doch wehen, wenn das Getreide sich ordentlich besamen und Frucht tragen soll. Seit der Zeit hat Schulze Hoppe nicht mehr übers Wetter gesprochen, und ist zufrieden damit gewesen, wie es unser Herrgott gemacht hat.

## Die Königswahl der Vögel.

Nach Erschaffung der Welt wollten die Vögel einen König haben, aber sie konnten nicht einig werden. Da beschlossen sie, ein Wettflug sollte entscheiden. Der

sollte König werden, der am weitesten in die Sonne hineinflöge. Da erhoben sich alle Vögel, allein gar mancher blieb bald zurück, und zuletzt war allein der Adler weit vorauf und flog immer höher und höher. Endlich aber mußte er auch umkehren. Da flog der Zaunkönig hervor, der hatte sich dem Adler auf den Schwanz gesetzt, und flog noch höher. Da mußte nun der Zaunkönig König der Vögel werden. Aber das verdroß die Vögel, weil er so klein war und mit List gewonnen hatte. Da fuhren sie über ihn her, und es wäre ihm schlecht ergangen, wäre er nicht schnell in ein Mauseloch geflogen und hätte sich da versteckt. Da sollte die Eule ihn bewachen, die nur nachts sieht, daß er nicht herauskäme. Aber als der Tag kam, war sie vom Licht geblendet, und der Zaunkönig flog davon. Das können ihr die Vögel nicht vergessen, und die Eule darf sich am Tage nicht mehr sehen lassen. Kommt sie mal vor, so fliegen gleich alle Vögel ihr nach.

# Das Jahr und seine Feste.

Der Raum gestattete nicht, im folgenden alle Verschiedenheiten und Abweichungen in Sitte und Brauch[1]) zu berühren. Eine so gleichmäßige Einheitlichkeit, wie öfter ausgesprochen wird, ist nicht vorhanden. Zeitliche und örtliche Verschiebungen haben stattgefunden. Dazu kommt die sinnlose alljährliche Verschiebung von Ostern. Sinnlos für Deutschland sind auch die römischen Monatsnamen. September, Oktober, November, Dezember heißt der siebente, achte, neunte, zehnte und ist der neunte, zehnte, elfte und zwölfte Monat. Besser wäre, die alten deutschen Monatsnamen wieder einzuführen, die schon Karl der Große anbefahl, als die römischen sich vordrängten. Nur die Bauern blieben den deutschen Namen noch treu. Hervorzuheben ist, daß „Andreasabend, Andreasnacht" u. a. bedeutet: der Abend, die Nacht vor (auf) Andreastag u. a., gemäß der alten germanischen Zeitrechnung, wie noch englisch fortnight vierzehn Tage heißt. Am besten durchforscht erscheint die nördliche und nordöstliche Lausitz (Gubener Gegend), vielfach lückenhaft die übrige Mark. Die Kenntnis der alten, oft uralten Vorstellungen und Bräuche ist sehr im Schwinden bei unserem Landvolk. Man sollte noch in letzter Stunde die örtlichen Überlieferungen in vielen Dörfern bis in alle Einzelheiten feststellen, und zwar in solchen, die von der Großstadtauffassung bisher frei geblieben sind, wo noch das stille und einfache und doch so gemütvolle Dorfleben mit seinem vertrauensvollen Gottesbewußtsein erhalten blieb.

**Andreas** weissagt hauptsächlich liebenden Mädchen den Zukünftigen und die Hochzeit; kann man sich einen Bräutigam rufen. In der Nacht auf ein Saatfeld gehen, das Ohr auf die Erde legen und horchen; auf einen Kreuzweg (wildes Schwein erschien); auf der Erde mit dem Ohr am Obstbaumstamme, was verheißen wird; auf das Bellen ferner Hunde; am Hühnerstall auf den Schrei des Hahns; sehen, wem der in die Stube oder Spinnstube geholte Gänserich sich zuwendet; unterm Fenster

---

[1]) Sammlungen von Sitten und Gebräuchen S. 225; viele Angaben in der Brandenburgia. Eingehende Nachforschungen (Lausitz) von K. Gander, auch Franz Weineck (beide: Laus. Mitteilungen 1890, 1892, 1901); Weineck: Knecht Ruprecht und seine Genossen (1898 und als Sonderschrift Guben 1898); Ewald Müller (Nachforschungen über Lausitzer Trachten). Haupt und Schmaler, Volkslieder der Wenden, Grimma, 1841 (mit farbigen Trachtenbildern). Monke für andere Gegenden der Mark, Karl Wilke (Oderberg i. M.), Schmidt (Eberswalde); hochverdient durch Wiederbelebung des Volkstümlichen Lehrer Matzdorf in Köthen (bei Freienwalde). Am. = Altmark; Hv. = Havelland; L. = Lausitz; Mm. = die mittlere Mark (nicht Mittelmark!); Nm. = Neumark; Pr. = Prignitz; Um. = Uckermark; O. = Ost; W. = West.

wahrsagen aus Äpfelschalen, Flachs vom Wocken anbrennen, Steinobstbäume schütteln; Scheite aus dem Holzhaufen, Stroh aus dem Dache ziehen, am Zaun rütteln, Pantoffeln auf der Fußspitze rückwärts werfen, den Tisch decken für zwei (für den Unbekannten), Blei gießen u. a. Schweigend Reiser von sauren Kirschbäumen abbrechen (auch neun Tage vor Weihnachten) und in Wasser auf Ofen stellen, blühen zu Weihnachten, weissagen und erfüllen den Wunsch. Abend vor Andreas nicht spinnen;[1]) Hexenabend; Ruprecht herumgeführt.

**Luzetag** (Lucia, 13. Dezember), einer der schlimmsten Tage wie Wolborjen, nichts verborgen, wachen gegen die Hexen L.

**Thomasabend** nicht spinnen, nicht unnütze Rätsel raten in den Spinnstuben: Pferdekeule kam durchs Fenster (vor Weihnachten Pferdefuß), Mulde frischer Därme, Mulde voll Spindeln.[2])

**Weihnachten**, Wintersonnenwende, heilige Nächte, geheimnisvoller Wandel vollzieht sich, feierliche Stimmung ruht über allem, höchste Fülle der Weissagung kommender Dinge jeder Art. In den Wochen vor Weihnachten paaren sich die Bäume. Geht dann der Wind recht sehr, viel Obst. Sturm in der Christnacht bringt fruchtbares Obstjahr.[3]) Neun Tage vor Weihnachten Weissagung, Bräuche wie an Andreas, bringt der Heilige Christ den Mädchen Männer u. a.; Antuten; mußten die Hirten mit ihren Hörnern jeden Abend den Heiligen Christ vom Himmel heruntertuten, der auf weißem Schimmel geritten kommt, und sammelten Kochmetze, Weizenfladen, jrote Schribbe, Roggenkuchen[4]) ein, Nm.

Am Heiligabend die Tiere nicht mit ihrem gewöhnlichen Namen anreden; nicht ansprechen, stillschweigend herangehen; die Tiere können reden. Haustieren Festgebäck, mit Johanniskräutern, heimlich entwendeten Grünkohl namentlich Pferden geben, besonders gutes Futter allen. Obstbäume beschenken, dann beschenken sie uns wieder, ihnen Heiligen Christ geben, d. h. ein Band umlegen von Stroh, worauf der Christkuchen oder die Würste lagen; Nm. Strohband mit Körnern in den Ähren, soviel Obst dann. Obstbäume rütteln. Kindern Äpfel, Nüsse, Honigkuchen. Wenn auf dem Kamin Spanlicht, den Kopf verhüllt drei- oder neunmal ums Haus laufen und durchs Fenster

[1]) Sonnabend überhaupt nicht spinnen, sonst kommt man in den Mond. In den 3 spinnenden Schwestern (S. 175; bleichen Wäsche S. 176; 3 Jungfrauen, mit Lichtern S. 192, im Berge mit Schätzen, tanzen S. 192, in der Unterwelt und als Schwäne S. 235) klingt jedenfalls eine Erinnerung durch an die 3 Nornen, die germanischen Schicksalsfrauen. Eingehend berichtet Panzer (Bayerische Sagen) über die 3 Schwestern, nämlich die S. Ambeth, Warbeth, Wilbeth, u. a. Nach A. Hoffmann-Kutschke kommen die „drei Jungfern Süddeutschlands, die Sinpet, Firpet, Gberpet . . . auch bei den alten Persern im Awesta des Zortawastra (= Zarathuschtra) als ‚Srutafedhri, Vohnfedhri, Ardatfedhri' vor, bei den späteren Persern als Bad, Wehbad, Ardbad."

[2]) Wie anderwärts Frau Holle und Berchta Spulen hereinwerfen, Bertha eine blaurige Hand (S. 176) durchs Fenster steckt. Frigaholda = Holda in der Madrider Handschrift des Burchard von Worms, † 1025 (E. H. Meyer, Germ. Myth.). Holle S. 187, 225; Frick S. 163, 182, 226, 239, 249; Gode S. 163, 164, 182, 239, 240, 242; Harke S. 163, 164, 166, 219, 239, 242, 249; faule Grethe S. 163, 241.

[3]) Opr. wenn es donnert über kahle Bäume, gibt es viel Obst. S. 235, Wind und Korn.

[4]) Brandenburgia, Archiv 1904, 35.

sehen, Wasser in der Ofenblase quirlen oder horchen, Nußschalen mit Lichtern schwimmen lassen, Erdhäufchen umschütten; Blei, Zinn gießen, dem Nachbar das Ungeziefer zufegen (wie Karfreitag, Ostern), gefundenes Hufeisen vor die Tür nageln, aus zwölf Zwiebelschalen mit Salz das Wetter der zwölf Monate bestimmen. Alle Wocken abspinnen oder abbrennen, sonst kommt die (Frick) Fuik, Gode, Harke (Lehnin auch Frau Holle), L. die Morawa, Hexe; Schafe kriegen sonst Drehkrankheit; Neuendorf bei Potsdam: sonst kommt der Deibel und nimmt das Glück weg. In Ost- und Weststernberg kam eine alte Frau verkleidet mit Besen in Spinnstuben, genannt Frau Herke. Nachtwächter mit Frau singt Heiligen Christ vom Himmel, Opr. Menschen sollen Fische mit Rogen essen, Mohn mit Milch, Grünkohl (Braunkohl), Schweinskopf, auch mit Lungenwurst, Schweinebraten. Vom preußischen Hof alljährlich ein gewaltiger Wildschweinskopf nach London geschickt (Gollmer). Neun (sieben) Gerichte essen (Städter Heringssalat); L. Teile davon in alle Winkel der Stube werfen, L. Hafer vor Scheune streuen. Fladen, Klatsch-, Blech-, Schöddelkoken, Stuten (auch Ostern, Pfingsten). Christnacht schießen durch Obstbäume, Gärten, Felder. Brummtopf; in Berlin auf Weihnachtsmarkt brummende Waldteufel und Holzknarren. Heiligabend hoher Hexentag, kommen Hexen, nichts verborgen, alles Wirtschaftsgerät verwahren, Salz und Dill in Stall gegen Verrufen des Viehes; neun Tage vor Weihnachten wachen gegen die Hexen. Mit einem Kranz Kirschblüten, verhüllt auf dem Kopf, sieht man in der Christmette die Hexen in den Stühlen sitzen und um den Altar tanzen, aber hinausgehen vor Segen und Amen des Predigers. Um Mitternacht vom Kreuzweg sieht man die Hexen reiten. Da kommen alle Geister zusammen, kann man Drache, Kobold, Wechseltaler holen. Oder schwarze Katze in neun Tücher mit 99[1]) Knoten eingenäht, als Hase in der Kirche verkaufen für einen Hecktaler, dann weglaufen, ehe der Teufel[2]) am Altar das Bündel auf hat.



Abb. 140. In der Weihnachtszeit als Mann verkleidetes Spinnmädchen in umgekehrter Jacke und Hose von Schafpelz. Oberspreewald. 1876.

Wenn am Heiligen Christtag die Sonne scheint, gibt es ein glückliches Jahr.

In den Zwölften, Twölwen, Dreetehn, Dritteien, zwischen Weihnachten und Heilige drei Könige, Großneujahr, nicht spinnen, sonst kommt die

[1]) Früher Pachtzeit bei Erbgütern 99 Jahre; Volksmeinung: niemand dürfe mehr als 99 Güter haben; „999 Teufel sollen dich holen"; das Riesenfaß in Klosterneuburg bei Wien soll 999 Eimer fassen; s. S. 166, 167, 169, 175, 194, 205, 208, 221, 230. Dietmar von Merseburg, dänischer Opferbrauch: nach 9 Jahren 99 Opfer; Adam von Bremen: je 9 Opfertiere in Schweden, Upsala. Des Frostriesen Hymir Mutter hat 900 Köpfe, Edda.

[2]) Von griechisch-lateinischem diabolus, deutsch Unhold.

(Frick) Fuik, Gode,[1]) Harke, aber Federn reißen; auch: Gesinde kann spinnen und für sich arbeiten. Kein Rad soll sich drehen, keinen Dünger fahren (wie zu allen Festzeiten), nicht Wäsche haben, nicht Erbsen essen,[2]) auch nicht andere Hülsenfrüchte. (Garn gesponnen in den Zwölften sehr brauchbar, besonders für Fischnetze); nichts verborgen, sonst schaden die Hexen. Wilde Jäger ist besonders in den Zwölften. Wie das Wetter in den zwölf Tagen, so das ganze Jahr. Die drei Sternträger ziehen umher, gekleidet in weiße Hemden, einer Gesicht geschwärzt, einer an Stange den drehbaren Stern, klingeln, singen in den Häusern und sammeln Gaben ein. In Tiefwerder Umzug, Sterndrehen, Sternbier, Tanz (Albrecht).

In den drei Wochen vor Weihnachten, auch bis Andreas, und zu Weihnachten geht das Auskleiden los. Die Weihnachtsmänner, de Hele Christe halten ihren Umzug, alle Larven vor, unkenntlich. Der Heilige Christ,[3]) weiß angetan, zu scheiden in einen männlichen und weiblichen, dargestellt durch Mann oder erwachsenes Mädchen, dieses das Gesicht verhüllt durch Schleier. Der Schimmel (Schimmelreiter),[4]) L. das Pferd, hergestellt mit ein oder zwei Sieben, überdeckt mit weißem Tuch; Pferdekopf und Hals aus Holz, L. dazu ein Wockenstock (auch beim Storch); viele andere dabei, Musik, Gaben eingesammelt. Früher der Schimmel auch als vornehmer, reisender Herr mit Jäger, zwei Köchen, Dienern. Im Ruppinschen kam er mit dem weiß gekleideten Christmann und den Feien, als Weiber verkleideten Männern. Schimmel erscheint auch in den Spinnstuben. Der vermummte Klas, Ruklas (rauhe), Klas Bur in Pr., sonst meist Ruprecht (Rubrecht, Rubknecht, Rummknecht, Hummprecht, Ummprecht, Uprecht, Hans Ruprecht) mit großem Bart, schwarzem Gesicht, in Pelz, auf dem Rücken Sack mit Äpfeln, Nüssen, auch Backobst; seltener Strohband, auch Strohbund um den Leib; Birkenrute oder Fichtenzweig in der Hand. Der Bär, ein Mann ganz in Erbsstroh, an Kette geleitet. Der Ziegenbock, der Storch. L. in den Spinnten der Alte, nach Weihnachten der Junge, Brautschau. In Um. früher Sommer und Winter, gewöhnlich zwei alte Frauen, stritten miteinander. In Opr. (Teetz u. a.)



Abb. 141. Der Bescherchrist, ein junges Mädchen in Verkleidung, das Gesicht verhüllt. Lausitz. 1880.

[1]) S. 242. Wendisch: Weihnachten gody, hody; hód slavisch: „Zeit, Fest, Gasterei".

[2]) In Berlin sind Erbsen Donnerstagsgericht, S. 257.

[3]) Bei der Schäferei im Dorfe Ögeln stehen mehrere sehr große Rüstern. An ihnen, sagt man, kriecht der Heilige Christ an einer Butterleiter in die Höhe. Dasselbe gilt von einer sehr großen Rüster in Jetzschko, vorm Gehöft des Bauern Gebke.

[4]) Der Reiter des Schimmels am Donnerstag bei Hochzeiten in der Altmark in rotem Weiberrock als Mantel und mit breitkrämpigem Hut; im Muskauschen (Schlesien) in rotem Weiberunterrock zu Fastnacht. Mitau: „Zu Neujahr ein Schimmel behangen mit roten Lappen".

erschienen im Aufzug durchs Dorf: zwei Hele Christe, Weihnachtsmänner (beides Männer), weiß durch Hemden, der erste mit grauem, langem Bart, spitzer Mütze, Rute, Klingel, ließ die Kinder beten; der zweite ohne Bart mit Korb, teilte Äpfel, Nüsse, Pfefferkuchen aus; der Schimmel, Hemde übergezogen, mit kleiner Peitsche; der Pelzbock, in Schaffell mit Hörnern; olle Wief, schlecht angezogen, Kopftuch, stützte sich auf Krückstock, bettelte um Gaben; früher auch der Bor in Erbsstroh. In der Vorstellung der Kinder reitet der Hele Christ (hat auch große Kette), Beschercherist, Christkind auf weißem Schimmel durch die Luft vom Himmel, deshalb stellen sie Eimer Wasser und legen Bund Heu hin für Schimmel, vorm Schlafengehen Kuchen auf den Tisch für Beschercherist. Knechte und Mägde zogen den dritten Weihnachtstag, jetzt 2. Januar.

**Sylvesterabend,**[1]) Neujahrsnacht, Heiligabend vor Neujahr, Bräuche: das Schicksal des Jahres, den Zukünftigen, Leben und Tod zu erforschen, darunter viele wie zu Andreas und Weihnachten, andere Bräuche: Kommendes günstig zu beeinflussen. Am Neujahrsabend Pereken gebacken, Kuchengebäck in Gestalt von Pferden, auch Hunden, Schweinen, Hasen, früher sicherlich Neujahrsgabe fürs Vieh; am Hühnerstall Fragen stellen, Blei gießen,[2]) den Tisch decken für zwei, schießen; horchen am wilden Birnbaum, Nußbaum mit Ruten prügeln L.; Schuppen von Karpfen, Fischen in Geldbeutel tun, vom Tisch ins neue Jahr springen, nachts Gesangbuch aufschlagen. Mädchen, den Mund voll Grünkohl, gehen auf Kreuzweg. Hirse, Karpfen, Heringe, Mohnpielen, Mohnstrietzel essen; neun oder sieben Gerichte. Die Hirten tuteten, sangen im Dorf, sagten ihren Spruch, währenddem beschenkte man die Bäume, gab ihnen einen Nijoaswunsch. Am heiligen Sylvesterabend kommen die Hexen vom Blocksberg, reiten durch die Luft, um 6 Uhr nehmen die Leute alles Gerät vom Backofen und alles Ackergerät vom Felde weg, Opr. Am Neujahrstag einen Eggenzahn, Spitze nach oben in der Tasche, sieht man in Kirche die Hexen, haben Zeichen auf dem Kopf, ein weißes Kreuz, aber vorm Segen hinaus! Opr.

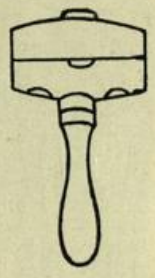


Abb. 142. Gemeindehammer, den der Schulze vor der Gemeindeversammlung im Dorfe herumgehen läßt. Schmogrow 1878.

**An Heilige drei Könige** kam de fule Ireth, Opr.; reiten die Hexen wieder auf den Blocksberg zurück, Opr.; auf den Dörfern immer Dingedach (gromada hoklapnica, L.), Gemeindeversammlung der Bauern und Kossäten, alle Rechnungen abgemacht, die verheirateten oder neu aufgenommenen Wirte vom vorigen Jahr müssen zahlen oder zum besten geben; Gemeindehirt sagte auf. In Liepe am Finowkanal verwirrte de hulde Frugge den Wocken (R. Schmidt).

---

[1]) S. 177, 181, 182; 176.

[2]) Blei wie ein Schlüssel geformt, heißt Himmelsschlüssel, bedeutet Glück (Blumenow Mecklenburg).

**Marientage.** Wintermarien, Mariä Lichtmeß (2. Februar); grüne Marien (25. März); Maria vor der Ernte, Maria um Johanni[1]) (2. Juli). An allen Marien dürfen Mädchen, die Marie heißen, nicht spinnen oder nähen. Mudda Wodken, Wodke kommt den Tag vor Lichtmeß, wenn nicht abgesponnen. Lichtmessen hell und klår, jifft en jod Flaßjår. Wintermarien verkündet, wie Flachs gerät. Viele Plinse backen, L. Lichtmeß sieht der Bauer lieber Wolf als Sonne im Stall. Zwischen Winter- und Grüne Marien Kröten durchstechen, heilsam gegen Gesichtsrose und giftige Stiche, L. Der Schwender fing an zu treiben, wenn Lichtmessen vorbei. Nutzholz zwischen Neu- und Altmarien hauen, kriegt keine Würmer.



Abb. 143. Vermummte Spinnerinnen, links einen Flachsbart über dem Gesicht, ziehen um in der Fastenzeit. Oberspreewald. 1877.



Abb. 144. Ein als Fischer verkleidetes Mädchen in der Fastenzeit. Oberspreewald. 1877.

**Fastnacht.** (Freitag vor Fastnacht abspinnen, denn am Sonnabend zieht Frau Harke umher, Grochwitz bei Torgau.) Zu Fastnacht Unsinn getrieben, Umzüge im Dorf in Verkleidungen mit Jauchzen, Schreien, Musik. Die Harke, Schimmelreiter wie zu Weihnachten; der Ochse „ähnlich hergestellt"; Bär, Ziegenbock, Storch (auch als Hals und Schnabel der Wockenstock, L.); Pute, Henne, ein Mann, dem Arme und Beine gebunden, mit alten Kleidern behangen; große Strohpuppe in die Bodenluke gestellt, hat Fastnachtsmorgen herausgeguckt. In Braunsdorf führten die Schiffer ein Schiff umher; in Stralau bei Berlin trug ein Knecht an Stange ein buntgeschmücktes Schiffchen; in Cöpenick zwei Fischer Eishaken, zwei Käscher für die Gaben. In Wittstock gingen die Böttcher bei den Kunden herum und sagten ihren Spruch. In Groß-Leuthen zogen vier Mann die Pflugkarre mit einer Stange daran und großem Wagenrad, worauf zwei Männer; in Briesen bei Friedland ein Mann auf einem sich drehen-

[1]) S. 178, 189.

den Rade herumgefahren. Männliche Jugend zieht umher, Gaben einsammelnd, Eier, Wurst, Speck u. a., heißt „hänseln", schnurren; zampern, zempern, L.; in Treuenbrietzen Karrideln der Kinder mit Eschenstäben; die Gaben gemeinsam verzehrt, Mädchen halten die Jungen frei, bezahlen Tanz und Spiel. Umziehen der Gesellen (Schuhmacher, Maurer bei den Meistern in Treuenbrietzen). Tüchtig tanzen, auch verheiratete Frauen, die sonst nicht öffentlich tanzen, daß der Flachs gut gerät.

**Aschermittwoch.** Früher schlugen sich Jungen und Mädchen mit Birkenruten und die Langschläfer aus den Betten.

**Petristuhlfeier**[1]) (22. Februar), Bienen beschneiden; Kohlsamen suchen bei Kohlblättern.

**Grüner Donnerstag,** nicht spinnen, nicht Wäsche aufhängen; Bräuche mit Eiern; Kinder entwöhnen; kein groß Feuer machen, d. h. zum Backen im Backofen und für den großen Kessel zum Waschen, sonst schlägt das Gewitter ein. Kohlspeise, Grünkohl.

**Stiller Freitag.**[2]) vor Sonnenaufgang stilles Wasser schweigend holen am Fließ, das nach Osten fließt, oft weit gegangen danach, heilsam, Am. Ungeziefer über Grenze bringen; Sand unterm Fliederbaum mit der Saat gegen die Sperlinge säen; Regen, dann das ganze Jahr trocken; Flöhe auskehren.

**1. April,** Narren schicken; kann man lügen; Teufel aus dem Himmel geworfen; unglücklicher Tag.

**Totensonntag** (Lätare). L. Tod austreiben, Strohpuppe verbrannt oder ins Wasser geworfen, Austreiben des toten Winters und Einholen des Sommers.



Abb. 145. „Der Tote trägt den Lebenden." Der Oberleib einer Frau aus Stroh wird getragen von einem Mann in Frauenrock, dem am Rücken Mannsbeine aus Stroh festgebunden sind, wohl eine Darstellung von Sommer und Winter; der Sommer als Sieger. Wendisch, jenseits der Grenze. Dorf Mühlrose, Schlesien. 1880.

**Ostern.**[3]) Lange vor Ostern Kirsch- und Birkenzweige in Wasser gestellt, sind grün. Vor alters brannten sie Feuer. Sommersingen („Winter fortgetrieben, lieben

[1]) S. 201, 225.

[2]) S. 219.

[3]) Althochdeutsch ôstara. Wie Kluge vermutet, „mhd. ôstarûn nicht Mehrzahl, sondern Wesfall der Einzahl, wobei ‚Festtag' oder ‚Festtage' (der Göttin Ostara) zu ergänzen". Wendisch jatšy (jatky), jutry; jatšowna jajka Ostereier; jutro Morgen. S. 163, 174, 179, 195, 213, 220. Früher führte man Ostern allgemein auf die Göttin Ostara zurück als Göttin der Morgenröte (griechisch Eos), des Sonnenaufgangs im Osten, gleichzeitig einer Frühlingsgöttin, gemäß dem Zeugnis des Kirchengeschichtschreibers Beda (674—735), daß bei den Angelsachsen der April Eosturmonat hieß, genannt nach der Göttin Eostra, deren Feste im Ostermonat gefeiert wurden. Neuere Gelehrte wiesen die germanische Göttin ab. Der April hieß früher Ostermonat. — Uschas, der indischen Göttin der Morgenröte, sind „ungefähr 20 Hymnen im Rigveda gewidmet" (Biedenkapp, Der Nordpol als Völkerheimat, 1906).

Sommer bringen wir wieder," Gander), L. An den vier Sonntagen vor Ostern singen die Mädchen der Spinnstuben in der Dorfstraße nachts geistliche Lieder, in feierlichem Schritt wandelnd oder unter der Dorflinde sitzend, vereinzelt nach Ostern bis Pfingsten Umzüge singend auf dem Felde gehalten, L. In der heiligen Osternacht vor Sonnenaufgang das heilige Osterwasser geholt aus fließendem Wasser, das nach Osten fließt, sich begießen, waschen (vormals badeten manche), Vieh besprengen; hält sich das ganze Jahr, heilsam, besonders für die Augen,[1]) gegen Sommersprossen, die von der Sonne kommen, für Vieh, oft weit hergeholt, viele Menschen da zusammen. Im Hemde Eierschalen aufs Feld streuen gegen Disteln. Aufs Feld schießen, L. Wachen wider die Hexen (ziehen auf Blocksberg). Sonnenaufgang erwarten, Sonne tanzt, tut drei Freudensprünge. Im Eimer Osterwasser sieht man, wie sie an einer Strippe sitzt und tanzt, Opr. Ostermorgen nüchtern Weihnachtsäpfel essen, kriegt man kein Sodbrennen. Bei Kammin jagte die Dorfjugend ein Eichhörnchen. Kinder stiepen, schlagen mit Birken-, grünen Ostaruten die im Bette Liegenden, sammeln Ostereier ein, oft buntgefärbte, meist wohl rötlichgelbe, auch mit Zeichnungen, besonders von Taufpaten; auch Knechte stiepen Mädchen. Am ersten Feiertag den Rahm aus Schornstein und Küche, und Kehricht den Nachbarn zuschütten: „Wanze, Ratze, Maus, alle raus, hin zu dem Mann, der den grünen Donnerstag spann." Wer zuerst an der Kirche ist und sich umsieht, sieht die Hexen. Ballspiel, Ballschlagen des jungen Volks. Die jungen Eheleute, seit vorigen Ostern verheiratet, geben Bälle oder werfen sie zum Fenster[2]) hinaus, der Mann den Bräutigamsball (in Kamern Kliese, Holzkugel), die Frau den Brautball. Beim Ballschlon panken und schlagen mit Pankholz, Opr. Ostereierschalen werfen Mädchen über Schwelle oder Steig vorm Haus, wer drüber geht, wird ihr Mann. Eier trudeln; auch von Osterbergen bei Dörfern, Opr.; Osterberg bei Luckenwalde vom Eiakullann; Eierberg bei Havelberg; walaien, walken:[3]) Eier schräge Bahn hinabrollen, L. Kinder holen von Paten als Geschenk Eier und die (auch zopfartig geflochtene) Ostersemmel, längliches, eigenartiges Gebäck, Pfefferkuchen und sonst ein Geschenk, L. Der Osterhase[4]) legt die Ostereier, für

---

[1]) Ich habe oft genug bei unseren Landleuten gefunden, daß Osterwasser als besonders heilsam für die Augen gepriesen wurde. Schon Orion, der sein Augenlicht eingebüßt, ging gen Sonnenaufgang, wo ihm das Licht der Morgensonne das Augenlicht wiedergab.

[2]) Im märkischen Märchen wirft eine junge Gräfin aus des Schlosses oberstem Stock auf die schönsten Freier des Landes einen goldenen Apfel nieder, und soll heiraten, wen er trifft. Zufällig trifft er den sieben Jahre stummen Gärtner Hans, der zusehen durfte. Ihn muß sie heiraten. In Ostpreußen (E. Lemke) gewinnt Hans, der auf einem Schimmel reitet und strahlt wie die Sonne, die Prinzessin, die am Fenster steht; hier wie im Kaukasus fehlt der Ball. S. 163. Auch wie Robert der Teufel, als Büßer sieben Jahre stumm, sein weißes Roß besteigt, sieht ihn die stumme Prinzessin vom Fenster des Palastes und wird seine Gemahlin, nachdem sie die Sprache gefunden.

[3]) Lausitz-Serbisch walkaś von walaś = wälzen, walaien Übergangsform von walaś, wie poraien von se poraś kommen; in Oberbayern Eier weigeln, speken u. a. Württemberg wellen, wallen, walken = ausrollen, z. B. Teig mit einem Wellholz, Rollholz platt walken u. a.

[4]) Hasenbrot heißt, was Leute den Kindern aus der Stadt mitbringen; Hasenbrot = Luzula campestris, Hainsimse, blüht früh, im April.

die Kinder im Freien versteckt. Schalen von Ostereiern mit Sommergetreide aussäen.

**Wolpann,** Walpurgis,[1]) schlimmste Hexennacht, auch schlimm neun Tage vor und nach Walpurgis. Hexen haben höchste Kraft, halten ihren Umzug, gehen dreimal vor Sonnenaufgang in die Ställe, suchen auf fremden Wiesen Gras, reiten auf den Blocksberg (auch Blosberg, Oberspreewald), da tanzen sie, und auf andere Berge, z. B. den ollen Jolmberch bei Stülpe, Pfennigsberg bei Mittenwalde, Weiberberg[2]) bei Schönhaide, Kämpenberg bei Bobersberg; rutschen an einem Butterschober;[3]) haben die Leute mit der Egge um das Dorf herumgetreckt, Opr. Nichts verborgen, beileibe kein Feuer, Salz, Sauerteig! Stalltüren bekreuzigen und verschließen, Kräuter auf Hof und Steige streuen, Besen quer über den Weg legen; Kröten aufstecken an Stalltüren, L.; Hexen zu erkennen: auf Kreuzweg mit Dornstock Kreis um sich ziehen. Um Mitternacht soll man von fremdem Heuschober sich Heu holen, auf neun Grenzen Gras; zum Böten Wundhölzchen von Espenschößling abschneiden; die Mädchen im Hemde die Kürbis-



Abb. 146. Alter Schweinestall, an dem man Weissagung empfing. Burg. Oberspreewald. 1877.

kerne in die Erde stecken; Männern, die auf einem Besenstiel reitend dreimal anklopfen am Stall, weissagt Schweinegrunzen, ob ihnen alte oder junge Frau beschieden; Hühner aus Reifen füttern, L.; haben sie Lein gesät und Schalen von Ostereiern dazwischen; früher kriegten die Mägde Eier zu essen; taten die Bauern nicht pflügen und fahren, Ochsen und Pferde hatten Sonntag. Viehhirte sollte 1. Mai anfangen[4]) zu hüten, Schäfer nach Wollborjen (Schäfer, das erstemal die jungen Lämmer auf die Weide treibend, umkullerte dreimal die ganze Herde mit einem Ei). Mädchen und Frauen, die ihr Land nicht umgegraben haben, wird bekleidete Strohpuppe von menschlicher Gestalt in den Garten gestellt, heißt Wollborch; de Wollburch kümmt; Walburgen (Kuhn). „Vor Walpurgi sitzt der Bauer auf einem Schemel, nach Walpurgi auf zwei." Acht Tage nach Walpurgi hieß früher alte Wolborgen, da

[1]) S. 192, 198.

[2]) Hier zieht auch der wilde Jäger.

[3]) Wenn es regnet und die Sonne scheint, buttern die Hexen; Hexenbutter heißt die oft wunderbar erscheinende Zitteralge, Nostoc Vauch. spec. Butterhexen, Hexen heißen Dämmerungs- und Nachtfalter, Lichtmotten, Eintagsfliegen, die abends in der Stube oder an den Fenstern dem Licht zufliegen, soll man tot machen, damit sie nicht behexen, L.

[4]) Beim ersten Hüten Axt und Besen über Kreuz auf Schwelle der Hoftüre gelegt.

Saubohnen kochen. Am 1. Mai Geborener sieht alles; Regen, bleibt das Jahr trotz allen Regens trocken. Kühe austreiben, Opr.

**Dietrich** (6. Mai), Disteln wieten hier und da, so bleiben alle weg, ebenso an Pankratius, Servatius und „die böse Christiane, Christian ist falsch". Auch an Medardus und Vitus (8. und 15. Juni) wieten; de kollen Manns.

**10. Mai Leinsamen säen.**

**Himmelfahrt,**[1]) nicht nähen, sonst wird man vom Blitz[2]) erschlagen. An manchen Orten suchte früher die Schuljugend Pimpinellen. König, wer die größte Wurzel ausgrub. Davon sollen Pimpinellenberge heißen, so bei Königsberg i. Nm., Reppen, Oderberg i. M. Wenn es am Abend vor Himmelfahrt läutet, Gurken- und Kürbiskerne legen.

**Pfingsten.**[3]) Fest des heiteren Frohsinns, gleichwie alles draußen freudig grünt und blüht. Kirche, Häuser, Höfe, Türen und Fenster mit duftigen Maien, Maibüschen, Birkenzweigen schmücken, auf Wege und vors Haus Kalmus und Blumen streuen; nach neun Tagen die Zweige auf Tenne werfen wider Mäuse; Pfingstmaien im Hause aufbewahren gegen Blitz. Am heiligen Pfingstabend knallten die Pferdejungen mit den Peitschen im Einklang. Fest der Hirten. Zu Pfingsten sollte das Vieh zuerst auf die Weide. Am Pfingstmorgen suchen Knechte, Mägde, Kuhjungen ihr Vieh jeder zuerst auszutreiben. Die letzte Magd verspottet, draußen vom Hirten mit Grün (Laub) und Blumen ausgeschmückt, letzte Kuh und Ochse beim Heimtreiben Blumenkrone oder Kranz um die Hörner, Pfingstkuh, Pfingstochse.[4]) Die erste Kuh bekam die Dausleipe, einen Maienbusch an den Schwanz, hieß Daufäja, Dauschlöppa, weil sie den Tau wegfegt. In manchen Dörfern alles Vieh, anderen nur Kühe (mit Laub und Kuhblumen) bekränzt, Gänse mit Kranz von Gänseblümchen. Kühe, wenn zuerst auf die Weide, vorher an den Brunnen geführt und ihnen ins Ohr geschrien: „Kumm wedda tu hus." In manchen Dörfern und Landstädten, wenn die Kuhherde zuerst auf die Weide kommt, läßt man zwei Bullen, den alten und einen jungen, miteinander kämpfen. Die Mädchen kriegen eine Strohpuppe ins Bett gelegt, Wpr. Zu Pfingsten (Nieder-Finow, Liepe bei Eberswalde) zogen Knechte umher, Gänseaar an langer Stange, Gaben sammelnd; bei Wittstock Kinder sammelnd. Anderwärts Umzug von Pfarrer, Lehrer und Schülern um die Felder mit Singen und Beten um reichen Erntesegen. Möskefest, sammeln von Waldmeister der Schul-

---

[1]) Englisch holy Thursday, heiliger (Thors-) Donnerstag.

[2]) Mit dem Blitz kommt der Donnakiel, Nm. Dundapiel, Opr. Blitzpiel, Wpr. Gewittapiel. Ich selbst sah (1878) in der Lausitz gleich nach einem Gewitter, wie wendische Landleute nach ihm suchten unter einer Weide, die der Blitz getroffen. Als Donnerkeil gelten fingerförmige Echiniten und durchbohrte Steinbeile (in Litauen nach dem Gewittergott Perkunas genannt Perkuno-Keile), heilkräftig ebenso wie Feuersteine mit einem durchgehenden Loch. Blitzröhren sind Sandröhren, vom Blitz zusammengeschmolzen.

[3]) Von griechisch πεντηκοστή (ἡμέρα), der 50. (Tag) nach dem kirchlichen Ostern. Im Sinne alter Auffassung singt vom Wonnemond der Dichter Friedrich von Logau († 1655): „Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel gibt der Erde, daß sie jetzo eine Braut, künftig eine Mutter werde"; s. S. 216 Mutter Erde.

[4]) Redensart: „Aufgedonnert wie'n Pfingstochse".

jugend von Rheinsberg. Das Kauderneſt zieht umher, Knabe (oder Mann), gehüllt in grünes Birkenlaub und Blumen, Blumenkrone auf Kopf, Glocke in jeder Hand, mit ihm Begleiter (Ochſenjungen), die einſammeln; im Geſang: „Ach gebt doch was . . . dem Kauderneſt, hat ſieben Jahr im Buſch gelegen.“ Maienbaum, Maiſtange aufgerichtet im Dorf, geſchmückt mit Bändern und Kränzen, umtanzt, die Gewinne durch Werfen nach neun Kegeln gewonnen; Maibaum bleibt vielfach bis Johanni ſtehen. Zu Pfingſten, Sonntag nach Pfingſten (und bis Johanni) das Hammelbozeln, Hammelſchmeißen, Werfen nach Kegeln, der Sieger König, erhält den Hammel; auch Tuchſchmeißen, Tuchſchieben. Der Hammel von ehrbaren Mädchen des Dorfes ausgeputzt, weiße Decke eingefaßt mit grünem Band überm Rücken und Blumen, Blumenkranz um die Hörner. Das Stollereiten, Rieden, Ringreiten (auch „acht bis vierzehn Tage vor Pfingſten“ und Pfingſten bis Johanni), im Vorbeireiten[1]) Kranz oder Gewinn herunterreißen, auch ſtechen und ſchlagen danach. Der Sieger, König, erhält die Stolle (früher drei Stollen) oder anderes. Hier und da Laufen der Mädchen. Feſt des Roſenbaums nach Pfingſten, ſ. Johanni; Hahnſchlagen, Hahnreiten. Elſtertragen (Stange mit Eichhörnchen und Elſter), Jungfernſtechen, L. Schießen nach Vogel und Scheibe, Schützenplatz, Schützenkönig, Ritter, Kränze um mit rotem Band. Bei allen Feſten Kuchen, Schmauſereien, Trinken, Spiel der Spielleute, Tanz der Jugend.

**Urban** (25. Mai), zog der Viehhirte; Berechnungen für Viehhirten von Urban zu Urban. Drei Tage vor Urban noch Zeit Hirſe zu ſäen.

**Johanni,**[2]) Sommerſonnenwende, Mittſommer, höchſter Stand der Sonne, höchſte Kraft. Neun Tage vor und nach und an Johanni um Mittag von neun, auch ſieben Grenzen ſtillſchweigend heilſame Kräuter (Gräſer) ſuchen. An Johanni Wurzeln um Mitternacht graben; vom Farnkraut, das zwiſchen 11 und 12 blüht. Sahnkraut für die Kühe. Johanniskranz, von neunerlei Blumen in Stube aufgehängt, dreht ſich das ganze Jahr. Die Bollen (Zwiebeln) ſoll ein nackter Mann umkroapen,[3]) d. h. über der Erde umknicken; Diſteln ſtechen. Nichts verborgen wegen der Hexen, aufgeſpießte Kröte am Viehſtall einſtecken;[4]) Glücks- oder Wünſchelrute ſchneiden; Johannishand, Gotteshand[5]) ſuchen; Blutstropfen am Johanniskraut[6]) verkünden Leben und Tod. Das Kind entwöhnen, gut für Mutter und Kind. Luſtwandelt ein Mädchen, einen Strauß Frikrut[7]) (Fumaria officinalis,

[1]) Früher konnte die Dorfjugend (als Hirten auf Pferden) reiten, wie noch die Pferde draußen weideten. Jetzt ſieht man Reiter ſchon in der Dorfſtraße vom Pferde fallen, weshalb die dreijährige Dienſtzeit bei der Reiterei des Heeres ſehr notwendig ſein dürfte.

[2]) S. 174, 176, 177, 178, 189, 192, 193, 194, 201, 213.

[3]) Ich kenne einen alten Mann, der es tat. Wenn der Flachs gewietet war, mußte ein Mädchen (das noch in die Schule ging) dreimal nackend um den Flachs herumlaufen, damit er recht lang würde. Vgl. Brandenburgia 1896, 152, 153.

[4]) Sah ich noch in Oberbayern.

[5]) An der Wurzel der Kuckucksblume (Orchis spec.) eine weiße Hand, Gotteshand, und eine ſchwarze, die Deibelshand.

[6]) Knäuel, Scleranthus perennis, an der Wurzel die rotſaftige Porphyrophora polonica.

[7]) In Oberbayern faule Gretl = F. o. (Höfler, Kult-Kalendarium Oberbayerns, in

L.) am Busen, so begegnet ihr der Zukünftige. In manchen Städten der Heiratsmarkt, Jungevolksmarkt, Johannimarkt vor Johanni im Juni (und auch zu Michaeli und Martini), lernen sich die jungen Leute beim Tanze kennen, „kann sich jeder eine Frau suchen". Regen, bringt nasse Ernte. Auf alte und neue Johanni nicht schobern, sonst kommt der Johannimann, und das Gewitter schlägt in den Schober ein, L. Wer um Mittag geboren, sieht alles. Vor Johanni nicht baden,[1]) keine Betten sonnen. Das Notfeuer, wobei alle Feuer gelöscht und neues durch Reibung entzündet wurde (auch dabei ein Rad verwendet), vermutlich vormals auch zu Johanni. Am Abend wurden Feuer angezündet, auf Bergen weithin sichtbar; Nm. mit Pechsteilen, danach Pechsteilenberge benannt; durch das Johannisfeuer sprang die Jugend und umtanzte es, nachher Gesang im Dorf. In Bohsdorf noch jetzt Johannisfeuer, umtanzt, Johannisfest mit Jahrmarkt (Ruff bei Gander). Am Johannistag hält ein Johann, Johannisreiter, mit Kornblumen (auch Johanniskraut[2]) und Lindenblüten) überflochten, so daß er ganz blau aussieht, auf einem Schimmel durch das Dorf seinen Umzug, die Blumen heilkräftig, L. An Maria um Johanni sieht man die heilige Maria auf dem Stamm sich die Haare kämmen, L. Kinder sollen nicht in die Blaubeeren gehen, denn sie kommt auf weißem Pferde angeritten, L. Nm. und nördliche L. Fest des (Hutschießen) Rosenkranz, Rosenbaum,[3]) hohe Stange mit Rosenkränzen und Gewinnen auf dem Dorfplatz errichtet, der schönste Rosenkranz oben an der Spitze durch Klettern herunterzuholen, Tanz der Jugend um den Baum, früher an Johanni, jetzt auch später. Um Johanni (früher an J.) Stollereiten, s. Pfingsten. Hahnschlagen, die Augen verbunden mit Dreschflegel schlagen nach Topf, unter dem in einer Grube der Hahn.

**Auf Siebenschläfer** (27. Juni) Regen, so regnet es sieben Wochen.

**Peter Paul** (29. Juni), bei Pauli Bekehrung kehren sich die Padden (hier Taufrosch) um, bedeutungsvoll für Mädchen.

**„Sieben Brüder,** die mähen", beginnt Ost (10. Juli).

**„Margarethe,** die harkt", begann das Harken bei Ernte; auf Margarethe (13. Juli) Regen, regnet es sieben Wochen.

**Jakobi** (25. Juli). Fischer-Jakobi, Fest der Fischer zu Plaue a. H. seit 1700 an Jakobi, wenn ein Sonntag, sonst Sonntag nach Jakobi. Neue Kartoffeln nicht vor Jakobi essen, Umgegend von Berlin.

**Bartholomäi** (24. August), in Stralau bei Berlin Fest des großen Fischzug, fünf Züge, der Ertrag war hauptsächlich für den Prediger bestimmt; Vorführung des großen Krebs[4]) (von Leder, ein Junge darin). Weissagung für Mädchen und junge Männer aus Immergrün. (Zu Grochwitz bei Torgau früher die Redens-

---

der Zeitschr. des deutsch-österr. Alpenvereins 1893, 201; ebenda (S. 200) „zu St. Margarethen-Kirchen wallfahren namentlich Frauen, um schöne Kinder zu erhalten".

[1]) Allgemein?

[2]) Hypericum perforatum, die gelbe Blüte zerrieben gibt blutfarbigen Saft.

[3]) Vgl. Weineck, Lausitz. Mitt. 1890, 472.

[4]) S. 221.

art:[1]) „Nun hat die Herke gezogen, nun müssen wir's Winterkorn hereinbringen, sonst verdirbt's;" ebenda: keine Brombeeren mehr essen wegen Bartels.)

**Erntebräuche.** Frauen und Mädchen in neuen Kleidern. Der Mäher schenkt seinem Schatz und immer der Großknecht der Großmagd farbige Harke mit Inschrift (Sinnspruch, Name, Ort, Jahreszahl), das Mädchen ihm die gestickte Schanne, Opr. Am Abend gehen Mädchen, Frauen, Männer singend heim. Früher Gebet auf den Stoppeln: „Gott sei Lob und Dank, der letzte Schnitt, der ist gefallen." Aus der letzten Garbe Korn, auch Weizen, ein Mann gebildet, der Olle, Alte mit Blumen und Bändern, ein Kreis um ihn geschlossen, umtanzt auf den Stoppeln mit Musik, dann feierlich auf vierspännigem, mit Laub und Blumen geschmückten Wagen hereingeholt, jung und alt festlich gekleidet folgte, Spielleute begleiteten den Zug, der Alte mit bestimmter Ansprache dem Gutsherrn übergeben; der Schmaus der Schnitter auch Ollerköst genannt. Das Striekelbär[2]) auf dem Felde getrunken, Opr. Das eigentliche Erntefest (Austköst, Austbär)[3]) am Schluß der Ernte, die Mädchen mit bebänderten Harken, Männer mit Sensen, Erntekranz (Krone mit Bändern und Blumen, auf Stange) durchs Dorf, nach Spruch (Gebet) auf dem Herrenhof aufgehangen, dann der Erntekranz abgetanzt. Lausitz und nördlicher, etwa Teupitz bis Fürstenwalde, aus letzter Garbe Kranz mit Blumen gemacht, auf Stoppeln gespielt: den Hahn greifen, „heute ist Hahn" u. d., abends Mohnstrietzel, Mohnpielen, Hahnenbier, Tanz. Es wird berichtet, daß vormals der Besitzer unter letzte Garbe oder Schwade einen Hahn versteckte. Auch in Nm. Hahn für Erntefest bekannt. An Sonntag in Erntezeit Hahnschlagen der Burschen und Mädchen, König und Königin, L. Vielfach nach Ernte Lobtanz (Erntelobedankfest) gefeiert, dabei Hahnschlagen, L. Nach Ernte in manchen Dörfern (Gegend von Fürstenwalde) das Hutschießen, glatter Baumstamm im Dorfe aufgerichtet, daran Gewinne, klettern danach, Musik, Tanz. Mahlzeit, die die Herrschaft Knechten und Mägden gibt, heißt Hahn, früher Hahn geschenkt, der gegriffen wurde, L. Auch Ham-



Abb. 147. Als Schulmeister verkleidetes Mädchen, eine Spinnerin, sang beim Schlachtfest das Wurstlied. Oberspreewald. 1877.

[1]) Kuhn und Schwartz, Nordd. Sag. S. 400; ebenda „wenn der Flachs um Bartholomäi nicht eingebracht war, drohte man ehemals in Heteborn, Frau Harke werde kommen". — Woden und Frigga nannten Landleute im nördlichen England den vornehmsten Riesen und seine Frau beim „Riesentanz", einem alten Tanz, den sie vermummt aufführten, wenn sie zu gewissen Jahreszeiten, vorzüglich im Herbst, einen Umgang hielten (Grimm, Myth.).

[2]) Nach dem Streichen der Sense benanntes Bier.

[3]) Aust, Ost = Ernte, von August. Opr. Austblume = Helichrysum arenarium DC. Eine zur Erntezeit reife Birnenart Ostbirne (Neu-Lübbenau).

melschmeißen. Bei Luckau am Erntefest Wettlaufen der Knechte und Mägde nach Stollen. Allgemeine Sitte, daß bei Ernte Mädchen den Fremden (auch den Herrn), der übers Feld geht, mit Strohband (am Arm) binden, mit Geldgeschenk sich lösen. Die Erntebräuche fast nur auf den Rittergütern erhalten. Wenn sie beim Flachsbraken waren, kam der Schimmelreiter; auch Jochen Brun kam (Königsberg i. Opr.).

**Michaeli**, auf den Feldern nicht gearbeitet; vielfach Ziehtag der Mägde, im Ruppinschen, Havellande; auch Knechte, Opr. Dienstboten gaben Michaelisoppa an die Kirche. Michaelismarkt heißt Heirats-, Jungevolksmarkt (s. Johanni). An M. Regen, das künftige Jahr mehr feucht als trocken. Wenn um M. der Schnee blüht, d. h. große, weißglänzende bauschige Wolken erscheinen: viel Schnee im Winter. 1591 im Oberspreewald: von M. bis Walpurgis Berechtigung, gewisses Holz zu hauen. An M. hat Erzengel Michael den Teufel vom Himmel geworfen.

**Die Kirmeß**,[1]) zwei bis drei Tage gefeiert, zwischen Michaeli und Totenfest (vereinzelt dabei Schimmelreiter und Bär), Verwandte und Freunde besuchen sich, Schmausen, Trinken, Singen, Tanzen, L.

**Martini**[2]) (11. November), ehemals vielfach, z. B. im Havellande, Erntefest gefeiert. Vielfach Ziehtag der Knechte (auch Mägde) in Opr., Ruppinschen, Neuendorf bei Potsdam. Bis M. sollten die Pferde weiden. Martinsgans gegessen, Um. Müncheberg sollte (1319) Zahlung leisten zu Martini und Walpurgis, 1591 im Oberspreewald Waldzins zahlbar auf Martini.

---

[1]) = Kirchmesse, = Kirchweihmesse.

[2]) Der heilige Martin ist Schimmelreiter mit blauem Mantel. S. 200 Hans Märten.

# Sitte und Brauch.

## Geburt.

Zahlreiche Sitten und Gebräuche schließen sich an die Geburt an, ebenso wie an Hochzeit und Tod. Sie haben den Zweck, das Kind in jeder Weise vor Unglück und Fehlern zu bewahren und ihm Glück und gute Eigenschaften zu sichern. Auch Weissagungen finden statt. Die Bilen, Büleken holt der Knappenär, oder Hainotter (Dörfer bei Lenzen a. E., Havelberg) aus dem Wasser und wirft sie in den Schornstein; auch die Bademutter fischt sie im Wasser, L. Die Stunde der Geburt ist bedeutungsvoll. Die klugen Frauen, Wehmütter, Jüsthebammen weissagten[1]) aus den Sternen und Anzeichen des Himmels das Schicksal des Kindes. Sonntagskinder sind Glückspilze und sehen alles, namentlich die Geister. Besonders ein Kind am Donnerstag geboren und Sonntags getauft, sieht alles. Den Helm, die Kinderkrone, Glückshaube, soll man aufheben; die Nabelschnur zerrieben oder zu Asche gebrannt an den drei ersten Feiertagen der sechs Wochen dem Kinde gegen Krämpfe und Krankheit eingeben. Waschwasser von Wochenkindern unter Zaun oder an Scheidung ausgießen. Beim Neugeborenen soll die Mutter bleiben bis zur Taufe, daß die Unnaärdschen nicht das Kind stehlen und gegen einen Wechselbalg vertauschen, oder vorm Weggehen segnen und beten, ein Gesangbuch in die Wiege legen; gegen Anhexen und Berufen Salz und Dill, auch einen Krötenstein, Krötenkrone.[2]) In der Nacht am Wochenbett stets Licht brennen lassen. Bei Pechüle legten sie gegen den Nickert Grant, blauen Dost, schwarzen Kümmel, einen rechten Hemdsärmel und linken Strumpf in die Wiege. Sechs Wochen muß die Wäsche vor Sonnenuntergang ins Haus, der Mond darf sie nicht bescheinen. Wenn die Mutter, die ein Kind erwartet, erschrickt und faßt sich irgendwo hin, bekommt das Kind da ein Muttermal, vor Feuer ein Feuermal, vorm Hasen eine



Abb. 148. Spätere Feldwiege. 1877.

[1]) S. 204.

[2]) Versteinerte Seeigel.

Hasenscharte oder Hasenkopf, oder ungestillt Hunger hat nach etwas, so kriegt es das Kind, z. B. eine Pflaume, Brombeere an Arm und Lippen, Kirsche auf der Stirn. Sie soll nicht beim Flachstrocknen in den Backofen kriechen, sonst kriegt das Kind rote Haare,[1]) in der Schürze unter den Spänen keinen Keil, wie er von den Holzhauern manchmal dazwischen kommt, zum Feuer tragen; nicht Holz über den Knien knacken, sonst knacken dem Kinde die Füße; nicht zusammengewachsene Pflaumen (Zwillinge) essen, sonst kommen Zwillinge u. a. m. Ebenso ist die Mutter schuld an Mondsüchtigen und Mißgeburten. Sie soll von Sonnenuntergang bis -aufgang nicht draußen sein. Wenn sie zur Einsegnung aus dem Hause geht, über eine Axt auf der Schwelle treten. Anblick fremder Menschen ist kleinen Kindern schädlich. Man soll sie auch nicht beschreien, berufen, d. h. ihre Schönheit u. d. loben lassen, sondern dreimal sagen „unberufen", dagegen hilft Berupenkrud.[2]) Kinder dürfen nicht erschrecken, werden sonst krank, dagegen helfen Schreckmittel; besonders Buschkraut,[3]) L. Zur Taufe lud früher die Wickelmutter mündlich ein, jetzt sind Gevatterbriefe üblich. Jedes Kind muß Paten haben, fünf, wie es fünf Sinne



Abb. 149. Der Dreibock, frühere Feldwiege. 1880.

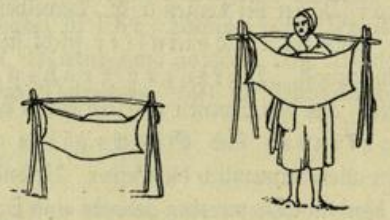


Abb. 150. Frühere Hängewiege, Feldwiege. Spreewitz, südlich der Grenze. 1878.

hat, das Mädchen drei Mädchen und zwei Männer, umgekehrt der Junge, u. a. Das Mädchen hält eine Frau, den Jungen ein Mann über die Taufe u. a. Vielfach haben die Taufzeugen Rosmarin am Rock oder in der Hand. Die Kindtaufsgäste geben nach der Taufe ein Geldgeschenk in dem (auch mit rotem und weißem Zwirne umbundenen) Patenbrief, ein Papier, worauf ein Spruch geschrieben steht, und stecken ihn in das Taufkissen oder die Wiege, manche beim Jungen ein Korn Hafer oder Gerste zufügend, beim Mädchen Leinsamen und Hirse, oder geben auch Sachen, Kleidungsstücke. Nach der Taufe sagt die Wickelmutter: „Enen Heiden hebben wi wechbröcht, enen Christen bringen wi wedda." Während der Taufe arbeitet die Mutter alles mögliche, näht, strickt, d. h. faßt alles ein bißchen an; beim Jungen der Vater. Im Festhaus wird auf der Türschwelle beim Jungen eine Axt und Hacke, beim Mädchen ein Wockenstock und Besen hingelegt, darüber müssen alle wegtreten. Nach der Taufe ist ein Schmaus. Vielfach erhalten vom Taufmahl Freunde und gute Nachbarn einen Teil ins Haus gesandt, auch die Dorfkinder bekommen Brotschnitte. Kinder soll man nicht im Winter, nicht bei Schnee entwöhnen; die Kantchen Brot vom Hochzeitstisch eines unbescholtenen Braut-

[1]) Lahn und Engelien, S. 246: wenn ein Kind mit heißem Wasser getauft wird.
[2]) Erigeron acre L.
[3]) Cirsium oleraceum Scop. (Aschersон)

paares dem Kinde gerieben eingeben, so bekommt es früh Zähne und nie Zahnschmerzen. Früher hatten die Frauen die Blumme (Wiege), Opr., Puje, Buje, Nm., bombawa, L., jenseits der Grenze humpale, L., eine tragbare Hänge- oder Feldwiege. Sie bestand aus dem Dreibuck, drei oben verbundenen Stöcken und einem Leinentuch daran, worin ein Kopfkissen und das Kind lag. Die Frauen nahmen sie mit aufs Feld und richteten sie da auf. Oder aus vier Stäben mit Querstab. Am Querstab übergehängt, trug man sie. Nicht die leere Wiege wiegen, sonst stirbt das Kind. Wenn die ersten zwei oder drei Kinder aussterben, die folgenden Erdmann und Erdmuthe nennen; Adam und Eva, L. Kleine Kinder, die gern mit Blumen spielen, sehr klug und nicht eigensinnig sind, werden nicht alt; ungetaufte Kinder nach dem Tode Irrlichter. Finger von nicht geborenen Kindern leuchten Spitzbuben nachts als Licht. In Städten schenkt man Kindern zum Geburtstag einen Kuchen und stellt darauf ein Lebenslicht, das bis zu Ende brennen muß, oder soviel Lichte als Jahre. Die Paten machen dem Kinde Geschenke.[1]) Kinder unter einem Jahre dürfen nicht in einen Spiegel sehen; nicht Regen bekommen, wegen Sommersprossen; ihnen nicht die Haare schneiden, später nur bei zunehmendem Monde. Wenn ein Kind auf bloßen Kopf Mairegen bekommt, so wächst es. Niemand soll über Kinder wegspringen, wegschreiten, dreimal wegschlagen mit dem Bein oder mit dem Besen tupfen auf den Kopf, dann bleiben sie klein. Einem fremden Kinde, das beim Essen zusieht und giepert, soll man etwas abgeben, sonst blutet ihm das Herz.

## Hochzeit.

Die Hochzeit[2]) bildet das bedeutungsvollste Fest beim Landvolk. Viele Sitten und Gebräuche verschönen diese hohe Zeit und geben ihren Beziehungen einen tieferen Sinn. Schon Adalbert Kuhn schrieb (1843): „Nur der Landmann hat bei den Vorgängen des häuslichen Lebens noch besondere charakteristische Gebräuche bewahrt, und deshalb können nur diese, nicht die meist inhaltlosen der Städter, hier eine Stelle finden."

Viele Vorzeichen verkünden[3]) den Bräutigam und die Hochzeit. Namentlich in den Spinnstuben wahrsagen sich die Spinnerinnen. Sie legen einen Streifen Werg wie ein Hufeisen, benennen die Enden nach Freiern und brennen sie an. Wo die Flamme am schnellsten läuft, der Freier läuft am meisten nach dem Mädchen u. a. m. Mancherlei Liebeszauber sind bekannt, die dem Jüngling die Liebe der Maid, ihr die seine sichern, oder auch vernichten können. So dient besonders der Apfel als Mittel, auch Froschhand oder Haken eines lebend von Mieren abgezehrten Höppas;[4]) mit dem Haken hakt man sich seinen heran. Gegen Untreue des Geliebten soll man ein Tierherz voll Stecknadeln stecken und kochen. Wer ledig Butter[5]) anschneidet,

[1]) Siehe Ostern.

[2]) Eingehend schildert die Hochzeit in der Lausitz Robert Behla im Gedicht: Die Spreewaldhochzeit (Lübbenau, 1897, 14 S.).

[3]) Siehe Andreas, Weihnachten, Neujahrsnacht.

[4]) Taufrosches.

[5]) S. 245 Anm. 3.

muß noch sieben Jahre warten. Die weißen Flecke auf Fingernägeln, Liebes- oder Glücksblüten, bringen Liebe und Glück. Einem Manne mit weißer Leber sterben alle Frauen, und umgekehrt. Noch heißen Jahrmärkte mancher Landstädte Heirats- oder Jungevolksmarkt.[1])

Nach Kuhn wurden die großen Hochzeiten am Dienstag gefeiert, nur hier und da am Donnerstag; wenn ein Witwer oder Witwe wieder freite, Mittwochs; wo slawische Sitte vorherrschte, am Freitag. — An vielen Orten finden sie am Freitag statt, besonders bei zunehmendem Monde, aber große Hochzeiten auch am Donnerstag, drei Tage dauernd, anderwärts früher Freitags, jetzt Donnerstags, oder sie sind am Dienstag und Freitag (E., auch Opr.). Arme Leute haben Sonntags Hochzeit. Unehrbare Mädchen begehen sie in der Stille. Die Werbung geschieht mit Hilfe eines Freiwerbers. Verlobung und Hochzeit werden erst festgesetzt, nachdem die Eltern gegenseitig die Wirtschaften, Vieh, Hof, Acker genau besichtigt haben. Der Besitz ist fast immer entscheidend für die Wahl der Braut. Die Hochzeit richten die Eltern der Braut aus. Die Ausstattung wird auf einem Wagen verladen, allen sichtbar nach der neuen Wohnung gefahren. Vielfach üblich ist noch das Himmelbett,[2]) vollgepackt mit Betten. Die Gäste, hauptsächlich Verwandte, manchmal fast das ganze Dorf, ladet der Hochzeitsbitter, Brautdiener, ein, geschmückt mit Bändern (früher in Zechlin in der einen Hand einen Rosmarinzweig, in der anderen eine Zitrone, gleichwie die Gäste), mit Stock oder Säbel, zu Fuß oder auch zu Pferd, der dabei seinen bestimmten, auch gereimten Spruch hersagt. In der Lausitz sind noch deutliche Anzeichen von einstigem Brautraub und Brautkauf. Vorm Hochzeitshause am Hoftor wird eine Ehrenpforte errichtet, mit



Abb. 151. Kopftracht (hupac) einer wendischen Brautjungfer in Jemlitz, 1880; bestand bis 1890. Ähnlich noch getragen in Schleife, Rohna, Halbendorf, Groß-Düben, Mühlrose, Mulkwitz in Schlesien.

[1]) S. 248, 250.

[2]) Himmel auch = Zimmerdecke, mhd. Himelze, mndd. Hemelte = Dach (Kluge).

Eichenlaub umwunden und mit Kränzen, Tüchern verziert, oder Haus- und Stubentür mit Gewinden von Eichenlaub geschmückt. Vor der Hochzeit ist Polterabend im Hause der Braut, mit Tanz und allerlei Verkleidungen. Alte Töpfe und Scherben werden gegen Tor und Tür geworfen, je mehr Scherben, desto mehr Glück. Auch heißt es, soll man Erbsen dem Brautpaar schenken. Der unehrbaren Braut wird Häckerling gestreut. Die Hochzeitsgäste bringen Brautgeschenke, steuern außerdem zum Hochzeitsmahl bei, Eier, Butter, Milch, Käse u. d. Die Braut trägt einen Myrtenstrauß, Myrtenkranz und weißen Schleier. Bei den Wenden einen Rautenkranz u. a., am Hinterkopf weiße und grüne Seide, der ehrbare Bräutigam trug und trägt noch auf dem Kopf ein Kränzchen von Raute u. a., ein Sträußchen von Rosmarin und Blumen, am Arm weiße und grüne Seide, L. Die Braut auch ein Rosmarinsträußchen,[1]) ebenso wie die Brautdiener und Brautgesellen; hier ist auch die Butter auf dem Hochzeitstisch mit Rautenblättern verziert, L. In manchen Gegenden schmückt sich die Braut in besonderer Weise, so namentlich bei den Wenden. Die Braut selbst darf keinen Stich an ihrem Kleide nähen, das gibt Unglück. Die Brautdiener tragen breite rote Bänder u. a. Die Braut im Havellande trug einen Faden roter Seide um den Hals, die Brautseide, Prediger und Küster erhielten ein Licht und Rosmarinstengel, ebenso umwunden. Die Hochzeitwagen, Leiterwagen, werden mit Laubgewinden und grünen Reisern ausgeschmückt, mit farbigen, meist roten Bändern die Pferde am Zaumzeug und die Peitsche des Kutschers. Auf der Dorfstraße Leinen mit Bändern oder Tüchern verziert über den Weg gespannt, so daß die Hochzeitsleute mit einem Geldgeschenk sich Durchgang oder Durchfahrt erkaufen müssen. Den Hochzeitszug begleiten Spielleute, vormals auch der Dudelsack.[2]) Früher wurde geschossen. Kleine Mädchen gehen vor und streuen aus Körbchen Buschbaum[3]) und Blumen auf den Weg bis vor



Abb. 152. Hochzeitsbitter. Südliche Lausitz. 1880.

[1]) In märkischen Volksliedern: „. . . Rosmarin und Zitronblätter geb' ich meinem Schatz allein." . . . „Ich ging einmal spazieren, ein Bürschchen tat mich führen. Er wandte mir ein Sträußchen von Rosmarin und Nelken." . . . „Wie schön blüht eine Lilie, wenn sie am Stämmlein steht, so schön blüht eine Jungfrau, wenn sie in Ehren geht. Behält sie ihre Ehre, den Rosmarienkranz, so wird sie auch erlangen den schönen Myrtenkranz."

[2]) Die Sackpfeife; noch bei Beckmann (für die Gegend von Spandau) „Sackpfeifer". Lausitz-Serbisch měchawa (von měch = Sack) die kleine Sackpfeife; kozoł (= Ziegenbock) die Bockpfeife, der große Dudelsack („polnisch dudlić dudeln, dudy Sackpfeife", Kluge).

[3]) Buxbaum.

den Altar. Brautdiener und Brautjungfern tragen Flaschen mit rotem Band, sie spenden den Begegnenden einen Trunk, Opr. Beim Kirchgang und während der Trauung ist vielerlei zu beobachten. Beim Verlassen des Hauses überschreiten Braut und Bräutigam einen Feuerbrand auf der Schwelle oder Axt und Besen oder eine blaue Schürze, die jemand schnell hinwirft. Sie bedeutet Glück. Die Braut sieht sich vor, daß sie die Herrschaft über den Mann gewinnt, Glück ins Haus einzieht, der Flachs gerät u. a., aber auch gegen Behexen. Brot und Salz hat sie in der Tasche, Leinsamen im Kranz; im Schuh Viehhaar, heimlich von der Mutter hineingetan; ein Stück Geld, dem Bräuti-



Abb. 153. Dudelsackspieler mit der großen Sackpfeife. Südliche Lausitz. 1880.



Abb. 154. Wendische Brautjungfer in Jemlitz. 1880.

gam abgeborgt, Kreuzkümmel, auch Orant,[1]) Brotkrümel, Leinsamen und Getreidekörner, namentlich Dill und ein Stückchen Holz, dann sagt sie: „Ick stehe up Knippel un Dill, mien Mann muß dun as ick will." Auf wessen Seite die Altarkerze dunkler brennt, der stirbt zuerst. Beim Jasagen tritt die Braut dem Bräutigam auf den Fuß. In der Lausitz legt sie in der Brautnacht ihre Kleider auf seine, und der Mann reißt nach der Rückkehr von der Trauung schnell der jungen Frau das Leibband oder einen dazu umgebundenen Faden entzwei. Man schneidet von der Liebesblume[2]) zwei Blüten über dem Körbchen ab und legt diese über Nacht in der Tasche auf den Stuhl vors Bett. „Welche Blüte am anderen Morgen wieder ausschlägt, ausgrünt, der ist getreu" vom Ehepaar, Opr. Donner und Leichenzug bei

[1]) Sumpfgarbe, Achillea Ptarmica L.

[2]) Centaurea Jacea L., Knobbekrud, die Blüte wächst tatsächlich wieder aus.

der Kirchfahrt sind schlechte Vorzeichen. Regen Segen, Schnee Weh. Nach der Trauung gehen die Beteiligten um den Altar und legen ein Geldstück nieder. Jeder ledige Gast bildet mit demselben jungen Mädchen während der ganzen Hochzeit ein Paar. Nach der Rückkehr des Hochzeitszuges findet vielfach ein Brauttanz statt, in der Dorfstraße oder im Hause. Jeder Gast tanzt mit der Braut, zuletzt erst der Bräutigam. Auch wurden Eier, Butter und Brot, noch jetzt Brotschnitte (früher Hirzestullen, Nm.) an Dorfleute und Kinder verteilt, die sich darum reißen und danach laufen. Jeder soll an der Freude teilhaben, denn nicht fremd und kalt wie in der Großstadt stehen die Menschen im Dorf zueinander, sondern wie Angehörige einer großen Familie, die Freud und Leid teilt; alle duzen sich auch. Solch Brot hält sich viele Jahre und bringt Zulauf beim Verkauf. Was die Gäste nicht aufessen, bekommen sie in manchen Gegenden mit nach Hause, ebenso befreundete Familien. Erbsen[1]) waren hier und da Hochzeitsessen. Mit Erbsen warfen sich die Gäste nach dem Hochzeitsmahl, auch mit Zuckererbsen, bunten Kirschsteinen aus Zuckerteig, besonders wo Kinder waren. Keiner darf früher fort, alle müssen aushalten. Scherzhafte Geschenke wie Wickelpuppe, Schreipuppe und Storch, immer wieder in anderes Papier gewickelt, werden von Mädchen gegeben, Opr. Üblich ist der Besentanz. Fackeltanz war schon am brandenburgischen Hofe Sitte. Die Ehen sind glücklich, wo Bauernsitte herrscht. Einig im Sinnen und Denken, ebenso entfernt von weichlicher Auffassung wie herzloser Kälte, gehen Mann und Frau in Rat und Tat sich ständig zur Hand.



Abb. 155. Der Schimmelreiter bei einer Hochzeit. Südliche Lausitz. 1880.

Vermutlich fand auch in der Mark wie in der Altmark am ersten Hochzeitstage der Brautlauf statt, ein Wettlauf zwischen Braut und Bräutigam, nach welchem der Braut der Kranz abgenommen und die Mütze aufgesetzt wurde, und der Eintritt der Hochzeitsgäste in die Brautkammer. Jetzt tanzen sie um Mitternacht den Kranz ab auf der Dorfstraße. Dabei gehen sie, mit Spielleuten, angefaßt durch die Häuser der Gäste und tanzen in Reihen auf der Dorfstraße, bis zuletzt der Bräutigam die Braut greift und ihr den Kranz abnimmt. Dann gehen beide ins neue Haus, sie setzt sich eine Haube auf, zieht sich um und hilft nun im Hochzeitshause wirtschaften, zu zeigen, daß sie eine Frau ist. Auch mußten früher die jungen Männer am zweiten Tage der Hochzeit einen Wettlauf bis zum Hause der Braut anstellen. Der Sieger bekam von Braut und Brautjungfern drei große Brautstollen und tanzte darauf mit ihnen, und zwar mit nackten Füßen, selbst mitten im Winter. Bei Hochzeiten erschien ebenfalls der Schimmelreiter, auch in seinem Gefolge ein Schmied,[2]) der die Hufe beschlagen wollte, sowie andere, und der Erbsstrohbär, auch an einer großen Erbskette geführt. In

[1]) Schlesien, bei Neiße: Erbsen und Grützwurst, oder Hirse; werfen mit Erbsen, „je mehr Erbsen, desto mehr Glück". Pommern: werfen mit Erbsen, die Erbse soll Fruchtbarkeit bedeuten.

[2]) In der Sage schlägt der Schmied dem Pferde des Petrus ein Hufeisen an, S. 201.

der Grafschaft Ruppin erschienen die Feien, während der Hochzeitszug sich nach der Kirche bewegte, gewöhnlich als Frauen verkleidete Männer. In Warthe bei Templin um Mitternacht des ersten Hochzeitstages drei als Frauen verkleidete Männer mit geschwärzten Gesichtern, die Maschkers, trieben Possen und tanzten mit der Braut, ebenso in Goltze. In der Ostprignitz erscheinen am ersten Hochzeitstage Verkleidete, die Utkleja, Mann und Frau, genannt olle Mann und olle Fru, armselig, als kämen sie von einer Reise, mit Larven und treten unter die Tanzenden, kriegen zu essen und trinken, gehen unerkannt und unberührt bis zuletzt wieder davon. In der Gegend von Jüterbog steckte man nach der Hochzeitsfeier ein altes Wagenrad an vorm Hause oder auf einem Berge, und die Hochzeitsgesellschaft umtanzte es. Auch führte man auf dem Tanzberg beim Klange des Spiels Tänze auf, und ähnlich auf den Tanzbergen in Fröden und Baruth.

## Tod.

Viele Vorzeichen verkünden den Tod.[1]) Es fällt ein Stern vom Himmel, helles Licht erscheint, ein Vogel pickt ans Fenster, ein Mann ohne Kopf huscht vorbei, es klopft, ruft den Namen, Träume sagen ihn an, der Leichenvogel, das Käuzchen schreit, die Eule ruft, der Hund heult, der Hahn kräht abends, der Maulwurf wühlt am Hause, die Totenuhr[2]) tickt in der Wand, auf einmal steht die Wanduhr still, oder es fällt etwas herunter, es platzt die Ofenbank, Bänder an Gefäßen springen, es kracht auf dem Dachboden, reißt in der Säge beim Sargmacher, kleine Kinder, die noch nicht in die Schule gehen, erheben ihren Singsang, dann beweist es sich. Wer aber fälschlich totgesagt ist, lebt noch lange. Wer langsam hinsiecht, ist in einen Wirbelwind[3]) gekommen, L. Bei Krankheiten Hilfe gesucht bei den klugen Frauen, Bötfrauen, auch beim klugen Mann. Wenn der Tod naht, wird der Kranke auf Stroh gelegt, da sonst niemand mehr im Bette liegen wollte. Ist er gestorben, gleich das Fenster aufmachen, daß die Seele hinausfliegen kann; den Spiegel verhängen und die Uhr anhalten, bis das Begräbnis vorüber ist; dem Toten, wenn die Augen sich nicht schließen, kleine Steine oder Kupfermünzen darauflegen, in Ermangelung Kastanien, Kindern Puffbohnen; alles Vieh auftreiben, nichts soll liegen bleiben, an die Bienenstöcke klopfen, die Obstbäume schütteln und ihnen allen den Tod des Wirtes, auch der Bäuerin ansagen; das Bettstroh verbrennen, Seife und Leichenwasser vergraben, daß niemand darüberschreitet. Denn mit dem Totenwasser kann man Mensch und Vieh schaden, doch nicht, wenn Vögel darüber wegfliegen. Ebenso die Betten an die Luft bringen, daß die Vögel darüber fliegen. Die Kinder sollen dem toten Großvater und der Großmutter die große Zehe küssen (auch den Eltern), damit sie das Graulen verlernen; L. die große Zehe fassen, daß der Tote nicht wiederkommt. Manchmal nimmt der Tote noch Abschied

[1]) Eingehende Nachforschungen über Totengebräuche von Robert Mielke (Brandenburgia VIII).

[2]) Holzwurm, Klopfkäfer, Anobium pertinax. L.

[3]) S. 180.

von seinen Lieben und meldet sich an durch Klopfen ans Fenster, Knall oder Lichtschein. Was der Tote mithaben will oder besonders lieb hatte, das soll er mitkriegen, so alte oder neue Kleidung, Kamm, Lappen, Seife; Mädchen Ketten, Ohrringe, Finger- und Armringe, Spange, Nähzeug (ein fleißiges Schulmädchen kriegte Schiefertafel, Griffel und Buch mit), Kinder die Puppe; Frauen Schlüssel (eine Bademutter wollte alle ihre Bücher unterm Kopf haben), eine alte den Krückstock; Männer Pfeife und Schnupftabaksdose, die Brille u. a., ein Trinker die Flasche (ein Geizhals kriegte einen Taler mit). Tote bekommen das utjestickte Sterbehemd, Bårkappe,[1]) Bådekappe, mit Ärmeln, hinten offen, und Totenschuhe aus Stoff mit Pappsohlen. Bräute sind in vollem Brautschmuck; auch mit besonderem Totenschleier, Opr. Gezeichnete Wäsche nicht mit ins Grab geben, den Namen vorher herausmachen, sonst stirbt bald wieder einer. Alle Zipfel, Bänder, Tücher mit Nadeln feststecken, damit der Leiche nichts in den Mund kommt, sonst kaut sie so lange daran, bis alle von der Familie ihr ins Grab folgen, L. Auch legte man dem Toten ein Geldstück (Zehrpfennig) in den Mund, daß Petrus die Himmelstür aufschließe, Whv.; auch in L. und Nm. ein Geldstück.[2]) Die Trauer um den Toten ist schwarz; die wendischen Frauen in L. legten ein weißes Tuch um. Am Tage vorm Begräbnis wird mit den Glocken vom Kirchturm die Seele (des Toten) ausgeläutet und dadurch in den Himmel gezogen, L. Die Seele, der Geist sieht aus wie eine weiße Taube; grau und blau wie der Atem, haben die Alten gesagt; auch wie eine weiße Frau, L. Sie flattert nach dem Tode noch eine Zeitlang in der Luft mit den Winden und schwebt umher. Darum soll man Kleidung und Sachen des Toten nicht vor vier Wochen verteilen oder fortgeben. Wird die Leiche fortgetragen, sogleich die Bank umkehren, wo der Tote drauf gelegen hat, daß die Beine nach oben stehen. Mit der Axt in die Türschwelle schlagen; Axt und Gesangbuch auf den Hof legen, darüber muß der Leichenzug weg. Geht Wind mit dem Leichenzug, nimmt er Glück und Segen weg, entgegen, bleiben sie im Trauerhaus. War die Beerdigung in einem anderen Dorfe, wurden die Leitern vom Leichenwagen an der Grenze hingeworfen, wo sie verfaulten. Im Sterbehause findet ein Leichenschmaus oder Totenmahl[3]) statt



Abb. 156. Weißleinenes Trauertuch, früher von weiblichen Anverwandten des Verstorbenen in der Niederlausitz getragen, jetzt noch in der preußischen Oberlausitz. 1880.

[1]) „Weil der Tote auf der Bahre getragen wird."

[2]) Noch 1899 fand man unter der Zunge eines verstorbenen Arbeiters zu Raduhn (Kreis Königsberg i. N.) eine Münze, auf der Brust Axt und Messer, scharf geschliffen (Friedel).

[3]) Redensart: „Nu willn wi det Fell vasupen". Eine Speisung auf dem Lande notwendig, weil die Leidtragenden oft weither kommen.

für die Verwandten und Teilnehmer. Tote, die keine Ruhe im Grabe haben, kommen wieder, irren umher und *scheuchen*, so besonders Mörder, solche, die eine Untat verschwiegen, Selbstmörder, Erschlagene. Darum wo einer erschlagen worden, wer vorübergeht, soll einen Zweig, Stein, Handvoll Erde daraufwerfen. Solcher Hügel heißt *Totermann*, *Totschlag*. Selbstmörder wurden auf Dungwagen oder Schubkarre in der Dämmerung oder Morgenfrühe nach dem Kirchhof gebracht und im *Nasenquetscher* über die Mauer gereicht, zwei standen drinnen, zwei draußen, diese mußten dann überklettern, und in einem Winkel für sich begraben; oder neben dem Kirchhof. Den *Strick vom Erhängten* nehmen *Zauberer* gern, der kleine Finger leuchtet Räubern und Spitzbuben nachts wie Licht[1]). Ein Stück Geld, dem Toten unter die Zunge gelegt, dann dem Trinker in den Schnaps, heilt die Trunksucht. Ein *abgestorbener* oder *Erbschlüssel* wahrsagt, wer kürzer oder länger lebt.

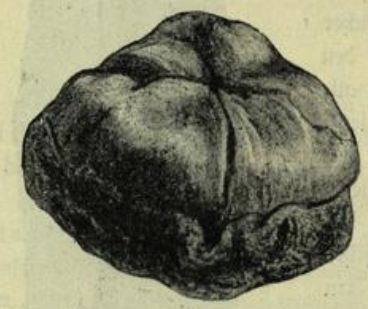


Abb. 157. „Mütze vom Toten", aus der der Sämann, unpaare Körner im Munde, schweigend im Morgengrauen Saat gegen die Sperlinge säte. Solche Mützen, Samtdeckel mit Pelzbräme, waren Volkstracht auch in der Mark. Lausitz. 1878.

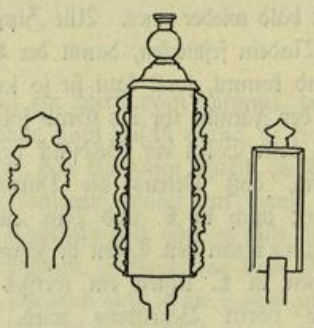


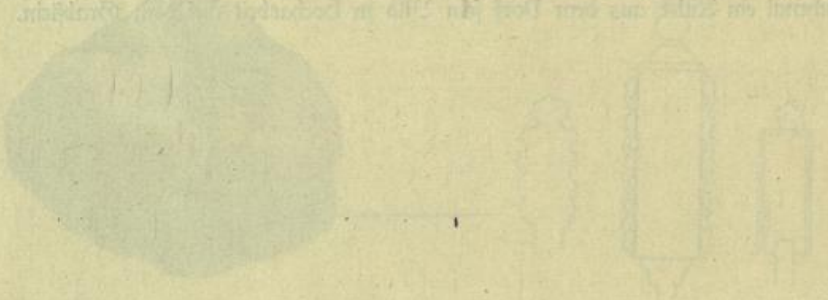
Abb. 158. Gedenkbretter an Grabhügeln, links und in der Mitte (von 1866) in Egsdorf, rechts in Bieberteich. 1894, 1896.

Die *kluge Frau* kann damit Diebe erkennen und herbeischaffen. Aus der Mütze vom Toten soll man Hirse und Weizen *säen gegen* die Sperlinge. Totenkopf und Sargnägel schaden dem Vieh. Im Sande Sargnägel in die Fußtapfen eines Barfüßigen gesteckt, machen ihn verwelken. Fingernägel vom Toten in Tasche oder Stiefel bringen Glück, wenn man zu Markte geht. Eine *Totennadel* in die Bank eingesteckt, wo Spielleute drauf sitzen bei Tanz im Krug, macht, daß sie aufhören zu spielen und einschlafen.

Wie die trauten alten Dorfkirchen uns wunderbar anheimeln in ihrer schlichten Dorfschönheit, so hat schon mancher alte Dorfkirchhof in seiner Stille und Weltabgeschiedenheit, verwachsen und mit alten Bäumen, bevölkert von einer Singvogelschar, im großstädtischen Wanderer die Sehnsucht erweckt, einst auf solchem Friedhof zu ruhen. *Totenkronen* von künstlichen Blumen und Blättern und silbernem Zierrat mit seidenen Bändern, in einem Glaskasten und mit einer Inschrift auf dem Brett der

[1]) Nur Milch löscht dieses Licht aus (Westpreußen), wie Milch das Blitzfeuer (Mark).

Rückwand, Totenkränze, so oder eingerahmt unter Glas, zum Andenken an die Verstorbenen, nach Mielke nur für Unverheiratete, wurden in den Kirchen aufgehängt und findet man noch; öfter von Geistlichen der Brauch beseitigt. Ebenso Gedenktafeln, Tafeln, eine Art Totenbretter, bestehend aus einem Brett mit Leiste und Bändern und Inschrift, heute statt ihrer Grabdenkmäler. Auch solche Tafeln und Totenkronen für die im Kriege Gefallenen, ingleichen Täfelchen mit Denkmünzen und Ehrenzeichen verstorbener Krieger des Dorfes, wie wohl einst Helm und Handschuh und anderes von Rittern des Dorfes, und Totenfahnen eingesessener Geschlechter. Auch sonstige Denkwürdigkeiten finden sich in Kirchen, in einzelnen Tetzelladen. An der Wand lehnt der Klingelbeutel an einer Stange, von schwarzem Samt mit Silberbesatz und Klingel. Grabhügel wurden aufgeworfen, wie schon unsere germanischen Altvorderen taten im Jahrtausend vor Christus. Pfähle, aufrechte Bretter, seltener erhalten, und einfache Holzkreuze bezeichneten die Grabstätte. Nur Reiche hatten Steine mit Inschriften, manchmal ein Ritter aus dem Dorf sein Bild in Hocharbeit auf dem Grabstein.






Die Karte ist dargestellt nach den vielfachen Feststellungen (um 1842—1848 und 1859) von A. Kuhn und W. Schwartz, in den „Norddeutschen Sagen", und nach späteren Einzelfeststellungen von W. v. Schulenburg (1877—1909). Letztere betreffen: Mutter Wodke in Plattenburg, Fru Göll, Frau Johl in Lenzen a. E. (Westprignitz); (jenseits der Elbe Fru Gausen in Pewestorf, Hannover). Mutter Godsch, auch fule Jreth in Schmolde (Ostprignitz). Die Fulk in Glasow, Zollen, Wuthenow (Soldin, Neumark). Die Harke (als Hirke in Langengrassau, Sachsen, an der Grenze bei Luckau); in Heiligensee (Nieder-Barnim); in Tremsdorf, Stücken, Rabenstein, Ferch (Zauch-Belzig); in den Nuthedörfern Saalow, Dergischow bei Zossen, Groß-Schulzendorf, Wietstock, Thyrow, Christinendorf, Lüdersdorf, Gadsdorf, Alexanderhof, Kummersdorf (Teltow); in Märtensmühle, Scharfenbrück (Jüterbog-Luckenwalde); in der Neumark in Bieberteich, Adolpharuhe, Pinnow u. a., und in Döbbernitz (Ost- und Weststernberg). Die fule Jreth in Schmolde, in Gadow, Testz u. a. (Ostprignitz); in Alexanderhof neben Harke (Teltow), (und bei Arendsee in der Altmark), die faule Magd als Name für die wilde Jagd in einem Dorf bei Fürstenwalde (Lebus). Die Morawa, Murraus in Grunow bei Beeskow, Leibchel, Groß-Leuthen, Schlepzig, Steinkirchen, Duben (Löbben); im Oberspreewald (Lübben, Kottbus, Kalau); Missen bei Kalau und weiterhin südlich von Kottbus. Die Grenze des Vorkommens hier ist nicht bestimmt. Die Chodota (deutsch Hexe) in Turnow, Tauer, Preilag bei Peitz, in Tranitz (Kottbus) und in Bagenz und Bohsdorf (Spremberg). Ferner nach den Feststellungen von K. Gander in Koschen, Byderose, Steinsdorf, Breslack, Wellmitz (Kreis Guben).

Verlag, Lithogr. u. Druck v. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) Berlin

Wolle, Gaulo — Brick, Fulk — Harke, Harke — Fule, Fulk — Morawa, Murraus — Chodota, d. h. Hexe

wortbrüchig debitate weil.

# Die Volksdichtung.

Von Oberlehrer Dr. Heinrich Lohre.

Wer als Städter die Mark auf Wanderungen durchstreift, wird nicht den Eindruck gewinnen, in einem sangesfrohen Lande zu weilen. Seltener als im deutschen Süden umklingt ihn lebendiger Volksgesang; nur die Kinder schlingen unbefangen ihre Ringelreihen, im Geräusch der Weltstadt so gut wie auf dem stillen Kirchplatz des märkischen Dorfes. Aber es wäre schlimme Täuschung, auf Grund solcher Eindrücke ein vorschnelles „Marchia non cantat" auszusprechen. Die gehaltene, strenge Art des märkischen Bauern versagt sich doch keineswegs dem Liede, der Lebensfreude und dem Scherz, stärker freilich als im Süden ist die Befangenheit vor dem fremden Beobachter. Sammler, die durch ihren Stand oder geschickte Anknüpfung dem Volke wirklich näher treten konnten, vermochten auch in der Mark ihre Ernten zu halten. Dem wissenschaftlich und praktisch um das Volkslied vielfach verdienten Ludwig Erk sandten um 1850 Schüler und Bekannte eine Fülle von Liedern ein, die in seine gedruckten Sammlungen eingingen, oder noch in seinem handschriftlichen Nachlasse schlummern.[1]) Die Gesamtheit dieser Stücke zeigt einen überraschenden Tönereichtum, der vage Vorstellungen vom schweigsamen Märker wirksam zu korrigieren imstande ist.

Eine Übersicht der märkischen Volksdichtung kann nicht zu einer Geschichte derselben werden. Die Bestimmung des Alters der einzelnen Stücke ist zu unsicher, und es würden immer Lücken bleiben. Ist doch die weitere Aufgabe einer Geschichte des gesamten deutschen Volksliedes noch ungelöst. So bleibt es das Geratenste, den Standpunkt in derjenigen Zeit zu wählen, in der die reichsten Aufzeichnungen gemacht wurden, und von dort gelegentlich nach vorn und rückwärts auszuschauen. Diese Zeit aber ist die Mitte des 19. Jahrhunderts. Ein Querschnitt durch den Volksliederbestand dieser Zeit zeigt, daß die Mark normalen Anteil nahm an dem Schatze jener Volkslieder des 15. und 16. Jahrhunderts, deren Stil die Eigenheiten mündlicher Tradition zeigt, deren Varianten bald in allen deutschen Gauen erklangen und deren Verwandtschaft zum Teil in die Weite der Weltliteratur hinausweist. Aber auch die tändelnden Stücke des späteren 17., die sentimentalen und moralischen des 18. Jahrhunderts und noch modernere Lieder fehlen nicht.

Liedern dieser letzteren Art möchte vielleicht mancher Leser den Charakter von Volksliedern absprechen. Wo aber, wie fast immer bei den Erkschen Aufzeichnungen, Ort und Zeit der Aufnahme aus dem Volksmunde wohl verbürgt ist, müssen Zweifel an

[1]) Er wurde für die vorliegende Darstellung benutzt. Ihn nach Gebühr ausschöpfen könnte nur eine umfangreiche brandenburgische Sammlung, die noch nicht versucht wurde. Kgl. Bibl. Berlin, Musikabteilung, Ms. A. 224, 43 Bde. Zitiert als „Erks Nachlaß" nach Band und Seite.

der Volksläufigkeit schweigen. Vielmehr muß unser Begriff des Volksliedes sich so ausweiten, daß er diese Lieder mit umfaßt. Das Volkslied ist keine geheimnisvolle Gattung dunklen Ursprungs, die von der Kunstdichtung durch chinesische Mauern getrennt wäre; es erfährt bald stärker, bald schwächer die Einflüsse der Kunstdichtung, aus der es ohne Umstände sich bereichert. Freilich ist ein konservativer Zug im Volke: neben dem Neuen bleibt das Alte weiter lebendig und geht neue Verbindungen ein. Der Forscher, der für eine Ausweitung und Klärung des Volksliedbegriffes in unserer Zeit das meiste tat, hat den Vergleich mit dem bäuerlichen Hausrat gezogen.[1]) In der poetischen Schatzkammer des Volkes sieht es aus, wie in einer Bauernstube mit den Möbeln älterer und jüngerer Generationen. Aufzeichnungen aus demselben Ort und Jahr, wie sie sich liederbuchartig bisweilen im Erkschen Nachlaß finden,[2]) werfen gute Schlaglichter auf den Grad der Mischung des Alten und des Neuen, der in der Mark um eine bestimmte Zeit erreicht wurde. Um 1850 erscheint danach das alte Volksgut auf dem platten Lande noch im Übergewicht.[3])

## I. Das größere weltliche Lied.

### 1. Balladen.

Die Volksdichtung in gebundener Rede erreicht in der älteren Volksballade ihr Höchstes. Größte Knappheit der Schilderung, sicher geschaute und kraftvoll hingestellte Personen, lebendige Rede und Gegenrede, Steigerung: das waren die Vorzüge, die die Kenner des Volksliedes hervorhoben, seit man in den Tagen Herders den Reiz der Volksdichtung wieder empfinden gelernt hatte. Stofflich schöpft die Ballade aus recht verschiedenen Quellen, aus alter und junger Sage, historischen Erinnerungen, wandernden Novellenstoffen. Es spricht für das Alter eines solchen Liedes, wenn mythische Bestandteile in ihm fortleben. Das ist der Fall bei den Liedern vom Wassermann, die in der fluß- und seenreichen Mark noch im 19. Jahrhundert mehrfach aufgezeichnet wurden. Es lebt in diesen Liedern die alte mythische Vorstellung vom Wasser als belebtem, unheimlichem, sein Opfer forderndem Elemente fort. Von zwei in Wittstock 1852 aufgezeichneten Fassungen geben wir hier die kürzere, in Erk-Böhmes „Liederhort" übergangene (Erks Nachlaß 20, 250).




[1]) John Meyer: Kunstlieder im Volksmunde, Halle 1906, S. XIV.

[2]) Z. B. aus Hohensaathen im Oderbuch; 20 225.

[3]) Von unserer Betrachtung scheidet das historische Volkslied aus, um in dem Abschnitt über die Literatur der Mark Berücksichtigung zu finden.

1. Es freit ein wilder Wassermann,
Freit sieben Jahr nach einer Braut.

2. Und als der Vater wollte,
Daß er sie nehmen sollte,

3. Da sprang sie in ihre Kammer,
Beweinte ihr Elend und Jammer.

4. Und als sie auf den Wagen stieg,
Ihr Vater und Mutter gute Nacht sie gibt.

5. „Gute Nacht, gute Nacht, mein Töchterlein,
Wir hoffen, es wird dein Glück noch sein."

6. „Wie soll denn das mein Glück wohl sein?
Seine Mutter ist ein wildes Wasserweib,
Das wird mir kosten meinen jungen Leib."

7. Und als sie unterweges war,
Zwei weiße Schwanen ihr entgegenkamen.

8. „Fliegt ihr nur hin, wo Freude ist,
Ich fahre hin, wo Elend ist.

9. Das kann ich an der Sonne sehn,
Daß ich heut muß zugrunde gehn."

10. Und als sie an die Brücke kam
Und ihren Tod vor Augen sah:

11. Er ließ die Brücke befahren
Mit 84 Wagen.

12. Sie fuhren hinüber, fuhren wieder herüber,
Und die junge, junge Braut wollte nicht [hinüber.

13. Er ließ die Brücke bereiten
Mit 84 Reitern.

14. Sie ritten hinüber, ritten wieder herüber,
Und die junge, junge Braut wollte nicht [hinüber.

15. Und als sie auf die Brücke kam,
Ein Stein mit ihr zugrunde gang.

16. „Geschwinde, geschwinde eine Kette,
Damit ich sie errette."

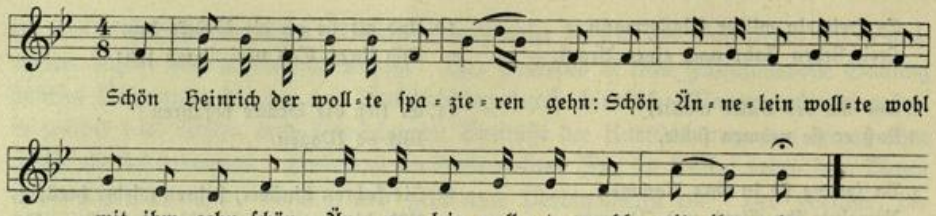
17. Sie schwimmt wohl hin, sie schwimmt wohl [her,
Sie schwimmt bis an das Rote Meer,
Bis daß sie da zugrunde gang.

18. „Soll dies die siebente Seele sein,
Die ich gefahren hab an diesen Rhein,
So soll meine Mutter die achte sein."

Auch in Freienwalde und der Gegend von Wilsnack, sowie in Birkenwerder ist das Lied aufgezeichnet worden.[1]) Auf sein hohes Alter weist außer dem poetischen Hauptmotive auch die Mollmelodie hin, die den meisten Fassungen eigen ist, während das deutsche Volkslied sonst die Durtonart innehält. Nahe verwandt ist das Lied von der schönen Dorothee, die wirklich dem Wassermann in sein Reich folgt und ihm Kinder gebiert, aber von dem Glockenklange der Heimat gerufen ins Menschenland zurückkehrt und von dem nachfolgenden Wassermann auf dem Kirchhof getötet wird. Gramzow in der Uckermark und Hohensaathen im Oderbruch kannten dieses Lied.[2])

Einen unheimlichen Werber, unbestimmtes Grauen, dem die Braut entgegengeht, und mythischen Hintergrund des Ganzen zeigt auch ein Lied, dessen Thema man als „Blaubartmotiv" zu bezeichnen sich gewöhnt hat. Unter dem Titel „Schön-Ännelein" gab es Erk nach einer Aufzeichnung aus Groß-Neuendorf im Oderbruche, fehlende Strophen aus fremder Aufzeichnung ergänzend.[3])

[1]) Erks Nachlaß $32_{312}$. Liederhort Nr. 17. Erk-Irmer 66.
[2]) Liederhort Nr. 16b. Erks Nachlaß $20_{265}$.
[3]) Erk-Irmer $6_{64}$.




1. Schön-Heinrich, der wollte spazieren gehn,
Schön-Ännelein wollte wohl mit ihm gehn,
Schön-Ännelein wollte wohl mit ihm gehn.

2. Als sie eine Weile gegangen war'n,
Trafen sie eine schöne grüne Wiese an,
Trafen sie eine schöne grüne Wiese an.

3. Er breit't seinen Mantel wohl auf das Gras,
Und bat sie, daß sie niedersaß,
Und bat sie, daß sie niedersaß.

4. Schön-Heinrich legt sein Haupt auf ihren Schoß,
Mit heißen Tränen sie ihn begoß,
Mit heißen Tränen sie ihn begoß.

5. „Weinst du um deines Vaters Gut?
Oder weinst du um deinen stolzen Mut?
Oder bin ich dir nicht gut genug?"

6. „Ich weine nicht um meines Vaters Gut,
Auch nicht um meinen stolzen Mut,
Schön-Heinrich, Ihr seid mir schon gut genug."

7. „Ich weine nur um jene elf Jüngferlein,
Die dort mit einem gar sondern Schein
In hoher grüner Tanne sein."

8. „Ha! Siehst du dort elf Jüngferlein,
So wiss', das sind meine Weiberlein,
Und du sollst stracks die zwölfte sein!"

9. „Ha! Soll ich stracks die zwölfte sein,
So verleihe mir noch drei Schreielein!"

10. Den ersten Schrei und den sie tat,
Da rief sie Gott im Himmel an!
Da rief sie Gott im Himmel an!

11. „Ach lieber Gott, komm balde,
Sonst bleibt mein Leben im Walde!
Sonst bleibt mein Leben im Walde!"

12. Den zweiten Schrei und den sie tat,
Da rief sie ihren Vater an!
Da rief sie ihren Vater an!

13. „Ach lieber Vater, komm balde,
Sonst bleibt mein Leben im Walde!
Sonst bleibt mein Leben im Walde!"

14. Den dritten Schrei und den sie tat,
Da rief sie ihren Bruder an!
Da rief sie ihren Bruder an!

15. „Ach lieber Bruder, komm balde,
Sonst bleibt mein Leben im Walde!
Sonst bleibt mein Leben im Walde!"

16. Der Bruder saß beim Bier und Wein,
Da fuhr der Schrei zum Fenster hinein,
Da fuhr der Schrei zum Fenster hinein.

17. „Ach Kinderlein, höret, groß und klein,
Es ist, als hört' ich meine Schwester schrein!
Es ist, als hört' ich meine Schwester schrein!"

18. Er hatte das Wort kaum ausgesagt,
Schön-Heinrich schon in der Türe stand,
Schön-Heinrich schon in der Türe stand.

19. „Schön-Heinrich, wovon sind deine Schuh so rot,
Als wären sie gefärbt mit rotem Blut?"

20. „Ei, sollten meine Schuh nicht blutig sein!
Ich habe geschlachtet ein Täubelein!
Ich habe geschlachtet ein Täubelein!"

21. „Das Täubelein, was du geschlachtet hast,
Das hat meine Mutter zur Welt gebracht!
Das hat meine Mutter zur Welt gebracht!

22. Sie hat's erzogen mit Milch und Wein,
Das ist mein jüngstes Schwesterlein!
Das ist mein jüngstes Schwesterlein!"

23. Schön-Ännelein kriegte ein schönes Grab,
Schön-Heinrich, der kam aufs höchste Rad,
Schön-Heinrich, der kam aufs höchste Rad.

24. Schön-Ännelein klungen die Glocken nach,
Schön-Heinrich schrien die Raben nach,
Schön-Heinrich schrien die Raben nach.

In älteren Fassungen anderer Landschaften verlockt der unheimliche Bräutigam das Mädchen mit bestrickendem Gesange. Aber die Einzelheiten auch dieser vollständigeren Lieder geben noch mehr Rätsel auf, als die schon menschlich vereinfachte märkische Fassung.

Mythische Dunkelheiten bleiben hinter uns, wenn wir der berühmten Ballade von den beiden Königskindern uns zuwenden, die ganz im rein Menschlichen wurzelt. Wasserrauschen und Liebesnot geben ihr die Stimmung. Sie erscheint in der Mark freilich nicht in der prachtvollen Ausgestaltung wie in Westfalen und Ost-Friesland; gleich die vier Eingangsstrophen fehlen. Und doch bewährt sie auch in der kurzen märkischen Gestalt[1]) ihre packende Kraft.




„Ach Mutter, liebe Mutter,
Mein Kopf tut mir so weh!
Ich wollte gern spazieren
Wohl an die grüne See."

„Ach Tochter, liebe Tochter,
Allein laß ich dich nicht gehn;
Mit deinem ältsten Bruder
Sollst du spazieren gehn."

„Ach Mutter, liebe Mutter,
Mein Bruder ist ein Kind;
Der schießt mir alle Vögelein,
Die in dem Walde sind."

„Ach Tochter, liebste Tochter,
Allein laß ich dich nicht gehn,
Mit deiner jüngsten Schwester
Sollst du spazieren gehn."

„Ach Mutter, liebste Mutter,
Meine Schwester ist ein Kind,
Die pflückt mir alle Blümelein,
Die auf dem Felde sind."

Sie schlang sich um ihren Mantel
Und ging wohl an die See,
Sie ging so lange spazieren,
Sie muß den Fischer sehn.

„Ach Fischer, guter Fischer,
Willst du verdienen Lohn,
So greif mir aus den Wellen
Einen reichen Königssohn."

Der Fischer warf behende,
Sein Netz wohl in den Strom;
„Sieh da, du liebe Jungfer,
Hast einen Königssohn!"

Sie nahm ihn in ihre Arme,
Sie küßte seinen Mund:
„Ach Schätzchen, könnt'st du reden,
So wär' mein Herz gesund."

Was schwang sie von ihrem Halse?
Eine Kette von Golde rot!
„Sieh da, du armer Fischer,
Kauf deinen Kindern Brot."

Was zog sie von ihrem Finger?
Einen Ring von Golde rot!
„Sieh da, du lieber Fischer,
Hast dein verdientes Lohn."

Sie schwang sich um ihren Mantel
Und sank wohl in die See;
„Gute Nacht, mein Vater und Mutter,
Ihr seht mich nun nicht mehr!"

Da hört man Glöcklein läuten,
Da hört man Jammer und Not,
Hier liegen zwei Königskinder,
Die sind alle beide tot.

[1]) Erk-Böhme 1295, zurückgehend auf Fr. H. Bothe.

Das ergreifende Lied gibt sich fast rein dialogisch und ist eben darum so lebendig. Fein kontrastiert das harmlose Kindertreiben der kleinen Geschwister mit dem tiefen Weh der Königstochter. Ihr Seelenschmerz glimmt lange nur wie unter einer Decke, bis in den letzten Worten die Flamme ausbricht. Wie wir das Lied gaben, ward es vor 1804 von dem Berliner Schriftsteller F. H. Bothe, einem der frühesten Volksliedfreunde, in der Mark aufgezeichnet. Auch die reicheren westfälischen Fassungen entstammen erst dem 19. Jahrhundert. Uhland trug dennoch kein Bedenken, dies Lied seinen alten deutschen Volksliedern einzureihen; aus dem Jahre 1583 ist später eine Fassung aufgefunden worden. Aber für das Alter zeugt schon die über die Grenzen Deutschlands hinausreichende Verwandtschaft des Liedes: sowohl der skandinavische Norden als der romanische Süden weisen nahestehende Lieder auf.[1])

Tragisch endende Liebe ist auch das Motiv der Ballade von der „Schönen Jüdin". Die schöne Judentochter liebt einen Christen; der verlangt die Taufe von ihr; das kann sie nicht gewähren und geht in den Tod. Dieser Inhalt ist in Brandenburg zumeist in eine Form gegossen, die den Einfluß der Ballade von den Königskindern erkennen läßt. In Adamsdorf bei Soldin in der Neumark ward das Lied 1856 wie folgt gesungen (Erks Nachlaß 28, 336):

1. Es war einmal eine Jüdin,
Ein wunderschönes Weib.
Die hatt' eine schöne Tochter,
Ihre Haare war'n ihr geflochten,
Zum Tanz war sie bereit.

2. „Ach Mutter, Herzensmutter,
Mein Köpfchen tut mir so weh;
Laß sie mich eine Weile
Spazieren in grüner Heide,
Bis daß es wieder vergeh!"

3. „Ach Tochter, Herzenstochter,
Das kann und muß nicht sein;
Wir wollen uns legen zu Bette
Und schlafen um die Wette,
Bis daß es wieder vergeh!"

4. Die Mutter die schlief ein,
Die Tochter aber nicht.
Sie ging wohl über die Straßen,
Wo Jäger und Soldat saßen,
Dem Jäger auf seinen Schoß.

5. „Ach Jäger, liebster Jäger,
Mein Köpfchen tut mir so weh,
Lassen Sie mich eine Weile
Erwärmen an ihrem Leibe,
Bis daß es wieder vergeh."

6. „Ach Jüdin, Herzensjüdin,
Das kann und muß nicht sein.
Wollen Sie sich lassen taufen,
Maria Magdalena sollen Sie heißen,
Dann will ich Sie nehmen zum Weib."

7. „Ach Jäger, liebster Jäger,
Das kann und darf nicht sein.
Eh' ich mich lasse taufen,
Viel lieber will ich ersaufen,
Wo's Meer am tiefsten ist."

8. Da nahm sie ihre Kleider zusammen;
Ins Meer sprang sie hinein.
„Ade Herzvater, Herzmutter,
Ade du stolzer Jäger,
Wir sehn uns nimmermehr!"

Die Ähnlichkeiten mit der Ballade von den Königskindern springen in die Augen. Offenbar enthielt die Ballade von der Judentochter von Haus aus irgendein Gespräch zwischen Mutter und Tochter, wie es der Stoff nahelegt, und wie es kaum in irgendeinem Volksliede fehlt, in dem ein junges Kind in die Fährlichkeiten der Liebe gerät. An diesem

[1]) Am ausführlichsten unterrichtet über den Stoff und seine Verbreitung Reifferscheid: Westfälische Volkslieder 1879, S. 136.

Punkte setzte dann die Vermengung ein, die in einigen brandenburgischen Fassungen recht weit geht. Zunächst ist es um sichere Anschauung der Örtlichkeit jetzt getan: die Tochter will „auf grüner Heide" spazieren gehen, dann geht sie „auf die Straßen", schließlich springt sie in das Meer. Aber es werden jetzt auch der schönen Jüdin die spielenden Geschwister beigesellt (Sachsenhausen bei Oranienburg). Das Merkwürdigste aber ist ein freilich etwas jenseits der brandenburgischen Grenzen aufgenommenes Lied, dessen erste Strophe mit obiger Soldiner Fassung übereinstimmt, während alle übrigen Strophen der Ballade von den Königskindern zugehören.[1]) Vergessen ist hier der Christ, vergessen die Taufe. Eine Judentochter wird eingeführt, spielt aber völlig die Rolle der Königstochter. Die poetisch geringere Ballade von der Judentochter scheint in der Mark Brandenburg um 1850 auf dem besten Wege, das Lied von den Königskindern aufzusaugen (während in anderen Landschaften das Verhältnis umgekehrt liegt). Zahlreich sind die Notierungen der „Judentochter". Man fand das Lied in Adamsdorf bei Soldin, Berlin, Biesenthal, Birkenwerder, Brandenburg a. H., Damenberg bei Freienwalde, Gramzow, Groß-Neuendorf im Oderbruche, Müggelsheim bei Köpenick, Potsdam, Sachsenhausen bei Oranienburg, Vieseke bei Wilsnak, Wagendorf, Wilhelmsaue im Oderbruch.[2])

Das Lied von den Königskindern dagegen ist spärlich aufgezeichnet. Daß das edlere Lied unterlag, ist wohl darin begründet, daß in den brandenburgischen (und allen mitteldeutschen) Fassungen die vier Expositionsstrophen schon früh verloren gingen; ohne diese fehlt dem stimmungsreichen Liede doch das rechte epische Knochengerüst.

Wie hier die Religion, so trennt in anderen Volksballaden der Standesunterschied die Liebenden. So in der schönen alten Ballade: „Das Schloß in Österreich". Einem jungen Knaben hat ein adeliges Jungfräulein ihre Neigung zugewandt und ihm eine goldene Kette geschenkt; aber die bringt ihn um sein Leben. Doch das Lied verweilt bei dem Liebesmotive nicht, es eilt hin zu dem schwermütigen Abschiede des jungen Knaben von dieser Welt und ist somit der Gruppe der Todeslieder zuzuweisen. Eine schwermütige Innigkeit wohnt, wie dem ganzen Liede, so besonders den Schlußversen inne. In der Mark sang man das Lied wie folgt:[3])

1. Es liegt ein Schloß in Österreich,
Das ist gar schön gebauet,
Von Silber und von rotem Gold,
Von Edelstein gemauert.

2. Darinnen liegt ein Jüngling schön,
Der ist gar hart gefangen,
Wohl 40 Klafter in der Erd'
Bei Ottern und bei Schlangen.

3. Sein Vater kam von Rosenberg
Wohl zu dem Sohn geritten:
„Ach Sohn, herzliebster Sohne mein,
Du bist gar stark bekettet."

4. „Herzliebster Vater, nur um Treu
Bin ich so hart gefangen,
Wohl 40 Klafter in der Erd'
Bei Nattern und bei Schlangen."

5. Der Vater vor die Herren trat,
Bat um des Sohnes Leben.
„Ich hab daheim drei Rößlein schön,
Die will ich für ihn geben."

6. „Drei Rößlein schön sind hübsch und fein,
Die tuen wir nicht nehmen;
Euer Sohn der trägt 'ne golden Kett',
Die bringt ihn um sein Leben."

[1]) Aus Leitzkau bei Magdeburg; Erks Nachlaß 37.

[2]) Erks Nachlaß 34-12; 28336; 31968; 31235; 26361; 2190; Liederhort Nr. 22.

[3]) Erks Volkslieder II 1, Nr. 15. Auch in Schwedt soll das Lied 1839 bekannt gewesen sein: Erks Nachlaß 398 (nur Notiz).

7. „Mein Sohn trägt zwar 'ne goldne Kett',
Er hat sie nicht gestohlen;
Ein Jungfräulein hat sie ihm verehrt,
Aus Treu ihm anempfohlen."

8. „Ach Vater, liebster Vater mein,
Was macht mein Herzallerliebste?"
Sie ringt die Händ', schaut in die Höh,
Ihr Herz möcht ihr zerspringen.

9. Der Vater vor die Herren trat:
„Gebt ihr mir los den Knaben,
Ich hab daheim drei Töchterlein schön,
Die schönste sollt ihr haben."

10. „Drei Töchterlein sind hübsch und fein,
Die tuen wir nicht nehmen;
Eur Sohn der trägt 'ne goldne Kett',
Die bringt ihn um sein Leben."

11. Nur bringt den Knaben vors Gericht,
Die Leiter soll er schauen:
„Verbindet mir die Augen nicht,
Ich muß die Welt noch schauen!"

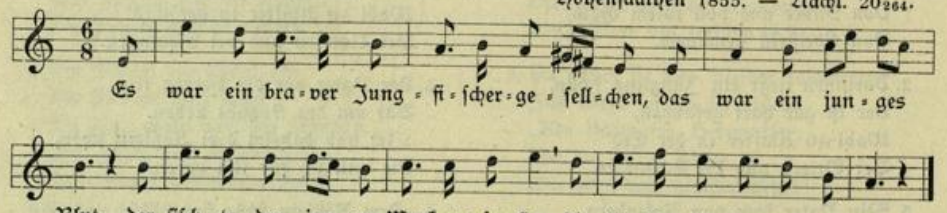
12. Es waren kaum dreiviertel Jahr,
Da war die Tat gerochen:
Da haben sich wohl 300 Mann
Ums Knaben willen erstochen.

13. Wer hat denn dieses Lied erdacht,
Gesungen auch desgleichen?
Das haben getan drei Jungfräulein
Zu Wien in Österreichen.

Das Lied gehört in ganz Deutschland zu den meistgesungenen; östlich reichen die Aufzeichnungen bis Siebenbürgen, westlich in die Niederlande, nördlich über die deutschen Grenzen hinaus nach Dänemark und Schweden. Es stammt aus dem 16. Jahrhundert.[1]) Aber auch die neueren Aufzeichnungen zeigen ziemlich gute Erhaltung.

Das leichtsinnige Gegenstück zu diesem ernsten und edlen Liede ist das Lied vom jungen Schuhmachergesellen, der straflos auch die letzte Gunst einer Markgräfin genießen darf und dem Galgen ein Schnippchen schlägt. Der Rationalist Nicolai hielt dieses Stückchen einst für geeignet, den aufkeimenden Volkslied-Enthusiasmus zu diskreditieren, verfehlte aber seinen Zweck. Der frische Leichtsinn des Liedchens war den Freunden des Volksliedes neben den früher bekannt gewordenen ernsten Stücken auch willkommen. Den Helden des Liedes nimmt jeder Stand für sich in Anspruch, bald ist es ein Schuhmachergeselle, bald ein Maurer, dann ein Student, ein Husar usw. Im fischreichen Oderbruche muß es ein junger Fischer sein.

Hohensaathen 1853. — Nachl. $20_{264}$.




1. Es war ein braver Jungfischergesellchen,
Das war ein junges Blut.
Der fischte des jungen Markgrafen See;
Die Fische die fanget er gut.

2. Als er sich müde gefischet hatte,
Legt er sich nieder und schlief.
Da kam des jungen Markgrafen Weib
In ihrem schneeweißen Kleid.

[1]) Älteste Aufzeichnung ein fl. Bl. von 1606 = Liederhort Nr. 6.

3. „Ach Fischer, ach braver Jungfischergesellchen,
Wie ist es an der Zeit?
Wenn Sie auf den Abend bei mir schlafen [wollen,
So kommen Sie, ich bin bereit."

4. Als sie sich beide vereinigt hatten,
Legten sie sich in das Bett.
Da kam das alte Blitzkammerweib,
Zum Schlüsselloch guckte sie rein.

5. „Ach Herr, ach Herr, ach gnädiger Herr,
Es schläft ein braver Fischergesell
Bei Ihrem schlohweißen Weibe."

6. „Schläft er bei meinem schlohweißen Weibe,
Gehänget soll er sein!
Ich will ihm lassen einen Galgen bauen
Von lauter Elfenbein!"

7. Als nun der Galgen verfertigt war,
Gehänget soll er sein.
„Ach Fischer, ach braver Fischergesell,
Wo wendest du dich hin?"

8. „Nach Hamburg, nach meiner Geburtsstadt,
Darin ich erzogen bin."
„Wenn Ihm der Wein zu sauer ist,
So kauf Er sich Edelmanns Bier!"

9. „Wenn du das Geldchen verzehret hast,
So komm und schlaf wieder bei mir!"

Auch in Malchow und Müggelsheim bei Cöpenick fand man dies Lied.[1])

Gesellschaftliche Konvention und die Rechte der Liebe — gleich den Kunstdichtern hat auch das Volkslied diesem Thema viele Seiten abgewonnen. Wo tragischer Ausgang waltet, kehrt sich die Tragik doch nicht immer gegen ein Kind des Volkes. Eines Markgrafen Töchterlein schenkt einem Spielmann ihre Liebe und teilt sein Wanderleben; von ihm dann verlassen, sucht sie in linder Trauer Magddienste und findet sie, ohne erkannt zu werden, bei der eigenen Schwester. Erst nach sieben Jahren harter Dienste folgt die Erkennung. Dieser Zusammenhang ist in unserer Fassung der Ballade „Liebesdienst" nicht mehr erkennbar, aber das Bild der vornehmen Dienstmagd allein fesselte das Volk genug, um auch einem unvollständigen Liede das Leben zu erhalten. In mehreren Orten der Mark ward das Lied aufgezeichnet;[2]) so in Alt-Töplitz, Damenberg bei Freienwalde, Göttin, Hohensaathen, Potsdam; und noch 1851 hörte es Erk von einem Schulkinde in Berlin in folgender Gestalt:

1. „Ich bin ein armes Mägdelein
Und möcht so gern ein' Dienstmagd sein.

2. Und wie ich kam vor der Schwester Tür,
Fein leise klopfte ich dafür."

3. „Wer ist denn da, wer klopft denn an,
Der mich so leis aufwecken kann?"

4. „Ich bin ein armes Mägdelein
Und möcht so gern ein' Dienstmagd sein."

5. „Ach nein, du bist mir gar zu fein,
Du schläfst bei meinem Männelein!"

6. „Ach nein, ach nein, das tu ich nicht,
Mein Ehre mir viel lieber ist."

7. Sie miet' sie auf ein halbes Jahr,
Sie dient dafür wohl sieben Jahr.

8. Und als die sieben Jahr um war'n,
Das Mädchen fing an krank zu werd'n.

9. „Und wenn du immer kränker wirst,
Dann sag, wo deine Eltern sind."

10. „Mein Vater ist ein Grafens Reich,
Die Mutter Königs Töchterlein
Und du mein einzig Schwesterlein!"

11. „Ach nein, mein Kind, das kann nicht [sein,
Daß du kannst meine Schwester sein!"

---

[1]) Erks Nachlaß 3417; 3196.

[2]) Erks Nachlaß 31611, 962, 217; 20225; 31937, 927; 1771.

12. „Und wenn du mir nicht glauben willst,
So geht zu meinem Vater hin,
Da steht's geschrieben, wer ich bin!"

13. Und als sie zu dem Kasten kam,
Die Tränen von den Wangen rann'n.

14. „Ach hätt'st du mir's nicht eh'r könn'n sagen,
Denn Samt und Seide hätt'st du könn'n [tragen!"

15. „Ach nimm, nein, das gehört mir nicht,
Zum Sterben bin ich hingericht't."

Wir können das Lied nicht über das Jahr 1806 hinauf verfolgen. Der Stil aber spricht für älteren Ursprung.

Ein apartes tragisches Motiv behandelt das Lied vom Herrn und der Magd. Hier handelt es sich um Liebe, die zu spät erkennt, was sie sich verscherzt hat. Das Lied stellt ein paar ungemein einprägsame Bilder hin; es wurde von Goethe, der es als Student im Elsaß aufzeichnete, hochgeschätzt und für den „Clavigo" benutzt. Märkische Texte sind aus Birkenwerder, Brunne bei Fehrbellin (zwei Texte), der Cottbuser Gegend, Dannenberg, Hohensaathen, der Umgebung von Potsdam, Schönermark in der Uckermark, Seelow vorhanden.[1]) In der Potsdamer Gegend sang man 1858 folgenden Text (Nachl. 31, 1017):

1. Es weht ein Wind über Branburg her,
Es hatte noch nicht gefroren;
Es spielt ein Herr mit seiner Dam,
Sie spielten alle beide zusammen.

2. Sie spielten wohl beide die halbe Nacht,
Bis daß das Mädel schwanger ward.
Sie dachten, sie hätten in Freuden gespielt
Und mußten jetzt drüber weinen.

3. „Weine nicht, weine nicht, liebes Hannchen mein,
Deine Ehre will ich dir bezahlen.
Ich will dir geben den Sattelknecht,
Dazu dreitausend Taler."

4. „Den Sattelknecht, den mag ich nicht,
Was scher ich mich um dem Gelde,
Wenn ich den Herrn nicht selber krieg,
Geh ich zu meiner Mutter."

5. „Guten Tag, guten Tag, liebe Mutter mein!"
„Schön Dank, schön Dank, schöns Hannchen mein,
Wie hat es dir ergangen;
Ist dir dein Röcklein von hinten so lang,
Wie kurz ist es von vorne."

6. „Ach Mutter, liebe Mutter mein,
Das darf ich gar nicht sagen.
Ich hab mit meinem Herrn gespielt,
Ein Kindlein muß ich tragen."

7. „Ach Tochter, liebe Tochter mein,
Das wollen wir schon verbergen,
Wir wollen es werfen ins tiefe Meer,
Darin bleibt es verschwiegen."

8. „Ach Mutter, liebe Mutter mein,
Das wär uns beid eine Schand'!
Lieber wollen wir's dem rechten Vater über-[bringen,
Der wird es wohl versorgen."

9. Es träumt dem Herrn wohl in der Nacht
Bis an den frühen Morgen,
Es wäre sein herzallerliebster Schatz
An einem Kind gestorben.

10. „Ach Sattelknecht, ach Sattelknecht,
Sattle mir und dir zwei Pferde,
Wir wollen reiten nach Branburg hin
Und sehen, ob's noch so wäre."

11. Und als sie an die grüne Heide kamen,
Da hörte er die Glocken läuten.
„Ach großer Gott vom Himmel herab,
Was soll mein Traum bedeuten?"

12. Und als sie vor das Branburg kamen,
Wohl vor die hohen Tore,
Da brachten sie sein herzallerliebsten Schatz
Auf einer Totenbahre.

13. „Setzt ab, setzt ab, ihr Träger mein,
Die Leiche will ich anschauen,
Seh ich sie heut oder nimmermehr
Unter ihren schwarzbraunen Augen."

14. Er zog heraus sein blitzend Schwert
Und stach sich selber durch sein Herz:
„Hast du erlitten den bittern Tod,
So will ich erdulden die Schmerzen."

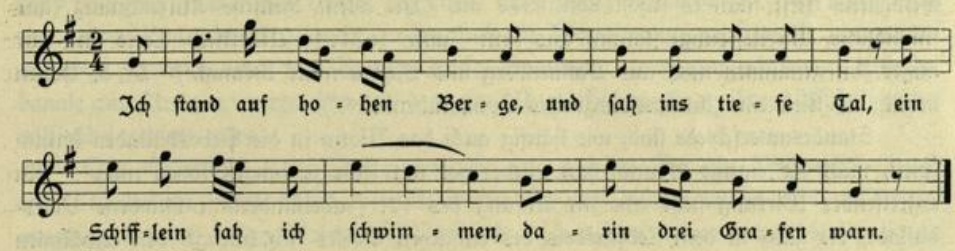
[1]) Erks Nachlaß 3357, 189; 20272; 31802, 964, 1017. Erk-Irmer 462; 64.

15. Es dauerte kaum ein halbes Jahr,
Da wuchsen zwei Lilien wohl auf sein Grab;
Und die eine, da stand unter geschrieben,
Seine Seele wäre bei Gott geblieben.

16. Sie gruben den Herrn wohl wieder heraus
Und trugen ihn in das Gotteshaus.
Nun ruhten zwei Liebchen zusammen
Durch Jesum Christum. Amen.

Das Lied nimmt nach schwächerem Eingange von dem Traum des Grafen an einen prächtigen Aufschwung. Der schwere Traum verhüllt volkstümlich einfach eine seelische Krisis, die ein Kunstdichter fester anfassen würde. Von nun an steht alles folgende in greifbarster epischer Sinnlichkeit da: der rastlose Ritt, die Glocken, der Trauerzug und das vielsagende „er schaut ihr unter die Augen". Aber bildkräftig wären schließlich noch viele Volkslieder; was hier den besonderen Reiz ausmacht, ist das viele Unausgesprochene, die mitschwingenden seelischen Bewegungen. Goethes Aufzeichnung (1771) ist die älteste in Deutschland; doch ein eng verwandtes niederländisches Lied (1544) weist uns darauf hin, den Ursprung höher hinaufzurücken.

Formale Anklänge an das Lied vom Herrn und der Magd zeigt die Ballade von der Nonne (auch „Das Lied vom jungen Grafen" betitelt). Wie wenige von den älteren Volksliedern, ist es bis in die neueste Zeit lebendig geblieben. Auch dieses Lied ward vom jungen Goethe im Elsaß gefunden; Herder und die Herausgeber des Wunderhorns liebten es sehr. Dem etwas nüchternen Eingange des Liedes vom Herrn und der Magd steht hier ein sehr ansprechender und anschaulicher Eingang gegenüber. In Alt-Töplitz sang man es 1856 nach folgender Melodie:




Statt des Alt-Töplitzer Textes geben wir den besseren (von Ad. Kuhn leider ohne Melodie aufgezeichneten) aus Dreetz (Nachlaß 31 $_{277}$):

1. Ich stand auf hohen Bergen
Und schaute hinab ins Tal,
Ein Schifflein sah ich schwimmen,
Worein drei Grafen waren.

2. Der jüngste von den Grafen,
Die in dem Schifflein warn,
Bot mir einmal zu trinken
Gutn Wein aus seinem Glas.

3. Was zog er von dem Finger?
Ein goldnes Ringelein.
„Sieh da, du Hübsche, du Feine,
Das soll dein Denkmal sein."

4. „Was soll ich mit dem Ringlein tun,
So du mein nicht werden kannst?
Ich bin ein armes Mädchen,
Hab' weder Geld noch Gut."

5. „Bist du ein armes Mädchen,
Hast weder Geld noch Gut,
So gedenke an unsre Liebe,
Die zwischen uns walten tut."

6. „Ich gedenk an keine Liebe,
Ich gedenk an keinen Mann,
Ich gedenk an Gott, den Vater,
Der mir nur helfen kann.

7. Ins Kloster will ich ziehen,
Will werden eine Nonn',
Will mich der Welt entziehen,
Hin, wo man beten kann."

8. Der Herr zu seinem Reitknecht sprach:
„Sattle mir und dir ein Pferd,
Nach dem Kloster wolln wir reiten,
Der Weg ist reitenswert."

9. Und als sie vor das Kloster kamen,
Wohl vor das Nonnenhaus:
„Die jüngste von den Nonnen,
Die soll gleich kommen heraus."

10. „Es ist keine junge Nonne drin
Und kommt auch nicht heraus."
„Nun, so woll'n wir 's Kloster anstecken!"
Da kam sie gleich heraus.

11. Die Nonne kam gegangen,
Schneeweiß war sie gekleid't;
Ihr Haar war abgeschnitten,
Zur Nonn' ward sie bereit't.

12. Sie greift nach ihrem Becher,
Gab ihm ein gut Glas Wein.
Es dauert eine Viertelstunde,
Da brach ihm 's Herz entzwei.

13. Mit seinem Sporn und Degen
Gräbt sie ein Gräbelein,
Mit ihren zarten Armen
Legt sie ihn selbst hinein.

14. Mit ihren kleinen Füßen
Trat sie den Glockenstrang,
Mit ihren zarten Lippen
Sang sie den Sterbesang.

15. Auf seinem Grabeshügel
Da weint sie Tag und Nacht,
Bis endlich Gott, der Vater,
Sie heim zu sich gebracht.

Das Lied reicht in das 16. Jahrhundert hinauf, in niederländischen Texten wenigstens trifft man es schon von 1544 an. Die älteste deutsche Aufzeichnung (aus mündlicher Überlieferung) stammt aus dem Jahre 1631.[1]) Märkische Texte sind mir außer den genannten noch aus Dannenberg und Schönermark bekannt.[2]) V. d. Hagen nennt das Lied ein „brandenburgisches Spinnstubenlied".[3])

Standesunterschiede sind, wie häufig auch das Motiv in die Liebesballaden hineinspielt, nicht der einzige Grund, daß „liebe wol mit leide ze jungest lonen mag". An ergreifender Wirkung steht eine im Anfang des 17. Jahrhunderts entstandene Volksballade, die ganz in dem Lebenskreis des einfachen Volkes sich bewegt, den erwähnten Liedern nicht nach. Es ist das Lied: „Ach Joseph, lieber Joseph, was hast du gedacht."




[1]) 1544 im „Antwerpener Liederbuch"; Aufzeichnung von 1631: Erk-Böhme I, 313.

[2]) Erks Nachlaß 31 277, 803, 961.

[3]) In dem halbreifen Druckmanuskripte zum 2. Bd. von Büsching und v. d. Hagens Volksliedern; Berlin, Kgl. Bibl., Ms. germ. okt. 405 — künftig als „Büsching 2" zitiert.

1. „Ach Joseph, liebster Joseph,
Was hast du denn gemacht?
Du hast die schöne Bertha
Ins Unglück gebracht."

2. „Ach Joseph, liebster Joseph,
Mit mir ist es bald aus;
Morgen werd ich geführt
Zum Richtplatz hinaus."

3. „Ihr Freunde und Bekannten,
Bedauert meine Not!
Zeitlebens auf der Festung
Viellieber in den Tod!"

4. „Ach Schwestern und Bekannten,
Bedauert meine Not!
Traut nicht so viel den jungen Mannsleut'n,
Daß ihr nicht kommt in solche Not!"

5. Der Richter kam gegangen,
Das Schwert in seiner Hand.
Er macht der schönen Bertha
Ihr Urteil bekannt.

6. „Ach Richter, liebster Richter,
Richten Sie fein und geschwind;
Denn ich will ja so gern sterben,
Daß ich hinkomm' zu mein Kind!"

7. Der Fähnrich kam gegangen,
Schwingt die Fahne auf sie zu:
„Haltet ein mit der schönen Bertha,
Ich bring' ihr Pardun!"

8. „Ach Joseph, lieber Joseph,
Die schöne Bertha ist schon tot.
Gnade Gott der lieben Seele,
Daß sie kömmt zur ewigen Ruh."

Das Lied gab einst zwei recht verschiedenen Dichtern Veranlassung zu eigenen Schöpfungen: Schiller zu seiner rhetorischen „Kindesmörderin" und Brentano zu seiner ausgezeichneten Dorfgeschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl. Für seine Beliebtheit in der Mark zeugen häufige Aufzeichnungen, so aus Letschin, Rönnebeck bei Lindow, Gramzow.[1]) Zahlreich sind auch die sonstigen deutschen Fassungen. Man wird von dem unbekannten Dichter des Liedes nicht gering denken dürfen. Er hat alles in eine milde Menschlichkeit getaucht, zu der auch die Begnadigung gut stimmt; in dem anreitenden Fähnrich wird ein Moment starker Spannung gewonnen, aber nun doch der banale gute Ausgang vermieden, mit dem einer Unglücklichen, die zu ihrem Kinde hinüber will, übel gedient wäre.

Das Gegenbild dieser Verlassenen, die eine unselige Tat des Augenblicks durch reine Mutterliebe sühnt, ist die rohe Mörderin, die zwei Kinder umgebracht, ein drittes ausgesetzt hat und dennoch frech den Myrthenkranz der Jungfrauen trägt, bis der Satan sie in höllischem Tanze entführt. Diese Katastrophe wird in einem in Cottbus aufgezeichneten Liede (Liederhort Nr. 41) recht flott geschildert:

„. . . so wollt ich, daß der Satan käm
Und mir das grüne Kränzlein nähm!"

Kaum war das Wort aus ihrem Mund,
Der Satan in der Türe stund,

Er griff sie bei ihrer schneeweißen Hand,
Er tanzt mit ihr ein' höllischen Tanz.

Er flog mit ihr zum Fenster hinaus,
Er fuhr mit ihr über ein' Dornenstrauch.

„O weh, o weh, mein' zarte Haut!
Hätt' ich mei'm Vater und Mutter getraut!

Hätt' ich getraut dem Vater mein,
So dürft ich nicht verloren sein!"

Der Mutter, die ihr Neugeborenes tötet, steht die unmenschliche Stiefmutter nahe, die ihr Stiefkind vergiftet. Gedankenlose Tradition hat hier und da aus der Stiefmutter widersinnig die Großmutter gemacht; von der „Großmutter Schlangenköchin" hörte der junge Brentano, der spätere Herausgeber des Wunderhorns, seine alte Amme singen.

[1]) Erks Nachlaß $20_{268}$; $28_{248}$; $26_{394}$.

Die märkische Fassung aus der Wilsnacker Gegend (Liederhort Nr. 2a) aber setzt statt der Stiefmutter in freier Weiterbildung das Liebchen ein.




„Wo bist du denn so lang gewesen,
Heinerich, mein lieber Sohn?“
„Ich bin bei meinem Feinsliebchen gewesen,
Frau Mutter mein, o weh!
Mein junges Leben,
Vergeben hat sie's mir!“ [1])

„Was gab sie dir zu essen,
Heinerich, mein lieber Sohn?“
„Sie kocht mir einen bunten Fisch,
Frau Mutter mein, o weh!
Mein junges Leben,
Vergeben hat sie's mir!“

„Und wieviel Stücke schnitt sie dir,
Heinerich, mein lieber Sohn?“
„Sie schnitt davon drei Stückelein,
Frau Mutter mein, o weh!
Mein junges Leben,
Vergeben hat sie's mir!“

„Wo ließ sie denn das dritte Stück,
Heinerich, mein lieber Sohn?“
„Sie gab's ihrem schwarzbraunen Hündelein,
Frau Mutter mein, o weh!
Mein junges Leben,
Vergeben hat sie's mir!“

„Und was geschah dem Hündelein,
Heinerich, mein lieber Sohn?“
„Der Bauch sprang ihm in der Mitt entzwei,
Frau Mutter mein, o weh!
Mein junges Leben,
Vergeben hat sie's mir!“

„Was wünschest du deinem Vater,
Heinerich, mein lieber Sohn?“
„Ich wünsch ihm tausend Glück und Segen,
Frau Mutter mein, o weh!
Mein junges Leben,
Vergeben hat sie's mir!“

„Was wünschest du deiner Mutter,
Heinerich, mein lieber Sohn?“
„Ich wünsch ihr die ewige Seligkeit,
Frau Mutter mein, o weh!
Mein junges Leben,
Vergeben hat sie's mir!“

„Was wünschest du deiner Liebsten,
Heinerich, mein lieber Sohn?“
„Ich wünsch ihr die ewige Höll' und Qual,
Frau Mutter mein, o weh!
Mein junges Leben,
Vergeben hat sie's mir!“

Die Ballade verläuft rein dialogisch; den besorgten Fragen der Mutter antwortet der eintönige Schmerzensruf des Kindes. „Tief, rätselhaft, dramatisch vortrefflich behandelt,“ nannte Goethe das Lied. Über Deutschlands Grenzen hinaus reichen die verwandten Lieder. Auf ein englisches, Lord Randal, in dem ebenfalls die Geliebte das Giftmahl reicht, machte schon 1813 Wilhelm Grimm aufmerksam.

[1]) Vergeben = vergiftet. Simplizissimus (ed. Keller S. 38): „Da finge ich an, mit meiner Sackpfeiffen so gut Geschire zu machen, daß man den Krotten im Krautgarten damit hätte vergeben mögen.“ (Erk.)

Daß die Stiefmutter dem Kinde Schlangengift reicht, entspricht einer Auffassung der Stiefmutter, die auch das Märchen beherrscht. Die leibliche Mutter erscheint dagegen gewöhnlich als das lichte Gegenbild dieses schlimmen Charakters. Leibliche Eltern als Mörder ihrer Kinder — solch krasses Motiv war eher die Sache der Bänkelsänger auf dem Jahrmarkte, als des singenden Volkes. Doch besitzen wir ein Lied dieser Art, dem der bänkelsängerische Ursprung nicht geradezu an die Stirn geschrieben ist und dessen mündliche Verbreitung außer Zweifel steht. Es trägt in den Sammlungen gewöhnlich den Titel „Mordeltern" und wurde in der Mark in Glindow bei Werder, Potsdam und Zehdenick aufgezeichnet.[1])




1. Es hat ein Gastwirth einen Sohn,
Der wollte etwas lernen schon,
Das Schlosserhandwerk lernen.
Rum und dumm und abermal,
Das Schlosserhandwerk lernen.

2. Und als er ausgelernet hat,
Gab er sich auf der Wanderschaft,
Wollt sich etwas versuchen.
Rum und dumm usw.

3. Und als er ausgewandert hat
Und wiederum nach Hause kam,
Seine Eltern zu besuchen:
Rum und dumm usw.

4. „Frau Wirtin, liebste Wirtin mein,
Verwart sie mir mein Kränzelein,
Tu sie es mir verwarten.
Rum und dumm usw.

5. Darin hab ich ein gut Stück Geld,
Das ich mir erspart hab in der Welt,
In meinen jungen Jahren."
Rum und dumm usw.

6. Die Tochter nahm das Licht in die Hand
Und führt das Gesellchen ganz unbekannt,
Zum Schlaf tät sie ihn führen.
Rum und dumm usw.

7. „Ach Tochter, liebste Tochter mein,
Haben Sie kein einziges Brüderlein,
Daß sie tun alles verrichten?"
Rum und dumm usw.

8. „Ich hatte Brüder ihrer zwei,
Der eine ist gestorben frei,
Nicht lang vor 14 Tagen.
Rum und dumm usw.

9. Der andere ist schon lange fort,
In 16 Jahren haben wir kein Wort,
Kein Wort von ihm erfahren."
Rum und dumm usw.

10. „Ach Schwester, liebes Schwesterlein,
Das ist dein einzig Brüderlein,
Das hier tut vor dir stehen.
Rum und dumm usw.

11. Ach Schwester, liebe Schwester mein,
Ich bitt, sag's nur der Mutter nicht,
Sonst muß ich wieder aufstehn."
Rum und dumm usw.

12. Und als es um die Mitternacht kam,
Die Mutter von dem Schlaf erwacht,
Ganz leise tut sie aufstehn.
Rum und dumm usw.

[1]) Erks Nachlaß 31 1014; 28 333; 15 981.

13. Der Teufel ließ ihr keine Ruh,
Sie ging wohl nach der Kammer zu,
Das Gesellchen zu erschlagen.
Rum und dumm usw.

14. Und als der erste Schlag geschehn,
Das Gesellchen von dem Schlaf erwacht,
Ganz jämmerlich tut er schreien.
Rum und dumm usw.

15. „Soll ich denn mein junges Leben
In meines Vaters Haus dran geben
Und soll so jämmerlich sterben?"
Rum und dumm usw.

16. Die Schwester hörte das Geschrei,
Sie ging wohl nach der Kammer rein,
Ihr Bruder ward erschlagen.
Rum und dumm usw.

17. „Verflucht sein doch die Hände dein,
Daß du mein einzig Brüderlein
So schmerzlich tust umbringen."
Rum und dumm usw.

18. Der Vater nahm sich selbst das Herz,
Die Schwester starb vor Gram und Schmerz,
Die Mutter sprang in den Brunnen.
Rum und dumm usw.

Dem Lied wird sicher eine wirkliche Begebenheit zugrunde liegen, wie deren mehrere in Chroniken berichtet werden. Die märkischen Lieder sind teilweise arg zersungen; ein besonderes Interesse beansprucht eine Aufzeichnung aus der Potsdamer Gegend (28 333), in der jede Erinnerung an das Hauptmotiv geschwunden und nur ein überraschendes Wiedersehen geblieben ist. Strophe 1 und 2 entsprechen dem obigen Texte, dann fährt das Lied fort:

3. Nach vierzehn Jahren kam er nach Haus
Und stellt sich als ein fremder Gast
Die Nacht bei ihnen zu bleiben.

4. Die Tochter nahm das Licht in die Hand
Und leucht dem fremden Gast bekannt,
Wo er sich sollt hinlegen.

5. Und als er nun vors Bette kam,
Da fing er an zu reden an
Zu seiner Schwester neben.

6. „Ach Mädchen, liebes Mädchen mein,
Haben Sie denn keinen Bruder mehr,
Daß Sie allein tun stehen?"

7. „Ich hab gehabt der Brüder zwei,
Der eine liegt im Grab drein
Nur kurz vor vierzehn Tagen.

8. Der andere trägt einen stolzen Mut,
Seit vierzehn Jahren niemand tut
Ein Wort von ihm erfahren."

9. „Glaub es nicht, glaub es nicht, lieb Schwester mein,
Ich bin ja selbst der Bruder dein,
Der jetzt mit dir tut reden."

Soweit kann mündliche Tradition ein Lied aushöhlen und ihm das Gesicht nach einer anderen Seite wenden.

Erkennbare Spuren bänkelsängerischen Ursprungs trägt ein Lied, in dem nicht das Weib, sondern der Mann die unersättliche Geldgier zeigt, die ihn ins Verbrechen treibt. „Müllertücke" heißt das Lied bei Erk (Liederhort S. 132 aus Nauen). Es schildert, wie ein Müller Weib und Kinder an Räuber verschachert, den Preis immer weiter in die Höhe treibend. Weniger wohl dieses lebensfremde Motiv, als die schnelle Rache, die den Schurken ereilt, mag dem Liede zu seiner Verbreitung verholfen haben. Der älteste bekannte Text des Liedes stammt aus dem Jahre 1782, die Entstehung dürfte kaum viel weiter hinaufreichen.

1. Es ging ein Müller wohl über Feld,
Der hat einen Beutel und hat kein Geld.
Er wird's en wohl bekommen.

2. Und als er in den grün Wald kam,
Drei Mörder unter dem Weidenbaum stahn,
Die hatten drei große Messer.

3. Der eine zog sein Beutel raus,
300 Taler zahlt er draus:
„Nimm hin für Weib und Kinder."

4. Der Müller gedacht in seinem Sinn,
Es wär zu wenig für Weib und Kind:
„Ich kann's euch nicht drum lassen."

5. Der ander zog sein Beutel raus,
600 Taler zahlt er draus:
„Nimm hin für Weib und Kinder!"

6. Der Müller gedacht in seinem Sinn,
Es wär zu wenig für Weib und Kind:
„Ich kann's euch nicht drum lassen!"

7. Der dritte zog sein Beutel raus,
900 Taler zahlt er draus:
„Nimm hin für Weib und Kinder!"

8. Der Müller gedacht in seinem Sinn,
Das wäre genug für Weib und Kind:
„Ich kann's euch wohl drum lassen!"

9. Und als er wieder nach Hause kam,
Sein Weibchen hinter der Türe stand,
Für Weh konnt sie kaum reden.

10. „Weib, schick dich her und schick dich hin,
Du sollst mit mir in grün Wald gehn
Zu deines Bruders Freunden!"

11. Und als sie in den grün Wald kam'n,
Drei Mörder unter dem Eichbaum stand'n,
Die hatten drei bloße Messer.

12. Sie kriegten sie bei ihrem krausgelben Haar,
Sie schwungen sie hin, sie schwungen sie her
„Jung-Weiblein, du mußt sterben!"

13. Sie hat einen Bruder, war Jäger stolz,
Er jug das Wild wohl in dem Holz,
Er hört seiner Schwester Stimme.

14. Er kriegt sie bei ihrer schneeweißen Hand,
Er führt sie in ihr Vaterland:
„Darin sollst du mir bleiben."

15. Und als drei Tag herummer war'n,
Der Jäger den Müller zu Gaste lädt —
Zu Gast war der geladen.

16. „Willkommen, willkommen, lieb Schwägerlein!
Wo bleibt denn nun mein Schwesterlein,
Daß sie nicht mit ist kommen?"

17. „Es ist ja heut der dritte Tag,
Daß man sie auf den Kirchhof trug
Mit ihrem Kindlein kleine."

18. Er hat das Wort kaum ausgesagt,
Sein Weibchen ihm entgegen trat
Mit ihrem Kindlein kleine.

19. „Du Müller, du Mahler, du Mörder, du Dieb!
Du hast meine Schwester zu den Mördern geführt;
Gar bald sollst du mir sterben!"

Mit den einfachsten menschlichen Beziehungen, wie Liebe der Geschlechter, Eltern und Kinder, Bruder und Schwester, hat es die Volksballade in der Hauptsache zu tun. Doch gibt es auch Lieder, die etwas weiter schauen. Schon in den zitierten Balladen erschien oberhalb der Lebensschicht, in deren Nöte und Schicksale zunächst hineingeleuchtet wurde, eine andere, privilegierte. Und sie zeigte sich in nicht eben günstigem Lichte. Eine deutliche Spitze gegen diese Oberschicht hat die Ballade „Vom unbarmherzigen Junker". In Birkenwerder, in Oranienburg, Potsdam, Alt-Töplitz und Rönnebeck wurde das Lied gefunden.[1])

Oranienburg, Potsdam.




[1]) Erks Nachlaß 6117; 31572; 28249. Liederhort Nr. 42.

1. Es war einmal eine große Stadt,
Darin ein reicher Junker war,
Der hatte große Güter.

2. Worin ein arme Witwe war,
Die ihren Mann verloren hatt',
Mit sieben kleinen Kindern.

3. Die Kinder schrien vor Hungersnot:
„Ach liebe Mutter, schaff uns Brot!
Wir müssen Hungers sterben."

4. Sie nahm den Kessel wohl in die Hand
Und ging damit dem Herrn zum Pfand,
Er sollt ihr Korn drauf geben.

5. „Ja, wer das Körnlein haben will,
Der muß auch haben Taler viel,
Die Taler müssen klingen!"

6. Die Mutter ging betrübt nach Haus
Und zog die sieben Kinder aus;
Sie tät sie all' umbringen.

7. Der Knecht, der schaut zum Fenster nein
Und bringt dem Herrn die Botschaft heim,
Von seinen armen Leuten.

8. „Ach Knecht, ach Knecht, satt'l mir mein Pferd
Und wetze mir mein blankes Schwert,
Den Jammer anzuschauen!"

9. Der Herr, der schaut zum Fenster nein,
Er sah die armen Kindelein,
In ihrem Blute schwimmen.

10. Er ritt sogleich die Brück' entlang
Und zog heraus sein Schwert so blank,
Er tät sich selber umbringen.

11. „Und wer das Körnlein hat wie ich,
Der teil den Armen auch was mit,
Daß sie nicht Hungers sterben."

Die mitgeteilten Volksballaden mögen leicht den Eindruck hinterlassen, als sei es um die Erhaltung alter Volkslieder in der Mark um 1850 noch vortrefflich bestellt gewesen. Reichen doch die meisten in das 16. Jahrhundert zurück, nur wenige in das 17. und 18. Gewiß darf man sich freuen, daß soviel altes Volksgut noch auffindbar war, aber mehrere Umstände mahnen doch, das Material vorsichtig zu beurteilen. Einige Sammler bemerken auf ihren Einsendungen an Erk ausdrücklich, daß sie ihre Lieder von sehr alten Leuten haben; die reiche Spende aus Hohensaathen z. B. stammt fast ganz von einer achtzigjährigen Frau. Sicherlich haben sich die Sammler mit Absicht an die älteren Leute gewandt, weil sie eben bei der jüngeren Generation nur auf geringe Ausbeute hoffen durften. Auch so schon kamen z. B. bei dem Liede vom „Wassermann" in Hohensaathen nur die beiden Anfangsstrophen zutage. Verwirrung der Texte haben wir bei den Liedern von den „Königskindern" und der „Jüdin", Zerstörung bis zur Unkenntlichkeit bei den „Mordeltern" beobachtet. Zahlreiche kleinere Zerstörungen und törichte Kontaminationen haben hier nicht behandelt werden können. In gutem Zustande ist also das, was an altem Volksgute noch lebt, nicht immer.[1]) Endlich aber zeigt ein Blick in gleichzeitige Sammlungen fliegender Blätter, wie sie vor allem von der Trowitzschen Druckerei um 1850 noch zahlreich ausgingen, ein so abweichendes Bild, daß man den Gedanken nicht abweisen kann, Erks Gewährsmänner hätten auch absichtlich manches als nicht mitteilenswert übergangen. Die fliegenden Blätter drangen vielleicht nicht in jedes kleinste Dorf, aber über Berlin hinaus kamen sie sicher. Sie enthalten in weitem Umfange moderne Texte. Von Balladen ward etwa Bürgers „Pfarrerstochter von Taubenhain" oft gedruckt; bisweilen auch desselben Dichters „Lenore".

[1]) Eine ganz tolle Kontamination der „Königskinder" mit mehreren anderen Liedern, aus Fürstenwalde, verzeichnet John Meyer, Kunstlieder im Volksmunde, S. XCV.

Dem schlichten Liede „Ach Joseph, lieber Joseph" droht in Schillers „Kindesmörderin" eine bedenkliche Konkurrenz; dem schon etwas bänkelsängerischen Liede „Müllertücke" gesellt sich ein ganz böses Stück, „Die Teufelsmühle". Sowohl mündlich als durch fliegende Blätter überliefert ist die Romanze von „Rinaldo Rinaldini", die Goethes Schwager Christian August Vulpius zum Verfasser hat und in dessen gleichnamigem Romane zuerst 1798 erschienen war. Seit etwa 1800 sang man das Lied auf die Melodie „Preisend mit viel schönen Reden", die nacheinander einer Bänkelsängerromanze der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts, dann dem „Rinaldo", dann Kerners Liede sich zugesellte.[1]) Das Lied ist eine üble Probe der Vulgärromantik, voller unwahrer Sentimentalität.

1. In des Waldes finstern Gründen
Und in Höhlen tief versteckt,
Ruht der Räuber allerkühnster,
Bis ihn seine Rosa weckt.

2. „Rinaldini" ruft sie schmeichelnd,
„Rinaldini, wache auf,
Deine Leute sind schon munter,
Längst schon ging die Sonne auf."

3. Und er öffnet seine Augen,
Lächelt ihr den Morgengruß,
Sie sinkt sanft in seine Arme
Und erwidert seinen Kuß.

4. Draußen bellen laut die Hunde,
Alles strömet hin und her.
Jeder rüstet sich zum Streite,
Ladet doppelt sein Gewehr.

5. Und der Hauptmann, schön gerüstet,
Tritt nun mitten unter sie.
„Guten Morgen, Kameraden,
Sagt, was gib's denn schon so früh?"

6. „Unsre Feinde sind gerüstet,
Ziehen gegen uns heran."
„Nun wohlan, sie sollen sehen,
Ob der Waldsohn fechten kann."

7. „Laßt uns fallen oder siegen."
Alle rufen: „Wohl, es sei!"
Und es tönen Berg und Wälder,
Rund herum vom Feldgeschrei.

8. Seht sie fechten, seht sie streiten!
Jetzt verdoppelt sich ihr Mut.
Aber ach, sie müssen weichen,
Nur vergebens strömt ihr Blut.

9. Rinaldini, eingeschlossen,
Haut sich mutig kämpfend durch
Und erreicht im finstern Walde,
Ein alte Felsenburg.

10. Zwischen hohen düstern Mauern,
Lächelt ihm der Liebe Glück;
Es erheitert seine Seele,
Dianorens Zauberblick.

11. Rinaldini, lieber Räuber,
Raubst den Weibern Herz und Ruh.
Ach, wie schrecklich in dem Kampfe,
Wie verliebt im Schloß bist du!

Lieder wie dieses soll man nicht übersehen und überhaupt das Bild des Volksgesanges, wie es sich aus mündlicher Aufzeichnung ergab, nach den Drucken ergänzen. Und noch von anderer Seite her erfährt das aus Erks Aufzeichnungen gewonnene Bild des märkischen Volksgesanges um 1850 eine Korrektur. Aus den Erinnerungen einer sechzigjährigen Dame, die ihre Kindheit in Ützdorf (zwischen Bernau und Biesenthal) verlebte, hat Max Bartels 1902 „Märkische Spinnstuben-Erinnerungen" veröffentlicht,[2]) die uns gut darüber unterrichten, welche Lieder ums Jahr 1850 in der Ützdorfer Spinn-

[1]) Max Friedländer: Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert, 2430.
[2]) Zeitschr. d. Ver. für Volkskunde 1278.

stube gangbar waren. Da überwiegt auch auf dem Gebiete der Ballade das Moderne; man sang H. W. v. Stamfords lehrhafte Romanze „Ein Mädchen holder Mienen, Schön Ännchen, saß im Grünen" (1780), worin das Mädchen den tugendhaft schwätzenden Verführer auf eine Tatprobe seines Edelsinns stellt, die er jammervoll besteht;[1]) man sang J. Fr. A. Kazner's schwülstige „Wilhelmine" (1779); deren Gegenstück „Weint mit mir, ihr nächtlich stillen Haine" (die verstorbene Geliebte besucht um die Geisterstunde ihren Geliebten), war wenigstens fragmentarisch im Umlauf; auch eine schwache Kunstballade unbekannten Ursprungs „In des Gartens dunkler Laube saßen abends Hand in Hand" (der aus dem Kriege kehrende Ritter findet seine Geliebte nicht mehr) war bekannt, hat sich übrigens auch in Gramzow gefunden.[2]) Beim einfachen Liede drang das Neue freilich in vollerem Strome ein als bei der Ballade, für die die ältere Volksdichtung immer noch das größere Kontingent stellte.

## 2. Natur und Menschenleben im Liede.

Zwischen der Ballade und dem Liede sind feste Grenzen gerade in der Volkspoesie nicht zu ziehen. Auch das Gefühl braucht, um für einfache und sinnesfrische Menschen sich deutlich auszusprechen, eine epische Grundlage. Klein ist die Anzahl der rein lyrischen Stücke im Volksliede von der Art des bekannten „Wenn ich ein Vöglein wär'". Sonst sehen wir fast überall konkrete Handlung. Aus praktischen Gründen empfiehlt sich dennoch eine Abgrenzung gegen die Balladen. Die Grenze ist hier so gezogen, daß zu den Balladen alle Stücke gestellt wurden, deren Handlung Anfang, Fortgang und Ende in annähernd gleichmäßiger Betonung zeigt, während unter das Lied fiel, was nur eine Situation schildert, vor allem eine typische Situation des Menschenlebens.

Von solchen typischen Lebensmomenten greift das Volkslied keineswegs nur diejenigen auf, an die jedermann sofort denkt, wie etwa den Abschied von der Geliebten oder von der Heimatstadt. Aus dem schier unerschöpflichen Liebesleben bringt es so gut wie alle Situationen, neben den rührenden auch die komischen. Aber auch das Leben der Ehegatten, der Eltern mit den Kindern, der weiteren Verwandten und der Arbeitsgenossen wird nicht vergessen. Die Natur spielt in diese Lieder wie beiläufig hinein; ein Naturbild dient etwa als Liedanfang oder steht harmonisch oder dissonierend neben den seelischen Vorgängen.

Die Natur als Mittelpunkt eines Liedes wird man selten antreffen. Zwei Lieder dieser Art wären in der Mark zu erwähnen; dem einen gab Erk die Überschrift „Waldeinsamkeit". Es reicht gewiß nicht über das 17. Jahrhundert hinaus, begegnet häufiger in fliegenden Blättern der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und wird noch im 19. häufig notiert. Seine weichere Haltung gegenüber den bisher mitgeteilten Liedern ist leicht erkennbar.

---

[1]) Über dieses Lied ausführlich John Meyer, Kunstlieder im Volksmunde, Einleitung. Erks Nachlaß 388 bringt eine Melodie und Textbruchstücke aus Neustadt a. D. 1841; ferner Aufzeichnungen aus Lennep und Greifenhagen bei Stettin.

[2]) Erks Nachlaß 3399, aus dem Jahre 1844.




1. Was kann einen mehr ergötzen
Als ein schöner grüner Wald,
Wo die Vöglein lieblich schwätzen
Und Diana sich aufhalt?
Fort mit dir, schöns Blumenfeld,
Der Wald ist mein Lustgezelt.

2. In den Wald tut sich verlieben
Kaiser, König, Fürst und Herr;
Wann mich tut ein Kreuz betrüben,
Nehm ich da mein Labung her:
Dieses ist mein Medizin
Macht mich gesund, wann ich krank bin.

3. Wann ich tu vom Schlaf erwachen,
Singen mich die Vöglein an,
Mir ein schönes Hofrecht machen;
Jedes rufet sein Gespann,
Musizieren mir so lang,
Bis ich was von Wildpret fang.

4. Wann die heißen Sonnenstrahlen
Ganz ermatten alle Tier,
Daß vor Hitz darniederfallen,
So gibt mir der Wald Quartier;
Deckt mich zu mit Laub und Äst,
Daß ich ruh aufs allerbest.

5. Wann ich seh die Rehlein scherzen
Und die Hirschlein Paar und Paar,
So gefällt es mir von Herzen,
Wann ich diese liebe Schaar
Springen seh bald da, bald dort;
Bald stehns still, bald laufens fort.

6. Kommt ein Has' und tut mich sehen
Ist da meine größte Freud';
Er vor Schrecken still bleibt stehen
Als wär's schon sein letzte Zeit.
Kehrt sich um, salviert sich bald
Wiedrum in den dicken Wald.

7. Tut der alte Fuchs mich spüren,
Wenn ich rausche in dem Laub,
Tut er nur mein Schnaufen hören,
Macht er sich gleich aus dem Staub.
Macht mit mir bald diesen Schluß:
Weit davon ist gut vorm Schuß.

8. Alle Tierlein mir zu Ehren,
Kommen aus dem Wald herfür,
Grüßen mich als ihren Herren,
Kommen Paar und Paar zu mir.
Und bedienen mich so geschwind
Trotz dem stolzen Hofgesind.

9. Nun ade, im Wald verbleibe,
Solang ich auf Erden leb';
Nur dem Wald ich mich verschreibe,
Nun ade, du schnöde Welt!
Ich verbleib allzeit dem Wald,
Bis die Welt zusammenfallt.

Das andere Lied steht auf der Grenze zwischen Rührung und Scherz und gehört etwa derselben Zeit an. Es ist das von Storm durch Aufnahme in sein „Hausbuch Deutscher Lyrik" geehrte Lied „Häsleins Klagen". V. d. Hagen brachte in dem erwähnten zweiten, nicht zum Druck gelangten Bande der von ihm und Büsching heraus-

gegebenen Volkslieder eine märkische Fassung (als Nr. 1), und an Erk ward das Lied aus Cüstrin und Groß-Neuendorf eingesandt.[1])

Groß-Neuendorf.




Lieblicher und ansprechender sind die Bilder der Natur, die in das Volkslied nur beiläufig eingestreut sind. Ein schönes Beispiel dafür ist das Lied „Verzeihung", das in Gramzow in der Uckermark und in Berlin gefunden wurde.[2])

1. Es leuchtet schon wieder
Der Himmel so blau,
Die Blümlein verwelken
Bei dem lieblichen Tau.

2. Wohl alle die Veilchen
Die blühen bei der Nacht,
Die haben mein Herze
Zum Verlieben gebracht.

3. Einst stand ich unter Linden
In einem grünen Wald,
Da kam ja mein Schönster
Und küßte mich bald.

4. „Warum bist du nicht gekommen,
Als ich dich gerufen hab?
Denn du hättest vernommen,
Daß mein Herze du warst."

5. „Ja vorhin warst du spröde,
Aber nun und nimmermehr!"
„Ei so bitt ich dich, mein Engel,
Verzeih es doch mir."

Das Lied gehört bereits der Gruppe von Volksliedern an, die allenthalben am reichsten blühte: den Liebesliedern. Das Singen überhaupt ist in erster Linie Sache der jungen Mädchen und Burschen. Sie sind die wichtigsten Träger des Volksgesanges. Welche Motive aber liegen ihnen näher, als die des Liebeslebens?

Man mag an die Spitze dieser Gruppe füglich die bekannten Verse stellen:

In einem kühlen Grunde
Da treibet ein Wasser das Rad,
Das treibet nicht anders als Liebe
Von Abend bis in die Nacht —

die so noch 1853 in Hohensaathen gehört wurden,[3]) oder man mag ein balladenartiges Lied voranstellen, in dem die überlegene Kraft der Liebe über andere menschliche Ver-

[1]) Erks Nachlaß $30_{508}$. Erk-Irmer $5_{50}$.
[2]) Liederhort Nr. 106. Erks Nachlaß $8_{185}$.
[3]) Erks Nachlaß $20_{249}$.

hältnisse in einer dramatisch packenden Situation lebendig wird. Es ist das Lied: „Loskauf", das 1635 in Daniel Friedericis „Neuen Arien" begegnet, in Norddeutschland und Mitteldeutschland oft aufgezeichnet ward, und auch in der Mark lebte.[1])




1. „Ach Schiffmann, du feingütiger Mann,
Halte nur dein Schiff so lange wie du kannst;
Ich hab' einen Vater, der liebet mich
Und löset wieder mich
Aus diesem schönen Schiff."

Der Vater angegangen kam,
Die Tochter sah ihn traurig an:
„Ach, Vater, versetz dein schwarzen Rock
Und löse wieder mich
Aus diesem schönen Schiff."

„Mein schwarzen Rock versetz ich nicht,
Dein junges Leben rett ich nicht,
Ach Schiffmann, laß nur sinken,
Die schöne Magdalen, die soll ertrinken."

2. „Ach Schiffmann, du feingütiger Mann,
Halte nur dein Schiff so lange wie du kannst,
Ich hab' eine Mutter, die liebet mich
Und löset wieder mich
Aus diesem schönen Schiff."

Die Mutter angegangen kam,
Die Tochter sah sie traurig an:
„Ach Mutter, versetz dein braunes Kleid
Und löse wieder mich
Aus diesem schönen Schiff."

„Mein braunes Kleid versetz ich nicht,
Dein junges Leben rett' ich nicht,
Ach Schiffmann, laß nur sinken,
Die schöne Magdalen, die soll ertrinken."

3. „Ach Schiffmann, du feingütiger Mann,
Halte nur dein Schiff so lange wie du kannst,
Ich hab' einen Bruder, der liebet mich
Und löset wieder mich
Aus diesem schönen Schiff."

Der Bruder angegangen kam,
Die Schwester sah ihn traurig an:
„Ach Bruder, versetz dein braunes Pferd
Und löse wieder mich
Aus diesem schönen Schiff."

---

[1]) Liederhort Nr. 40a (Wilsnak, Gramzow; danach oben). Erks Nachlaß $28_{743}$ (Alt-Töplitz); $28_{842}$ (Joachimsthal).

„Mein braunes Pferd versetz ich nicht,
Dein junges Leben rett' ich nicht;
Ach Schiffmann, laß nur sinken,
Die schöne Magdalen, die soll ertrinken."

„Meinen grünen Kranz versetz ich nicht,
Dein junges Leben rett' ich nicht,
Ach Schiffmann, laß nur sinken,
Die schöne Magdalen, die soll ertrinken."

4. „Ach Schiffmann, du feingütiger Mann,
Halte nur dein Schiff so lange wie du kannst,
Ich hab' eine Schwester, die liebet mich
Und löset wieder mich
Aus diesem schönen Schiff."

Die Schwester angegangen kam,
Die Schwester sah sie traurig an:
„Ach Schwester, versetz dein grünen Kranz
Und löse wieder mich
Aus diesem schönen Schiff."

5. „Ach Schiffmann, du feingütiger Mann,
Halte nur das Schiff so lange wie du kannst,
Ich hab' einen Liebsten, der liebet mich
Und löset wieder mich
Aus diesem schönen Schiff."

Der Liebste angegangen kam,
Die Liebste sah ihn traurig an:
„Ach Liebster, versetz dein blankes Schwert
Und löse wieder mich
Aus diesem schönen Schiff."

„Mein blankes Schwert versetz ich wohl,
Dein junges Leben rett' ich schon;
Ach Schiffmann, komm zu Rande
Die schöne Magdalen, die soll zu Lande."

Es gibt außerdeutsche Lieder, die das gleiche Motiv in recht ähnlichen Situationen ausprägen. Man wird für das Lied höheres Alter, als die erste literarische Spur bezeugt, annehmen dürfen.[1])

Die große Masse der anderen Liebeslieder spiegelt die einzelnen Momente des Liebeslebens, wie es sich im ländlichen Lebenskreise gestaltet. Die Werbung des jungen Burschen auf dem Dorf beginnt mit dem „Fensterln", wie der bekannte süddeutsche Ausdruck lautet. Mit drolliger Ungeduld stammelt der Liebhaber:

Ich kann nicht sitzen, ich kann nicht stehen,
Ich muß zu meinem Schätzchen gehen,
Zu meinem Schätzchen muß ich gehen
Und wenn ich soll vorm Fenster stehen.

Aber nicht immer wird ihm willkommener Einlaß, wie in dem Liede dieses Anfangs, das in Groß-Neuendorf und Perleberg bezeugt ist.[2]) Anderwärts muß er hören: „Hätt'st du einen anderen lieb, wäre ich auch nicht betrübt, fragte nichts nach dir" (Prenzlau).[3]) Oder der in winterlicher Abendluft Frierende wird noch geneckt:

„Friert's dich an dein Fingern,
Zieh Handschuh drauf an,
Damit du kannst klopfen:
Klopf noch einmal an!"

Der so Abgefertigte sagt in einem verbreiteten Liede „Liebesklage und Abschied" der Spröden wehmütig für immer Lebewohl. Als beste Probe derartiger Lieder folge

[1]) Vgl. Reifferscheid: Westfälische Volkslieder S. 138.
[2]) Liederhort Nr. 126.
[3]) Erk-Irmer 24.

hier dieses in Oranienburg und Hohensaathen notierte,[1]) auch in fliegenden Blättern Berliner Ursprungs gedruckte Lied[2]) vollständig.




1. Heut hab ich die Wach' allhier,
Schönstes Kind, vor deiner verschlossenen Tür:
Warum stehest du nicht auf und lässest mich nicht ein?
Wie kannst du denn so unbarmherzig sein!

2. Harfenklang und Saitenspiel
Die hab ich lassen spielen so oft und viel,
Ich hab sie lassen spielen so oft und viel,
Bis daß mir keine Saite mehr klingen will.

3. Ach in Trauern muß ich schlafen gehen,
In Trauern muß ich wiederum früh aufstehen,
In Trauern und in Weinen verbring' ich meine Zeit,
Dieweil ich nicht kann haben, die mein Herz erfreut.

4. Geht dir's wohl, so denk an mich,
Geht dir's aber übel, so kränkt es mich.
Froh wollt' ich sein, wenn's dir und mir wohlgeht,
Obschon mein jung frisch Herze in Trauern steht.

5. Hohe Berg und tiefe Tal,
Jetzt seh ich mein lieb Schätzchen zum allerletztenmal
Die Sonn' und auch der Mond, das ganze Firmament,
Das wird um mich trauern bis an mein End.

In der großen Stadt gab es natürlich keine abendlichen Fenstergänge; das Sonntagsvergnügen ist da der gegebene Anknüpfungspunkt. So sang man denn in Berlin C. A. Tiedges „Sie ging zum Sonntagstanze" (1815) in etwas verkürzter Form und hatte in den Eingangsstrophen sicherlich das richtige Bild der städtischen Sitten:

1. Sie ging zum Sonntagstanze,
Schön klang Musikgetön;
Und sie im grünen Kranze
Sie war so wunderschön.

2. Heut, dacht ich, kannst du's wagen,
Du kannst ja mit ihr gehen,
Ihr dies und jenes sagen
Und ihr dein Herz gestehn.

[1]) Liederhort Nr. 132. Erks Nachlaß 20335.
[2]) Nach einem solchen Büsching 2, Nr. 20.

3. Ich ging ihr nach, sie eilte
Dahin am Lärchenhain,
Und wo der Weg sich teilte,
Da holt ich sie erst ein.

Man erkennt, wie sich in der Stadt mit Notwendigkeit Neueres an die Stelle des Alten setzte. Noch mehrfach werden wir bei den Liebesliedern eine jüngere Schicht neben der alten liegen sehen.

Freier und kecker geben sich eine Reihe von Liedern, die den (hier unter den Standesliedern behandelten) Jägerromanzen nahestehen. Es ist ein ausgebildeter Typus: Der Rahmen ist die freie Natur, Wald und Wiese, der Liebhaber ein Reiter oder Jägersmann, der Inhalt stürmisches Werben und rasch gewährte Gunst, seltener Ablehnung. Dieser Art ist „Die Graserin und der Reiter" (Erk's Liederhort S. 124) und das übermütige Lied vom Rosengarten (Erk-Irmer 4, S. 68):




2. „Die Lämmlein gehör'n der Mutter.
Geb' er dem Pferde sein Futter;
Wir woll'n ein wenig bei Seite gehn,
Daß uns nicht alle Leute sehn."
Da lachte sie.

3. Sie gingen in Rosengarten:
Ein'n Dorn in Fuß getreten!
Ein'n großen Dorn in linken Fuß,
Daß sie dreiviertel Jahr hinken muß!
Da weinte sie.

4. Die Mutter die kam gegangen
Mit einer langen Stange:
„Wo bist du gewesen, du lose Dirn,
Daß ich die Lämmlein suchen muß!"
Da weinte sie.

5. „Ich bin gewesen im Garten:
Ein'n Dorn in Fuß getreten!
Ein'n großen Dorn in linken Fuß,
Daß ich dreiviertel Jahr hinken muß!"
Da weinte sie.

6. Die Mutter die kam mit dem Spaten;
Sie wollte den Dorn ausgraben.
„O Mutter, den Dorn kriegen Sie nicht raus!
Ich muß ihn erst tragen in d's Reiters Haus."
Da weinte sie.

7. Das erste Jahr lag's in der Wiegen,
Das zweite Jahr lernte es kriechen;
Das dritte Jahr hatt es keine Not;
Das vierte Jahr aß es Butter und Brot.
Da lachte sie.

Um die Treue oder Untreue des Liebhabers dreht sich eine große Zahl bald mehr lyrischer, bald zur Ballade hinüberneigender Lieder, als deren Sänger (doch nicht die Verfasser) wir uns oft die jungen Mädchen des Dorfes werden denken müssen. Sehr schön wird die Treue verherrlicht in einer flott voranschreitenden Ballade „Der treue Knabe". Sie fand sich u. a. in einem gut erhaltenen Texte vom Jahre 1852 aus Hohensaathen (Nachlaß 20 252):




1. Es war einmal ein feiner Knab,
Der liebt ein Mädchen von achtzehn Jahren.

2. Von achtzehn Jahr'n hat er sie lieb,
Seine Lieb und Treu nimmt kein Ende mehr.

3. Der Knabe reiste ins fremde Land,
Unterdessen ward sein Feinsliebchen krank.

4. So krank, so krank bis in den Tod,
Drei Tage, drei Nächte sprach sie kein Wort.

5. Sie schickten dem Knaben die Botschaft nach,
Daß sein Feinsliebchen im sterben lag.

6. Und als der Knab die Botschaft kriegt,
Daß sein Feinsliebchen so krank da liegt,

7. Der Knabe verließ sein Hab und Gut,
Zu sehn, was sein Feinsliebchen tut.

8. „Guten Tag, guten Tag, Feinsliebelein,
Was liegst du hier im Bett allein?"

9. „Guten Tag, guten Tag, du feiner Knab,
Mit mir wird's heißen bald in das Grab."

10. „Nicht so, nicht so Feinsliebelein,
Unsre Lieb und Treu muß länger sein."

11. „Das dank dir Gott, du feiner Knab!
Mit mir wird's heißen bald in das Grab."

12. Der Knab der nahm sie in seinen Arm,
Bald war sie kalt und nicht mehr warm.

13. „Geschwind, geschwind, kriegt mir ein Licht,
Feinsliebchen stirbt, daß 's niemand sieht."

14. „Nun muß ich tragen ein schwarzes Kleid,
Ein schwarzes Kleid und noch viel mehr,
Das Weinen und Trauern nimmt kein
[Ende mehr."

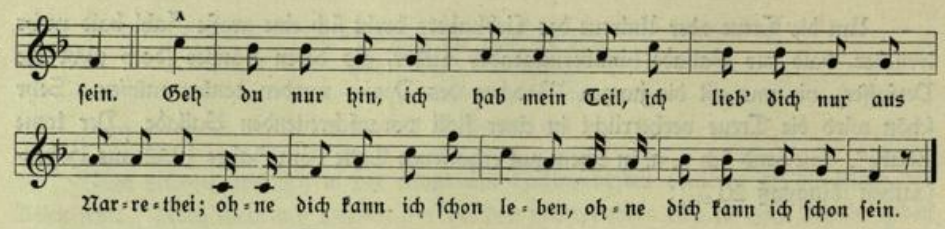
Weitere Texte sind aus Birkenwerder, Dannenberg, Ketzin, Pritzwalk bekannt.[1])

Größer ist die Zahl der Lieder, die von Flatterhaftigkeit und Untreue, von leichtherziger Sommerliebe erzählen. Ihr Ton ist keineswegs vorwiegend sentimental oder gar tragisch, viele sind auf ein resolutes „Wie du mir, so ich dir" gestimmt. So das frische Lied „Husarenliebe":[2])




[1]) Erks Nachlaß 355; 31969; 28556.

[2]) Liederhort S. 264.




Er: 1. Wohlan, die Zeit ist kommen,
Mein Pferd, das muß gesattelt sein!
Ich hab mir's vorgenommen,
Geritten muß es sein!
Geh du nur hin, ich hab mein Teil,
Ich lieb dich nur aus Narretei,
Ohne dich kann ich schon leben,
Ohne dich kann ich schon sein.

2. So setz ich mich auf Pferdchen
Und trink ein Gläschen kühlen Wein,
Und schwör bei meinem Bärtchen,
Dir ewig treu zu sein.
Geh du nur hin, ich hab mein Teil usw.

Sie: 3. Du denkst, ich werd dich nehmen,
Ich hab's noch nicht im Sinn, Sinn, Sinn;
Ich muß mich deiner schämen,
Wenn ich in Gesellschaft bin.
Geh du nur hin, ich hab mein Teil usw.

4. In meines Vaters Garten,
Da wächst eine schöne Blum', Blum', Blum';
Drei Jahre soll ich noch warten,
Drei Jahr sind bald herum.
Geh du nur hin, ich hab mein Teil usw.

Er: 5. Du glaubst, du bist die Schönste
Wohl auf der ganzen weiten Welt,
Und auch die Angenehmste —
Ist aber weit gefehlt.
Geh du nur hin, ich hab mein Teil usw.

6. In meinen jungen Jahren,
Da will ich allzeit lustig sein,
Kein Kreuzer will ich sparen,
Versoffen muß er sein!
Geh du nur hin, ich hab mein Teil usw.

„Frank und frech" nannte Goethe dieses Lied, als er es im „Wunderhorn" fand.

Auf einen verwandten Ton gestimmt ist das Lied „Absage" (Schönwalde, Nauen)[1]), doch ist die Form hier rein lyrisch:

[1]) Erks Nachlaß 28 886; 45. Liederhort Nr. 145.

1. Willst du mich denn nicht mehr lieben,
Ei, so kannst du's lassen sein!
Ich werd mich drum nicht betrüben
Und kann leben ganz allein.

3. Glaub, du machst mir keinen Kummer,
Wenn du läßt zufrieden mich:
Eine Schwalbe macht kein Sommer,
Leicht kann ich vergessen dich.

Viel ernster als das Mädchen, das hier spricht, nimmt der Liebhaber des Liedes „Liebeswunden" (Potsdam, Hohensaathen)[1] seines Mädchens Wankelsinn:

Ich wollt ich läg und schlief,
Viel tausend Klafter tief
Im Schoß der kühlen Erden,
Weil du mein nicht kannst werden
Und nichts zu hoffen hab,
Als nur das kühle Grab.

Vollends ins Tragische wendet sich eine Ballade, die in der Mark sehr geläufig gewesen sein muß; Erk betitelt sie „Falsche Liebe" (Liederhort Nr. 11). Sie erzählt von einem Mädchen, das zwei Knaben lieb hatte, und von ihrem jähen Tode durch die Hand des rückkehrenden ersten Geliebten. Das freudige Naturbild des Anfangs läßt den schlimmen Fortgang nicht vermuten.

Es kann mich nichts Schönres erfreuen,
Als wenn der Sommer angeht;
Da blühen die Rosen im Walde,
Soldaten marschieren ins Feld.

Das Lied ist durch ganz Deutschland verbreitet. Märkische Texte fanden sich in Dannenberg, Dreetz, Göttin, Müggelsheim, Paretz, Schönermark.[2] Eine ältere Fassung, die sprunghafter voranschreitet und durch ein anderes schönes Naturbild im Eingange ausgezeichnet ist, zeichnete Goethe 1771 im Elsaß für Herder auf. Hier beginnt das Lied: „Es stehen drei Sterne am Himmel, die geben der Lieb ihren Schein." Von der Melodie dieser älteren Fassung[3] sagte Herder: „Sie hat das Helle und Feierliche eines Abendgesanges, wie unter dem Lichte der Sterne."

Eine jähe Eifersucht, die wir verstehen können, führt hier dem Liebhaber die Hand zum tödlichen Streiche. Daß Eifersucht auch der Hintergrund des Liedes vom „Verwundeten Knaben" ist, wird nicht sofort erkennbar. Aber gewiß wird es die richtige Deutung sein, daß der Knabe, den das Mädchen im Walde verwundet findet und der in ihren Armen stirbt, von einem Nebenbuhler verwundet worden ist. Das Lied gehört zum alten Volksgute, seine erste literarische Spur begegnet in den „Bergreihen" von 1531.[4] In der Mark war es ebenso bekannt, wie in den meisten anderen deutschen Landschaften.[5]

Nicht nur Eifersucht, auch „die falschen Zungen" brechen zerstörend in das Glück der Liebenden ein. Ihnen zu entgehen, verbirgt sich die Liebe vor den Menschen. Das

[1] Erks Nachlaß $25_{209}$; $20_{275}$. Liederhort S. 268.
[2] Erks Nachlaß $31_{212, 248, 223, 805, 971}$.
[3] Siehe Erk-Böhme $I_{164}$.
[4] Ausgabe von John Meyer S. 69.
[5] Liederhort Nr. 34.

Glück und das Bangen der heimlichen Liebe schildern ein paar Volkslieder, von denen das von Erk unter dem Titel „Liebesschmerz" gegebene (Liederhort S. 354) in der Mark am meisten verbreitet gewesen zu sein scheint; Aufzeichnungen liegen aus Birkenwerder, Dahme und Paarstein vor.[1]) In fliegenden Blättern des späteren 18. Jahrhunderts ist es oft überliefert, sein hauptsächliches Verbreitungsgebiet scheinen die mitteldeutschen Landschaften zu sein. Von dem Tone mögen zwei Strophen eine Vorstellung geben:

3. Schau an, schau an mein bleiches Angesicht,
Schau wie mich die Liebe hat zugericht!
Kein Feuer ist auf Erden, das brennet also [heiß,
Als verborgene Liebe, die niemand weiß.

4. Dorn und Disteln die stechen gar zu sehr,
Aber falsche Zungen noch viel mehr,
Viel lieber wollt ich gehn, wo Dorn und [Disteln stehn,
Als wo zwei falsche Zungen beisammen stehn.

Die heimliche Liebe ist auch das Thema einer Ballade „Schlächters Töchterlein", die in Birkenwerder aufgezeichnet wurde.[2]) Das Mägdlein des Liedes leugnet keck das Gerede der Leute, die sie mit einem Fähnrich aufziehen; aber alles hat seine Richtigkeit, und als der Liebhaber um Mitternacht anpocht, setzt sie sich hinter ihn auf sein Pferd und trägt einem begegnenden Schweinehändler übermütige Grüße an die Heimat auf. Die Technik und die Formeln der Volksballade alten Stiles sind geläufig gehandhabt.

Mutwille und Scherz, wie er im Schluß dieses Liedes hervorbricht, spricht sich wohl auch in selbständigen kleinen Liedern aus, besonders als Neckerei unter den Liebenden. Dieser Art ist der aus Studentenkreisen ins Volk gedrungene Liebesgruß: „Wenn du zu meinem Schätzlein kommst, sag ich lass' sie grüßen" mit der Pointe:

Wenn sie fraget, ob ich krank,
Sag, ich sei gestorben.
Wenn sie an zu weinen fangt,
Sag, ich käme morgen.

Erk nahm das Lied in Berlin aus mündlichem Gesange auf (Liederhort S. 216).

Alle Töne des Scherzes und Ernstes, der Wehmut und der Innigkeit, ja fast jedes Motiv, das die Liebeslyrik des Volkes überhaupt ausgebildet hat, klingt irgend einmal an in den zahlreichen Liedern vom Scheiden und Meiden. Zu dieser Gruppe hat auch jede Zeit ihren Beitrag geliefert, und es wäre reizvoll, die wechselnden Stilarten an dem gleichen Motive zu studieren. Die in der Mark verbreitetsten Lieder dieser Art gehören nicht der ältesten Schicht des Volksliedes an; es sind die Lieder: „Schatz, mein Schatz, warum so traurig," vielleicht das älteste der Gruppe, das auch bis in den tiefsten Süden des deutschen Sprachgebietes verbreitet ist,[3]) von dessen Alter wir aber nur feststellen können, daß es Ende des 18. Jahrhunderts bereits im Volke geläufig war.[4]) Dann das bekannte, im Anfang des 18. Jahrunderts schon gesungene, „Es ritten drei

[1]) Erks Nachlaß 3 266; 31 113.

[2]) Erk-Irmer 6 8.

[3]) Siehe die Nachweise bei Köhler-Meyer Nr. 118.

[4]) Bragur 1 170, 272 aus dem geschriebenen Liederbuche eines Handwerksburschen. Nach einem Berliner fliegenden Blatte von zirka 1820 bei Büsching 2, Nr. 8.

Reiter zum Tore hinaus",[1]) endlich das bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts verfolgbare schöne Lied: „Nun, so reis ich fort von hier und muß Abschied nehmen," dessen erste Strophe hier als Probe folge (Liederhort S. 261).




Moderner gehalten, nach aller Wahrscheinlichkeit in das späte 18. Jahrhundert gehörig, ist das Abschiedslied „Wahre Freundschaft soll nicht wanken" (Erk-Irmer 6, 30), das auch in der Mark bekannt war. Den sentimentaleren Ton zeigen deutlich zwei mittlere Strophen:

4. So nimm nun hin vom blassen Munde,
Den Abschiedskuß, der leise spricht:
Ach denk an diese Trennungsstunde,
O einz'ger Freund, vergiß mein nicht!

5. Im stillen werd ich Tränen weinen,
Und träumend dir zur Seite stehn;
Und seh ich Gottes Sonne scheinen
Werd ich um deinen Segen flehn.

Eine eigenartige Stellung nimmt unter den Abschiedsliedern das Lied ein, das in mehreren Sammlungen den Titel „Rosengarten" trägt und durchaus den Stil der älteren Volkslieder innehält. Hier handelt es sich nicht um einfachen Abschied, sondern zugleich um Absage an einen reichen und darum zu dem ärmeren Mädchen doch nicht recht passenden Liebhaber. Es war an vielen Orten der Mark lebendig (Oranienburg, Perleberg, Seehausen, Gramzow) und auch im übrigen Deutschland zum Teil bis in die jüngste Zeit hinein bekannt.[2])

Liederhort S. 351.




1. „Ade, mein Schatz, und ich muß fort,
Ich muß dich meiden,
Von dir abscheiden,
An fremden Ort."

2. „Schatz, gehst du denn so weit von hier?
Im Rosengarten
Will deiner warten
Im grünen Klee."

[1]) Nach Büsching 2, Nr. 17 in der Berliner Gegend gangbar. — Zum Alter des Liedes: Elwert, Reste alten Gesanges, Nachwort S. 138.

[2]) Über die Verbreitung s. Mariage, Volkslieder aus der badischen Pfalz, S. 205; Mark: Liederhort S. 351 Anm. — Älteste Aufzeichnung bei Elwert Nr. 15.

3. „Brauchst meiner nicht zu warten, bin viel zu schlecht,
Frei dir ein Reiche,
Die deines Gleichen,
Ist eben recht."

4. „Ich frei ja nicht nach Geld und Gut:
An Gottes Segen,
Ist alles gelegen,
Wer's glauben tut."

5. „Wer's glauben tut, der ist nicht hie,
Ist fortgegangen,
Wird wiedrum kommen
Spät oder früh."

6. „Kommst du nicht zur rechten Zeit,
So sind wir beide
Geschiedne Leute
Auf ew'ge Zeit."

7. Wer hat denn dies Lied erdacht?
Es haben's gesungen
Drei Goldschmidtssjungen
Zur guten Nacht.

Die Nennung des Verfassers im Schlußverse liegt durchaus in der alten Tradition vom 16. Jahrhundert her, ist aber nicht als verlässiges Zeugnis zu werten.

Den Reichtum volkstümlicher Liebeslyrik, der in der Mark sich nicht geringer erwies als im südlichen Deutschland, wird unsere Übersicht nicht erschöpfend, doch nach den wesentlichsten Seiten hin gezeigt haben. Die Liebeslieder zeigen innerhalb der Volksdichtung den freiesten Ton, das anmutigste Spiel der Phantasie; in der Zeit der Jugendliebe fühlt auch der einfachste Mensch sein oft hartes Dasein erhöht. Wir vernehmen sofort einen ganz anderen Ton, den derber Realistik und drastischen Spottes, wenn wir zu den Liedern weitergehen, die andere Stoffe des Lebens aufgreifen.

Das Leben der Ehegatten sieht das Volkslied gern gleich der Schwankdichtung des 15. und 16. Jahrhunderts von der komischen Seite an, und viel derber Spott kommt in den Liedern dieser Art zum Ausdruck. Den kleinen Mann an der Seite der großen Frau schildert mit kräftiger Laune ein sehr beliebtes Lied, das in Berlin mehrfach, dann in Spandau, Brandenburg, Ketzin bei Nauen und in der Umgebung von Prenzlau aufgezeichnet wurde.[1]) Die Berliner Fassung lautet:[2])

1. Kleen Mann will groß Frau hab'n;
he, juchhe! :/:
Kleen Mann will groß Frau hab'n,
Heidideriderallala,
he, wat ick seh!

2. Groß Frau nach'm Markte ging,
Kleen Mann muß zu Hause bleib'n.

3. Muß Messer und Gabeln abwasch'n,
Muß zehn Pfund Garne spinn'n.

4. Groß Frau zu Hause kam:
„Kleen Mann, wat hast gemacht?"

5. „Hab Messer und Gabeln abgewasch'n,
Hab zehnmal 'rum gesponn'n."

6. Groß Frau nahm'n Wockenstock,
Schlug kleen Mann uf en Kopp.

7. Kleen Mann zum Nachbar sprang:
„Meine Frau hat mir geschlag'n."

8. Nachbar sprach: „Det is recht;
Meine Frau hat's ebenso gemacht!"

Mit diesem Liede ist ein anderes nahe verwandt, wahrscheinlich direkt aus ihm hervorgegangen, das beginnt: „D'olle Frau will to Biere goahn." Auch hier hat die Frau die Hosen an. In Klein Mutz bei Zehdenick sang man es 1842 wie folgt (Erks Nachlaß $3_{48}$):

[1]) Erks Nachlaß $3_{47}$ f.
[2]) Erk-Irmer $3_{42}$.

1. D' olle Frau wull to Biere goahn,
Hei, juchhei!
D' olle Mann wull ook met goahn,
Heididdel liddel lum tum tum, hei tum tum tei.

2. D' olle Mann mütt to Huse bliewn,
Mütt de kleinen Kinner weegn.

3. As de olle Frau to Huse kam,
Här de olle Mann nich iwg gespunn'n.

4. „Hab's dreimal abgewun'n,
Hab auch Schüssel und Teller abwascht."

5. De olle Frau kriegt den Wockenstock,
Heef den ollen Mann wol öwer den Kopp.

6. De olle Mann sprung noht Noobers Huus:
„Herr Noober, min olt Wief hät mi schloan."

7. „Ja mine möckt't ewen so,
Willn beid' to Amte goahn."

8. To Amte goahn, det helpt uns nich,
De Amtmann säggt: „Dät is recht!"

9. As de olle Mann to Huse kam,
Da lacht em d' olle Wief wä fründlich an.

10. „Is de Buck nu rut ut 'n Kohl?
Ick dacht, et würr ewig duhrn."

Richtet sich die Satire dieser Lieder gegen den schwächlichen Siemann, so anderwärts gleichmäßig gegen Mann und Frau. Das Lied „Weltlauf" (Liederhort S. 360), beginnend: „Frau, du sollst nach Hause kommen, denn dein Mann ist krank," das die ihres Mannes überdrüssig gewordene, aber für neue Freier sehr zugängliche Frau mit witziger Pointe schildert, hat sein genaues Gegenbild in Liedern, die beginnen: „Mann, du sollst nach Hause kommen, deine Frau ist krank." In Könnebeck bei Lindow (Grafschaft Ruppin) lautet das Lied folgendermaßen (Nachlaß $28_{254}$):




„Mann, du sollst nach Hause kommen,
Deine Frau ist krank."
„Ist sie krank, so bleibt sie krank,
Liegt sie auf der Ofenbank.
Ich geh nicht mehr um und um,
Ich geh nicht nach Haus."

„Mann, du sollst nach Hause kommen,
Deine Frau ist tot."
„Ist sie tot, so bleibt sie tot,
Frißt sie nimmermehr kein Brot.
Ich geh nicht mehr um und um,
Und ich geh nicht nach Haus."

„Mann, du sollst nach Hause kommen,
Die Träger sind in deinem Haus."
„Und sind die Träger in meinem Haus
Und tragen sie die Alte mit heraus:
Ich geh nicht mehr um und um
Und ich geh nicht nach Haus."

„Mann, du sollst nach Hause kommen,
Die Jungfern sind in Deinem Haus."
„Und sind die Jungfern in meinem Haus,
So trink ich erst ein Glas Wein aus,
Und dann geh ich wohl um und um
Und dann geh ich nach Haus."

Auch in Neustadt-Eberswalde war das Lied bekannt.[1])

[1]) Büsching 1, Nr. 15.

Den lockeren Weibern gilt der Spott einer ganzen Reihe schwankhafter Lieder. Durch alle Landschaften verbreitet und bis zum heutigen Tage geläufig ist das Lied vom Bauer im Heu, der nur scheinbar ausgegangen ist, in Wahrheit aber hinter der Tür seiner Frau Stelldichein mit einem Liebhaber beobachtet.[1]) Von ähnlichem Schlage ist das Wiegenlied mit dem Refrain: „Mein Mann ist zu Haus," durch das die Frau den zu früh eingetroffenen Liebhaber warnen will (Erk-Irmer $6_{58}$).

Schwankhaft und locker ist auch das Lied vom Edelmann, der in einem Hafersack verborgen bei des Müllers Tochter sich einschleicht (Erk-Irmer 2, S. 13); das Mädchen aber macht durch den Ruf „ein Dieb" seine Absichten zunichte, und das Lied schließt moralisch:

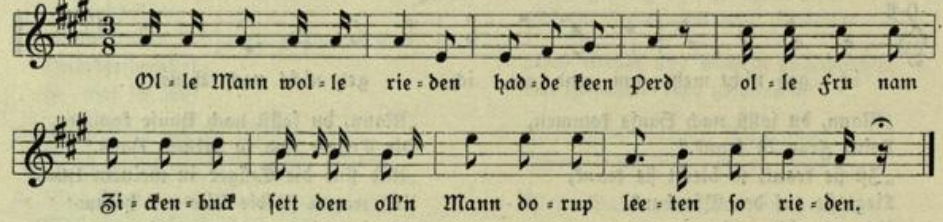
„Den Edelmann, den mag ich nicht,
Einen braven Burschen versag ich nicht,
Ein braven Burschen muß ich haben
Und sollt ich ihn aus der Erde rausgraben."

Die Grenze zwischen derbem Schwank und bloßer Zote ist in den Liedern von den lockeren Weibern oft verwischt. Reiner erklingt der Ton kräftiger Volkssatire in dem Spott auf die alten Weiber (Liederhort S. 381):

Miff, muff geht's im Haus
Den ganzen Tag herum,
Junge Mädel gehn halt grade,
Alte Weber gehen krumm!

Wer so 'nen alten Schimmel
In seinem Hause hat,
Frißt sich ab sein junges Leben
Und kommt früh ins Grab!

Aber auch die alten Männer, die närrisch werden, bekommen einen Pritschenschlag. Das Lied: „Olle Mann wolle rieden" ist eine prächtige volkstümliche Burleske voll ausgelassenen Übermuts. Es fand sich in der Mark Brandenburg in besonders guter Erhaltung.[2])




1. Olle Mann wolle rieden,
Hadde keen Perd,
Olle Fru nam Zickenbuck,
Sett den oll'n Mann dorup,
Leeten so rieden.

2. Olle Mann wolle rieden,
Hadde keen Pietsch,
Olle Fru nam Strumpenband,
Gaf en den in de Hand,
Leeten so rieden.

[1]) Ungedruckte Fassung aus dem mündlichen Gesange der Berliner Gegend: Büsching 2 Nr. 5. — Jüngste Aufzeichnung bei Mariage.

[2]) Die abgedruckte Fassung „aus dem Brandenburgischen" bei Erk-Irmer $2_{14}$. Ferner aus Groß-Neuendorf bei Firmenich $1_{124}$. — Weiteres bei A. Kopp, Ältere Liedersammlungen 1906, S. 89.

3. Olle Mann wolle rieden,
Hadde keen Sadd'l,
Olle Fru nam Ziegelsteen,
Klemt em den mank de Been,
Leeten so rieden.

4. Olle Mann wolle rieden,
Hadde keen Toom,
Olle Fru nam Hemdensoom,
Mäkt em en Perdetoom,
Leeten so rieden.

5. Olle Mann wolle rieden,
Hadde keene Stebbeln,
Olle Fru nam Emel an, (Eimer)
Stülpt em den an de Been,
Leeten so rieden.

6. Olle Mann wolle rieden,
Hadde keen Sporn,
Olle Fru nam Harkentähn,
Steckt em den in de Been,
Leeten so rieden.

7. Olle Mann wolle rieden,
Hadde keen Rock,
Olle Fru nam Underrock,
Schmeet em den über'n Kopp,
Leeten so rieden.

8. Olle Mann wolle rieden,
Hadde keen Hoot,
Olle Fru nam Pinkeltopp,
Sett'n oll'n Mann uf d'n Kopp,
Leeten so rieden.

Trefflich ist auch das Lied von der „Jungen Schnur und alten Schwieger". Es stammt noch aus dem 16. Jahrhundert und gehört zu den verbreitetsten Volksliedern überhaupt. Wir geben es hier so, wie es in Berlin 1855 gehört wurde (Erks Nachlaß $28_{736}$).

1. „Willst du denn mein Söhnchen haben,"
Sprach die alte Schwiegerin;
„Ja ich will ihn haben,
Ja ich muß ihn haben,"
Sprach das junge Mädchen wieder.

2. „Wo wollt ihr denn euer Brot hernehmen?"
Sprach die alte Schwiegerin.
„In dem Bäckerladen,
Da ist Brot zu haben,"
Sprach das junge Mädchen wieder.

3. „Wo wollt ihr denn euer Fleisch hernehmen?"
Sprach die alte Schwiegerin.
„Auf der Schlächterbank,
Wo der Ochse hangt,"
Sprach das junge Mädchen wieder.

4. „Wo wollt ihr denn euer Geld hernehmen?"
Sprach die alte Schwiegerin.
„Auf der Wechselbank
Liegt das Geld so blank,"
Sprach das junge Mädchen wieder.

5. „Wo wollt ihr euer Holz hernehmen?"
Sprach die alte Schwiegerin.
„Aus dem grünen Wald
Holt man's Holz sehr bald,"
Sprach das junge Mädchen wieder.

6. „Wo wollt ihr denn euer Bett hernehmen?"
Sprach die alte Schwiegerin.
„Zwei und drei Strohsäcke
Geben auch ein Bette,"
Sprach das junge Mädchen wieder.

7. „Ach, ich möchte mich erhängen,"
Sprach die alte Schwiegerin.
„Da hast du einen Strick
Ich wünsch dir tausend Glück,"
Sprach das junge Mädchen wieder.

Daß neben der Schwiegermutter die alte Jungfer Ziel volkstümlichen Spottes wird, war zu erwarten; doch ist die Art, wie ein neueres, rasch beliebt gewordenes Lied ihre Mannessehnsucht persifliert, ziemlich harmlos:

Ach Andreas, heiliger Schutzpatron,
Schenke mir doch einen Mann!

Sieh herab auf meinen Spott und Hohn,
Sieh mein hohes Alter an;
Krieg ich einen, oder keinen?
(Echo): „einen".

Die künstliche Erfindung dieses Echo, das dann durch acht Strophen hindurch variiert wird, läßt sogleich einen kunstmäßigen Ursprung vermuten. Das trifft zu. Das Lied wurde von J. W. von Beust verfaßt und 1772 gedruckt. Um 1820 soll es nach von der Hagens Zeugnis „in Berlin sehr bekannt und beliebt" gewesen sein; er verweist auch auf Berliner Fliegende Blätter.[1])

Man würde sich täuschen, wenn man meinte, das vor allem von der Jugend gesungene Volkslied richte spöttische Pfeile nur gegen alte Leute. Auch das junge Mädchen erscheint keineswegs nur in rührender Pose. Ihre Mannssucht wird sogar derber angefaßt als die der alten Jungfern.

Das Mägdlein will einen Freier haben
Und sollt sie ihn aus der Erde graben
Für fünfzehn Pfennig.

So beginnt ein ins 16. Jahrhundert hinaufreichendes Lied, das in seinem Fortgange freilich den spöttischen Ton fallen läßt.[2]) Ein jüngeres Lied mit frischer Melodie „Als ich einmal am Sommertag im grünen Wald im Schatten lag", schwerlich über das 18. Jahrhundert hinausreichend, aber weit verbreitet, schildert den mühelosen Sieg über die leicht Verführbaren.[3]) Harmlose Neckerei der Jugendgenossen untereinander läuft neben dem Spotte einher; so neckte man in der Gegend von Freienwalde die sich im stillen liebenden Pärchen mit folgendem frischem Liede (Erk-Irmer $6_{16}$):




[1]) Büsching 2, Nr. 55. — Melodie aus dem Brandenburgischen: Erk-Irmer $4_{56}$. Verbreitung: John Meyer, Kunstlieder, S. 4.

[2]) Aufzeichnung aus Haren bei Wilsnak Erks Nachlaß $3_{43}$.

[3]) Erk-Irmer $2_{62}$. Verbreitung: John Meyer, Kunstlieder, S. 57; Mariage S. 122.

3. Wer saß denn da wohl bei ihr, Florie,
Unser Hans, der Freier, Florie,
Florie, Florie, der Flitterkranz,
Der flittert all mein Leben lang, Florie.

Mitten in der derben Arbeit des Alltags und der Blöße höchst menschlicher Schwächen erscheint das junge Mädchen in einem Spottliede, das anscheinend keinem Orte der Mark unbekannt gewesen ist[1]) und auch sonst allenthalben sich findet: Das Lied vom faulen Gretl. In Utzdorf sang man es in folgender Gestalt:

Wer ein so faules Gredel hat,
Der kann wohl lustig sein:
Sie schläft ja alle Morgen,
Alle Morgen,
Bis daß die Sonne scheint!

Der Vater aus dem Walde kam,
Die Gredel, ach, schlief noch:
Schlaf du zum tausend Teufel,
Tausend Teufel!
Unser Hirt ist schon im Walde,
Und die Kuh steht noch im Stall!

Das Mädel aus dem Bette sprang;
Den Rock in ihrer Hand,
Tat sie das Kühlein melken,
Kühlein melken,
Mit der ungewaschnen Hand,
Und das war keine Schand!

Das sang man abends in der Spinnstube einer jeden entgegen, die am Morgen das Melken verschlafen hatte; einmal vier Wochen lang derselben Bauerntochter.[2])

Für die Gesundheit volkstümlichen Empfindens ist es bezeichnend, daß es neben der zarten Innigkeit mancher Mädchenlieder Bilder von solcher Realistik aufstellt.

Eine Gruppe meist neuerer Lieder darf nicht übersehen werden, welche Stoffe des Menschenlebens in einer mehr abstrakten, lehrhaften Weise behandeln und so bisweilen selbst der Spruchpoesie nahe kommen. Der Geist des 18. Jahrhunderts atmet in ihnen, wenn Genügsamkeit, Freundschaft, Frohsinn, aber auch der Tröster Tabak gepriesen werden, ein unbeirrbarer Optimismus und altväterisches Behagen sich auftun. Von dieser Art hat das Volk doch manches bessere Stück dankbar bewahrt, wenn auch nicht alle banalen Nummern des Mildheimschen Liederbuches, das jenes Behagen und jenen Optimismus handwerksmäßig auszumünzen unternahm. Es gehören hierhin das Lob der Genügsamkeit „Freund, ich bin zufrieden, geh es, wie es will", von Joh. Heinr. Wilh. Witschel (1769—1847), das wahrscheinlich in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts zuerst gedruckt wurde. Den Charakter des Ganzen mögen Strophe 1 und 3 veranschaulichen (Erk-Irmer $5_{42}$):

---

[1]) An einer einzigen Stelle des Erkschen Nachlasses ($3_{78}$) stehen zehn Fassungen beieinander: Berlin (zweimal), Frankfurt a/O., Brunne bei Fehrbellin, Klein Mutz bei Zehdenick, Seelow bei Cüstrin, Gramzow, Jüterbog, Neustadt a/Dosse, Liebenberg. Außerdem verstreut in den anderen Bänden. Ferner Thyrow (dialektisch): Archiv der Brandenburgia 11.

[2]) Zeitschr. d. Ver. für Volkskunde $12_{78}$.

Brandenburgische Landeshochschule
Geographisches Institut

1. Feund, ich bin zufrieden,
Geh es, wie es will!
Unter meinem Dache,
Leb ich froh und still,
Mancher Tor hat alles,
Was sein Herz begehrt,
Doch ich bin zufrieden,
Das ist Goldes wert.

3. Schallet auch mein Name
Nicht im fernen Land,
Schmücken mich nicht Titel,
Stern und Ordensband,
Nur des Herzens Adel
Sei mein höchst Genuß
Und zum Wohl der Brüder
Atme meine Brust.

Das Lied ward von Erk aus mündlichem Gesange in Berlin aufgenommen. Seine Bemerkung: „Wohl in ganz Deutschland allgemein bekannt und beliebt", wird durch die Tatsache bekräftigt, daß süddeutsche fliegende Blätter das Lied noch im Jahre 1893 brachten.[1]) Verwandten Geist zeigt Gressels („Celanders") 1714 gedrucktes Lied: „Ein Herz, das sich mit Sorgen quält, hat selten frohe Stunden", das in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts sehr verbreitet war, Ludw. Erk außer in brandenburgischen auch in westdeutschen und schlesischen Aufzeichnungen vorlag[2]) und die zum geflügelten Wort gewordenen Verse: „Glücklich ist, wer vergißt, was einmal nicht zu ändern ist" aus älterer Tradition in unsere Zeit hinüber rettete. Den etwas seichten Optimismus dieses Spruches hält das ganze Lied fest:

Wer weiß wo man noch Rosen bricht,
Drum sei vergnügt und sorge nicht!

Auch Kotzebues wohlbekanntes „Es kann ja nicht alles so bleiben, hier unter dem Wechsel des Monds" (1802) ward in der Mark gesungen und ging zum Teil seltsame Verkoppelungen ein.[3]) In der Umgebung von Prenzlau in der Uckermark sang man auch, trotz des durchaus nicht populären Grundgedankens von dem Zwange konventioneller Sitten das Lied „Die Vöglein in dem Walde, die paaren sich gar balde" — den Vögeln neidet der Verfasser ihre Freiheit, der, dank der verdammten Mode, stets allein sein muß (Erk-Irmer $2_{29}$). Viel munterer ist das Tabakslied (Hoffmannswaldaus?) „Tabak ist mein Leben", das unter anderem in dem geschriebenen Liederbuche eines Soldaten aus Nauen 1845 wie folgt zu finden war (Erks Nachlaß $3_{400}$):

1. Tabak ist mein Leben,
Dem hab ich mich ergeben,
Tabak ist meine Lust.
Und eh ich den sollt lassen,
Viel lieber wollt ich hassen, ja hassen,
Ja selbst ein Mädchens Kuß.

2. Mädchen geh und hole,
Hol mir eine Kohle, ja Kohle,
Auf daß mein Pfeifchen brennt.
Mein Pfeifchen anzuzünden,
Der Tabak muß verschwinden
Gleich wie der Rauch im Wind.

3. Rosen und Jigolen [Violen],
Sag, Mädchen, willst du holen, ja holen,
Auf daß mein Pfeifchen brennt.
Und was in meine Tasche kömmt
Und was in meinem Pfeifchen brennt, ja
Das wird Tabak genannt. [Pfeifchen brennt,

4. Kommt ihr Brüder alle,
Und reist mit mir nach Halle,
All' wo der Tabak wächst.
Vom allerbesten Knaster,
In Halle ja da wachst er, ja da wachst er,
Das wird Tabak genannt.

[1]) Max Friedländer, Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert, $2_{431}$.
[2]) Erk-Irmer $4_{34}$; Max Friedländer a. a. O. $2_{76}$ u. $5_{99}$. J. Meyer, Kunstlieder, Nr. 72.
[3]) Vermengt mit „Napoleon du Schustergeselle": Zeitschr. für deutschen Unterricht $5_{208}$.

Zu den besten und verbreitetsten Liedern reflektierenden Genres gehört endlich ein vermutlich älteres Lied, das Arnim in seinem „Lied des Verfolgten im Turm" und anderwärts frei verwertete:[1]) „Gedanken sind frei." In der Umgebung Potsdams hatte es folgende Gestalt (Nachlaß 28 $_{335}$):

1. Die Gedanken sind frei,
Wer kann sie erraten?
Sie fliehen vorbei
Wie ein mächtiger Schatten,
Kein Mensch kann sie wissen,
Kein Jäger kann sie schießen,
Es bleibet dabei,
Die Gedanken sind frei!

2. Und schmeißt man mich ein
Im finsteren Kerker,
Dann sind es ja
Vergängliche Werke.
Denn meine Gedanken
Zerreißen die Schranken,
Brechen Mauern entzwei,
Die Mauern entzwei.

4. Ich will mich nicht länger
Mit Grillen rum tragen,
Ich will ja das Lieben
Gänzlich entsagen.
Man kann ja im Herzen
Stets lieben und scherzen;
Es bleibet dabei:
Die Gedanken sind frei!

5. Ich liebe den Wein,
Mein Mädchen für allen,
Dieweil sie tut mir
Am besten gefallen.
Ich geh' nicht alleine,
Zu Biere oder zu Weine:
Mein Mädchen dabei,
Die Gedanken sind frei!

Bei den Liedern aus Natur und Menschenleben sahen wir den Anteil des 17. und 18. Jahrhunderts im Vergleich zu den Balladen steigen. Dazu stimmt es, wenn in der Spinnstube zu Utzdorf gar die Verse Schillers erklangen:

Ach aus dieses Tales Gründen,
Die der kalte Nebel deckt,
Könnt ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt ich mich beglückt!

oder eines unbekannten Verfassers gefühlsweiche Klage über die Vergänglichkeit menschlichen Glückes:

Minna, komm um mich zu lieben,
Eh der Lenz verblüht!
Denn wer weiß, ob noch ein Frühling,
Minna, für uns blüht!

An der schönen Marmorgrotte
Sah ich, Minna, dich.
Öde ist mir jede Gegend,
Minna, ohne dich!

Sieh, das Blümlein dort im Tale
Tau am Morgen trinkt,
Bis es unter einer Sichel
Sinnlos niedersinkt.

Ebenso kürzt auch ein Morgen
Unsre Tage ab:
Heute blühen wir und morgen
Sinken wir ins Grab.

Man erwartet nicht, unter Bauern von Marmorgrotten zu hören; auch bilden solche Lieder seltsame Nachbarschaft zu „Es wollt ein Jäger jagen" und Ähnlichem. Aber der Volksgesang hat dieses Doppelantlitz.

[1]) Wunderhorn $_{338}$; vgl. Bode: Die Bearbeitung der Vorlagen in des Knaben Wunderhorn, 1909, S. 625.

### 3. Standeslieder.

Als im 18. Jahrhundert wohlmeinende aber übel beratene und unhistorisch denkende Volksfreunde mit Bestrebungen hervortraten, die alten Volkslieder durch neue „Lieder fürs Volk" zu ersetzen, rief ein solcher Volkserzieher auch nach neuen Standesliedern: „Für jede Profession fast hätte ich gern eines, welches in dem Charakter des Unterscheidenden in jedem Handwerk, mit Kunstwörtern der Profession tüchtig durchspickt, verfertigt wäre."[1]) Von dem Bilde, das diesem Manne vorschwebte, ist das wirklich volksläufige Standeslied fast durchweg das Gegenteil. Keineswegs nämlich halten sich diese Lieder in solcher beruflichen Enge, daß ein Angehöriger anderer Stände sie nie singen könnte; vielmehr heben sie auch aus dem Berufsleben das menschlich Bedeutsame heraus. Von den zahlreichen Jägerliedern kann man geradezu sagen, daß sie nur den Esprit dieses flotten Handwerkes auffangen, ohne mit irgendeiner Einzelheit sich zu beschweren. In den Handwerksburschenliedern erscheint das urmenschliche Thema vom Scheiden und Meiden nur mit einem leichten professionellen Einschlag, und so ist in den Soldatenliedern vom Heimweh die Rede, oder der Kontrast heißen Lebens und stillen Sterbens tut sich auf. Es ist der Adelsbrief dieser Gattung, daß sie so geraden Schrittes auf das Menschliche ausgeht und nicht eine gereimte Spiegelung des Werkeltages für Poesie nimmt.

Eine reiche Gruppe bilden die Soldatenlieder. Viel gesungen ward in der Mark der Soldatenabschied: „Wen bekümmert es, wenn ich wandre," von dem Aufzeichnungen aus Kieritz bei Neustadt a. d. Dosse (1842), Seelow bei Cüstrin (1844), Nauen, Dreetz und Hohensaathen vorliegen.[2]) Die Fassung aus Dreetz, von Adalbert Kuhn leider ohne Melodie an Erk gesandt, lautet:

1. Und wer bekümmert sich und wenn ich wandre,
Zu einer schönen Kompagnie;
Ist's die eine nicht, so ist's die andere,
Und wer bekümmert sich und wenn ich wandere,
Des Morgens früh in aller Still.

2. Ei dann geb ich meinem Pferd die Sporen,
Zu dem Tor reit ich hinaus,
Mein Feinsliebchen zu gefallen,
Sie ist die Schönste unter allen,
Dieweil ich von ihr scheiden muß.

3. Sie dreht sich um und um und weinte bitterlich,
Denn der Abschied wird ihr schwer;
Ihre Äuglein die fließen Wasser,
Sie fließen in das Rote Meer.

4. Die dunkle Nacht die hat uns überfallen,
Wir müssen bleiben in dem Wald.
Ei, so wollen wir das Zelt aufschlagen,
Ja, so wollen wir das Zelt aufschlagen
Wohl in dem grünen grünen Wald.

In Kieritz ward das Lied in der 4. Strophe mit dem oben erwähnten Abschiedsliede „Nimm hin von den kalten Lippen, nimm den letzten Abschiedskuß" kontaminiert und in Seelow bei Cüstrin ist es anscheinend ein Handwerksburschenlied geworden:

Und wer bekümmert sich und wenn ich wandre
In der grünen Sommerzeit;
Ist's die eine nicht, so ist's die andre,
Und wer bekümmert sich und wenn ich wandre,
Jetzund reis ich weg von hier.

Alsdann geb ich meinem Stock die Sporen,
Und tue 1, 2, 3, 4 Schritt,
Ach daß ich komm und komm ein Stücklein
Auf daß ich komm ein Stücklein weiter
In dem schönen grünen Wald.

[1]) Journal von und für Deutschland 1786 2 256.
[2]) Erks Nachlaß 3 44; 15 187; 31 227; 20 225.

Nur diese zwei Strophen umfaßt diese 1844 aufgezeichnete Fassung. Über das Alter des Liedes habe ich Bestimmtes nicht feststellen können; die weite Verbreitung in Deutschland läßt auf höheres Alter schließen.

Der Abschied, das Liebchen, die dunkle Zukunft und nahe Todesgefahr, Marsch und Biwack: das sind die meist gebrauchten Motive des Soldatenliedes, das mit rasch wechselnder Stimmung, schnell überwundener Rührung und meist frischen Melodien ein gewisses flottes Leben gewinnt, das diese Lieder vor anderen kennzeichnet. Ganz im Kreise dieser Motive und Stimmungen bewegt sich das „Soldatenlos" (Liederhort 389), dessen erste Strophe ausgezeichnet das Lebensgefühl von Menschen ausdrückt, die gewohnt sind, den Fuß soviel flüchtiger aufzusetzen als andere:

Ich weiß nicht, bin ich reich oder arm,
Oder geht's mit mir zum Verderben;
Und ich weiß nicht, komm ich noch einmal nach Haus,
Oder muß ich vor dem Feinde sterben?

Viele deutsche Landschaften kennen außer der Mark dieses Lied;[1]) in Brandenburg ward anscheinend ein Lied ähnlichen Charakters und gleich weiter Verbreitung[2]) noch häufiger gesungen, das beginnt „Kamerad, ich bin geschossen". In Hohensaathen sang man es 1853 wie folgt (Nachlaß $20_{247}$):

1. „Kam'rad, ich bin geschossen,
Die Kugel hat mich getroffen;
Führe mich nach ein Quartier,
Daß ich hier verbunden werd."

2. „Kam'rad, ich kann dir nicht helfen,
Helfe dir der liebe Gott selber,
Helfe dir der liebe Gott!
Morgen früh marschiern wir fort."

3. „Des Morgens um halb viere,
Müssen wir vor den Junker marschieren,
Marschieren die Gasse auf und ab;
Schönster Schatz, komm zu mir herab!"

4. „Ich kann nicht zu dir kommen,
Sein so viel falsche Zungen;
Denn sie schneiden mir ab meine Ehr',
Selber haben sie keine mehr."

5. „Soll'n sie dir deine Ehr abschneiden,
Geduldig mußt du leiden,
Leide alles mit Geduld,
Wer weiß, an wem du's hast verschuldt."

6. „Wann wirst du wiederkommen,
Im Winter oder Sommer?
Sage mir die rechte Zeit,
Schönster Schatz, wenn du wiedrum kommst?"

7. „Die Stunde kann ich dir nicht sagen,
Keine Glocke hör ich mehr schlagen,
Denn wir gehn ja weit ins Feld,
Schönster Schatz, vors Königszelt."

Die Melodie aus Hohensaathen weicht wenig ab von der in Erks Liederhort (Nr. 53). Dies Lied bildete die Grundlage für Arnims phantastische „Rewelge" im Wunderhorn (I, 72); das Marschieren zwischen drei und vier, in der fahlen Morgendämmerung, und die Zeile „keine Glocke hören wir schlagen" weckten dem Dichter Assoziationen an Geisterheere und Geisterschlachten und führten ihn so zu einem eigentümlich fesselnden Gedicht, von dem Goethe sagte: „Unschätzbar für den, dessen Phantasie folgen kann."[3]) Auch das Arnimsche Lied ging dann stellenweis in den Volksgesang über.[4])

[1]) Siehe Mariage S. 217.
[2]) Siehe Köhler-Meyer Nr. 283.
[3]) Bode, Die Bearbeitung der Vorlagen in des Knaben Wunderhorn, 1909, S. 379.
[4]) J. Meyer, Kunstlieder, Nr. 51.

Ganz anderer Stimmung, hell, belebt und übermütig ist das von einer vortrefflichen Melodie getragene neuere Lied „Ein Schifflein sah ich fahren, Kapitän und Leutenant". Die Berliner Aufzeichnung Erks gesellt sich zu vielen anderen aus Süd- und Westdeutschland.[1])




1. Ein Schifflein sah ich fahren,
Kapitän und Leutenant,
Darinnen waren geladen,
Drei brave Kompagnien Soldaten.
Kapitän, Leutenant,
Fähnderich, Sergeant,
Nimm das Mädel bei der Hand,
Nimm das Mädel bei der Hand,
Soldaten, Kameraden.

2. Was sollen die Soldaten essen?
Kapitän und Leutenant,
Gebratene Fisch mit Kressen,
Die sollen die Soldaten essen.
Kapitän, Leutenant,
Fähnderich, Sergeant,
Nimm das Mädel bei der Hand,
Nimm das Mädel bei der Hand,
Soldaten, Kameraden.

3. Was sollen die Soldaten trinken?
Kapitän und Leutenant,
Den besten Wein, der zu finden, (oder: aus der Schenken)
Den sollen die Soldaten trinken.
Kapitän, Leutenant,
Fähnderich, Sergeant,
Nimm das Mädel bei der Hand,
Nimm das Mädel bei der Hand,
Soldaten, Kameraden.

4. Wo sollen die Soldaten schlafen?
Kapitän und Leutenant,
Bei ihrem Gewehr und Waffen,
Da müssen die Soldaten schlafen.
Kapitän, Leutenant,
Fähnderich, Sergeant,
Nimm das Mädel bei der Hand,
Nimm das Mädel bei der Hand,
Soldaten, Kameraden.

5. Wo sollen die Soldaten tanzen?
Kapitän und Leutenant,
Bei Haarburg auf der Schanzen,
Da müssen die Soldaten tanzen.
Kapitän, Leutenant,
Fähnderich, Sergeant,
Nimm das Mädel bei der Hand,
Nimm das Mädel bei der Hand,
Soldaten, Kameraden.

6. Wie kommen die Soldaten in d'n Himmel,
Kapitän und Leutenant,
Auf einem weißen Schimmel,
Da reiten die Soldaten in den Himmel.
Kapitän, Leutenant,
Fähnderich, Sergeant,
Nimm das Mädel bei der Hand,
Nimm das Mädel bei der Hand,
Soldaten, Kameraden.

[1]) Erk-Irmer 2, 20, Nr. 24. Verbreitung: Köhler-Meyer Nr. 245.

7. Wie kommen die Offiziers in die Höllen?
Kapitän und Leutenant,
Auf einem schwarzen Fohlen,
Da wird sie der Teufel schon alle holen.
Kapitän, Leutenant,
Fähnderich, Sergeant,
Nimm das Mädel bei der Hand,
Nimm das Mädel bei der Hand,
Soldaten, Kameraden.

Entstanden ist das Lied (nach John Meyer) wohl in dem Kriege gegen die holländischen Patrioten (1787); die flämische Version beginnt:

Wat solln ons Patriotjens eten?

Heut sind alle historischen Beziehungen vergessen.

Manches andere neuere Soldatenlied sinkt an poetischem Werte tief unter solche Stücke. Schlaffer im ganzen und von unerträglich philiströsem Eingang ist schon das in Berlin und Hohensaathen belegte[1]) Lied:

Kein besser Leben ist
Auf dieser Welt zu finden,
Als wenn man ißt und trinkt
Und läßt sich gar nicht kränken.
Wie ein Soldat im Feld
Seinem Herrn dienet treu:
Hat er nicht allzeit Geld,
Hat er doch Ehre dabei. —

Darf man wirklich mit Böckel aus den letzten Zeilen „das Ehrgefühl des Soldaten der allgemeinen Wehrpflicht" heraushören? Andere Lieder verlieren sich vollends in prosaische Mühseligkeiten des Dienstes und jammern über die stramme Zucht; so das im Oderbruche gehörte Lied (Erk-Irmer $5_{60}$):

O wunderbares Glück,
Denk noch einmal zurück:
Was hilft mir mein Studieren,
Viel Schulen absolvieren?
Bin doch ein Sklav und Knecht;
O Himmel ist das recht?

Wie der Text hier vorliegt, geht er auf den Dichter Schubart zurück, der aber nur ein um 1740 zuerst belegtes Lied „Was hilft mich mein Studieren" umdichtete.[2]) Gleichen Geistes ist der Berliner „Soldatenabschied":

Adieu Berlin und deine Gegend,
Wo nichts als lauter Unglück regnet,

das in Berliner fliegenden Blättern mehrfach gedruckt wurde, und dessen Held unter den Leiden des Soldaten besonders den „Stabs-Professer, auf deutsch nennt man ihn Buckel-

[1]) Erks Nachlaß $20_{269}$ (Hohensaathen). Büsching I, Nr. 26 (Berlin).
[2]) John Meyer, Kunstlieder, S. 85.

dreſcher", aufführt.[1]) Solchen Liedern gegenüber iſt das noch heut allgemein geſungene „O Straßburg", das auch nicht über das 18. Jahrhundert hinaufreicht, eine rechte Erfriſchung.[2])

Eine beſondere Gruppe bilden die Soldatenlieder auf hiſtoriſche Ereigniſſe. Bei weitem am lebensfähigſten unter ihnen erwies ſich der „Prinz Eugen", den eine unkontrollierbare Überlieferung einem brandenburgiſchen Soldaten als Verfaſſer zuſchreibt.[3]) Man hat das Lied allgemein auf die Schlacht von Belgrad, 1717, bezogen. Während der zwei Jahrhunderte ſeines Beſtehens hat es an Beliebtheit kaum eingebüßt: nach ſeiner Melodie wurden noch 1870 mehr als ein Dutzend neuerer Soldatenlieder geſungen.[4]) Für die Beliebtheit in der Mark ſpricht eine ergötzliche Notiz in Erks Nachlaß (31 $_{27}$), die an den biederen Schuhmacher am Schluß von Gottfried Kellers „Sinngedicht" erinnert. Der Lehrer Wilhelm Petſch ſchreibt an Erk aus Alt-Töplitz bei Potsdam: „Die Schuhmacher ſingen bei ihrer Arbeit oft Prinz Eugenius und wiſſen den Geſang mit ihrem Tun in Harmonie zu bringen; z. B. bei ‚Prinz Eu' ſtecken ſie den Draht durch; bei ‚genius' ziehen ſie ihn feſt; bei ‚le Ritter' ſchlagen ſie dreimal mit dem Hammer auf den Stich." So tritt das Lied gar als Arbeitslied der Schuhmacher auf, wie Goethes „Kleine Blumen kleine Blätter".

Von den verſchiedenen Liedern auf Friedrich den Großen[5]) iſt anzunehmen, daß ſie wenigſtens eine begrenzte Spanne Zeit hindurch auch in Berlin und der Mark erklangen; doch vermag ich keine Nachweiſe zu geben. Aus den Freiheitskriegen fand v. Ditfurth noch 1835 in dem geſchriebenen Liederbuche eines Soldaten in der Alexanderkaſerne zu Berlin manche Stücke, deren ſonſtige Verbreitung mir nicht bekannt iſt. Von *einem* Liede aus den Kriegsjahren 1813—1814 aber iſt die Verbreitung in der Mark und darüber hinaus verbürgt: das iſt das Lied „Holde Nacht, dein dunkler Schleier hüllet mein Geſicht vielleicht zum letzten Mal". Erk gibt darüber folgende „von zuverläſſigen Leuten, die den letzten Feldzug mitgemacht, verbürgte" Notiz:[6]) „Dieſes herrliche Lied hat in den Jahren 1813—14 auf die Gemüter der Soldaten in der preußiſchen Armee einen wunderbaren Einfluß ausgeübt: die meiſten Soldaten, welche es ſangen, wurden unwillkürlich zur tiefſten Wehmut hingeriſſen; weshalb auch Fürſt Blücher und Gneiſenau ſich bewogen fühlten, den Regimentern das Singen dieſes Liedes ganz zu unterſagen." Ein Lied, das dieſe Rolle ſpielte, verdient eine verweilende Aufmerkſamkeit, mag man auch über den poetiſchen Wert denken, wie man will.

---

[1]) J. Bolte, Berlin in der Volksdichtung, 1890, S. 5.

[2]) Zur Verbreitung dieſes Liedes: Mariage S. 205.

[3]) Georg Scherer ſchreibt an Erk am 1. 4. 1874: „Von einem alten württembergiſchen Pfarrer, Herausgeber des „Teutſchen Liederbuches für Hochſchulen", 1813, werde ich aufmerkſam gemacht, daß ein Jacob Venus, brandenburgiſcher Dragonerwachtmeiſter, der Verfaſſer des Prinz Eugen ſei. Die Quelle dieſer Notiz kann mir der alte Herr nicht mehr angeben. Iſt etwas Wahres an dieſer Behauptung?"

[4]) Sahr, das deutſche Volkslied 158.

[5]) L. Erk, „Der alte Fritz im Volksliede," 2. Aufl., Berlin 1851. Dazu einiges bei Ditfurth, „Hiſtoriſche Volkslieder," Bd. I.

[6]) Erk-Irmer 6, Nr. 21, Anm.




1. Holde Nacht, dein dunkler Schleier hüllet,
Mein Geſicht vielleicht zum letztenmal!
Morgen lieg ich ſchon dahin geſtrecket,
Ausgelöſcht aus der Lebend'gen Zahl!

2. Morgen gehen wir für unſ're Brüder
Und für unſer Vaterland zum Streit,
Aber ach! ſo mancher kommt nicht wieder,
Wo ſich Freund an Freundes Buſen freut!

3. Mancher Säugling lieget in den Armen
Seiner Mutter, fühlt nicht ihren Schmerz;
Sie ſchreit himmelhoch, ach! um Erbarmen,
Und drückt hoffnungsvoll ihn an ihr Herz.

4. Freudig hüpft und fragt ein muntrer Knabe:
Mutter! kommt nicht unſer Vater bald?
„Du armes Kind, dein Vater liegt im Grabe,
Sein Auge ſieht nicht mehr der Sonne Strahl!"

5. Dort liegt ſchon ein Held mit Sand bedecket,
Waiſe iſt das Mädchen und der Knab,
Hier liegt auch ein Sohn dahin geſtrecket
Der den Eltern Brot im Alter gab!

5. Mädchen, denke nicht an ſüße Bande,
Denk auch nicht an Freud und Hochzeitstanz,
Denn die Liebe ſchlummert ſchon im Sande,
Schwinget hoch empor den Totenkranz!

7. Traurig, traurig, daß wir unſre Brüder
Hier und dort als Krüppel wandern ſehn,
Aber ſüße Pflicht iſt's dennoch wieder,
Mutig ſeinem Feind entgegen gehn.

8. Reißt mich gleich des Feindes Kugel nieder,
Schwingt mein Geiſt ſich freudig hoch empor;
Ach, wer weiß, ſehn wir uns jemals wieder —
Darum, Freunde, lebt auf ewig wohl!

Der Verfaſſer des Liedes iſt unbekannt; die Melodie iſt hervorgegangen aus der Weiſe von Kazners Wilhelmine („Heinrich lag bei ſeiner Neuvermählten", vgl. oben).[1] Auch im Bergiſchen und Heſſen-Darmſtädtiſchen ward das Lied geſungen.

Neben den Soldatenliedern zeichnen ſich die Jägerlieder durch Friſche und große Beliebtheit auch außerhalb des Standes aus. Ein ſtehendes Motiv iſt hier die Begegnung des Jägers mit einem jungen Mädchen im Walde; ſie gewährt oder verſagt ihm ihre Gunſt. Die freie Natur umgibt dieſe Szene. Das älteſte, aber noch heute ſehr verbreitete Lied dieſer Art beginnt: „Es wollt ein Jäger jagen, dreiviertel Stund vor Tagen." Man fand es mehrfach in der Mark; ſo in Paretz, Dreetz, Liepe bei Rathenow und Ützdorf.[2] Die märkiſche Aufzeichnung Ad. Kuhns, die an ihrer Spitze die erſteren drei Ortsnamen trägt, lautet:

1. Es tut ein Jäger wohl jagen,
Dreiviertel Stunden vor Tagen,
Wohl in den grünen Wald, ja, ja,
Wohl in den grünen Wald.

2. Was begegnet ihm in der Heide?
Ein Mädchen im weißen Kleide,
Die war ſchön angetan.

[1]) Max Friedländer a. a. O. 2 214.
[2]) Erks Nachlaß 31 205 f. Ützdorf: Zeitſchr. d. Ver. für Volkskunde 12 73.

3. Er tät das Mädchen wohl fragen,
Ob sie nicht wollte mit jagen,
Ein Hirschlein oder ein Reh.

4. Ach helfen jagen das kann ich nicht,
Kein ander Vergnügen versag ich nicht,
Es sei ja was es sei.

5. Sie setzten sich beide zusammen,
Und täten sich freundlich umarmen,
Bis daß der helle Tag anbrach.

6. Steh auf, du fauler Jäger,
Die Sonne scheint über die Täler,
Ein Fräulein bin ich ja schon.

7. Das tät den Jäger verdrießen,
Er wollte das Mädchen erschießen,
Wohl um das einzige Wort.

8. Das Mädchen fiel ihm zu Füßen,
Er sollte sie nicht erschießen,
Wohl um das einzige Wort.

9. Er tat sich gleich wieder bedenken,
Er wollte das Leben ihr schenken,
Bis auf ein andermal.

10. Sie tat den Jäger wohl fragen,
Ob sie ein grün Kränzlein darf tragen,
Ob ihr schwarzbraunes Haar.

11. Ein Kränzlein tragen darfst du nicht,
Ein weißes Häubchen versag ich nicht,
Wie andre Jägerfraun tun.

Eng verwandte Lieder und geistliche Parodien davon sind schon aus dem 16. Jahrhundert bekannt. Unser Lied fand von Steiermark und der Sprachinsel Gottschee in Krain bis an die Ostsee und von Böhmen bis in die Moselgegenden hin Verbreitung.[1])

Wahrscheinlich ein jüngerer Sproß dieses Liedes ist das Lied vom verschmähten Jäger („Es wollt ein Jäger jagen, wohl in das Tannenholz," Liederhort S. 187). Wieder die gleiche Begegnung im Walde; aber das Mädchen weist den Jäger ab, weil sie schon einem anderen gehöre. An Verbreitung steht es dem älteren Liede nicht nach; innerhalb der Mark ward es in Berlin, Trebbin, Liepe bei Rathenow aufgezeichnet[2])

Beliebt war auch das Lied „Ein Jäger in dem grünen Wald, muß suchen seinen Aufenthalt," das wiederum an der geläufigen Situation festhält. Der Aufzeichner in Alt-Töplitz überschrieb das 1856 notierte Lied kurzweg „Das Stralauer Fischermädchen", weil es in dem Liede heißt:

Wie kommst du in den Wald hinein,
Du Stralauer Mädchen?

und:

Bleib du bei mir als Jägerin,
Du Stralauer Mädchen.

Nun lesen wir aber in den Aufzeichnungen anderer Landschaften „du strahlenäugig Mädchen"; unsere Stelle wird nur eine jener oberflächlichen Lokalisierungen darstellen, die sich auch sonst beobachten lassen.[3]) Das anmutige Lied war außerhalb der Mark namentlich im Südwesten Deutschlands, am Rhein und in Westfalen, verbreitet.

Aus Herders Blättern von deutscher Art und Kunst ist ein Jägerlied bekannt, das beginnt: Es blies ein Jäger wohl in sein Horn. Der beredte Herold der Volkspoesie zeigte daran die „Sprünge und Würfe" in der volkstümlichen poetischen Darstellung.

[1]) Vgl. Mariage S. 22.

[2]) Erks Nachlaß $28_{46}$; $23_{316}$; $31_{316}$. Zur Verbreitung: Köhler-Meyer S. 432, Nr. 235.

[3]) Siehe z. B. unseren obigen Text des Liedes vom Herrn und der Magd, aus der Potsdamer Gegend.

Das Lied, oder Variationen davon, wurde nach Herder noch vielfach aufgezeichnet (während ältere Notierungen des doch sicherlich alten Liedes fehlen); auch die Mark kennt es. Nach von der Hagen war es um 1820 noch in der Berliner Gegend bekannt (Büsching 2, Nr. 10); auch aus Birkenwerder liegt eine Notierung vor. In Neustadt-Eberswalde sang es 1840 ein junges Mädchen in folgender Weise:[1])

1. Es blies ein Jäger wohl auf sein Horn,
Und alles was er blies, das war verlorn.

2. „Soll denn mein Blasen verloren sein?
Ich wollte lieber kein Jäger mehr sein."

3. Er warf sein Horn wohl hinter den Strauch,
Ein schwarzbraun Mädelein sprang heraus.

4. „Schwarzbraunes Mädel, entspringe mir nicht,
Ich habe rasche Hunde, die greifen dich."

5. „Deine raschen Hunde, die greifen mich nicht,
Sie wissen meine hohe weite Sprünge noch nicht."

6. „Deine hohe weite Sprünge die wissen sie wohl,
Sie wissen, daß du heute noch sterben sollst."

7. „Und wenn ich sterbe, dann bin ich tot,
Dann begräbt man mich unter die Rosen rot."

8. „Wohl unter die Rosen, wohl unter den Klee,
Darunter vergeh ich nimmermehr."

Gerade das Unvermittelte, Abgerissene in der Folge der poetischen Bilder dieses Liedes sagte Herdern zu: „Wer ist, der nicht eben daher auf eine dunkle Weise das lebendig Poetische empfände?" — Die Eingangsworte unseres Liedes wurden später von einem Kunstdichter, W. Gerhard, für ein neueres Jägerlied benutzt, das auch Eingang ins Volk fand.[2])

Sicherlich neueren Ursprungs ist ein von Büsching und von der Hagen für ihren zweiten Band bestimmtes Jägerlied, das pedantischer einherschreitet, als die älteren Genossen: in Berlin und Umgebung soll es um 1820 gangbar gewesen sein; es lautet:[3])

1. Lieber Waidemann,
Edle Jägergespann,
Lasset uns zusammen laden
Edle Jägerei,
Eure Liverei
Gefällt mir vor andern allen;
Grüner Hut und grünes Kleid,
Mein Gemüt und Herz erfreut;
Ja der Jäger Taschen,
Samt den Pulverflaschen,
Stehen trefflich alle beid.

2. Was ist Freundlichers,
Was Annehmlichers,
Als das edle Jägerleben?
Wie der schnelle Wind,
Mit dem Jäger g'schwind,
Lustig, lustig nachzustreben.
Jäger und die Jägerein
Mein Gemüt und Herz erfreun,
Wann das Jägerhorn
Klingt in meine Ohr'n,
Wann ich's höre immer schrein.

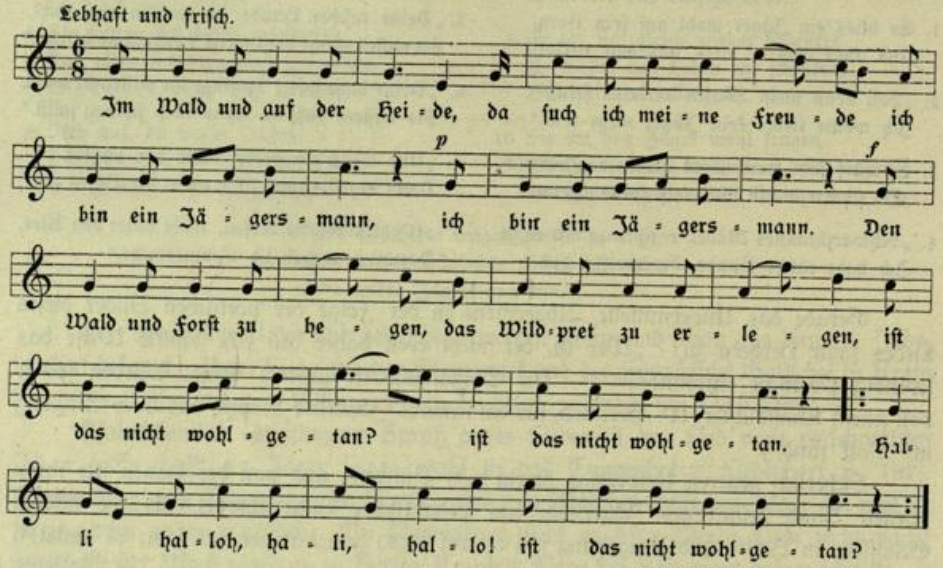
3. Drinnen ist mein Freud
In der Einsamkeit,
In den Feldern und Gebüschen.
Tiere groß und klein,
Bunte Vögelein,
Hier und dort ich bald erwische.
Jag den Wald bald auf und nieder,
Lauf'n die Hunde bald hin und wieder,
Blase das Ha, ha, ha!
Und das Ei, ei, A!
Schieß die Büchse ab mit Freuden.

Gewiß ist dies Lied etwas trocken; doch wird hier endlich einmal der Rahmen der geläufigen Motive überschritten.

---

[1]) Diese und die Birkenwerder Fassung: Erks Nachlaß 35s.
[2]) John Meyer, Kunstlieder, S. 14.
[3]) Büsching 2, Nr. 2.

Frei von dem alten Schema ist auch das beste neuere Jägerlied „Im Wald und auf der Heide, da such ich meine Freude", das von märkischem Volksgesang schon um 1820 aufgenommen war und noch heute selbst in Berlin zu hören ist. Es stammt von W. Bornemann (1816). Die flotte Melodie wird das ihrige getan haben, dem Liede zu rascher Beliebtheit zu verhelfen (Erk-Irmer 5, Nr. 36):




2. Das Huhn im schnellen Fluge,
Die Schnepf im Zickzackzuge
Treff ich mit Sicherheit.
Die Sauen, Reh und Hirsche,
Erleg ich auf der Birsche
Der Fuchs läßt mir sein Kleid.

3. Kein Heller in der Tasche,
Ein Schlückchen aus der Flasche,
Ein Stückchen schwarzes Brot;
Den treuen Hund zur Seite,
Wenn ich den Wald durchschreite,
Dann hat es keine Not.

4. Wenn sich die Sonne neiget,
Der düstre Nebel steiget,
Das Tagwerk ist getan,
Dann kehr ich von der Heide
Zur häuslich stillen Freude,
Ein frommer Jägermann

Die Schlußstrophe steht weit ab von dem geläufigen Ton des älteren Jägerliedes und erinnert eher an Claudius.

Mit der Poesie des Volksliedes ist für weite Kreise das Bild des wandernden Handwerksburschen eng verknüpft. „Die Worte fallen solchem Burschen vom Himmel herab auf die Lippen, und er braucht sie nur auszusprechen, und sie sind dann noch poetischer, als all die schönen poetischen Phrasen, die wir aus der Tiefe unseres Herzens hervorgrübeln," schrieb Heinrich Heine. In Wahrheit sind die Handwerksburschen bei weitem nicht so wichtig als Träger des Volksgesanges, als etwa die weibliche Dorfjugend, und die Handwerksburschenlieder werden leicht etwas handwerksmäßig-nüchtern. Es

gibt ein langes Handwerksburschenlied, das die Herrlichkeiten der deutschen Städte fast katalogmäßig aufzählt; wie trocken heißt es da von Berlin:[1])

Auf der langen Brück
Steht der Kurfürst mit der Perück,
Ist gar schön anzusehen.

Nicht anders ist ein Handwerksburschenabschied, der auf viele deutsche Städte bezogen wurde, in der Mark vor allem auf Berlin:[2])

Von dir muß ich scheiden,
Prächtiges Berlin,
Alle meine Freuden,
Die fliehen jetzt dahin.
Ich wünscht, daß alle andern
Aus den Toren wandern;
Blieb ich nur in dir,
O wie wohl wär mir!

Moabit und Pankow
Wie auch Charlottenburg,
Künftig fahr' ich wieder
Eure Fluren durch;
Schöneberg vor allen,
In Templow hat's mir gefallen,
Lebewohl auch du,
Lichtenberg dazu!

So geht es weiter in pedantischer Aufzählung aller Herrlichkeiten der Hauptstadt und ihrer Umgebung. — Etwas munterer fällt ein anderes Abschiedslied der Handwerksburschen aus, das, wie in der Mark, so allenthalben in Deutschland bekannt war und beginnt (Liederhort 391):

Es, es, es und es,
Es ist ein harter Schluß,
Weil, weil, weil und weil,
Weil ich aus . . . . muß

und nach offenherzigen Abschiedsworten an Meister, Meisterin, Vater, Bruder also schließt:

Ihr, ihr, ihr und ihr,
Ihr Jungfern lebet wohl!
So wünsch ich euch zuguterletzt
Ein andern, der mein Stell ersetzt,
Ich will mein Glück probieren,
Marschieren!

Auch die Gestalt des Postillons umgibt der Zauber der Wanderromantik, aber von den Eichendorff und Lenau kommend wird man enttäuscht sein über den philiströsen Ton des einzigen Postillonsliedes, das aus dem Volksgesange der Mark aufgezeichnet wurde (Erk-Irmer $3_{32}$ und Nachlaß $3_{38}$):

Ihr Diener, meine Herren,
Ich bin der Postillon;
Ich bin geschickt von meinem Herrn,
Mir kann niemand nichts tun;

[1]) Siehe eine Berliner Aufzeichnung Büsching 2, Nr. 26.
[2]) J. Bolte a. a. O. S. 8.

Ich fahr zu jeder Zeit
wohl rechte brave Leut,
Und wenn ich sie gefahren hab,
So hab ich tausend Freud usw.

Die Notierungen stammen aus Fürstenwalde und Nauen; natürlich ist das Lied jung.

Neben den Liedern, in denen ein Stand sein Leben poetisch spiegelt, stehen als nur scheinbar untergeordnete Gruppe die Lieder, die unmittelbar der Ausübung des Berufes dienen. Nur scheinbar sind sie untergeordnet, denn auch da waltet Laune, frischer Lebenssinn, bisweilen Poesie. Man soll nicht gering denken über die zahllosen Nachtwächterrufe, die in ganz Deutschland sehr ähnlich sind und von denen daher eine kleine Probe aus der Potsdamer Gegend hier genügen mag:[1])

Hört ihr Herren und laßt euch sagen
Unsere Glock hat zehn geschlagen.
Ein jeder bewahr' sein Feuer und Licht,
Daß in unserm Dorf kein Schaden geschicht,
Dann lobet Gott den Herrn.
Zehn Gebot sind in der Welt,
Was da Himmel und Erde hält.
Mensch wie ist dein Herz bestellt?
Menschenwachen kann nichts nutzen,
Gott wird wachen, Gott wird schutzen,
Herr, auf deine Huld und Macht
Schenk uns heut ein' gute Nacht!

Die Fortsetzung ist nicht notiert, man weiß zur Genüge, welche vorwiegend religiös-biblischen Erinnerungen das Nachtwächterlied an die Stundenschläge anzuknüpfen liebt.

Gar nicht beschaulich, sondern derb realistisch oder burlesk sind die Lieder gewisser Wandergewerbe. An Stelle des prosaischen Ausrufens umherziehender Scherenschleifer, Lumpensammler und ähnlicher Gewerbsleute, das heute monoton in Höfen und Straßen erklingt, war früher und ist vielleicht hier und da noch heute das Lied zum Anlocken der Kunden gebräuchlich. So sangen die Scherenschleifer in Berlin (Büschung 2 58):

1. Es kam ein fremder Schleifer daher,
Er schliff die Messer und die Scher
Schön grün, gelb, weiß, dunkelblau, au au,
Schwarz, schwefelgelb und dunkelgrau.

2. Er ging und pfiff die Straß' entlang,
Er ging und pfiff, er pfiff und sang.
Schön grün, gelb usw.

3. „Mein Kopf ist wie eine Uhr gestellt:
Es dreht sich drinnen die ganze Welt.
Schön grün, gelb usw.

4. Mein Hals ist wie eine Leberwurst;
Je mehr ich trink, je mehr mich durst't.
Schön grün, gelb usw.

5. Mein Herz ist wie ein Taubenhaus:
Die eine fliegt rein, die andre hinaus.
Schön grün, gelb usw.

6. Mein Fuß ist wie Alexanders Pferd:
Er trägt mich wohl über die ganze Erd.
Schön grün, gelb usw.

7. Mein Hund ist wie eine getreue Frau:
Er folgt mir überall, schreit wau wau.
Schön grün, gelb usw.

8. Ich habe keinen Herrn und habe keinen [Knecht.
Drum ist mir alles krumm und gerecht."
Schön grün, gelb usw.

[1]) Erks Nachlaß 28403. Vgl. 2855 (Kuhbier bei Pritzwalk) 31928 (Berlin) usw.

Gröber, aber launiger war der Ruf des Lumpensammlers, der in Hohensaathen sich 1853 wie folgt vernehmen ließ (Nachlaß $20_{267}$):

1. Ihr Frauen, bringt euer Hemdchen her,
Haderlump, Haderlump, Lump, Lump!
Und wenn auch gleich zwei Flohn drin wärn,
Haderlump, Haderlump, Lump, Lump!
Bringt sie her zu meinem Wagen,
Haderlump — —
Ich brauch sie nicht zu tragen,
Haderlump — —

2. Ihr Knechte, seht im Stall in der Eck',
Haderlump — —
Da find't ihr eine Pferdedeck,
Haderlump — —
Bringt sie her usw.

3. Ihr Jungen, bringt eure Hosen her,
Haderlump — —
Und wenn auch drin gesch — — wär,
Haderlump — —
Bringt sie her usw.

Das ist derb genug, aber auch ein rechter Gassenhauer kann erfrischen und dem Volke die Last harter Arbeit leichter und menschlicher tragen helfen.

Den Berufsliedern seien hier die den einzelnen Gewerben geltenden Spottlieder angefügt. Es gab in den einzelnen Epochen immer irgendein Gewerbe, das gleichsam der Hanswurst der anderen war; im Mittelalter spielten die Köche diese Rolle, in späterer Zeit die Schneider.

Die Schneiderlieder sind harmlose Buffonerien von phantastischer Komik. Ein recht hübsches notierten sich Büsching und von der Hagen aus mündlichem Gesange der Berliner Gegend für ihren zweiten Band (Nr. 16). Es lautet:

Es waren einmal 199 Schock Schneider,
Die wollten nach Niederviehland hinreisen,
Und als sie kamen auf'n halben Weg,
Da stand ein Ziegenbock an dem Steg.
Hilfreicher Herr aus Kassel,
Wir sind in Todesgefahr!

Darunter war ein beherzter Mann,
Der zog seinen ledernen Handschuh an,
Und zog seinen rostigen Degen bloß,
Und stach den Ziegenbock in den Fuß.
Hilfreicher Herr usw.

Da schüttelt der Ziegenbock seinen Kragen,
Und es fielen alle 199 Schock Schneider vom Wagen,
Hilfreicher Herr usw.

Drauf schüttelt der Ziegenbock seine Ohren,
Da liefen alle 199 Schock Schneider durch Distel und Dorn,
Hilfreicher Herr usw.

Erk bringt im Liederhort (S. 393) ein ähnliches Stück, beginnend:

Es hatten sich 77 Schneider verschworen,
Sie wollten zusammen ins Niederland fahren.

Den Bauern nimmt ein gewiß in städtischen Kreisen gesungenes Lied aufs Korn: „Der Bauersmann in der Stadtkirche". Ganz ergötzlich, doch mit geringerer Phantasie, als sie in den Schneiderliedern waltet, schildert da ein Bauer, der in der Stadtkirche zum erstenmal Orchestermusik hört, das Treiben der Musikanten (Erk-Irmer $3_{64}$):

2. Een Mann uff eener Hutsche saß, nudeledu!
Dazu aus eenem Buche las, nudeledu!

Un wenn er denn an so'n Hölsken griff,
So gab et gleich en tausendsakermentschen Pfiff.
Und zum tingterling, zum tingterling, zum traderuderide-rallalala!

3. Da standen sechs Keerels, so as ick,
Die hatten alle so 'ne geele Scheppen (Geigen) vor sick!
Un wenn die Scheppen denn nich recht wollten piepen,
So daten sie se glihks an die Ohren kniepen.

Dem Bauern galt auch der Spott B. A. Dunckers in seinem „Familiengemälde" (1782), das in den Volksgesang eindrang (Märkisch bei Erk-Irmer 5 64), wohl weil der Spott gut ins Schwarze getroffen hatte, indem er eine Hauptschwäche des Bauern vornahm: seinen Geiz, der sich hier in schnurrigen Zumutungen an einen Maler ergeht, in das einmal bezahlte Bild die ganze Lebensgeschichte der Familie hineinzubringen. — Dem schlappen Bürgersoldaten gilt das noch heute allgemein bekannte Lied „Nur immer langsam voran, nur immer langsam voran, daß die Kräwinkler Landwehr nachkommen kann". Endlich sang man in der Mark auch ein Lied, daß allen Gewerben zumal eins auswischen möchte, aber doch ziemlich trocken bleibt, das Lied „So machen sie's":

Wie machen's denn die Schneider?
So machen sie's:
Hier ein Läppchen, da ein Läppchen,
Machen draus ein Kinderröckchen;
So machen sie's, ja so machen sie's.

Wie machen's denn die Uhrmacher?
So machen sie's: hängen die Uhren an die Wand,
Nehmen die Mädchen bei der Hand,
So machen sie's, ja so machen sie's!
usw.

## II. Geistliche Volkslieder.

Ein waches Leben geistlicher Volksdichtung wird dort nicht überraschen, wo, wie im deutschen Süden, eine anschmiegsame Volksreligion mit sinnfällig-populären Symbolen auch den Werktag durchdringt, ihre Feldkreuze und Bildstöcke in Feld und Wald hinausstellt und die Ecke der Bauernstube zu einem flitterbunten „Herrgottswinkel" ausschmückt. Wo aber der Protestantismus die religiöse Betätigung seit Jahrhunderten im Gotteshause konzentrierte, hat der geistliche Volksgesang neben dem eigentlichen Kirchenliede weniger günstigen Boden. Trotzdem sind noch um 1850 in der Mark mehrere geistliche Volkslieder in lebendiger Übung gewesen, und zwar jene älteren Lieder, die den süddeutsch-katholischen Ursprung an der Stirn geschrieben tragen. Es gibt kaum ein besseres Zeugnis für die Stärke des konservativen Zuges im Volke und das zähe Leben einmal eingebürgerter Lieder.

Das wahrscheinlich älteste Lied der Gruppe ist das Lied von Jesus im Garten. Man kennt einen süddeutschen Text von 1590 und vermutet mit Grund noch höheres Alter.[1] In Rönnebeck bei Lindow hörte der Gewährsmann Erks dies alte Lied noch 1856 von einem Schneider singen; auch in Alt-Töplitz bei Potsdam ward es aufgezeichnet.[2] In bester Erhaltung sind die märkischen Texte freilich nicht; wir geben den aus Rönnebeck.

[1] R. v. Liliencron: Deutsches Leben im Volksliede um 1530, S. 228.
[2] Erks Nachlaß 28 251, 54.




1. Als Christ der Herr im Garten ging,
Sein bitter Leiden da anfing.
Er war voll Blut, Schweiß — —
Da traurten Laub und grünes Gras.

2. Da kam der falsche Jud gegangen,
Er hat ein'n Spieß an seiner Wangen,
Er kam mit demselbigen vollen Lauf,
Stach Jesum seine Seiten auf.

3. Maria kam zum Kreuz gegangen
Und sah ihr liebes Kind da hangen
An einem Kreuz, war ihr nicht lieb,
Maria wurd' ihr Herz betrübt.

4. „Bücke dich Baum, bücke dich Bast,
Mein Kind hat weder Ruh noch Rast."

5. Die hohen Bäume bogen sich,
Die hohen Felsen zerrissen sich;
Die Sonne verlor ihren Schein,
Die Vöglein ließen ihr Rufen und Schrein.

6. Nun merket an, ihr Frau und Mann:
Wer dieses Liedlein singen kann,
Der singe des Tages nur einmal;
So wirst du kommen in Himmelssaal.

Ins 16. Jahrhundert reicht sicherlich auch, trotz etwas späterer literarischer Bezeugung (1605), das Lied hinauf: „Es sangen drei Engel einen süßen Gesang", ursprünglich ein Passionslied,[1]) später aber durch das aus anderen Liedern hinüberwirkende Motiv von der reuigen, huldvoll in den Himmel aufgenommenen Seele verändert. Es muß bis ins 19. Jahrhundert hinein viel gesungen worden sein; dafür spricht der Abdruck in späten fliegenden Blättern.[2]) Der märkische Text, wiederum aus Römebeck, ward im Jahr 1856 aufgezeichnet, also etwa um die gleiche Zeit, als man das Lied auch in Weimar fand, dort zum Bettellied armer Kinder herabgesunken.[3]) Das Lied ist besser erhalten, als jenes andere von Jesus im Garten.




1. Es sangen drei Engel ein süßen Gesang,
Sie sangen wohl, daß es in Himmel rein klang.

2. Hinterm Tisch, hinterm Tisch, da Jesus saß,
Mit seinen zwölf Jüngern das Abendmahl aß.

---

[1]) In dieser Gestalt (1605) bei Liliencron a. a. O. S. 230.
[2]) Bode a. a. O. S. 185.
[3]) Schade, Weim. Jahrb. 3 297.

3. Der Judas, der Judas war auch mit dabei,
Der unsers Herrn Jesu Verräter wollt sein.

4. Er verriet ihn, er verriet ihn bis in den Tod,
Bis unserm Herrn Jesu sein Leben verdroß.

5. Es saß ein Weib wohl vor der Tür:
„Wenn ich dich erblicke, dann weinst du so sehr."

6. „Warum soll ich denn nicht weinen, du allgütiger Gott?
Denn ich hab' übertreten die zehn Gebot."

7. „Hast du übertreten die zehn Gebot,
So fall auf die Knie und bete zu Gott.

8. Bet immer, bet immer in Himmel hinein,
Dann wird dir Gott geben im Himmel viel Freud."

Kaum mehr als eine Variante zu diesem Liede ist das Lied „Als unser Herr Christus zu Tische saß", das zweimal in der Potsdamer Gegend aufgezeichnet wurde, eine sprachlich minderwertige Fassung in dem Dorfe Bornim, und eine bessere, ohne nähere Ortsbezeichnung.[1]) Diese lautet:

1. Als unser Herr Christus zu Tische saß,
Mit seinen zwölf Jüngern das Abendmahl aß,
Da trat ein armer Sünder vor die Tür,
Ganz traurig, ganz traurig stand er dafür.

2. „Ach Sünder, ach Sünder, was trauerst du?
Wenn ich dich ansehe, dann weinest du!"
„Warum sollt' ich denn nicht weinen, mein Herr und mein Gott?
Ich hab übertreten die zehen Gebot!"

3. „Hast du übertreten die zehn Gebot,
So fall auf dein' Knie und bete zu Gott!
Bet immer, bet immer, die liebe lange Zeit,
So wird dir Gott geben das himmlische Reich.

4. Das himmlische Reich, eine wunderschöne Stadt,
:|: Da himmlische Freude kein Ende mehr hat!" :|:

Das Motiv von der armen Seele erscheint rein, ohne Vermengung mit Passionsliedern, in dem Liede „Im Himmel, im Himmel ist Freude so viel", das an Alter den genannten sicherlich nicht nachsteht.[2]) 1841 ward es in Birkenwerder bei Oranienburg von einer 60jährigen Frau, die das Lied von Sterndrehern erlernt haben wollte, nach folgender Melodie gesungen (der Text ist sehr unvollständig notiert; einen vollständigen findet man im Liederhort, S. 168):

---

[1]) Erks Nachlaß 2854, 106.

[2]) Zu dem Anfange findet sich schon anfangs des 15. Jahrhunderts eine Parallele (Wackernagel, K. L. S. 658): Ich weiß ein lieplich Engelspiel. — Liederhort 168.

(Nachlaß 3297.)




Das Bild von der trauernden Seele vor der Himmelstür, deren Trauer Troſt findet, muß dem Volksempfinden beſonders lieb geweſen ſein; man fand noch um 1890 verwandte Lieder in der Moſelgegend.[1])

Aber auch das Bild der Verdammten, die vergebens durch die himmliſche Pforte zu dringen ſucht, iſt in einem größeren balladenartigen Liede feſtgehalten, das ſich im ganzen durch ernſte Schlichtheit des Tones auszeichnet, nur bei der Schilderung der Höllenqual kraß wird. Es beginnt:

Es fielen drei Sterne vom Himmel herab,

und ward 1855 in der Gegend von Potsdam und Werder gehört.[2]) Eine 70jährige Hirtin ſang es wie folgt (die Melodie hat der Einſender nicht feſtgehalten):

Es fielen drei Sterne vom Himmel herab,
Die fielen auf eines Königs Grab.
Der König hatte drei Töchterlein:

Die erſte ſtarb am Morgen,
Die zweite ſtarb am Mittag,
Die dritte ſtarb am Abend.

Die erſte ward mit Roſen bedeckt,
Die zweite ward mit Veilchen bedeckt,
Die dritte ward mit Nadeln beſteckt.

Die erſte kriegt ein golden Sarg,
Die zweite kriegt ein ſilbern Sarg,
Die dritte kriegt ein eiſern Sarg.

Da gingen die drei den ſchmalen Weg;
Da begegnet ihn'n ein alter Mann:
„Braſilie! Braſilie! wo willſt du hin?"

„Ich will zur himmliſchen Pforte hin!"
„Da wirſt du ſchwerlich hineinkommen!" —

Da klopften ſie ganz leiſe an.
Da ſprach der liebe Gott: „Wer iſt da?"

„Drei arme Seelen!"
„Zwei ſollen hereinkommen,
Eine muß draußen bleiben!"

„Warum ſoll ich denn draußen bleiben?"
„Wenn andre ſind zur Kirche gegangen,
Biſt du ſpazieren gegangen;

Wenn andre ſind zur Schule gegangen,
Haſt du vor dem Spiegel geſtanden
Und haſt deine Haare geſchmückt!" —

Da ging ſie den breiten Weg;
Da begegnete ihr ein alter Mann:
„Braſilie! Braſilie! wo willſt du hin?"

„Ich will zur ewigen Verdammnis hin!"
„Da wirſt du hineinkommen!"

Da klopfte ſie ganz grauſam an.
Da ſprach der Teufel: „Wer iſt da?"

„Eine arme Seele!"
„Die ſoll hineinkommen!"

„Da ſetz' dich auf den glühenden Stuhl,
Und nimm dieſe glüh'nde Zange in die Hand,
Daß dir das Blut aus den Nägeln ſpritzt!"

„Weh! o weh! du Vaterhand,
Daß du mich nie zur Schule zwangſt!"

„Weh! o weh! du Mutterhand,
Daß du mich nie zur Kirche zwangſt!"

---

[1]) Köhler-Meyer Nr. 2.
[2]) Erks Nachlaß 28101.

Die ganze Haltung des Liedes, wie auch seine weite Verbreitung von Rügen bis zur Schweiz, von den flämischen Provinzen bis Siebenbürgen[1]) spricht für ein hohes Alter des Liedes, wenn auch bisher keine ältere Fixierung hervorgetreten ist, als das von Arnim 1806 für das Wunderhorn benutzte fliegende Blatt.[2])

Ein anderes Lied oder gereimtes Gebet — denn es wurde nicht gesungen — weist durch seine dem Liede „Jesus im Garten" eng verwandte Bildersprache in die gleiche Entstehungszeit, wenn auch alte Bezeugungen fehlen. Es ist das kurze, aber ausgezeichnete Lied „Wenn der Jüngste Tag wird werden". Das Volk muß es sehr geliebt haben, in weit voneinander entfernten Gegenden hat man es gefunden, so in Oberhessen und Böhmen; um 1840 ward es in Thüringen gehört; hierzu gesellt sich nun die märkische Fassung aus Neudamm bei Cüstrin und dem Jahre 1856 als eine der jüngsten.[3])

Wenn der jüngste Tag will werden,
Dann fallen die Sternlein auf die Erden.
Dann beugen sich die Bäumelein,
Dann singen die lieben Engelein.
Dann kömmt der liebe Gott gezogen
Auf einem schönen Regenbogen,
Und sagt: „Ihr Toten, ihr Toten sollt auferstehn,
Ihr sollt vor Gottes Gerichte gehn!"
Im Himmel war ein Tisch mit Blut,
Da standen unsern Herrn Jesus seine fünf Wunden rot,
Weil ihn die Juden geschlagen hatten.
Wer das Gebetlein beten kann,
Der bet es alle Tage nur einmal,
Dann wird er kommen in's Himmels Saal!

Die prachtvolle Bilderkraft des Liedes sicherte ihm früh die Beachtung der Kunstdichter: Clemens Brentano verwendete es wirkungsvoll in der Exposition seiner Novelle vom braven Kasperl und dem schönen Annerl. Das Bild vom Regenbogen als dem Throne Gottes ist vermutlich (wie auch Böckel meint) sehr alt.

* * *

Wir stehen am Ende unserer Übersicht über die größeren selbständigen Lieder.

Bei unserem um die Mitte des 19. Jahrhunderts genommenen Querschnitte sahen wir auf dem Gebiete der Ballade und des geistlichen Liedes die alten, in die Blütezeit der Volksdichtung, also das 15. und 16. Jahrhundert, hinaufreichenden Volkslieder noch im Übergewicht und ihre Texte im ganzen in erträglicher Erhaltung. Bei den Liedern aus Natur und Menschenleben samt den Standesliedern sehen wir Altes und Neues in lebhaftem Wettbewerb und manches Stück des 18. Jahrhunderts fest eingebürgert. Ob eine heutige Erhebung den gleichen Zustand ergäbe? Schwerlich. Man wird den An-

[1]) Mariage S. 35.
[2]) Wunderhorn $2_{210}$; Bode a. a. O. 366.
[3]) Erks Nachlaß $28_{986}$.

teil neuerer und neuester Kunstdichtung für die Zeit um 1900 beträchtlich höher ansetzen müssen; denn gestiegen ist sicherlich der Einfluß der Schule und in den Städten der seit mehr als 100 Jahren bemerkbare Einfluß der Operette, der durch den Leierkasten (und gar das Grammophon) doch auch dem platten Lande sich abgeschwächt mitteilt. Auch vom Studentenliede her erfährt der Volksgesang immer wieder Bereicherungen. Arthur Kopp hat in Berlin sein Augenmerk auf die namentlich durch die Schule und die Studenten vermittelten, aber völlig aufgenommenen Kunstlieder gerichtet, und man erhält eine stattliche Liste, wenn man seine Mitteilungen zusammenstellt. Ich wiederhole hier nur, was auch nach meiner Beobachtung als rezipiert gelten kann: Von Goethe „Das Heidenröslein"; von Hölty „Ub immer Treu und Redlichkeit"; von Kerner „Der reichste Fürst" und „Wohlauf noch getrunken"; von Hauff „Steh ich in finsterer Mitternacht"; von Uhland „Ich hatt' einen Kameraden"; von Heine „Loreley"; dann Frz. Kuglers „An der Saale hellem Strande" (1826); C. Rotters „Ein Sträußchen am Hute" (1825); H. Wagners „Muß ich denn, muß ich denn zum Städtle hinaus" (1824); W. Heys „Weißt du wieviel Sternlein stehen" (1836). Daß aber das ältere Volkslied heute ganz vergessen sei, glaube ich nicht; eine heutige märkische Sammlung dürfte im ganzen ein ähnliches Bild der Mischung älterer und neuerer Lieder ergeben, wie die jüngste wissenschaftliche Sammlung aus dem deutschen Süden, die Volkslieder aus der badischen Pfalz von Elisabeth Mariage, vom Jahre 1902.

## III. Das Kinderlied.

### 1. Selbständige Lieder und Reime.

Das Kinderlied ist heut derjenige Zweig am Baume der Volksdichtung, der noch am besten in Saft steht. Mag das Leben der Erwachsenen immer hastiger abrollen, Zeit und Lust zum Singen geringer werden; in der Kinderwelt bleibt das Bedürfnis so stark, wie es von altersher war. Noch drehen sich selbst auf den Schmuckplätzen Berlins, während rings geräuschvoll und atemlos der Verkehr flutet, die Mädchen im Kreise und singen „Klare, klare Seide". Hier gibt es auch kein Schwanken des Geschmacks: was vor Jahrhunderten dem Kinde genügte, erfreut es auch heut noch. Daß der Text mehr und mehr zersungen wird, der Inhalt dunkel und unsicher: das stört die Anspruchslosigkeit des Kindes nicht. Das Kinderlied lebt wesentlich von dem Reiz des Rhythmus, des Reimes und der einzelnen Bilder, die da an der Phantasie vorüberhuschen; daran hat das Kind sein Genügen. Vollends die das kindliche Spiel begleitenden Texte sind inhaltlich anspruchslos, wie das Arbeitslied der Erwachsenen; denn hier ist die Tätigkeit die Hauptsache.

So erklärt es sich auch, daß Lieder, die auf einer gewissen Stufe des Zersingens angelangt sind und von den Erwachsenen allmählich abgestoßen werden, als Kinderlieder noch lebensfähig sind und sich vielleicht noch lange erhalten. Man hat solch Zurückweichen von Volksliedern in den Kindergesang selbst bei ausgebildeten Balladen beob-

achtet.[1]) Aus der Mark ist dafür ein Beispiel bekannt: „Mariechen saß auf einem Stein". Man hörte es 1898 in Joachimsthal in der Uckermark in folgender Gestalt:[2])

1. Mariechen saß auf einem Stein
Und kämmte sich die Locken fein.

2. Und als sie damit fertig war,
Da fing sie laut zu weinen an.

3. Da kam ihr Bruder Karl zu ihr:
„Mariechen warum weinest du?"

4. „Ach, weil ich heut noch sterben muß,
Ach, weil ich heut noch sterben muß!"

5. Da kam der böse Jäger rein
Und stach Mariechen durch das Herz.

6. Mariechen war nun mausetot.
Nun schrieb man auf des Grabes Stein:

7. Mariechen ist ein Engelein,
Der Jäger ist ein Teufelein.

Das ist offenbar das alte Blaubartlied, das wir oben behandelten.

Zu den formell ausgebildeteren Kinderliedern gehören die Lieder in dialogischer Form, die man wohl „Kinderdramen" genannt hat. Zwei Stücke dieser Art aus Joachimsthal, die auch sonst verbreitet sind, lauten:

Doktor Bär schickt mich her,
Ob der Kaffee fertig wär.
„Nein, mein Kind, du mußt noch warten,
Geh ein bißchen in den Garten."

Guten Morgen, Herr Meyer,
Was kosten ihre Eier? —
Einen Dreier!
Das ist zu teuer!
Einen Pfennig!
Das ist zu wenig!

Weniger verbreitet ist das folgende Lied aus der gleichen Quelle:

Zwei Mädchen wollten Wasser holen,
Zwei Knaben wollten pumpen,
Da guckt der Herr zum Fenster raus
und sagt: „Ihr alten Lumpen,
Ihr habt die ganze Nacht gepumpt,
Und habt die Pumpe leer gepumpt,
Adje, ihr Lumpenpumpen!"

wobei das Herausschauen zum Fenster mit dem Daumen angedeutet wird, den man aus den gefalteten Händen hervorlugen läßt.

Ist bei diesen kleinen Scherzen schon eine Freude am Rollenspielen, am Hineinversetzen in andere Personen zu bemerken, so begegnen wir ihr wieder bei den Kinderpredigten. Ihr Inhalt ist völlig der Diener des Reimes. Eine Berliner Aufzeichnung lautet:[3])

[1]) Böckel, Psychologie der Volksdichtung, S. 169 f.

[2]) Gernhardt und Petsch, Uckermärkische Kinderreime, Zeitschr. d. Ver. für Volkskunde 8 407; 9 273, 389. Aus dieser Quelle alle mit „Joachimsthal" gezeichneten Lieder.

[3]) Zitiert bei Gernhardt und Petsch a. a. O.

Meine Damen und meine Herren,
Äppel sind keine Bern'n.
Bern'n sind keine Äppel,
De Wurscht hat zwee Zeppel.
Zwee Zeppel hat de Wurscht,
Der Bauer hat Durscht.
Durscht hat der Bauer,
Das Leben wird ihm sauer.
Sauer wird ihm das Leben,
Der Weinstock hat viel Reben.
Viel Reben hat der Weinstock,
Das Kalb ist kein Ziegenbock.

Ein Ziegenbock ist kein Kalb,
Jetzt ist meine Predigt halb.
Halb ist meine Predigt,
Mein Bauch ist ledig.
Ledig ist mein Bauch,
Meine Mütze ist rauh (lies rauch).
Rauh ist meine Mütze,
Mein Bruder heißt Fritze.
Fritze heißt mein Bruder,
Ein Schwein ist kein Luder.
Kein Luder ist das Schwein,
Jetzt laß ich meine Predigt sein.

Den Nachahmungstrieb der Kinder finden wir auch in den weitverbreiteten Nachahmungsliedern lebendig, wie dem folgenden:

1. Wollt ihr wissen, wie der Bauer
Seinen Samen aussät?
Seht, so macht's der Bauer,
Wenn er Samen aussät.

2. Wollt ihr wissen, wie der Bauer
Seinen Weizen abmäht?
Seht, so macht's der Bauer,
Wenn er Weizen abmäht.

3. Wollt ihr wissen, wie der Bauer
Seinen Weizen ausdrischt?
Seht, so macht's der Bauer,
Wenn er Weizen ausdrischt.
(Fragment; Joachimsthal.)

Eine größere Gruppe von Kinderliedern darf man überschreiben: „Kind und Natur." Man erwarte hier aber nichts dem Naturempfinden der Erwachsenen Ähnliches, auch nicht das Naturgefühl des Volksliedes der Erwachsenen. Ein Kind nimmt nicht aus der Natur irgendwelche Stimmung ab, es betrachtet die Natur überhaupt nicht im ganzen, sondern im einzelnen: Blumen, Vögel, Käfer sind interessante Einzelerlebnisse für das Kind, und davon erzählt es. Die Tierwelt fesselt stärker als Pflanze und Stein. Daher die lange Reihe der Kinderliedchen, die direkt das Tier anreden.[1]) Besonders reichlich wird der Storch bedacht:

Knäpner, du Lankbeen,
Schteit up Schulten sien Damschteen.
Hett en Pôar röeje Schtäbeln an,
Let hem as en Eddelman,
Js doch man en Bettelman.
(Seebeck im Ruppiner Kreis, Neustadt a. D., Soldin, Joachimsthal.)

Kneppeneär, du Ester,
Breng mi ne kleene Schwester,
Kneppeneär du Ruder,
Breng mi en klenen Bruder!
(Alt Töplitz, Liebenberg.)

[1]) Engelien-Lahn, Der Volksmund in der Mark Brandenburg S. 182—184. Firmenich I 143, III 120, 502, 504. Brandenburgia 17228. Erks Nachlaß 28402. Gernhardt und Petsch c. a. O.

Die Marienwürmchen werden auf die Hand gesetzt, und damit sie fortfliegen, rufen die Kinder ihnen zu:

Marienwürmkin, fliech üngert Schpint,
Wo alle dine Kinger sint,
Doa pipen diä Muse,
Doa fiddelt deär Buk,
Doa danzen diä Luse,
Doa is_et so schmuk.
(Schmarfendorf b. Schönfließ.)

Dem Maikäfer gelten ähnliche Ermunterungen:

Maikäfer fliege,
Dein Vater ist im Kriege,
Deine Mutter ist in Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt.
(Landsberg a/W., Berlin, Joachimsthal.)

Den Libellen oder Wasserjungfern, Schullerbücke genannt, rufen die Kinder zu, wenn sie dieselben gern greifen möchten:

Schullerbuk, sette di! plette di!
Ik jeäw di Bier un Brantewien!
(Schmarfendorf.)

Den Schnecken rufen die Kinder zu:

Schnecke pipecke,
Schtik dine alle vier Heären ruet
Wen du si ni ruter schtikst,
Schteäk ik di Hues un Hof an!
(Schmarfendorf.)

Die Spinne wird angeredet:

Schpinne, brengst du mi Glük, dän schtoech!
Brengst du mi Unglük, dän goech!
(Seebeck.)

Die Krähe wird verspottet:

Kroag, Kroag, Kräge!
Di Voater ligt im Wege,
Dien Mutter ligt in'n Diek (Teich),
Ward all sein Doag nich riek.
(Gegend von Soldin.)

Wenn sich eine Weihe über der Gänseweide sehen läßt, während Küchlein da sind, rufen die Kinder in Kamern bei Sandau:

Raweih! Raweih! Du Kükendeef!
Dien Voader und Mutter is ook en Deef.
To Neistadt, to Neistadt,
Doa hangen Beil an't Galgenrad,
Doa kriegen de Raawen ook wat af.

Wenn die Kinder einen Regenbogen sehen, so singen sie:

Rejenboen, moek mi nich nat,
Moek de olle Hure nat,
De up Schulten Flua sat,
De dän Tella vul Koel affrat.
(Röpersdorf bei Prenzlau.)

Als kindliche Arbeitslieder sind die zahllosen Bastlösereime zu bezeichnen. Flöten aus der Rinde der Weidenzweige zu machen, ist ein in Stadt und Dorf gleich beliebtes Vergnügen der Kinder. Ein Stück Zweig von geeigneter Länge wird abgetrennt und die Öffnung hineingeschnitten, während die Rinde noch auf dem Holze sitzt. Nun klopft man mit der Schale des Messers auf die Rinde und lockert sie dadurch so, daß sie abgestreift werden kann. Dabei singen die Kinder jene sehr zahlreich gefundenen Reime, von denen wir zunächst eine einfache Probe geben.[1])

Sibbe, sibbe, seute,
Mâk mi ène Fleute,
Det se recht schön gahn deit,
Det se nich kaput gahn deit.
(Neu Ruppin.)

Natürlich spielt hier wie bei allen Arbeitsliedern der Inhalt eine ganz untergeordnete Rolle; so kann denn allerlei Fremdes sich den Bastlösereimen sehr leicht ein- und anfügen. Was hat der Wunsch, die Hühner möchten „bis Mareien" (Mariä Geburt, 8. September) das Legen fortsetzen, eigentlich in dem folgenden Liede zu schaffen:

Ru ru Röte (= Rute),
Mock mi 'ne Flöte.
Lot de Hinder leien
Bes Mareien.
Lot die Sunne schien'n
Bes Martin'n.

Dunkel ist auch folgender Vers:

Ru ru röte,
Mock mi 'ne Flöte.
Von Thymioahn un Bastioan
Lot mine Flöte juit afgoahn.

Der Mitteiler (H. Böge, Brandenburgia 17 228) will die vorletzte Zeile auf die Heiligen Timotheus und Sebastian beziehen. Sind da schon Unklarheiten, so geht es vollends ganz toll zu in einer noch vor 1850 gemachten Aufzeichnung aus Thyrow an der Nuthenieder ung im Teltow:

---

[1]) Material bei Engelien-Lahn S. 185. Firmenich I 121, 131. Erks Nachlaß 31 524. K. E. Haase, Zeitschr. d. Ver. für Volkskunde 474; 699. v. Schulenburg, Archiv der Brandenburgia 11.

Lo lo löete, mock mei ine Flöete,
Van Timajân, van Baſtijân.
Lott ſe leien bes Mareien,
Bes de Raue ripe is;
Lott de Sonne ſchien bes Martin.
Jeht de Mölle klipp klapp,
Bibbere, bibbere, biff, baff.
Piepalöete, biſte nu nich af?
Schnied dänn Bulle — — —
Nich ſo lang, nich ſo kort,
Dat et balle wedder waſſen dut.
Pipalöete, biſte nu nich af?
Jlatt af, jlatt af.

Die Souveränität der rhythmiſchen Bewegung über den Inhalt, die für das Arbeitslied und das Kinderlied charakteriſtiſch iſt, kann nicht draſtiſcher hervortreten, als in dieſem Arbeitsliedchen der Kinder.

Der Rhythmus iſt auch das beherrſchende Prinzip der Wiegenlieder, der Kniereiter- und Koſeliedchen. Daneben wirkt ſtark der Reim; der Inhalt wird vom Reim oft erſt herbeigerufen. Über der großen Maſſe der Wiegenlieder ſteht der Reim „Schlafe .... Schafe" als der poetiſche Polarſtern. Der Reim „Feſte ..... Gäſte" kommt an zweiter Stelle; anderes iſt ſchon ſeltener. Wir können auch hier nur Proben geben.

Schlaf Kindchen, ſchlafe,
Im Garten gehn zwei Schafe,
Ein ſchwarzes und ein weißes,
Und wenn das Kind nicht ſchlafen will,
Dann kommt das ſchwarze und beißt es.
(Alt-Töplitz, Berlin, Hohen-Schönhauſen, Wriezen uſw., z. T. dialektiſch.)

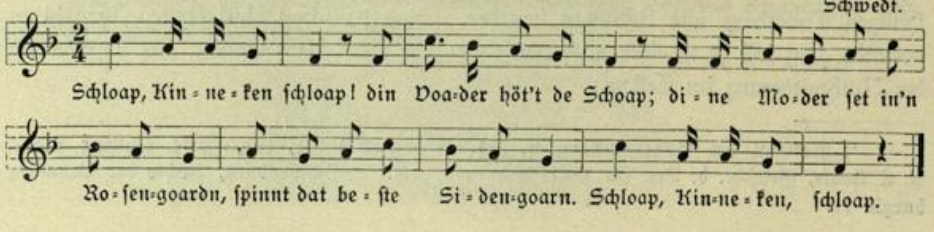
Schlaf Kindchen, ſchlafe,
Dein Vater hüt't die Schafe,
Dein Mutter ſchüttelt's Bäumelein,
Fällt herab ein Träumelein (für Träubelein);
Schlaf Kindchen, ſchlaf.
(Joachimsthal.)

Von den Melodien geben uns Erk und Irmer zwei Proben (5 17 und 5 68):

Groß Neuendorf.




Schwedt.



Ein anderer vielgebrauchter Eingang der Wiegenlieder ist „Suse, Kindchen suse". Von dieser Art ist ganz anmutig ein dialektischer Text (Erk-Irmer 2 59):




Vielfach notiert ist auch das Lied mit dem Reime „Suse . . . Peter Kruse" (Neudamm, Blumenberg, Treuenbrietzen, Schmarsendorf, Havelland usw.). Auch die meisten anderen Motive des Wiegenliedes, z. B. Buko von Halberstadt, sind dem märkischen Wiegenliede so geläufig wie den anderen Landschaften. Daß Buko von Halberstadt ein den Kindern freundlich gesinnter Bischof (1060—1088) gewesen ist, ist überall vergessen; nirgends vielleicht so gründlich, wie in dem Texte aus Falkenberg bei Berlin (Firmenich I 145):

Buhköken, buh!
Wovon bist du so ruh [rauh]?
Ick bin so ruh, ick bin so glatt,
Ick bin de Buhkuh von Halberstadt.
Buhköken, buh!

Von Kniereiterliedern nur zwei Beispiele:

Hopp, Hopp, Hoadermann,
Spann dän witten Schimmel oan,
Foahre hin noa Niestoadt,
Ätt di in Botter un Sämmel soatt,
Bränk unse Mächen ooch woat.
(Neustadt-Eberswalde.)

Hop, hop, hop, nôa Möllen,
Köster sit upt Föllen,
Preester sit up de bunte Ko,
Hop, hop, hop nôa Möllen to!
Klabatter, klabatter, klabatter!
(Seebeck, Neudamm.)

In eine höhere, schon literarische Schicht des Kinderliedes führen uns die Kindergebete. Hier sind nicht mehr der Rhythmus und der Reim Herrscher; der Inhalt macht ein solches Lied lebensfähig: was einfach, anschaulich und sinnig ist, wird aufgenommen. Um solcher Vorzüge willen hat man seit dem 14. Jahrhundert das Gebet von den vierzehn Engeln nicht vergessen, und auch die Mark kennt es. Noch 1898 ward es in Joachimsthal in der Uckermark wie folgt gesungen:

Wenn ich abends schlafen geh,
Vierzehn Engel bei mir stehn,
Zweie rechts, zweie links,
Zwei zu meinen Häupten,
Zwei zu meinen Füßen,
Zweie, die mich zudecken,
Zweie, die mich aufwecken,
Zweie, die mich führen
Ins himmlische Paradies.

Auch neuere Kindergebete wurden in Joachimsthal gefunden, so das auch heut noch in Berlin übliche:

Ich bin klein,
Mein Herz ist rein,
Soll niemand drin wohnen
Als Jesus allein.

Ferner das Tischgebet:

Herr Jesu komm, sei unser Gast,
Und segne, was du uns bescheeret hast!

und:

Lieber Gott, mach mich fromm,
Daß ich auch in 'n Himmel komm!

Kindergebete sprossen naturgemäß nicht so zahlreich auf wie Wiegenliedchen, Baslösereime u. dgl. Auf die wenigen völlig rezipierten Stücke aber wirkt die Ehrfurcht vor dem religiösen Inhalt im Sinne besserer Erhaltung des Textes ein.

## 2. Kinderspiele.

Von Kinderspielen gehören in eine Darstellung der Volksdichtung natürlich nur diejenigen, die mit Kinderliedern sich verbinden: aber das ist, dank der uralten Gemeinschaft von Spiel und Gesang, keine kleine Anzahl. Die verschiedenen Ringelreihen und Tanzspiele sind ohne Lieder nicht zu denken. Und bei wie vielen Spielen hat ein einzelnes Kind eine Sonderrolle gegenüber der großen Schar; da sorgt denn der „Abzählvers" für eine unparteiische Auswahl. Er ist eine jener primitiven praktischen Gattungen, in denen der Inhalt die geringste Rolle spielt; ausgeschlossen ist aber nicht, daß in einzelnen Liedern sich auch der Inhalt zum anmutigsten Bilde rundet. Wir ordnen ein paar märkische Beispiele nach steigendem inhaltlichem Werte, bei bloßen rhythmischen Klangzeilen beginnend:

1. Enchen, penchen, iepchen zael,
Jepchen, piepchen knol.
(Berlin.)

2. Ene, bene Reätsel,
Weär bakt Preätsel?
Det bist du!
Zibber de bibber, buf, baf — af
(Schmarfendorf.)

3. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
Eine alte Bauerfrau kocht Rüben,
Eine alte Bauerfrau kocht Speck,
Du bist weg!

4. Eine kleine Kaffeebohne
Wollte gern nach Biesenthal,
Biesenthal war zugeschlossen,
Und der Schlüssel war zerbrochen;
Wieviel Stunden willst du gehn?
(Joachimsthal.)

5. 1, 2, 3, 4 . . . . . 20,
Die Franzosen rannten nach Danzig,
Danzig fing an zu brennen,
Die Franzosen kriegten das Rennen,
Sie rannten hin nach Polen,
Da brannten sie sich die Sohlen,
Sie rannten ohne Strümpf und Schuh
Und rannten gerad auf Rußland zu.
(Schmarfendorf.)

6. Drei, sechs, neune,
Im Garten steht 'ne Scheune,
Im Garten steht ein Hinterhaus,
Da sehn drei weiße Engel raus,
Der erste spielt die Geige,
Der zweite wickelt Seide,
Der dritte schließt den Himmel auf,
Da sah die liebe Sonne raus.
(Berlin; ähnlich aus Schönermark. Erks Nachlaß 28980, 31808.)

So geht die Skala aufwärts; für jede Stufe lassen sich die Beispiele häufen,[1]) nur auf die Stufe unseres letzten Beispiels erhebt sich nicht vieles. Die drei Engel dieser Verse vertreten die anderwärts in ähnlichen Liedchen vorkommenden drei Jungfrauen oder Mareijeli, die aus einem goldenen Haus schauen und keine liebliche Kinderphantasie, sondern sehr ernste Personen sind: die altgermanischen Schicksalsjungfrauen. Spinnen, Flechten, Schnitzeln, Schneiden und Zerreißen war ihre Beschäftigung („der zweite wickelt Seide"), und das Volk glaubte sie noch ums Jahr 1000 bei der Geburt der Kinder anwesend und setzte ihnen Speise und Trank vor.[2]) So dringt eine Ausstrahlung des alten Mythos über die Zeiten hin in die bescheidenste Gattung des Kinderliedes, den Abzählvers.

Von den Ringelreihen sind die einfachsten die, in denen der Kreis der Spielenden bei einem bestimmten Textworte sich niederhuckt, dann wieder aufsteht und die Runde fortsetzt. Von diesen war in der Mark das folgende sehr beliebt:

Ringel, ringel Rosenkranz,
Set en Pötken Woater bi,
Morjen wiln wi waschen,
Schöne schwarte Sachen.
Wil deär Hoane kreäen,
Schloat en uppen Bräen:
Kickerickicki!
(Birkenwerder, Schmarfendorf, Joachimsthal, Berlin, Landsberg usw.)

Bei „Kickericiki" erfolgt das Niederducken. Die Zeilen „Wil deär Hahn kreäen usw." sind schon humoristische Variation; ursprünglich hieß es einfacher:

Wenn der Hahn wird krähen,
Werden wir früh aufstehen.
Kickerickikiii!

Der Berliner tut es bei seinen Varianten nicht ohne einige Parodie:

... Werden wir früh aufstehen.
Die ganze Kompagnie
Macht Kickerickikiii!

Fast ebenso einfach ist der Ringelreihen, bei dem auf das Stichwort hin die Tanzenden sich umkehren. Der gebräuchlichste, noch heut überall bekannte Text lautet:

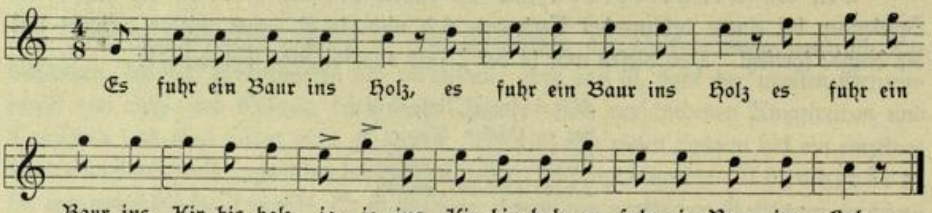
[1]) In Erks Nachlaß viel Material: 3403; 28198, 924 ff., 954 ff., 980, 987 ff.; 31234, 524.
[2]) El. H. Meyer: Deutsche Volkskunde S. 119 f.

Wir spinnen klare Seide,
Also klar wie ein Haar,
Hat gesponnen sieben Jahr,
Sieben Jahr sind um und um,
Fräulein N. dreht sich um.
N. hat sich umgedreht,
Der Bräutigam hat ihr 'nen Kranz bescheert
Aus lauter grünen Blättern,
Also klar . . . . . .

(Berlin 1910.)

Bisweilen (z. B. in Joachimsthal) beginnt das Lied mit sicherlich älterer Anfangszeile: „Wir treten auf die Kette, daß die Kette klingt"; nun fehlt der ursprüngliche Fortgang, und der Reim rief dafür die neuen Zeilen herbei: „Wir haben einen Vogel, der so schöne singt"; singt so klar usw.

Reicher bildet sich das Spiel aus, wenn in dem Kreise oder abseits des Kreises ein Kind eine Sonderrolle hat. Das bekannteste Spiel dieser Art ist der Kirmesbauer, wohl das verbreitetste Reihenspiel und schon im 15. Jahrhundert nachweisbar. Der Kreis ist aus Knaben und Mädchen zusammengesetzt. In seiner Mitte steht ein Knabe, der Bauer. Die Drehung beginnt und man singt:




Nun kommt die zweite Strophe:

„Der Bauer nahm sich ein Weib";

hierbei wählt der Knabe ein Mädchen, und sie tanzen zusammen in der Mitte. Dann die folgenden Strophen mit entsprechender Handlung:

Das Weib nahm sich einen Knecht,
Der Knecht nahm sich eine Magd,
Die Magd nahm sich ein Kind.

Stehen nun Bauer, Weib, Knecht, Magd und Kind innerhalb des Kreises, so beginnt der „Abschied": „Der Bauer schied von dem Weib", wobei der Knabe in den Kreis zurücktritt, und entsprechend bei den folgenden Strophen die anderen. Zuletzt steht nur noch der „Sohn" im Kreise und wird im nächsten Spiel Bauer.

Von außen her tritt ein zunächst abseits stehendes Mädchen in den Kreis bei dem gleichfalls sehr verbreiteten Reihenspiel von der nassen Brücke. Das Spiel wird schon von Fischart und Geiler von Kaisersberg erwähnt. In Joachimsthal ist die Brücke zu einer Wiese geworden, und das Lied lautet dort:

Ich ging auf einer Wiese,
Und die war naß,
Begegnet mir eine Ziege,
Und die fraß Gras.
„Ach liebes Mädchen tanz mit mir,
Es sind ja schöne Leute hier."
„Eilig, ja freilich,
Wo ich bin, da bleib ich;
Bleib ich, wo ich bin,
Ade, meine Spielerin."

Petsch, der diese Aufzeichnung mitteilt, versucht die Urgestalt des Liedes so herzustellen:

Es regnet auf der Brücke
Und ist schon naß.
Es hat mich was verdrossen,
Und weiß nicht was.
„Ach schönster Schatz, komm rein zu mir,
Es sind kein schönre Leut als wir."
„Ja freilich, ja freilich,
Wo ich bin, da bleib ich,
Bleib ich, wo ich bin,
Ade mein Schatz, leb wohl."

Jetzt wird der Sinn klarer: die draußen Stehende drückt ihren Unmut aus, ihr Schatz hat sie gekränkt; sie soll im Kreise der Tanzenden sich aufheitern; sie tut es unter resoluter Absage an den Schatz.

Diesem Reihen sind andere verwandt, in denen ein Mädchen seinen Schatz sucht, an einen Garten kommt (den Kreis der Kinder) und ihn dort findet (Joachimsthal, Uckermark, Berlin).

Komplizierter ausgebildet sind die Reihenspiele, bei denen ein Kinderpaar durch Händereichen ein Tor bildet, durch welches dann die übrige Kette hindurchzieht. Sehr verbreitet, doch dunklen Ursprungs, ist das folgende:

Ziehe durch, ziehe durch,
Durch die goldene Brücke,
Sie ist entzwei, sie ist entzwei,
Wir wollen sie wieder flicken.
Mit was? mit Gas;
Mit einerlei, mit zweierlei,
Der erste kommt, der zweite kommt,
Der dritte wird gefangen.
(Joachimsthal.)

Von diesem Spiel ist wohl ein später Ableger ein in Alt-Töplitz um 1850 aufgezeichnetes, vom Einsender betitelt: „Siksakside".[1]) Knaben und Mädchen bilden durch Händereichen eine Kette. Während des Singens hüpfen sie. Das eine Ende beginnt

[1]) Erks Nachlaß 31 38.

und hüpft nach dem anderen Ende hin, wo die beiden letzten Glieder durch Händehochhalten einen Durchgang bilden. Hier hüpft der letzte der Kette zuerst hindurch, und so folgen ihm alle. Sind sie hindurch, so drehen sich die beiden Hochhaltenden und hüpfen durch einen jetzt am anderen Ende gebildeten Durchgang. Es darf nicht losgelassen werden. Alle singen nun im Sprechtone auf der gleichen Note (nur der Schluß „fide" geht von der oberen Terz auf den Grundton herunter):

Sikſakſakſide,
Der Sack iſt zerriſſen,
Wir wollen ihn wieder laſſen flicken.
Sikſakſakſide!

Dramatiſch belebt iſt das Reihenſpiel vom „Herrn aus Ninive"; es fand ſich in Berlin und Joachimsthal. Der Joachimsthaler Text lautet:

Es kommt ein Herr aus Württemberg, Juchheiſſa, fifelatus!]
Was will der Herr aus Württemberg, " "
Er will die jüngſte Tochter haben, " "
Die jüngſte Tochter kriegt er nicht, " "
Er will ſie in ein Kloſter tun, " "
In einem Kloſter war ſie ſchon, " "
Er will ſie kochen und braten lehren, " "
Kochen und braten kann ſie ſchon, " "
Er will ſie ſtricken und nähen lehren, " "
Stricken und nähen kann ſie ſchon, " "
Dann ſtecken wir das Haus in Brand! " "

Damit iſt wenig anzufangen. Aber eine gründliche Unterſuchung der vorhandenen Verſionen und Zeugniſſe hat doch Licht in die Sache gebracht.[1]) Es liegt ein Geſellſchaftsſpiel des 17. Jahrhunderts zugrunde, bei dem die Spieler, als Mönche und Nonnen verkleidet, in zwei Reihen gegenübertreten, ſo daß die Zahl Paar und Paar ausmacht. Nach dem Wechſelgeſang nahm jeder Mönch das gegenüberſtehende Nönnchen und küßte es. In den Kinderſpielen, die ſich daraus entwickelt haben, ſtehen Knaben und Mädchen gegenüber. Der Wechſelgeſang ſchildert, unter gleichzeitigem Sichnähern und Zurückweichen der Reihen, entweder Brautwerbung oder Nonnenabholung, und es reichen ſich zuletzt die Paare die Hände.

Die Reihenſpiele werden zumeiſt von den Mädchen gepflegt. Knabenhafter ſind die Haſcheſpiele, die jedoch auch von den Mädchen nicht verſchmäht werden. Sehr beliebt war in der Mark das Haſcheſpiel „Alle meine Wulegänskens kommt noch Haus". Man fand es in Berlin, Röpersdorf bei Prenzlau, Schmarſendorf, Seebeck im Ruppiner Kreiſe, Groß-Neuendorf, Klein-Mutz bei Zehdenick, Soldin, Radel bei Lehnin, Joachimsthal. Die Kinder (Gänschen) bilden eine Reihe; davor tritt der Hauswirt; abſeits ſteht der Wolf. Bei dem letzten Rufe des Hauswirts eilen alle Kinder auf ihn zu, und der Wolf ſucht ſo viel als möglich zu haſchen. Die Wechſelreden zwiſchen Wirt und Gänschen lauten in Joachimsthal:

[1]) Bolte, Zeitſchr. d. Ver. für Volkskunde 4180; 698.

Alle meine Wulengänskins kommt na Hus
„Wie können nich!"
Wörum denn nich?
„De Wulf sitt hinnern Berch."
Wat mäkt er dor?
„Plückt sich' Blömkins."
Wat will er dormit? —
„Flecht sich 'n Kränzkin,
Ströpt sich up 't Schwänzkin.
Alle mine Wulengänskins kommt na Hus!" —

Ein anderes Haschespiel entnehmen wir den sehr sorgfältigen Aufzeichnungen, die der Lehrer W. Petsch aus Alt-Töplitz an Erk sandte (Nachlaß 28 $_{28}$). Es heißt „Pändermann" und wird so gespielt: Ein Knabe steht auf dem Male (Moal); auf einer Grasfläche, die ein Erbsenfeld darstellt, sitzen Knaben und Mädchen und pflücken Gras ab, die „Schoden". Dabei singen alle:




Der Pfänder (Wirt) stellt sich beliebig ein; er kann kommen, wenn das Lied noch nicht aus ist, oder wenn es beendet ist, oder schon ein paarmal gesungen. Er kommt herzugeschlichen und sucht sich einen zu greifen. Die Diebe suchen das Mal zu erreichen, wo sie Schutz finden. Wer gegriffen wird (gekreän), ist im nächsten Spiele Pändermann. Bekommt er keinen, ist er es nochmal.

Alle diese Spiele sind für den Sonntag und die Bewegung im Freien berechnet. Von den Pfänderspielen dagegen können manche auch den Winterabend kürzen. Gernhardt und Petsch fanden auch diese Spiele in Joachimsthal vor („Schneewittchen auf'n Dach, wer weint oder lacht" — „Ich ging einst über'n Kirchhof, begegnete mir ein Bischof"). Wir geben hier, wiederum aus den Aufzeichnungen des Lehrers Petsch in Alt-Töplitz, ein weniger bekanntes, dem der Aufzeichner die Überschrift gab „Alle die das Spielchen spielen". Hierbei setzen sich alle Kinder auf die Erde, einen Kreis bildend.

Nun hat man eine Schnur von der Größe des Kreises, auf die ein Ring gezogen ist. Alle fassen mit beiden Händen an die Schnur und singen:




Bei jeder Achtelnote wird der Ring von einer Hand zur anderen geschoben. Wer beim letzten Ton den Ring in der Hand hat, der muß ein Pfand geben. Der Reiz ist dabei, daß man nicht sehen kann, bei wem augenblicklich der Ring ist. — Auch in Berlin, Birkenwerder und Treuenbrietzen war das Spiel bekannt (Erks Nachlaß 3 200).

Andere Spiele schalten die Bewegung in noch höherem Maße aus, als diese Pfänderspiele und dienen nur dazu, die Zeit angenehm zu kürzen oder eine leichte Arbeit dem Spiel anzunähern. Von dieser Art teilen wir aus Alt Töplitz noch zwei mit.

1. Das Strickspiel. Mehrere Mädchen stricken und bestreben sich, schnell eine Nadel abzustricken. Wer zuerst fertig ist, spricht:

Es war einmal ein Kuckucksmann;

alle stricken weiter ohne anzuhalten. Wer wieder eine Nadel ab hat, spricht:

Der schaffte sich 12 Weiber an,

dann die folgende:

Die erste fegt die Stube aus.

So geht es weiter: Wer eine Nadel abgestrickt hat, sagt einen Vers des Liedes. Fällt einem Mädchen eine Masche ab, so ruft sie „Feuer", und alle halten ein. Ist die Masche wieder aufgehoben, so ruft sie „Wasser", und das Stricken beginnt von neuem. Das Lied aber lautet:

Es war einmal ein Kuckucksmann,
Der schaffte sich 12 Weiber an,
Die erste fegt die Stube aus,
Die zweite trägt das Müll heraus,
Die dritte macht das Feuer an,
Die vierte legt brav Holz daran,
Die fünfte macht den Braten frisch,
Die sechste trägt ihn auf den Tisch,
Die siebente tappt (zapft) die Kanne voll Wein,
Die achte schenkt brav fleißig ein,
Die neunte ist ihm viel zu schlecht,
Die zehnte macht das Bett zurecht,
Die elfte steckt das Pfeifchen an,
Die zwölfte ruht in seinem Arm.

2. Das Kuckucksspiel. Mehrere Kinder setzen sich in der Pause zusammen; ein Knabe (Mädchen) nimmt eine Schiefertafel, schreibt die Namen der Spielenden senkrecht untereinander, und jeder bestimmt nun, wieviel Striche er haben will. Diese werden zu seinem Namen geschrieben, und nun beginnt das Spiel. Der Schreiber spricht:

Ein Kuckuck auf dem Zaune saß,
Es regnete, es schneite, und er ward naß,
Da kam ein warmer Sonnenschein — —
Es müssen wohl 32 sein.

Er zählt auf jeden Strich eine Silbe, indem er von oben anfängt und die Striche durchläuft. Der Strich, auf dem die letzte Silbe „sein" gefallen ist, wird ausgelöscht. Vom folgenden an wird weiter gezählt. Wer zuletzt noch allein Striche hat, hat gewonnen. Man hat für dasselbe Spiel auch noch einen anderen Text:

Kaiser Karl Maroht
Hatte kein Brot,
Schlug alle seine Soldaten tot.

Bei diesem Spiel beobachten wir das gleiche, wie bei dem Abzählvers von den drei Engeln: daß letzte Ausstrahlungen eines Mythos sich im Kinderliede verfangen. Das Kuckuckslied nämlich war ursprünglich ein Hochzeitslied mythischen Inhalts, der Kuckuck kein gewöhnlicher Kuckuck, sondern die Tierverwandlung eines Gottes (Thors?), der Fruchtbarkeit und Gedeihen spendet.[1])

## IV. Lied und Volksbrauch.

Als im ausgehenden 18. Jahrhundert ein neues Verständnis für den Wert der Volkspoesie unter den Gebildeten erwachte, richtete man anfangs das Augenmerk nur auf jene Lieder, die auch, losgelöst vom lebendigen Volksleben, nach Art kunstmäßiger Buchpoesie genossen werden konnten. Erst der wunderliche schwäbische Enthusiast Friedrich David Gräter stellte das Volkslied in den vollen Strom des Volkslebens hinein und lenkte die Aufmerksamkeit auch auf jene Lieder, die ohne Kenntnis von Sitte und Brauch gar nicht verstanden werden konnten. Das begründete dann auch für die selbständigen Lieder eine lebensvollere Auffassung; manches schon von der Form ward durchsichtiger, seit man z. B. vom Wechselgesang zwischen Vorsänger und Chor erfuhr. Und man lernte verstehen, daß das erhöhte Daseinsgefühl, das frohe Feste mit alten, liebgewordenen Bräuchen in das sonst einförmige Leben des Bauern hineintragen, mit poetischer Empfänglichkeit eng verschwistert ist.

In der Mark sind alte Volksbräuche zwar stark im Schwinden, namentlich an den Orten, die von den Ausstrahlungen der Großstadt erreicht werden. Doch hat man Reste auch noch in den letzten Jahren angetroffen. Die Wenden der Jahreszeiten, die Hauptfeste des Kirchenjahres und die Höhenpunkte des Arbeitslebens sind durch solche besonderen Gebräuche gekennzeichnet.

[1]) Siehe die gleichen Verse bei Reifferscheid, Westfälische Volkslieder Nr. 9, und dessen Anmerkung.

Die Zeit der Wintersonnenwende, die heiligen zwölf Nächte (25. Dezember bis 6. Januar), trugen schon bei unseren heidnischen Vorfahren festlichen Charakter. Seit das Christentum das Weihnachtsfest in diese Zeit gelegt hatte, wurde alles hierauf bezogen. Die kultische Feier gewann eine freiere Gestaltung, die eine Beteiligung der Laien ermöglichte. Das Mittelalter hatte ausgebildete Weihnachtsspiele. Von solchen Gebräuchen her hat sich die Sitte des Quempas-Singens an vielen Orten der Mark in die protestantische Zeit hinein und bis in das 19. Jahrhundert gehalten. Die Schüler der Gemeinde zogen zu Beginn des nächtlichen Christgottesdienstes in geschlossenem Zuge, als Engel und Hirten verkleidet, wohl auch mit grünen oder Blumenkränzen auf dem Haupte, in die Kirche und ordneten sich dort zu vier Chören, die an verschiedenen Stellen der Kirche Aufstellung nahmen. Diese Chöre sangen in Abwechslung untereinander und mit der Gemeinde besondere, nur dieser Feier eigene Lieder, in ältester Zeit noch lateinisch, dann lateinisch und deutsch, dann nur deutsch. Von dem Anfange des gebräuchlichsten lateinischen Liedes „quem pastores laudavere", nannte man die Sänger „Quempas-Sänger". Sie lernten ihre Lieder nicht aus dem Gesangbuch, sondern aus mündlicher Tradition und aus besonderen Quempas-Heften, in denen sogar mittelalterliche Schrift- und Malkünste fortlebten; das ist die gleiche Art der Überlieferung, wie bei den Volksliedern, Volksschauspielen und der mittelalterlichen Lyrik. Die Melodien wurden nur mündlich überliefert, so daß ein neuer Kantor sie von den Schülern lernen mußte. Erst die jüngsten Quempas-Hefte sind gedruckt und mit Noten versehen. Die jüngsten Texte haben keinen Zusammenhang mehr mit den alten lateinischen. Auch ward die Verteilung der Schüler auf vier Chöre vielfach wieder aufgegeben, dagegen hier und da die Rolle des Christkindes hinzugefügt. So in Treuenbrietzen, wo der Chor bei der Orgel, das Christkind neben dem Altare stand und dann folgender Wechselgesang sich entspann:

Chor: Wir bitten dich, o Jesulein, / Schöns Kindelein / Wollst mit uns reden ein Wörtelein.
Christkind: Singt, lieben Kinder mein!
Chor: Sag' an, warum man dich hier findt, / Schön's Jesulein, / Auf dieser Welt ein armes Kind?
Christkind: Aus lauter Lieb allein.
Chor: Warum bist du, o Gott so groß, / Schön's Jesulein, / So klein in deiner Mutter Schoß?
Christkind: Aus lauter Lieb allein.
Chor: Warum bist du so arm im Stall, / Schön's Jesulein, / Der du bereichst das Weltenall?
Christkind: Aus lauter Lieb allein.
Chor. Warum bist du so sehr veracht, / Schön's Jesulein, / Nichts mit dir bracht, nicht Gut noch Pracht?
Christkind: Aus lauter Lieb allein.
Chor: Für solche Lieb' was mögen wir, / Schön's Jesulein, / Wir Armen doch hingeben dir?
Christkind: Mich wieder lieben allein.
Chor: Wir lieben dich allein.
Christkind: So seid ihr alle mein.

Die Einzelheiten der Sitte wechseln sehr stark: wir konnten nur eine Probe geben. Aber in irgendeiner Variation ist sie an 17 Orten der Mark nachgewiesen worden: In

Berlin, Bernau, Bobersberg, Canig, Christianstadt, Dolzig, Drewitz bei Cottbus, Frankfurt a. O., Grano bei Guben, Guben, Kirchhain, Lossow bei Frankfurt a. O., Lübben, Luckau, Mosau bei Züllichau, Perleberg, Rathenow, Schönfließ, Sommerfeld, Sorau, Treuenbrietzen, Züllichau.[1])

Neben diesen halbkirchlichen lebten weltliche und allzu weltliche Weihnachtssitten. In Thyrow an der Nutheniederung im Teltow[2]) begannen die Hirten neun Tage vor Weihnachten allabendlich auf dem Horn zu blasen; man nannte das „den hele Christ vannen Himmel tüten". Am Heiligen Abend aber und am Silvesterabend zogen der Schäfer und der Schweinehirt von Haus zu Haus, sangen und wurden mit bestimmten Arten von Kuchen (z. B. aus Roggenmehl mit Speckschnitten darauf) beschenkt. Am Heiligen Abend war der Schweinehirt Sänger, Silvester der Schäfer. Die Lieder sind nur fragmentarisch notiert; es hieß darin zu Weihnachten:

Hoch, hoch in de Förschte
Hangen drei Brådwörschte.
Jäfft mei de lange
Lott de korte hangen.
Jäfft mei den Schwienekopp
Der is bessa wie ene Brådworscht.

Am Silvesterabend war das Lied wesentlich ein gereimter Neujahrswunsch; man wünschte den Bauern:

Van jide Stute en Fölmeken,
Van jide Kuh en Kälweken,
Van jidet Schåp en Lämmeken.

Den Mädchen aber galt der Wunsch:

„Ick wünsche Jane Måd en Bündeke Schnüre,
De leid so järne uppe Müre.
Ick wünsche Jane Måd en Katzennäppken,
De hädd ören Brudmann imma an Herzen."

Die gleichen Gebräuche bestanden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch in anderen Dörfern des Teltow. Auch aus Haseloff bei Treuenbrietzen wird die gleiche Sitte berichtet. Der Gewährsmann Erks schreibt (Nachlaß 28 $_{746}$): „Die Hirtenknaben tuten neun Abende vor Weihnachten, sie setzen dreimal an und tuten, solange ihr Atem reicht. „Die tüten den Weihnachtsmann raff" jubeln die Kinder und zählen die Stufen bei jedem Tuten, die noch zwischen ihnen und dem Weihnachtsmann sind; denn sie stellen sich vor, es sei eine unsichtbare Leiter nach dem Himmel von drei Stufen und glauben, daß bei jedem Tuten der Heilige Christ eine Stufe überschreitet. Es ist ein unharmonischer, aber wundersamer Klang, und alle Dorfbewohner freuen sich." Am Silvester wurde wiederum getutet und Gaben gesammelt.

Auch die Heiligen drei Könige mit ihrem Stern waren in der Mark noch um 1850 wohlbekannt. Zwischen Weihnachten und Neujahr oder bis Heilige drei Könige zogen sie umher. Es sind drei mit Papierkronen geschmückte Knaben, die weiße Hemden

[1]) R. Heidrich, Christnachtfeier und Christnachtgesänge in der evangelischen Kirche, 1907.
[2]) v. Schulenburg, Archiv der Brandenburgia II.

übergeworfen haben; einer hat sein Gesicht geschwärzt, ein anderer trägt einen in einem großen Reifen angebrachten Stern, der fortwährend gedreht wird. So herrschte der Gebrauch z. B. in Pichelsdorf. Man zieht nun von Haus zu Haus und singt:

Alle.
Hier treten wir vor ohne Hohn und Spott,
Einen guten Abend geb euch Gott,
Einen guten Abend, eine fröhliche Zeit,
Die euch Gott der Herr hat bereit't;
Das wünschen wir allzugleiche.
Ich lag in einer Nacht und schlief,
Mir träumte, der König David rief
Vonwegen Maria, der Rose.
Der Tag, der dringt wohl durch den Thron.
Da gingen wir von dem Berge herab,
Und kamen wohl zu Herodes Haus.
Herodes sprach mit falscher Begier:
„Ihr lieben Gesell'n, bleibt heut bei mir,
Ich will euch geben Wein und Bier,
Ich will euch geben Stroh und Heu,
Ich will euch halten Bezahlung frei!"
Zu Bethlehem in Davids Stadt,
Da bleibt der Sterren stille stahn.
Da gingen wir von dem Berge herab
Und kamen hinein in das Haus,
Und fanden Maria und ein liebes Kind,
Dabei ein Esel und ein Rind.
Ein kleines Kind, ein großer Gott,
Der Himmel und Erde erschaffen hat.
Da gingen wir von dem Berge herab:
„Wo ist uns denn der eine so schwarz?"

(Der Schwarze mit Szepter und Degen:)
„Schwarz bin ich, die Schuld ist meine nicht,
Die Schuld ist meiner Kindermagd,
Daß sie mich nicht weiß gewaschen hat.
Den Szepter führ ich in meiner rechten Hand,
Den Degen an meiner Seite. Trumma!"

(Der Weiße, an die Mütze fassend:)
„Was beliebt dem Herrn König?"

(Der Schwarze:)
„Trumma mein getreuer Knecht,
Merk auf meine Rede und versteh mich recht!
Geh in das Gebirge hinein
Und töte die Kinderlein,
Die zwei und dreijährig drunter sein.
So du sie wirst verschonen,
So werd ich dich mit dem Schwerte belohnen;
So du sie aber nicht wirst verschonen,
So werde ich dich zum Herrn machen,
Daß du kannst die ganze Welt auslachen."

(Der Weiße:)
„Soll geschehen wie der Herr König befohlen hat!"

Alle (zum Wirt):
Ihr jungen Gesellen, tretet alle heran,
Ein ehrbarer Herr, wir singen ihn an.
Wir wollen ihn nennen beim Namen so fein,
N. N. soll der Name sein.

Mit entsprechenden Versen werden der Reihe nach die übrigen Familienmitglieder angesungen; Fremde mit besonderen Wunschzeilen. Dann werden die Sänger beschenkt und singen zum Schluß:

Sie haben uns eine Verehrung gegeben,
Der liebe Gott laß Sie das Jahr mit Freuden erleben,
Das ganze Jahr wohl ein und aus,
All Unglück fahre zum Giebel hinaus usw.

In der Grafschaft Ruppin bestand ein ähnlicher Umzug und ein ähnliches Lied, doch kam hier noch ein Knabe hinzu, der einen Kasten trug, an dem sich eine Klappe befand. Kamen nun die Textworte:

Herodes guckt zum Fenster hinaus,

so öffnete der Knabe die Klappe, und die Figur des Herodes wurde sichtbar.[1])

[1]) Über Umzüge der Sterndreher und Fastnachtssitten ausführlich Ad. Kuhn, Märkische Sagen und Märchen, 1843, S. 347 ff. und Märkische Forschungen I, S. 294. Dazu Mielke, Zeitschr. d. Ver. für Volkskunde 12470.

Diejenige Zeit aber, in der weltliche Volkslust die höchsten Wogen schlug, war die Fastnacht. Die volkstümlichen Fastnachtsgebräuche sind freilich in der Zeit, in der — hauptsächlich durch Ad. Kuhn — ihre Aufzeichnung erfolgte, offenbar schon entartet: das Gabensammeln ist ungebührlich in den Vordergrund getreten. Aus Cöpenick, Stralau und Treuenbrietzen wissen wir Näheres über diese Gebräuche. In Cöpenick versammelten sich die Fischer des Kietzes und gingen unter Anführung von zweien, die mit Eishaken bewaffnet waren, in den Häusern umher; zwei andere trugen Fischkescher, um die gesammelten Gaben darin aufzunehmen. In dem Hause angekommen, setzten die Anführer die Eishaken in den Balken oder die Flurdecke. Nun ward gesungen:

Die Anführer:
Wollt ihr wissen, wer wir sind,
Wir sind das neue Wetterkind.
Drei Peezen wohl vor den Wind!

Die übrigen:
Sie werden sich wohl bedenken
Und uns einen Fastelabend schenken!

Die Anführer:
Hohlee, wieder hohlee!
Große Hechte, Kuhlbarse!

Die übrigen:
Sie werden sich wohl bedenken
Und uns einen Fastelabend schenken!
Sie schenken uns einen Gulden,
Danach wohl vierundzwanzig;
Sie schenken uns einen Schweinekopf,
Ist besser als eine Bratwurst,
Sie schenken uns eine lange
Und läten die korte hangen.

Die Anführer:
Hohlee, wieder hohlee!
Große Hechte, Kuhlbarse!
Die Frau Wirtin und die Jungfer Töchter
Haben sich zu eng geschnürt,
Sie werden auch noch heut abend
Zum Tanze geführt.

Die übrigen:
Sie werden sich wohl bedenken
Und uns einen Fastelabend schenken.

Nun werden die Gaben gesammelt und darauf singen

Alle:
Sie haben uns eine Verehrung gegeben
fürs ganze Jahr,
Jahrein und -aus
All Unglück fahre zum Giebel hinaus!

So die Cöpenicker Sitte. Mancher Strahl des Volkshumors blitzt auch in dieser späten Form noch auf. Der Stralauer Gebrauch ist diesem ganz ähnlich. Auffallend ist bei beiden der Schluß, der doch einem Neujahrswunsch außerordentlich ähnlich sieht. Hier scheint auf die Fastnachtsgebräuche ein anderes Fest eingewirkt zu haben, das bei Slawen und Deutschen gebräuchlich war: Das Todaustreiben (Winteraustreiben) am Sonntage Lätare. Eine phantastisch herausgeputzte Strohpuppe wurde dabei umhergetragen und nachher verbrannt. Es war ein Fest der Sommerverkündigung und wurde bei den Slawen auch noch in christlicher Zeit als eine Art Neujahrsfeier empfunden. Daher jene Glückwünsche, daher auch die Erwähnung des „neuen Wetterkindes". Spuren einer Feier des Lätare-Sonntages will A. Giertz noch um 1900 im Barnim gefunden haben.[1]) Die Fastnachtsgebräuche in Treuenbrietzen erinnern daran, dort hieß der Fastnachtsumzug Karrideln oder Kariln (ein dunkeles Wort), und er hat sich dort bis in

[1]) A. Giertz, Bausteine zu einer Geschichte des Barnim, 1901 ff., S. 120 (Manuskriptdruck).

unsere Zeit erhalten. Kinder mit Eschenstäben, an denen noch die Äste sitzen, ziehen von Haus zu Haus und sammeln Gaben ein; dabei singen sie:

Karriel! Karriel!
Der Winstock hät sin Loob verlorn.
Wer soll nu davor sorgen?
Det muß unser lieber Herr Jesus dhun,
Schenk uns 'nen fröhl'gen Morgen.
Jeff mei ne lange [Wurst],
Lott de korte hange
Beff übersch Jahr!

Die Kinder bekommen dann Bilder, Bilderbücher, Bänder, Pfannkuchen, Brezeln. Würste.

Das Osterfest, einst durch die Osterspiele verherrlicht, ist in der Mark nicht durch Gebräuche gekennzeichnet, die in unmittelbarer Beziehung zu dem kirchlichen Feste stehen. Dagegen war am Ostermontag in einigen Orten die Sitte des Bällefangens in Übung. In Arendsee i. d. Altmark wurde sie noch 1887 beobachtet. Kinder und junge Leute zogen in Gruppen vor die Fenster der im letzten Jahre (zwischen Ostern und Ostern) Neuvermählten. Ein Lied wird gesungen:

Hier stehen wir Knäblein alle
Und singen uns den Balle.
Und wenn Sie uns den Ball nicht geben,
So wolln wir Ihn'n den Mann wegnehmen!
Tunpoal (Zaunpfahl) willn we Ihn'n wärrer gebn.
Brügam! Brügam!
Jungfer, schmiet den Ball herut!

Nun fliegen aus dem Fenster zunächst kleinere Bälle, etwa ein Dutzend, um die sich die kleineren Kinder balgen; dann der Bräutigamsball, ein größerer Ball in den gleichen Farben (gelbes und weiß-rot bemaltes Schafleder). Um den Bräutigamsball kämpfen die größeren Burschen, bis ihn einer davonträgt. Die Mädchen holen sich inzwischen einen entsprechenden Brautball von der jungen Gattin als Geschenk. Nachher ist auf dem Schützenplatze ein großes Ballspiel mit eroberten Bällen, bis einer der großen platzt und nun in Stücke gerissen wird, die die Teilnehmer sich ins Knopfloch stecken. Dieselbe Sitte bestand in Jederitz bei Havelberg.[1])

Pfingsten ward hier und da durch den Umzug des „Pfingstkäm" gefeiert, eines in Laub und Blumen gehüllten Knaben, den andere mit einer bewimpelten Stange begleiteten. Die Mädchen führten in ähnlicher Weise die „Maibraut". In der Mittelmark und in der Altmark waren diese Gebräuche besonders in Übung. Die dabei gesungenen Lieder haben große Ähnlichkeit mit den Liedern bei den Weihnachtsumzügen.

Von den Höhepunkten des menschlichen Einzellebens war von alters her die Hochzeit von besonderen Gebräuchen umgeben. Davon ist im ganzen recht wenig geblieben. Eine sehr eigenartige Sitte hat man noch in unserer Zeit in Joachimsthal in der Uckermark gefunden.[2]) Wenn dort die Brautwäsche zum Trocknen aufgehängt war und lustig im Winde flatterte, wurde der ganze Trockenplatz mit Blumen geschmückt, und nach

[1]) W. Körner, Mitt. d. Ver. für die Geschichte Berlins 1888, S. 70.
[2]) Petsch, Zeitschr. d. Ver. für Volkskunde 11341.

Begrüßungsversen der ältesten Waschfrau an die Braut fand unter den wehenden Leinen ein Umzug und ein Tanz statt. Die Begrüßungsverse lauteten:

Ich habe vernommen,
Daß die Jungfer Braut ist gekommen.
Wir haben der Jungfer Braut ihre Wäsche gehangen,
Sie wird sie empfangen
Und wird sie so erhalten,
Wie sie ihre Mutter hat gehalten.
Nehmen sie mir es übel,
So nehme ich's ihnen gern wieder vom Stiebel.
Die Jungfer Braut soll leben,
Und der Herr Bräutigam daneben.
Vivat hoch, hoch, hoch!

In der ländlichen Arbeit bedeutet das Erntefest den Höhepunkt. Tanz und bisweilen Feuerwerk verherrlichen den Tag. Der Vorschnitter aber tritt mit einem Erntespruch vor den Amtmann oder Bauern hin. Wir geben davon aus Brunow bei Freienwalde eine Probe (Erks Nachlaß $31_{116}$; mitgeteilt von Ad. Kuhn):

Hier komm ich geschritten,
Hätt ich ein Pferd, so wär ich geritten.
Ich grüße den Herrn Amtmann hübsch und fein
Und bringe ihm das Kränzelein,
Er ist nicht von Disteln und Dornen,
Er ist von Blumen und reinem Korn.
So viel Ähriken,
So viel Jähriken;
So viel Drispelken,
So viel Wispelken,
So viel Draspen,
So viel harte Taler wünsch ich dem Herrn Amtmann in seinen Kasten.

Die Sense hat geschwatt't,
Die Harke hat geglatt't
Der Knebel hat gebunden
Und das Kränzchen ist gewunden.
Hier setze ich dem Herrn Amtmann die Krone auf den Kopf.

Und Sie möchten so fein
Gütig sein
Und legen die Tonne Bier auf den Block
Und die Musikanten dabî.
Ich wünsche, der Herr Amtmann mâkt sich so lustig as wie wir.

Ich kann mer nu nich länger verweilen,
Denn Sie lassen uns spielen den Baß und die Geigen.
Ich kann mer nu nich länger aufhalten,
Denn draußen warten se schon, daß sie wollen mit mir walzen.

Übers Jahr
Wird es wahr,
Wollen wir lachen
Und es noch viel schöner machen.

## V. Volksrätsel, Sprichwörter, Zaubersprüche.

Die Volksrätsel bewegen sich in einem bescheidenen Gedankenkreise. Sie sind fast ausschließlich Umschreibungen derjenigen Dinge, mit denen der Bauer in tägliche Berührung kommt. Der Flachs, die Kirsche, der Hahn, das Ei, der Krebs, die Windmühle, das Spinnrad, das Mühlrad und dergleichen Dinge werden nach bestimmten willkürlich herausgegriffenen Eigenschaften beschrieben, und dem Hörer liegt ob, die disiecta membra zu einem geschlossenen Bilde zu ergänzen. Auch Personifikationen treten an Stelle der Umschreibung. Ein paar einfache Beispiele aus Alt-Töplitz (Erks Nachlaß $28_{745}$):

Weiß wie Schnee,
Grün wie Klee,
Rot wie Blut,
Schwarz wie Teer,
Nun sage mir das Rätsel her!
(Kirsche.)

Steit uppet Stielicken,
Leckt sich dät Mülicken.
Je länger dät et leckt:
Je körter et wärd.
(Das Licht.)

Dem Flachse galten in der Grafschaft Ruppin folgende drei Rätsel:[1])

1. Was ist das, was grün aufsteht, blau dasteht und weiß zu Bette geht?
2. Als ich jung und schön war, da war ich blau bekrönt, als ich aber alt und schief geworden, wurde ich geknüppelt, geschlagen und danach von Kaiser und König getragen.
3. As ik jung war, trug ik ne blaue Kron; as ik old war, wat ik stott (gestoßen) un schlån.

Spezifisch märkische Züge tragen die in der Mark gefundenen Rätsel nicht; das meiste von ihnen ist auch in Mecklenburg und noch weiterhin bekannt. Bescheidene Anpassungen an die örtlichen Eigentümlichkeiten sind allerdings zu beobachten: In Strodehne (Kr. Westhavelland) fragt man nicht: „Warum läuft der Hase über den Berg," denn es gibt keine Berge in Strodehne, sondern man fragt: „Warum läuft der Hase über den Teich, (Diek);" statt „geiht nah't holt" heißt es in der waldarmen Gegend „geiht nach hus," und ähnliches. Unter diesen Rätseln aus Strodehne[2]) sind auch ein paar seltenere, z. B.:

Löppt un löppt un kann nich
Ut de Stuww kåmen. — (De Seiher = Wanduhr.)

Auch ausgedehnte Rätsellieder kennt das Volk. Ein weit verbreitetes und in der Mark mehrfach aufgezeichnetes beginnt:[3])

Ach Jungfer, ich will ihr was auf zu raten geben,
Und wenn sie es errät, heirat' ich sie.
Was für ein Haupt ist ohne Zopf,
Und was für ein Turm ist ohne Knopf?

Wenn mir's der Herr nicht für ungut will halten,
So will ich ihm wohl sagen den wahren Grund:
Das Häuptlein in der Wiegen ist ohne Zopf,
Der babylonisch Turm ist ohne Knopf.

---

[1]) Volksrätsel aus der Grafschaft Ruppin, gesammelt von K. E. Haase, Zeitschr. d. Ver. für Volkskunde $3_{71}$. — Reiche Rätselsammlung auch bei Engelien-Lahn.

[2]) Zeitschr. d. Ver. für Volkskunde $14_{168}$.

[3]) Erks Liederhort Nr. 153a (Schwedt a/O., Brandenburg a/H. usw.).

Der weitere Inhalt ist zum Teil albern („ein gemalter Bettelmann ist ohne Laus" usw.). V. d. Hagen berichtet, daß ein ähnliches Rätsellied in Berlin nach dem Dessauer Marsch gesungen wurde.[1])

Das volkstümliche Sprichwort ist im ganzen reizvoller als das Volksrätsel. Ein ungemein trefffsicherer Mutterwitz waltet darin und eine kaum zu überbietende Plastik des Ausdrucks, die ohne Scheu auch zu den größten Derbheiten greift. Die meisten Sprichwörter sind dialektisch, im Gegensatz zum Volksliede. Ein paar Beispiele aus Köpersdorf bei Prenzlau:[2])

1. Roep ja nich ea: Holt Fisch! eas du se innen Sak hest.
2. Wenn ena en Hund hengen will, dennoesten sint ena oek en Schtrik.
3. Klock Höna leggen oek in Nettel un vabrennen sich et Schtüez.

Oder aus Schmarsendorf bei Schönfließ in der Neumark:

1. Herrenjunst un Aprilweäder verjoan wi Rosenbleäder.
2. Fallen is kene Schande, aber lange liggen.

Drastischer und derber ist einiges aus der Uckermark und der Grafschaft Ruppin:[3])

1. He lacht, dat em de Lus' von 'n Buk (Bauch) trüdeln.
2. Du grienst, as wenn du 'ne Kröt an 'n Strick hest.
3. Dit Metza (Messer) schnitt', as d' dodig Hund bitt.
4. Der weiß den Hund zu führen, daß er ihm nicht auf den Strick sch—ßt.
5. Der Schlesier sch—ßt ein Loch höher als er's —loch hat.
6. Wenn die Mücken f—zen wie die Elefanten, platzt ihnen das Loch.

Eine interessante Gruppe bilden diejenigen Sprichwörter, die aus örtlichen Begebnissen und Eigentümlichkeiten erwachsen sind. „Ik will di helpen, un wenn du de Prêster ut Werder bist," sagt man in der Grafschaft Ruppin. Einstmals hörte nämlich ein Bauer einen kläglichen Ruf aus dem Chausseegraben, wo offenbar ein Betrunkener lag. Sogleich dachte er an den des Trunkes verdächtigen Pfarrer aus Werder (Grafschaft Ruppin), und der war es auch. — „Das ist Verkehrt-Lindow", kann man in der gleichen Gegend hören; in Lindow steht die Kirche nicht in der Mitte des Ortes, sondern am Ende. auch Turm, Kanzel und Altar sind nicht an den gewohnten Stellen. — „Er hält sich an den Trunk, wie die Stöffiner Kühe:" in Stöffin reicht jedes Grundstück bis an den flachen See heran, und die Kühe gehen deshalb oft bis an den Hals ins Wasser. — Gerade an solchen Beispielen kann man erkennen, wie das Denken sinnesfrischer Menschen von Anschauung ganz durchsättigt ist.

Daß im Volke noch eine große Masse von Zauberspr üchen umlaufen, entzieht sich der Beobachtung Gebildeter fast immer.[4]) Einige davon erinnern mit epischem Eingange und angehängter Besprechungsformel an die Form der bekannten Merseburger Zauberssprüche:

---

[1]) Büsching 2, Nr. 107a, Anm.

[2]) Engelien-Lahn S. 215 ff. (reiche Sammlung).

[3]) Brandenburgia 17 268 und Zeitschr. d. Ver. für Volkskunde 2 437.

[4]) Sammlungen von Prahn, Zeitschr. d. Ver. für Volkskunde 1 190 (hauptsächlich aus Gebieten östlich der Oder) und K. E. Haase, ebenda Bd. 7 u. 8 (Ruppiner Kreis).

Es kamen drei Jungfrauen von der Sintflut her.
Die eine sprach: es ist gut;
Die andre sprach: es ist gut;
Die dritte besprach die Wehklage und das Blut.
(Madlitz, Zielenzig.)

Anderes verrät mit dem angewandten Kreuzeszeichen und dem Schlusse den Einfluß kirchlicher Segnungen:

Die Rose hat in diese Welt
Uns Gott als Königin gesandt,
Und über ihr das Sternenzelt
Als Krönungsmantel ausgespannt.
Rose + Rose + Rose + weiche,
Flieh auf eine Leiche,
Laß die Lebenden befreit
Von nun an bis in Ewigkeit.
(Königsberg.)

Poetischer Wert ist selten in diesen Stücken; sie interessieren als Zeugnisse wildwüchsiger Volksreligion.

* * *

Der Gewinn für die Kenntnis des Volkstums ist überhaupt die beste Frucht unserer immer mehr in vergessene Winkel des Landes und die Niederungen der Volksdichtung eindringenden Volksliedforschung. Einstmals erhoffte man vor allem Gewinn für die Kunstdichtung. Doch der ist längst eingeheimst und flösse den Heutigen aus dem geläuterten Volkstone der Mörike, Uhland, Eichendorff vielleicht reiner zu, als unmittelbar aus der Volksdichtung. Wo aber könnte man die Seele des Volkes besser fassen? Daß freilich die Mark, die doch auch auf anderen Kulturgebieten abhängig ist vom Süden und Westen, uns durch ureigenste Töne überraschen würde, war billig nicht zu erwarten. Das märkische Volkslied unterscheidet sich von dem des übrigen Deutschland nicht einmal in dem Grade, wie die märkische Backsteingotik von ihren Vorbildern. Gemeindeutsches Empfinden waltet darin, dieses aber auch ohne Verkürzung. Man mag getrost auch auf das Lied des märkischen Volkes Heines Worte anwenden: „Hier offenbart sich all seine düstere Heiterkeit, all seine närrische Vernunft. Hier trommelt der deutsche Zorn, hier pfeift der deutsche Spott, hier küßt die deutsche Liebe."

# Die Vorgeschichte der Mark Brandenburg.

Von Dr. A. Kiekebusch.

# Einleitung.

Die Behandlung der heimischen Vorgeschichte im Rahmen einer Landeskunde der Mark Brandenburg zwingt nach jeder Richtung hin zur Beschränkung, zu einer Beschränkung, die in mancher Hinsicht bedauerlich erscheint, in anderer Beziehung dagegen auch wieder in erfreulicher Weise auf die ganze Arbeit einwirken muß.

Der Wissenschaft wäre es sehr erwünscht, wenn das vorgeschichtliche Material, das heute durch zahlreiche Museen und Privatsammlungen, in beinahe unübersehbaren Einzelabhandlungen, Zeitschriften, Programmen u. dgl. zerstreut ist, an dieser Stelle gesammelt werden könnte. In dem engen Rahmen, der der Vorgeschichte in der „Landeskunde“[1]) zugewiesen ist, wäre das ganz unmöglich. Doch die Aufgabe in dem eben bezeichneten Umfange durchzuführen, ist jetzt auch nicht mehr nötig, da ihre Lösung durch die im Auftrage der Provinz von Prof. Dr. A. Götze herausgegebenen „vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler“ bereits in Angriff genommen worden ist.[2]) Dieses Werk, das eine Materialsammlung großen Stiles sein soll, bedeutet für die „Landeskunde“ zugleich eine Entlastung. Im Gegensatze zu den „Denkmälern“ kann sich die „Landeskunde“ auf die Darstellung der märkischen Vorgeschichte beschränken, der es darauf ankommt, eine Übersicht über den gesamten Stoff zu geben, das Wesentliche herauszuheben und an der Hand der wichtigsten Erscheinungen die Kulturentwicklung der märkischen Vorzeit zu veranschaulichen. Was an Fülle verloren geht, wird an Klarheit gewonnen. So wird die „Vorgeschichte“ auch für jeden lesbar, und das muß um so mehr im Auge behalten werden, als es sich hier um die erste neuere Darstellung der märkischen Vorgeschichte handelt.[3])

Aber auch für eine erschöpfende Darstellung der märkischen Vorgeschichte reicht der zur Verfügung gestellte Raum nicht aus. Auf Jagd nach Parallelen muß ganz verzichtet werden. Aufgabe eines umfangreicheren Werkes wird es sein, das Auftreten der Typen in den einzelnen Landschaften und die Beziehungen zu den Nachbarländern genau zu verfolgen und kartographisch festzulegen. Zu einem großen Werke über die Vorgeschichte der Mark Brandenburg soll die vorliegende Abhandlung eine Vorarbeit sein.

---

[1]) Rob. Mielke: Brandenburgia. Archiv IX, 1902, S. 5 ff.

[2]) Davon bisher erschienen: Ostprignitz 1907.

[3]) Vgl. E. Friedel: Die Stein-, Bronze- und Eisenzeit in der Mark Brandenburg. Berlin, Nikolai, 1878. Das Büchlein ist also vor mehr als dreißig Jahren geschrieben worden.

Daß es bei dieser Gelegenheit möglich ist, eine ganze Reihe von bisher nicht veröffentlichten Schätzen des Märkischen Museums weiteren Kreisen bekanntzugeben, wird nicht nur den Freunden und Besuchern dieses Instituts willkommen sein.

Wir dürfen auch nicht übersehen, daß die Vorgeschichtswissenschaft noch sehr jung ist. Überall gärt es. Noch nicht alle Beobachtungen können wir uns hinreichend erklären. Vieles ist sicher. Manches ist noch Hypothese. Die Wissenschaft kann die Hypothese nicht entbehren, und jede neue Arbeitshypothese, wenn sie genügend begründet ist, kann uns der Wahrheit mindestens näher bringen. Werden dagegen in einem Buche, das auch für weitere Kreise berechnet ist, alle Vermutungen und Behauptungen aufgetischt, so kommt der Leser leicht zu der Annahme, hier sei alles noch Hypothese, und wir wüßten im Grunde noch gar nichts. Darum ist es notwendig, im Texte möglichst nur die Ergebnisse der Forschung darzustellen, die von den meisten Vorgeschichtsforschern anerkannt werden. Wenn die Hypothese zur Klärung der ganzen Sachlage erforderlich ist, soll auch sie ihre Stätte finden; zugleich aber soll dann die Ansicht der Gegner zu Worte kommen. Auch ein größerer Kreis muß ja mit den wichtigsten Problemen der Vorgeschichte vertraut werden. Im übrigen verweise ich die wissenschaftliche Hypothese, soweit sie behandelt werden muß, in die Anmerkungen, die auch die wichtigsten literarischen Nachweise enthalten sollen. Auf diese Weise hoffe ich den Leser zu der Überzeugung zu führen, daß wir über die Vorzeit unserer Heimat schon recht viel wissen, und daß es endlich Zeit wird, die Ergebnisse der Vorgeschichtswissenschaft dem großen Kreise aller Gebildeten zugänglich zu machen.[1])

[1]) Über die Geschichte der märkischen Vorgeschichtsforschung vgl. meine Abhandlung in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung vom 10. Dezember 1911.

# I. Die Steinzeit.

## A. Die ältere Steinzeit.

### 1. Die Frage nach dem Alter des Menschengeschlechts und ihre Bedeutung für die märkische Vorgeschichte.

Die Frage nach dem Alter des Menschengeschlechts kann natürlich nicht beantwortet werden, wenn wir nur die vorgeschichtlichen Verhältnisse auf dem so engen Raume der Mark Brandenburg in Rechnung ziehen. Hier kommt die ganze Welt in Betracht, soweit ihr Boden durchforscht worden ist und weiter durchforscht werden wird. Die ältesten, unbedingt sicheren Spuren des Menschen haben sich bis jetzt in Westeuropa feststellen lassen. Namentlich Frankreich und Belgien sind reich an Funden aus der frühesten Urzeit des Menschengeschlechts. Diese Funde haben mit unzweifelhafter Sicherheit ergeben, daß der Mensch bereits ein Zeitgenosse der Eiszeit, des Diluviums, gewesen ist. Die Existenz des diluvialen Menschen, die zu Goethes Zeit von bedeutenden Forschern[1]) einfach geleugnet, vor wenigen Jahrzehnten noch vielfach umstritten wurde, ist heute keine Hypothese mehr, sondern eine unumstößliche Tatsache. Dagegen ist die genaue Berechnung der seit dem ersten Auftreten des Menschen verflossenen Zeit bis heute ganz unmöglich. Wohl gibt uns die Natur selbst mit der Arbeitsleistung der fließenden Gewässer, mit der Mächtigkeit und der Verwitterung abgelagerter Schichten, mit dem Vorrücken und dem Abschmelzen der heutigen Gletscher Mittel an die Hand, die Zeitdauer einzelner Perioden der Erdgeschichte schätzungsweise beurteilen zu können. Aber das alles bleibt doch nur ein Versuch, und die Fehlerquellen der einzelnen Beobachtungsmethoden sind zu zahlreich und zu groß, als daß es möglich wäre, bestimmte Daten auch nur mit einiger Sicherheit anzugeben. Die meisten Forscher nehmen jetzt an, daß seit dem Ende der Eiszeit etwa 10 000 Jahre verflossen sein müssen. Weit schwieriger ist es noch, die Dauer der ganzen Zeit bestimmen zu wollen, während welcher der Mensch auf der Erde gelebt hat. Vielleicht handelt es sich in der Tat um einige hunderttausend Jahre.[2]) Nun sind aber nicht nur im jüngeren und mittleren, sondern auch im älteren Diluvium, ja, sogar in dem der Quartärzeit voraufgehenden Tertiär Funde beobachtet worden, die vermuten lassen, daß der Mensch schon während der Tertiärzeit gelebt hat. Feuersteingeräte haben sich nicht nur in den jüngsten tertiären Schichten, im

---

[1]) Cuvier: „L'homme fossile n'existe pas."

[2]) A. Penck: Zeitschr. f. Ethnol. 1908, S. 390 ff.

Pliocän und Miocän, gefunden;[1]) seit einigen Jahren will man in Belgien auch im oberen Oligocän schon derartige Werkzeuge entdeckt haben.[2]) Wenn das richtig ist, so würden wir das Alter des Menschengeschlechts jedenfalls um Jahrmillionen zurückdatieren müssen. Sogleich aber ergeben sich neue, schwierige Fragen. Der Fortschritt, der sich von den ältesten Geräten der Tertiärzeit bis zu denen der ältesten Quartärzeit ergibt, ist ein ganz geringer. Sollte die Menschheit wirklich so lange auf derselben primitiven Stufe stehen geblieben sein, um dann plötzlich so gewaltige Fortschritte zu machen? Über diese und ähnliche Fragen ist man sich noch nicht klar. Noch wogt der Streit der Meinungen hin und her, und es fehlt nicht an Forschern, die auch jetzt noch die Existenz des tertiären Menschen überhaupt in Zweifel ziehen. Aus der Mark sind Spuren des Tertiärmenschen nicht bekannt. Trotzdem ist die Frage nach dem Alter des Menschengeschlechts für eine Darstellung der märkischen Vorgeschichte nicht unwesentlich. Wir müssen in der Lage sein, das erste Auftreten des Menschen in der Mark in Beziehung setzen zu können zu den ältesten Spuren menschlicher Tätigkeit überhaupt. Außerdem kann man niemals wissen, ob nicht in näherer oder fernerer Zukunft auch in der Mark Funde ans Licht gezogen werden, die für die Beantwortung der Frage nach dem Alter des Menschengeschlechts einige Beiträge liefern.

## 2. Das Eolithenproblem.

Überreste des Diluvialmenschen sind bereits mehrfach gefunden worden. Das Dasein des Tertiärmenschen konnte bisher durch Skelettreste in ungestörten tertiären Schichten noch nicht bewiesen werden. Erst neuerdings entdeckte man in den Sanden von Mauer bei Heidelberg einen Unterkiefer, der wohl auf der Grenze vom Tertiär zum Diluvium steht.[3]) Im übrigen wird die Existenz des Tertiärmenschen einzig und allein aus dem Vorkommen künstlich angefertigter Werkzeuge im Tertiär geschlossen. Bei Feuersteinwerkzeugen einfachster Art ist es aber durchaus nicht immer leicht, festzustellen, ob ein solcher Stein von Menschen benutzt oder gar bearbeitet worden ist, oder ob er seine oft recht eigentümliche Gestalt durch Einwirkung natürlicher Kräfte erhalten hat. Es ist daher ganz erklärlich, daß um diese Urzeugen des Menschengeschlechts viel gestritten worden ist und auch heute noch viel gestritten wird.

Da diese einfachsten Feuersteinwerkzeuge der Morgenröte der menschlichen Kultur angehören, so werden sie Eolithe[4]) genannt (griechisch ἕως, ion. und ep. ἠώς = Morgenröte; lateinisch Eos; λίθος = Stein). Die früheste Stufe der Ent-

[1]) Über märk. Tertiär s. Ed. Zache: Landeskunde I, 1909, S. 41—43.

[2]) Rutot: Un grave problème. Bull. Soc. belge de géol. XXI, 1907.

[3]) O. Schötensack: Der Unterkiefer des Homo Heidelbergensis usw. Leipzig, W. Engelmann, 1908. — H. Klaatsch: Zeitschr. f. Ethnol. 1909, S. 539. — A. Sauer, Exkursion in die Maurer Sande usw. Ber. über die Vers. des Oberrhein. geol. Ver. 1909, S. 25 f. Dazu Regel: Zentralbl. f. Anthrop. XV, 1910.

[4]) Auch über Umfang und Inhalt des Begriffs „Eolith" ist noch keine Einigung erzielt. Verworn schiebt zwischen Eolithe und Paläolithe noch Archäolithe ein (ἀρχαῖος = uralt; παλαιός = alt). — Zeitschr. f. Ethnol. 1904, S. 482, 825; 1905, S. 1024 ff. (Hahne); 1906, S. 395 (Wiegers-Hahne).

wicklung muß wohl die gewesen sein, daß der Mensch den ersten besten Stein aufhob, um damit zu schlagen, sich zu verteidigen oder auch nur Früchte zu öffnen. Etwas höher stand er schon, wenn er Steine von besonderer Form auswählte, weil sie ihm zu bestimmten Verrichtungen geeignet erschienen. Noch weiter war er gekommen, als er selber dem Steine eine handlichere Form gab und unbequeme Kanten, Ecken oder Vorsprünge abschlug, um besser zugreifen zu können. In dieser Kunst der Formengebung hat er sich weiter entwickelt, bis er es verstand, den Stein nicht nur grob zuzuschlagen, sondern ihn durch geschickte Schläge oder Stöße zu schärfen. Tragen die beiden ersten Gruppen der Geräte nur Abnutzungsspuren, so zeigen die beiden letzten also auch schon Bearbeitungsspuren. Es ist selbstverständlich sehr schwer, Steine, die nur Abnutzungsspuren tragen, als Werkzeuge des Menschen erweisen zu wollen. Auch über die Herkunft der Feuersteine, die nur durch rohes Zuschlagen handlicher gemacht sein sollen, wird man sehr oft noch verschiedener Meinung sein können. Sicher sind dagegen die Geräte, die an der ganzen Gebrauchskante entlang kleine Schlagmarken (Muschelung) aufweisen. Sie gehören jedoch bereits größtenteils der paläolithischen Periode an. Mit Überlegung und mit hervorragendem Geschick sind diese sonst so einfachen Steingeräte gearbeitet. Hier ist die bloße natürliche Einwirkung ausgeschlossen. Für die Beurteilung des Alters spielt auch noch die Kruste, die „Patina" eine Rolle.

Entscheidend ist aber für die Eolithenfrage die Lagerung der Feuersteine in ungestörten tertiären oder höchstens frühdiluvialen Schichten.

Für die Mark Brandenburg kommen tertiäre Eolithe bis jetzt kaum in Frage. Aber auch die diluvialen Feuersteinwerkzeuge — soweit sie wirklich als Werkzeuge betrachtet werden müssen und nicht der großen Menge der überall auftauchenden Pseudoeolithen zuzurechnen sind — bedürfen in jedem einzelnen Falle noch gründlicher Nachprüfung.

Um die märkische Eolithenfrage zu klären, ist noch eingehendes Studium namentlich auch der geologischen Schichten und scharfe Kritik dringend nötig. Selbstverständlich darf dieser Gegenstand nicht vernachlässigt werden, und die gewissenhafte Forschung wird auch hier bald zu sicheren Ergebnissen gelangen.[1])

### 3. Spuren des Diluvialmenschen in der Mark.

Die Klimaverschlechterung seit dem Ende der Tertiärzeit hatte zur Folge, daß die Gletscher Skandinaviens immer weiter nach Süden vorrückten und das ganze nördliche Europa, auch die Mark, mit Eis bedeckten. Ebenso dehnten sich die Alpengletscher weiter aus, so daß in Mitteldeutschland nur ein schmaler Landstreifen vom Eise frei blieb. Die Eiszeit war nicht eine ununterbrochene Periode mit stets gleichem Klima; vielmehr schwankte die Temperatur. Beim Steigen der Wärme zog sich das

[1]) Jäckel: Zeitschr. f. Ethnol. XXXV, 1903, S. 830—839. — A. Götze: Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Ostprignitz. 1907, S. III. — Brandenburgia, Archiv X, Tafel XVII. — E. Friedel: Brandenburgia, Monatsblatt X, S. 46 ff.; XII, S. 354 ff. — Zeitschr. f. Ethnol. 1903 S. 537. Ed. Krause, Klaatsch. — Zeitschr. f. Ethnol. 1903 (Verhandl. 31. 3. und 25. 4. 1903).

Gletschereis mehrmals nach Norden und Süden zurück. Nach jedem Rückzuge der Eismassen nahm die Pflanzenwelt von dem ehemaligen Gletscherboden nach und nach wieder Besitz, und mit ihr wanderten auch die Tiere nach Norden, um beim nächsten Vorstoß des Eises wieder vertrieben oder vernichtet zu werden. Während der verschiedenen Eiszeiten drang das Eis nicht immer gleich weit vor. Die letzte Eiszeit war die schwächste. Damals war nur noch der kleinere Teil Deutschlands vom Eise bedeckt.

In der Mark könnte der diluviale Mensch nur während der Zwischeneiszeiten (Interglazialzeiten) gelebt haben.

Während dieser Zwischeneiszeiten hausten in der Mark die großen „vorweltlichen" Säugetiere, die wir als Zeugen der Eiszeit ja aus fast ganz Europa kennen. Eine ganz hervorragende Stelle nimmt unter ihnen bekanntlich das Mammut (Elephas primigenius) ein, von dem z. B. in den Rixdorfer Kiesgruben zahlreiche Reste gefunden worden sind. Neben dem Mammut kamen in der Mark auch Nashorn, Wildpferd, Ur, Wisent, Elch, Riesenhirsch, Wolf, Rentier, Höhlenbär, ja sogar der Höhlenlöwe vor.[1])

Ist nun der Mensch auch in der Mark der Zeitgenosse dieser Diluvialtierwelt gewesen? Hat er auch hier das Mammut und den Höhlenbären gejagt?

Mit dem Mammutmenschen von Rixdorf war es nichts.[2]) Das in der Nähe von Mammutknochen gefundene Skelett erwies sich als jünger, trotzdem es in scheinbar „ungestörten" quartären Schichten lag. Überreste des Diluvialmenschen selbst besitzen wir aus der Mark also nicht. Auch die Spuren seiner Werktätigkeit sind noch wenig zahlreich und vielfach noch recht unsicher; zu ihnen darf man eine Reihe roh zugeschlagener Feuersteine rechnen, die in der Umgegend von Berlin, bei Eberswalde und vereinzelt auch in anderen Gegenden der Mark beobachtet worden sind. Die angeschnittenen Geweih- oder Knochenteile des Rentieres und des Rothirsches, des Mammuts und anderer großer Säugetiere lassen allerdings vermuten, daß der Mensch während der Zwischeneiszeiten in der Tat in der Mark gelebt hat.[3])

Am sichersten scheint eine aus dem Geweih des Rothirsches hergestellte, im Märkischen Museum der Stadt Berlin aufbewahrte Hacke für den märkischen Diluvialmenschen zu zeugen (Taf. I, 1 u. 2). Diese durchlochte Hacke macht den Eindruck einer Versteinerung und zugleich den eines im Schmelzwasser des Gletschereises glatt abgerollten Geschiebes. Da sie bei Prenzlau in einer Kiesgrube gefunden wurde, so läßt sich gegen ihre Herkunft aus dem Diluvium schwerlich etwas sagen.[4])

---

[1]) K. Eckstein: Landeskunde der Prov. Brandenb. I, S. 388 ff. — E. Friedel: Brandenburgia, Monatsblatt VII, S. 130.

[2]) E. Friedel: Brandenburgia, Monatsblatt IV, S. 162 ff.

[3]) P. G. Krause: Spuren menschlicher Tätigkeit in den interglazialen Schichten von Eberswalde. — Menzel: Zeitschr. f. Ethnol. 1909, S. 504 ff. — Eine Zusammenstellung der E. Friedelschen Arbeiten über dieses Gebiet: Brandenburgia, Archiv XII, S. 77. — Nehring: Zeitschr. f. Ethnol. 1895. Verhandl. S. 431. Neues Jahrbuch f. Mineralogie 1895 I, S. 1888. Naturwissensch. Wochenschr. (Potonié) 1895 S. 166.

[4]) Diese Hirschhornhacke (Märk. Museum Kat. Nr. II 9033; Abb. Brandenburgia, Archiv X, Tafel III 1 und Monatsblatt XIII, S. 34, Lichtdrucktafel) hat in der Literatur bereits ihre Geschichte. E. Friedel gibt an [Brandenburgia, Archiv X, S. 38 f.], daß die Hacke nach der Bestimmung durch Nehring aus einer Rengeweihstange hergestellt sei, vermutet selbst, daß sie vom grönländischen Ren (Rangifer grönlandicus) stamme und hält sie für diluvial. Nach

## 4. Der Übergang von der älteren zur jüngeren Steinzeit.

Durch den Rückzug der Gletscher seit dem Ende der letzten Vereisung des norddeutschen Tieflandes wurde auch die Mark nach und nach eisfrei. Langsam zogen die Gletschermassen über die Ostsee hinweg weiter und weiter nach Norden und wurden schließlich auf einen verhältnismäßig geringen Raum beschränkt. Der unmittelbar am Rande des zurückweichenden Eises liegende Landgürtel war und blieb zunächst noch wüst, und die vom Eise her wehenden kalten und trockenen Ostwinde ließen kein Leben aufkommen. Je weiter das Eis abschmolz, um so weiter rückten von Süden her die anspruchslosen, dürftigen Steppenpflanzen vor und mit ihnen die Steppentiere. Auf den breiten Steppengürtel aber folgte der Wald[1]) und in seinem Gefolge die ganze bei uns jetzt heimische Pflanzen- und Tierwelt. Schritt für Schritt drang auch der Mensch nach Norden vor, um das vom Eise befreite Gebiet zu besiedeln. Die Mark Brandenburg zeigt während der frühen Nacheiszeit dasselbe Bild wie die benachbarten Ostseeländer, und die Betrachtung der heimischen Kultur ist von der Betrachtung Ost- und Westpreußens, Pommerns, Mecklenburgs, Schleswig-Holsteins, ja auch Dänemarks und Schwedens nicht gut zu trennen.

Die ältesten Spuren des Menschen aus der Nacheiszeit dürften wohl noch hinaufreichen in die Eismeerperiode der Ostsee, d. h. in diejenige Zeit, als die Ostsee noch ein Arm des nördlichen Eismeeres war und sowohl über Südschweden als auch Nordrußland hinweg mit dem Weltmeere in Verbindung stand. Nach einer in der damals stark salzhaltigen Ostsee häufig vorkommenden Muschel (Yoldia arctica) bezeichnet man diese Periode auch als Yoldiazeit.

Über den Menschen und seine Kultur während der Yoldiaperiode wissen wir noch nicht viel. Es ist nicht unmöglich, daß eine Reihe der kleinen, zierlichen Feuersteingeräte, wie wir sie nicht selten in großer Menge auf sogenannten Feuersteinschlagstätten finden, schon der frühen Nacheiszeit angehört,[2]) sicher aber ist, daß wir nicht alle diese Hinterlassenschaften einer mikrolithischen Kultur ohne weiteres dem frühesten Neolithicum zuschreiben dürfen. Man kann vielmehr annehmen, daß z. B. die so überaus reichhaltigen

P. Reinecke „hat sie doch wohl nichts mit dem Glazial resp. Spätglazial zu tun; die Hacke dürfte frühneolithisch sein (nicht aus einer Rentierstange, sondern aus Hirschhorn)". (Mainzer Zeitschr. III, S. 63, Anm. 10.) Kossinna (Mannus I, S. 23 f.) schreibt den „Setzkeil" von Prenzlau der Yoldiazeit zu. Sarauw bezweifelte mir gegenüber ebenfalls, daß es eine Rentierhacke wäre und nach genauer Vergleichung mit Hirsch- und Rengeweihen des Märk. Museums mußte ich zustimmen. Um aber sicher zu gehen, wurde Prof. Matschie vom Museum für Naturkunde in Berlin um ein Gutachten gebeten. Prof. Matschie ist der Ansicht, daß die Hacke sicher nicht vom Ren stamme, wahrscheinlich aber vom Rothirsch. Privatdozent Dr. Hilzheimer-Stuttgart erklärte ebenfalls, daß die Hacke aus Hirschgeweih gefertigt ist.

[1]) F. Solger: Vortrag in der Berliner Zweiggesellschaft der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte. 18. Nov. 1909. — Mannus II, 1910, S. 285 ff.

[2]) G. Kossinna: Mannus I, 1909, S. 25. — Die Geologen haben bisher zweifellose Zeugnisse der Yoldiazeit weder in Pommern noch in Brandenburg nachgewiesen. Vgl. hierzu Menzel: Zeitschr. f. Ethnol. 1911. Wenn alle „Feuersteinschlagstätten" mit ihrer mikrolithischen Kultur der frühesten neolithischen Zeit angehören, so muß der Boden, auf dem oder in dem sie gefunden werden, wenn nicht älter, mindestens altalluvialen Ursprunges sein. Dafür liegen aber noch keine Beobachtungen vor.

Schlagstätten von Schmöckwitz, Kreis Teltow, und Cladow, Kreis Osthavelland, auch noch in späterer Zeit benutzt wurden.

Auf diesen steinzeitlichen Werkstätten findet man unter zahllosen Feuersteinspänen, die beim Absprengen vom Kernstein (Nucleus) als Abfall auf der Arbeitsstelle liegen geblieben sind, neben den Kernsteinen selbst alle möglichen Feuersteingeräte, meist so klein, daß sie nur in einer Holzfassung zu gebrauchen sind. Zu ihnen gehören haarscharfe Messer, feinspitzige Bohrer, winzige Pfeilspitzen und Schaber zum Bearbeiten der Tierhäute und zum Glätten der Holzgeräte. Bei weitem größer und weniger zierlich zugeschlagen sind Feuersteingeräte, die wir von Kalbe an der Milde in der Altmark kennen. Neuerdings ist auf dieser Fundstätte auch eine querschneidige Pfeilspitze gefunden worden.[1])

Landhebungen im Nordosten und im Westen verwandelten die Ostsee in einen Süßwasserbinnensee. Jütland stand durch eine Landbrücke mit Skandinavien in Verbindung. Nach einer damals in der Ostsee massenhaft vorkommenden Schnecke (Ancylus fluviatilis) bezeichnet man die Periode als Ancyluszeit.[2]) Das Eis hatte sich bereits weit nach Norden hin zurückgezogen. Das Klima wurde milder und milder. Der Wald drang bis an die Küste vor. Während der Frühzeit herrschten in seinem Gebiete, wenigstens in Dänemark,[3]) wahrscheinlich auch im übrigen Ostseegebiet, neben der Kiefer noch Birke und Espe vor, die dann von der Kiefer mehr und mehr zurückgedrängt wurden. Das Rentier war aus Norddeutschland verschwunden. Die Jagdtiere der Ancyluszeit sind Elch, Urstier, Hirsch, Reh und Wildschwein.

In der Nähe eines Fließes, das sein Wasser in die Havel ergießt, fand man bei Fernewerder im Kreise Westhavelland[4]) 24 Wildgruben, die in drei bogenförmigen Reihen so angeordnet waren, daß die Gruben der hinteren Reihe immer hinter den

---

[1]) Kupka: Zeitschr. f. Ethnol. 1907, S. 202 ff. — Prähist. Zeitschr. 1910, II, S. 50, Anm. — G. Kossinna (Mannus I, 1909, S. 27). — Zum Unterschiede von der mikrolithischen Kultur bezeichnet man die hier in Betracht kommenden Geräte als makrolithisch (μικρός = klein, μακρός = groß).

[2]) Unsere Anschauungen über die Kultur der Ancyluszeit gründen sich zum größten Teil auf Sarauws ausgezeichnete Untersuchung des großen Moors von Mullerup. (Sarauw: En stenalders boplads i Maglemose ved Mullerup. Aarbøger for nord. Oldkyndighed og Historie. 1903, S. 148 ff.) Prähistor. Zeitschr. III, 1911 S. 52 ff. — Vgl. dazu: P. Reinecke: Zur Kenntnis der frühneolithischen Zeit in Deutschland. Mainzer Zeitschr. III, S. 44 ff. — G. Kossinna: Mannus I S. 28 ff. — R. Beltz, Die vorgeschichtlichen Altertümer des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin. 1910, S. 8—12. — A. W. Brøgger: Prähistor. Zeitschr. 1910, II, S. 40. — Daß ein großer Teil der im Havellande gefundenen Horn- und Knochengeräte einer sehr frühen Periode angehört, ist, wenn auch nicht gewiß, so doch mindestens sehr wahrscheinlich. Dafür sprechen neben den typologischen Gründen auch die wenigen Beobachtungen, die bisher über die Lagerung der in Frage stehenden Altertümer gemacht worden sind. Sicher ist aber, daß einzelne dieser Knochengeräte noch in weit späterer Zeit vorkommen. Mit dieser Einschränkung behandle ich die Horn- und Knochengeräte hier im Zusammenhange. Materialuntersuchungen und genaueste Beobachtung der Lagerung der Geräte sind dringend notwendig.

[3]) Joh. Hoops: Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum. Straßburg 1905, S. 22 ff.

[4]) E. Krause: Nachrichten über deutsche Altertumsfunde. 1902, S. 28 ff. Daher Abb. 159 bis 167.

Lücken der vorderen lagen (Abb. 159—168). Die Gruben, bis zu 3 m Tiefe durch den Torf noch in den darunter liegenden Ton eingeschnitten, hatten einen Durchmesser von etwa 2 m. Sie waren beim Auffinden mit Torf gefüllt und von einer jüngeren Humusschicht überdeckt. Am Boden der Gruben lagen kleinere und größere Steine, unter ihnen auch ein Schlagstein mit deutlichen Benutzungsspuren. Wenn das Wild die mit Reisig bedeckten Gruben passierte, stürzte es in eine der gegrabenen Fallen und wurde dann mit Steinwürfen betäubt und getötet. Außer den Steinen fanden sich in den Gruben noch spindelförmige Speerspitzen und Harpunen aus Elchgeweih vor (Abb. 162—165). Die Harpunen sind flach und haben an einer Seite einen oder zwei Widerhaken. Der Zweck der Geräte, die aus der Schaufel des Elchs verfertigt sind, ist nicht ersichtlich. Jedenfalls sind sie lange Zeit hindurch in Gebrauch gewesen, wofür die Abnutzungsspuren einen sicheren Beweis liefern (Abb. 161). Ein

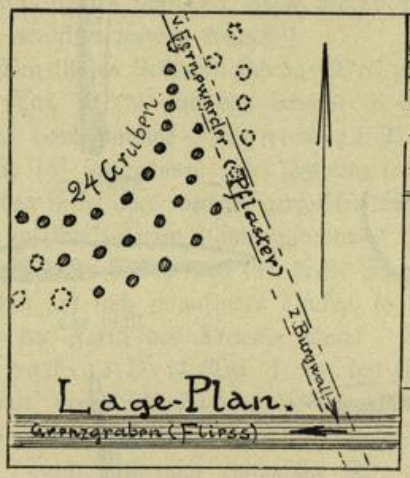



Abb. 159.

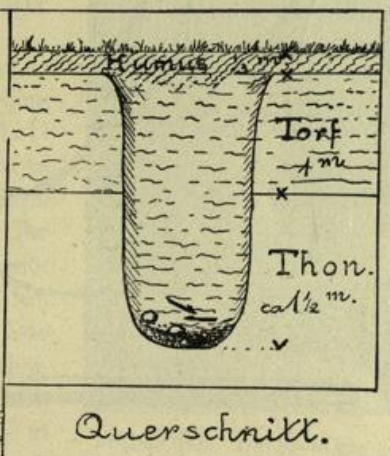



Abb. 160.

kleines Kunstwerk in seiner Art ist das an einem Ende durchbohrte falzbeinartige Gerät, das man heute als Fischschuppenmesser oder auch als Löser beim Abhäuten der Tiere betrachtet; früher hielt man ähnliche Werkzeuge für Saumglätter. Es ist mit vier Reihen tief eingeritzter Verzierungen geschmückt (Abb. 166).

In der Nähe der Wildgruben wurde ein Angelhaken aus Elchgeweih gefunden, der noch keinen Widerhaken hat. Die Gruben von Ferneverder geben uns ein einigermaßen klares Bild von der Kultur der Jäger, die sie angelegt haben. Der Mensch saß damals schon in festen Siedlungen und lebte von der Jagd und vom Fischfang. Er schweifte nicht dauernd unstet umher. Die mühsame Anlage der Wildgruben ist nur denkbar, wenn der Mensch sich wenigstens längere Zeit hindurch an demselben Orte aufhält.

Als Waffen gebrauchte man während der Ancyluszeit außer den Speerspitzen aus Elchgeweih auch scharfspitzige Dolche aus der Elle des Urstieres oder anderer großer Säugetiere (Taf. I, 9) und verschiedene Formen von Äxten und Hämmern. Für die Axt wurde

zumeist das Geweih des Edelhirsches verwendet. Die Hirschgeweihärte sind häufig durchbohrt. Das Schaftloch liegt bei einigen unmittelbar unter der Rose, bei anderen an einem Seitenast. Die Schneide ist meist schräg geschnitten. Zuweilen haben die Äste eine gerade Schneide. Häufig ist dann ein Feuersteinbeil eingekittet worden. Diese Äxte wurden sicher als Waffen gebraucht. Die „Hirschgeweihärte" ohne Schaftloch mögen als Setzkeile zum Spalten des Holzes verwendet worden sein. Gewisse Typen, die ihrer Durchbohrung



Abb. 161.



Abb. 162.



Abb. 163.



Abb. 164.



Abb. 165.

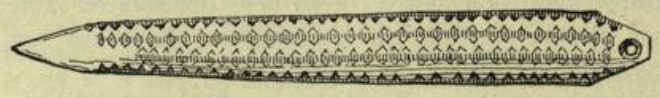


Abb. 166.



Abb. 167.

nach nur senkrecht zum Stiel geschäftet worden sind, konnten nur als Hacken Verwendung finden. Sie sind meist auch schräg durchbohrt und an der Schneide stark abgenutzt. In diesen Werkzeugen hätten wir also schon aus frühester Zeit Zeugen eines recht einfachen Ackerbaues, des Hackbaues.[1]) Hirschgeweihhacken sind übrigens noch viel später benutzt worden (Abb. 168).

[1]) Ed. Hahn: Alter der wirtschaftlichen Kultur. Heidelberg 1905 S. 23 ff. — Derselbe: Entstehung der wirtschaftlichen Arbeit. 1908, S. 64 ff. — Derselbe: Entstehung der Pflugkultur. 1909, S. 9 ff.

Zu den Gebrauchsgegenständen aller Knochenkulturen, also auch der Ancyluskultur, gehören außerdem Knochennadeln und Knochenpfrieme zum Durchbohren und Zusammennähen der Kleidungsstücke aus Tierhäuten.

Infolge erheblicher Senkungen im Küstengebiet der Ostsee kam das Binnengewässer wieder in Verbindung mit dem Meere. Die Landbrücke zwischen Jütland und Schweden wurde durchbrochen, und es entstand das nach einer häufig auftretenden Schnecke (Litorina litorea) benannte Litorinameer. Der Kultur der Litorinazeit gehören die älteren dänischen Muschelhaufen an. So reich aber die Funde namentlich an der dänischen Küste sind, in der Provinz Brandenburg fehlt die Litorinakultur fast ganz. Als gleichzeitige oder etwas spätere Zeugen haben wir eine Reihe von Steinbeilen anzusehen, die tatsächlich nur als schwacher Ersatz der Litorinakultur betrachtet werden können.[1])



Abb. 168. Hirschhornärte. 1/4. Links: Schaftloch an der Ansatzstelle einer Seitensprosse. Hermsdorf, Kr. Niederbarnim. Märk. Mus. II. 5512. Rechts oben: Schaftloch unter der Rose. Marienwerder, Kr. Niederbarnim. Märk. Mus. II. 23360. Rechts unten: Zehdenick, Kr. Templin. Märk. Mus. II. 12191.

Den ältesten Beiltypen sind das Walzenbeil (Taf. I, 13) und das beinahe in ganz Europa vorkommende spitznackige Beil (Taf. I, 14) zuzurechnen. Bei letzterem treffen die beiden mehr oder weniger gewölbten Seitenflächen in einer scharfen Kante zusammen. Der Grundriß dieses Beiles zeigt eine breite Schneide und einen fast spitz zulaufenden Nacken, so daß er sich der Form des Dreiecks nähert. Das breitnackige Beil (Taf. I, 15) hat ebenfalls nur zwei Seitenflächen, die in scharfen Kanten zusammenstoßen; nur der Nacken ist breiter. Nach und nach entwickeln sich auch die Schmalseiten. Das dünnackige Beil ist bereits vierseitig. Der Nacken ist immer noch dünn; bald wird er dicker, und so entsteht das dicknackige Beil (Taf. I, 15), das entweder mit gewölbten Flächen symmetrisch gebaut als Geradbeil oder unsymmetrisch mit flacheren Breitseiten als Querbeil oder Hacke verwendet wird. Die letzten Typen beherrschen die jüngere Steinzeit; sie werden besonders in den mächtigen Riesensteingräbern gefunden.[2]) Im Gegensatze zu den Steinbeilen der älteren Steinzeit, die nur behauen wurden, sind die der jüngeren fast immer auch geschliffen worden.

[1]) Kossinna: Mannus I, S. 36; II, 316.

[2]) Unter Riesensteingräbern verstehe ich nicht etwa Gräber, in denen „Riesen" begraben liegen, sondern Gräber, aus Steinen von meist riesenhafter Größe gebaut. Die zahlreichen Skelette aus der jüngeren Steinzeit beweisen, daß die Steinzeitmenschen nicht größer oder stärker waren als die heutigen Bewohner der Mark. Vielleicht läßt sich der Ausdruck „Riesensteingräber" für das fremde Wort „Megalithgräber" einbürgern (*μέγας* = groß, *νέος* = neu, jung).

## B. Die jüngere Steinzeit.

### 1. Die Riesensteingräber (Megalithgräber).

Der Blüteperiode der jüngeren Steinzeit sind die großen, aus mächtigen Findlingsblöcken erbauten Steingräber eigentümlich. Wohl kaum ist je ein Mensch an diesen ehrwürdigen Zeugen der Vorzeit gedankenlos vorübergegangen. In überraschend großer Zahl haben sie etwa fünf Jahrtausende überdauert. Unverstand und Pietätlosigkeit haben an den Denkmälern viel gesündigt, und namentlich im abgelaufenen Jahrhundert wurden die Steine der zerstörten Gräber vielfach zu Chausseebauten verwendet. In Kirchen,

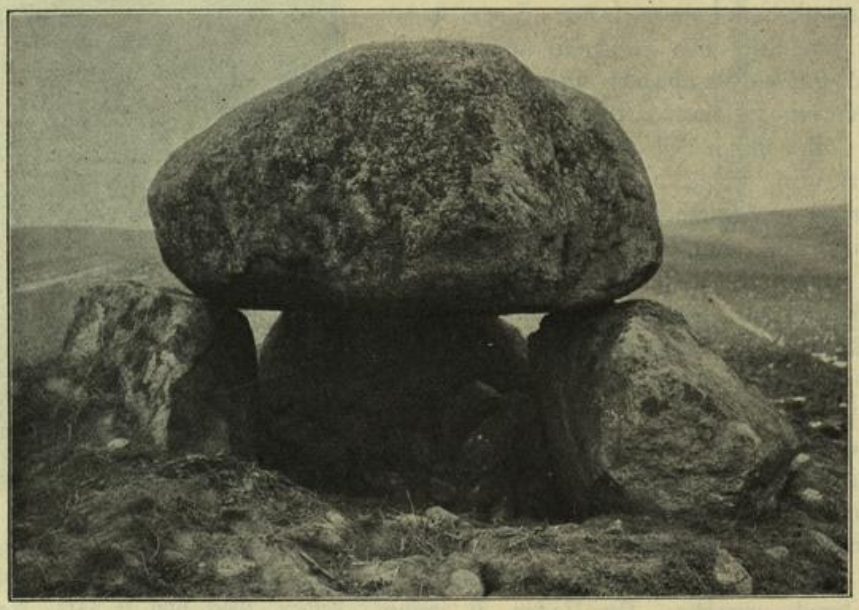


Abb. 169. Dolmen von Neuenfeld, Kr. Prenzlau. Aus Schumann: „Steinzeitgräber".

Schulen und Bauernhäuser hat man das kostbare Material mit hineingebaut, bis endlich der Willkür Halt geboten wurde und die Regierung die großen Steingräber unter ihren Schutz stellte. In der Mark finden sie sich fast ausschließlich im Norden, namentlich in der Uckermark.[1]) Die an Megalithgräbern reichsten Gebiete Deutschlands sind Mecklenburg, Schleswig-Holstein, die Altmark[2]), Hannover und vor allem Oldenburg; auch Dänemark und Schweden haben um diese Zeit ungefähr dieselbe Kultur.

Unter den großen Steinzeitgräbern lassen sich verschiedene Typen unterscheiden, die

[1]) Im Süden z. B. bei Löwenbruch, Kr. Teltow (Brandenburgia, Monatsbl. II, 165 ff.); bei Tempelberg, Kr. Lebus (Zeitschr. f. Ethnol. 1872 [S. 213], 1877 [S. 277]; Katal. der prähist. Ausstellung 1880, S. 105 ff.); Kl.-Rietz, Kr. Beeskow-Storkow (Zeitschr. f. Ethnol. 1892 [S. 142]).

[2]) Die Altmark, das Stammland der Mark Brandenburg, gehört jetzt zur Provinz Sachsen und wird hier nur dann berücksichtigt, wenn einzelne Funde Lücken in unserer Kenntnis der übrigen Landschaften auszufüllen vermögen.

zugleich für die Chronologie von größter Bedeutung sind. Als die ältesten Steingräber haben sich die Dolmen (Abb. 169) erwiesen. Auf einigen (3, 4 oder mehr) Wandsteinen ruht ein mächtiger Deckstein, der oft zugleich als Opferstein gedient haben mag.[1]) Die Dolmen stehen meist frei und weithin sichtbar auf Anhöhen. Sie waren früher wohl mehr mit Erde bedeckt, als sie es heute sind. — Nach und nach änderte sich die Form dieser Gräber. Die Kammer wurde größer und diente dann stets als Massenbegräbnisstätte. Sie ist nun mindestens von zwei sehr großen Steinen bedeckt. Um für die zuletzt Verstorbenen Platz zu schaffen, wurden die Knochenreste früherer Leichname in einen Winkel zusammengeworfen. Die Steinkammer liegt innerhalb eines großen Rechtecks von gewaltigen Steinblöcken, deren größte als „Wächter" an den Ecken stehen. Diesen Typus der Riesensteingräber bezeichnet man als „Hünenbetten". Eines der schönsten ist das von Mellen in der Prignitz (Abb. siehe „Landeskunde" Bd. III, S. 168). Im Gegensatz zu den Dolmen, die heute frei stehen, und auch zu den Kammern der Hünenbetten, die zwar tief eingegraben sind, deren Decksteine aber über den Boden emporragen, sind die jüngsten Steinzeitgräber, größere Steinplattenkammern und kleinere Steinkisten, vollkommen unterirdisch.

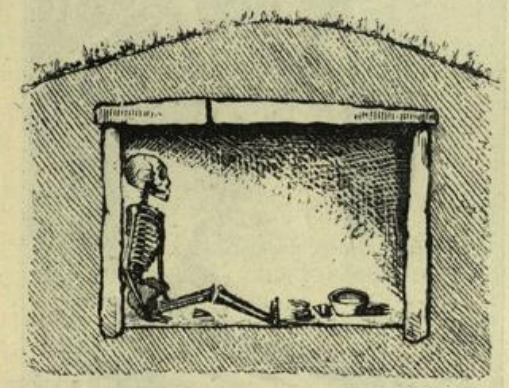


Abb. 170. Steinkiste mit sitzendem Hocker. Suckow, Kr. Prenzlau. Aus Schumann: „Steinzeitgräber".

Die Seitenwände des neolithischen Grabes von Strega[2]) bestanden aus Steinen, die nach Art einer Mauer in drei Schichten übereinandergepackt waren. Als Decke dienten vier bis fünf größere Blöcke mit glatter Oberfläche. Das Grab enthielt ein gestrecktes Skelett und ein Gefäß mit Schnurverzierung.

Während der jüngeren Steinzeit wurden die Leichen auch in der Mark in der Regel nicht verbrannt, sondern bestattet. Der Glaube an ein Leben nach dem Tode muß bereits ganz allgemein verbreitet gewesen sein; im anderen Falle hätte es keinen Sinn gehabt, den Toten so würdige Wohnungen zu bauen und ihnen allerlei Beigaben ins Grab zu legen. Augenscheinlich machte der fromme Glaube die Unsterblichkeit der Seele von der möglichst sorgsamen Erhaltung des Körpers abhängig, wenn auch die Furcht vor etwaiger Wiederkehr der Verstorbenen ebenfalls Ursache gewesen sein mag, über den Begrabenen so gewaltige Steine aufzurichten.

Die Skelette liegen in Steinzeitgräbern fast immer in Hockerstellung. Die Hockerbestattung (Abb. 170 u. 171) war während der Steinzeit weit verbreitet.

[1]) W. Pastor: Zeitschr. f. Ethnol. 1911, S. 168. — Derselbe: Aus german. Urzeit. Berlin 1907, S. 101 ff. — Derselbe: Altgermanische Monumentalkunst. Leipzig 1910.

[2]) Das neolithische Grab bei Strega, Kr. Guben, und die übrigen steinzeitl. Funde der Niederlausitz. Niederl. Mitt. VI, S. 51 ff.



Abb. 171. Liegender Hocker von Bröllin, Kr. Prenzlau. Aus Schumann: „Steinzeitgräber".

Auch in Ägypten und Südeuropa wurde sie geübt. Die Lage der Skelette dürfte nur dadurch zu erklären sein, daß man den Leichnam mit angezogenen Oberschenkeln in Tierhäute nähte oder mit Binden umwand und so beisetzte. Vielleicht war auch hier Gespensterfurcht mit im Spiele. Gar nicht selten finden sich in Steinzeitgräbern Schädel mit einem Loch, dessen verwachsene Ränder beweisen, daß dem hier Begrabenen zu Lebzeiten ein Stück des Schädeldaches — mit Feuersteinmessern — herausgenommen war, und daß er diese Operation glücklich überstanden hatte.

Brandspuren in unmittelbarster Nähe der Gräber oder in den Gräbern selbst deuten auf Opfer, also auch auf Toten- und Ahnenkult hin. Vielleicht gehören zu diesem Brauche auch die häufig gefundenen Schalen- oder Näpfchensteine, über deren Natur und Bedeutung man aber noch nicht ganz im klaren ist.

Neben den großen Steingräbern kommen während der jüngeren Steinzeit auch Flachgräbern mit und ohne Steinschutz vor. Vereinzelt tritt sogar, namentlich in der Uckermark, schon der Leichenbrand auf.[1])

## 2. Die Keramik der Riesengräberzeit.[2])

Die Tongefäße sind für die Beurteilung der Kultur eines Landes in einem bestimmten Zeitalter von größter Wichtigkeit. Da sie, wohl erhalten oder zerbrochen, stets in großer Zahl auftreten, geben sie uns Gelegenheit zu vielfachen Beobachtungen. Aus einem Funde lassen sich nie sichere Schlüsse ziehen; aus vielen Funden schon mit großer Wahrscheinlichkeit, und je größer die Zahl der beobachteten Fundumstände ist, um so

[1]) Schon H. Schumann: Die Steinzeitgräber der Uckermark. Prenzlau 1904. P. Kupka: Prähistor. Zeitschr. II 1910/11 S. 340.

[2]) Vgl. K. Brunner: Steinzeitliche Keramik der Provinz Brandenburg. Archiv für Anthropologie XXV, 3. Heft. Braunschweig 1898.

mehr verdichtet sich die Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit. Die Tongefäße haben aber noch eine andere Bedeutung. Bei Altertümern aus Stein oder Metall müssen wir, wenn nicht andere Gründe dagegen sprechen, damit rechnen, daß sie durch den Handel aus fernen Ländern herübergebracht sein können. Die leicht zerbrechlichen Tongefäße sind beinahe immer einheimisch. Sie sind aber auch, ebenfalls wegen ihrer Zerbrechlichkeit, nur kurze Zeit im Gebrauch gewesen. Einheimische Fabrikate, die in großer Menge vorkommen und nur kurze Zeit Verwendung finden konnten, sind aber der beste Grad-messer für die Kultur eines Landes in eng begrenzter Zeit (Abb. 172—176).

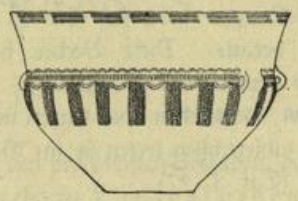


Abb. 172. Trichterrandschale von Satzkorn, Kr. Osthavelland. 1/9.

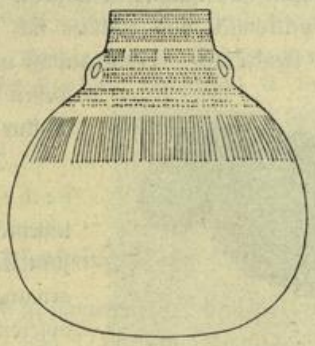


Abb. 173. Kugelamphore von Mützlitz, Kr. Westhavelland. Mit Kreuzstich verziert. 1/6.

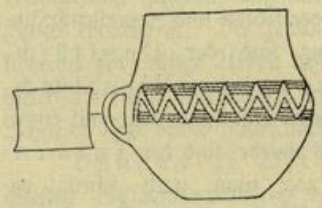


Abb. 174. Steinzeitgefäß mit sehr breitem Henkel und Furchenstichverzierung. Mützlitz, Kr. Westhavelland. 1/6.

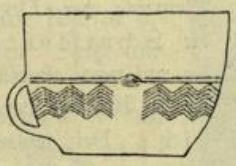


Abb. 175. Einhenklige Tasse mit Zapfen und Furchenstich. Mützlitz. 1/6.

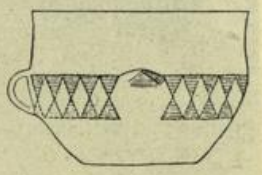


Abb. 176. Einhenklige Tasse mit Zapfen und Furchenstichverzierung. Mützlitz. 1/6.

Die Steinzeitgefäße der Mark sind meist aus gut geschlemmtem Ton gefertigt, der aber, namentlich bei Kochtöpfen, mit Quarzstückchen untermischt ist. Die Gefäße wurden ohne jede mechanische Vorrichtung in freier Hand geformt. Die Oberfläche ist nicht selten schön geglättet. Die Ornamente drückte man in den frischen Ton ein. Hierauf ließ man das Gefäß trocknen und setzte es dann einem nicht allzu starken Feuer aus. In einzelnen Fällen wurden die tief eingerissenen Verzierungen mit weißer Masse ausgelegt, so daß die Ornamente recht deutlich hervortraten. Die Wände der Gefäße sind verhältnismäßig dünn, selten dick, was auf gute Fertigkeit im Töpferhandwerk schließen läßt. Neben großen urnenförmigen Schalen mit weiter, trichterartiger Öffnung kommen hohe Töpfe vor; beide sind häufig anstatt der Henkel mit Schnurösen versehen.

Eine recht eigenartige Gruppe der Steinzeitgefäße sind die Kugelamphoren (Abb. 173). Die ältesten haben noch einen scharf abgesetzten Hals; die jüngeren zeigen weichere Formen, und die jüngsten sind schon beinahe birnen- oder eiförmig. Die Kugelamphoren sind Vertreter eines festumgrenzten Kulturkreises. Ihre Entwicklung und Verbreitung hat stets die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gezogen und ist zur Lösung ethnologischer Probleme herangezogen worden.[1])

Eine zweite, ebenfalls scharf umrissene Gruppe von Gefäßen ist die des Bernburger Typus (Abb. 174—176), der seinen Namen nach der Gegend trägt, in der er am reinsten und häufigsten auftritt. Die Gefäße des Bernburger Typus sind nicht selten doppeltkonisch und zeichnen sich häufig durch einen breiten, nahe dem Boden angesetzten Henkel aus. Naturgemäß werden sie am zahlreichsten im Westen und Südwesten der Mark gefunden. Begleiterscheinungen dieser Kultur sind Beile aus Widaer Schiefer.

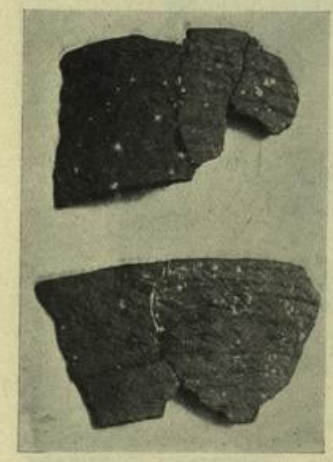


Abb. 177. Gefäßreste mit Schnurverzierung. Angermünde. Märk. Mus. II. 9353. 1/2.

Als dritte Gruppe hebt sich der Zapfenbecher deutlich heraus. Diese Becher haben oft leistenförmige oder zapfenartige Vorsprünge. Sie sind zum Teil unverziert; nicht selten aber tragen sie Schnurornamente. Am zahlreichsten treten sie im Gebiete der unteren Oder auf (Taf. I, 27).

Die Verzierungen sind auf Steinzeitgefäßen immer tief und scharf eingedrückt oder eingeschnitten. Zur Herstellung der Verzierung dienten Stäbchen aus Holz oder Knochen, Halme, Vogelfedern und Feuersteinspäne. Elemente der Verzierung sind der Punktstich, die Schnittverzierung, der Ringelstich, der mit vorn abgeschnittener Federspule oder mit einem hohlen Knochen hergestellt wurde, und der Furchenstich. Bei letzterem zog man nach schräg gerichtetem Einstich das Werkzeug im Ton zurück. Zwischen dem ersten und dem zweiten Einstich entsteht auf diese Weise ein flacher Kanal. Besonders zugerichtete stempelartige Werkzeuge müssen den Bogen-, den Winkel- und den Kreuzstich hervorgebracht haben (Taf. I, 34). Als ganz besonders eigentümliches Ornament tritt die Schnurverzierung (Abb. 177) auf. Eine nach rechts gedrehte Schnur wurde um das Gefäß gelegt und dann in den weichen Ton eingedrückt.

Aus den eben aufgezählten Elementen setzen sich beinahe alle Muster der Steinzeitkeramik zusammen. Wagerechte, senkrechte oder schräge Strich- und Liniengruppen, Kreise und Punkte, zu Gruppen vereinigt, der Punkt oder der Kreis am Ende der Linie, der Winkelstich, mehrfach zu schuppenartigen Dreiecken zusammengestellt, Zick-

[1]) Kossinna: Der Ursprung der Ursinnen und Urindogermanen und ihre Ausbreitung nach Osten. Mannus I u. II, 1909 u. 1910. — P. Höfer: Über Kugelamphoren. Jahresschrift f. d. sächs.-thür. Länder. X, 1911, S. 21 ff.

zackbänder und schraffierte Dreiecke findet man auf den Tongefäßen der Steinzeit in jeder möglichen Stellung und Lage.



Abb. 178. Steinzeitgefäß, mit Stichreihen verziert. Kl. Rietz, Kr. Beeskow-Storkow. Stand mit den Gefäßen Abb. 179 in einer Steinkiste. Märk. Mus. II. 17762. 1/5.

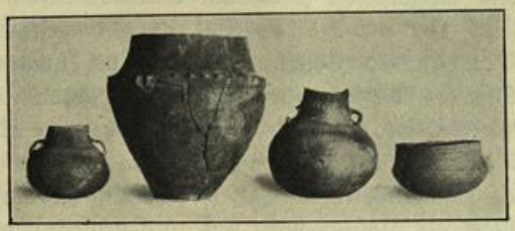


Abb. 179. Gefäße aus der Steinkiste von Kl. Rietz, Kr. Beeskow-Storkow. Märk. Mus. II. 7031/3 u. 36. 1/6.

### 3. Beigaben aus den Riesensteingräbern.

Zu den prächtigsten Beigaben, die namentlich in jüngeren Riesensteingräbern gefunden werden, gehören Lanzenspitzen, Dolche und Pfeilspitzen aus Feuerstein (Taf. I, 24, 25, 31—33, 20, 21). Sie alle sind fast nie geschliffen worden. Durch geschickte Schläge hat man dem Feuerstein eine so feine Muschelung gegeben, daß nicht nur der praktische Zweck erreicht ist. Die gefällige Form und die so überaus sorgfältige Arbeit lassen diese Waffen zugleich als kleine Kunstwerke erscheinen. Spitze und Schneide sind dabei haarscharf.



Abb. 180. Keulenkopf. Königsberg Um. Sammlung Dr. Hindenburg, Großbeeren. 1/2.

Dünnackige Beile kommen in den ältesten Riesensteingräbern, den Dolmen, dicknackige erst seit der Zeit der Hünenbetten vor. Neben diesen meist aus Feuerstein gefertigten Beilen und den ebenfalls aus Feuerstein hergestellten dünn- und dicknackigen Meißeln gibt es eine große Menge von Beilen, die aus weicherem Gestein gearbeitet sind, unter ihnen Arthämmer mit Absätzen oder mit Rillen zum Befestigen des Schaftes (Taf. I, 28 u. 29). Der Kultur der Schnurkeramik sind schöne fazettierte Beile eigen, die man zuweilen durchbohrte (Taf. I, 35 u. 36). Mehr im südlichen Teile der Mark finden sich nicht selten hobelartige Schuhleistenkeile, die ebenso wie flache Hacken Begleiterscheinungen der „Donaukultur" oder „Bandkeramik"[1]) (Taf. I, 37 u. 38) sind, und wohl als Handelsartikel in die Mark gebracht wurden.

[1]) P. Kupka: Prähistor. Zeitschr. II 1910/11 S. 340.

Fast auf allen steinzeitlichen Fundplätzen treten prismatische Feuersteinmesser mit scharfer Schneide in jeder Größe auf. Sie sind mit einem Schlage von dem ebenfalls oft gefundenen Kernstein (Nucleus) abgesplittert worden. Messer (Abb. 182) und Sägen (Taf. I, 46) bedurften unbedingt der Holz- oder Hornfassung. Keulenköpfe (Abb. 180) werden bei Naturvölkern ja heute noch verwendet. — Der Sinn des Menschen für Schmuck ist sehr alt, so alt vielleicht wie der Mensch selbst. Bei Grünow, Kreis Prenzlau, fand man ein Skelett, um dessen Arme je ein schwerer Ring aus Kalkstein gelegt war (Taf. I, 40). Muscheln wurden durchlocht und als Schmuck getragen (Taf. I, 46). Am beliebtesten war wohl der Bernstein. Das Märkische Museum besitzt eine im Torfmoor gefundene Bernsteinperle (Taf. I, 47), die in der Mitte durchbohrt ist und an einem Bande um den Hals getragen wurde. Der Streifen, den das Band verdeckte, ist heute noch heller als die übrigen Teile des Stückes. Sonderbarerweise ist der Bernstein in märkischen Steinzeitgräbern im allgemeinen seltener beobachtet worden als anderswo.[1]) Häufiger fand man durchbohrte Tierzähne, die, auf einer Schnur zu Ketten aneinandergereiht, ebenfalls als Halsschmuck dienten und gewiß oftmals zugleich Trophäen aus Kämpfen mit wilden Tieren darstellten.

### 4. Die Kultur der Riesengräberzeit.

Während der Riesengräberzeit treiben die Bewohner der Mark bereits Ackerbau und Viehzucht. Neben dem Hunde züchten sie schon das Schwein, das Rind, die Ziege und das Schaf, also beinahe alle unsere größeren Haustiere. Schon die Hirschgeweihhacken wiesen ja auf die Anfänge des Ackerbaues hin; in der Riesengräberzeit tritt zur Hirschhornhacke die Steinhacke. Aber auch Pflüge (Taf. I, 45) sind uns aus jener Zeit bekannt. Als solche hat man wenigstens, und wahrscheinlich mit vollem Recht, die großen, seitlich durchbohrten, am hinteren Ende stets unsymmetrisch gebauten Steinkeile angesehen. Ein Pflug aus Eichenholz wurde zusammen mit Steinbeilen bei Dabergotz, Kreis Ruppin, gefunden.[2]) Sichere Beweise für den Ackerbau der Steinzeit liefern die trog- oder sesselförmigen Mahlsteine oder Kornquetscher, in denen man das Getreide mit einem Reibestein zermahlte. Diese älteste Art der Kornmühlen, die in Afrika bei Völkern mit primitiver Kultur heute noch in Gebrauch ist, benutzte man bei uns bis in die historische Zeit hinein. Der schlagendste Beweis für den Getreidebau ist aber das Vorkommen der Getreidekörner selbst. Beim Anfertigen der Tongefäße gerieten Getreidekörner nicht selten zufällig in den weichen Ton, wurden mit dem Gefäß gebrannt und finden sich nun in der Wand des Steinzeitgefäßes entweder verkohlt, oder sie haben noch häufiger Abdrücke hinterlassen, an denen man heute die Art des Getreides genau feststellen kann. So wissen wir, namentlich aus dänischen Funden, daß in Nordeuropa während der jüngeren Steinzeit bereits Weizen, Gerste und Hirse angebaut wurden.

[1]) Ein mit Bernstein überaus reich ausgestattetes Grab fand neuerdings Herr Pfarrer Schultze-Fahrenwalde bei Calzig, Kr. Züllichau. Der Inhalt dieses Grabes befindet sich jetzt im Märk. Museum.

[2]) Ruppiner Prgr. 1891/92.

Die Viehzüchter und Ackerbauer der Steinzeit waren auch geschickte Handwerker. Das Durchbohren der Steinbeile wurde mit einem hohlen Knochen oder einem Stabe bewirkt, den man auf den Steinhammer stützte und mittels der Sehne eines hin und her gezogenen fiedelbogenähnlichen Werkzeuges in Drehung versetzte. Wasser und Sand halfen bei der Arbeit, und so entstand durch Hohlbohrung, bei welcher der stehen gebliebene Zapfen schließlich herausfiel, oder durch Vollbohrung ein konisches oder doppeltkonisches Bohrloch, je nachdem die Bohrung von einer Seite oder von beiden Seiten ausgeführt wurde (Taf. I, 41—44).

Selbst die Anfänge der Astronomie gehen bis in die Steinzeit zurück. Leider fehlen in der Mark die nötigen Beobachtungen aus der Zeit, als noch viele Denkmäler der Riesengräberkultur vorhanden waren. In anderen nordischen Ländern, namentlich in England und Frankreich, ist man ganz neuerdings zu der festgegründeten Überzeugung gekommen, daß die Steinsetzungen aus neolithischer Zeit Uranfänge des Kalenders sind und Sonnenauf- und -untergang zur Sonnenwende und zur Tag- und Nachtgleiche andeuten.[1]) Damit war die einfachste Einteilung des Jahres gegeben.

Die Mark gehört zum Gebiete der nordischen Steinzeitkultur. Diese Kultur ist im Norden, abgesehen natürlich von gewissen Beziehungen und Einflüssen, die in den verschiedenen Zeiten von Südwesten, von Süden und Südosten gekommen sind, durchaus bodenständig. Ja, die nordische Steinzeitkultur hat ihresgleichen nicht in der ganzen Welt, Ägypten allenfalls ausgenommen. In Ägypten wurde der Stein jedoch durch das Metall früher verdrängt als im Norden. So konnte sich die nordische Steinzeitkultur weiter ausleben und zu jener erstaunlichen Höhe entwickeln, die wir am Ende der Steinzeit und damit zugleich beim Beginn der Metallzeit bewundern. Die in den jüngsten Steinzeitgräbern auftretenden Lanzenspitzen sind wahre Kunstwerke und zeugen von einer ganz hervorragenden Geschicklichkeit in der Bearbeitung des spröden Feuersteinmaterials. Diese Technik wagte sich sogar an die Nachahmung gegossener Metallgeräte in Stein heran und leitet so langsam hinüber in die Bronzezeit.



Abb. 181. Feuersteinspan mit Schlagmarke (Schlagzwiebel) und Wellenlinien. Aus: S. Müller: Nord. Altertumskunde.



Abb. 182. Jühnsdorf Kr. Teltow. Feuersteinmesser und -splitter. Slg. Hindenburg, Großbeeren.

[1]) Devoir: Urzeitliche Astronomie in Westeuropa. Mannus I, 1909, S. 71 ff. — F. Solger: Mannus II, Heft 4, 1911, S. 286.

# II. Die Bronzezeit.

## A. Typologie und Chronologie.[1])

### 1. Der Übergang von der Stein- zur Bronzezeit.

Während der jüngeren Periode der Riesengräberzeit lernte man in Norddeutschland wie in ganz Nordeuropa das Kupfer kennen. In Steinplattenkammern und Steinkisten kommt es, meist als Schmuck, in Form von kleinen Röhrchen vor. Auch Spiralen, Angelhaken, Dolche und Pfrieme aus Kupfer sind hier während der jüngsten Steinzeit bekannt. Das rötlich glänzende Metall hat sicher auf die Träger der Steinkultur große Anziehungskraft ausgeübt und wurde so ein beliebter Handelsartikel. Da es in der Mark damals ebensowenig Kupfergruben gab wie heute, so mußte das Metall eingeführt werden.[2]) Bald kam man auch dazu, Werkzeuge und Waffen aus Kupfer zu gießen. Die einfachsten Kupferbeile haben große Ähnlichkeit mit Steinbeilen, nur sind sie meist flacher (Taf. II, 1). Nicht gar selten sind in dieser Zeit große Doppeläxte (Abb. 183) aus Kupfer, deren Zweck nicht recht ersichtlich ist. Die Doppelaxt war ja noch in historischer Zeit das Attribut des Zeus, des Jupiter, des Thor. Zweifellos hat sie also auch symbolische Bedeutung. Waffen können diese Kupferärte mit den ganz kleinen Schaftlöchern kaum gewesen sein. Der dünne Schaft wäre beim ersten Hieb zerbrochen. Wahrscheinlicher ist es, daß die Doppeläxte aufgereiht und als Kupferbarren, Rohkupfer, dem man eine bestimmte Gestalt gegeben, verhandelt wurden.[3])

Waffen aus Kupfer gestattete sich zunächst nur der wohlhabendere Teil der Bevölkerung. Wer sich kein Kupferbeil beschaffen konnte, versuchte die Form des Kupferbeiles wenigstens in Stein nachzuahmen. Das war nicht leicht; aber die Kunstfertigkeit in der Bearbeitung des Steins nahm dadurch einen neuen Aufschwung. Gewisse Formen der Steinbeile lassen sich nur erklären, wenn man sie als Nachahmungen von Kupferbeilen betrachtet. Selbst die beim Metallguß entstehenden Fehler, wie die bei Kupferbeilen möglichst sorgfältig entfernten Gußnähte, finden wir bei Steinbeilen wieder. Kahnförmige Hämmer (Abb. 184), Amazonenäxte (Abb. 185)

---

[1]) Vgl. zu diesem Abschnitt: M. Much: 1. Die Kupferzeit in Europa, Jena 1893. 2. Die Trugspiegelung orientalischer Kultur usw. S. 90ff., 115ff. — O. Montelius: Die Chronologie der ältesten Bronzezeit. 1900. Braunschweig. — M. Hörnes: Natur- und Vorgeschichte des Menschen. Wien u. Leipzig 1909. — Ed. Meyer, Gesch. des Altertums I, 2. S. 742ff. — Hans & Louis Siret: Les premiers âges du métal dans le sud-est de l'Espagne 1887.

[2]) Woher das Kupfer bezogen wurde, weiß man noch nicht mit Sicherheit. — Siehe dazu: M. Much: Die Trugspiegelung usw. S. 115ff.

[3]) A. Lissauer, Zeitschr. f. Ethnol. XXXVII, S. 517ff.

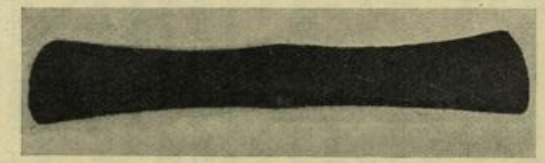


Abb. 183. Doppelaxt, durchbohrt.
Fundort unbekannt. Märk. Mus. II. 22854. 1/2.



Abb. 184. Kahnförmiger Hammer.
Dahme, Kr. Jüterbog-Luckenwalde. Märk. Mus. I. 21824. 1/2.



Abb. 185. Amazonenaxt mit doppelter Schneide.
Melzow, Kr. Angermünde. Märk. Mus. II. 21106. 1/2.

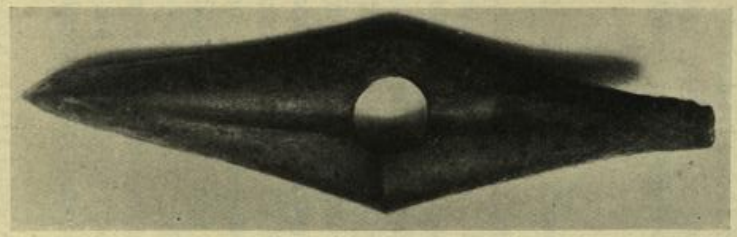


Abb. 186. Kahnförmiger Hammer.
Pritzwalk, Kr. Ostprignitz. Märk. Mus II. 25314. 1/4.

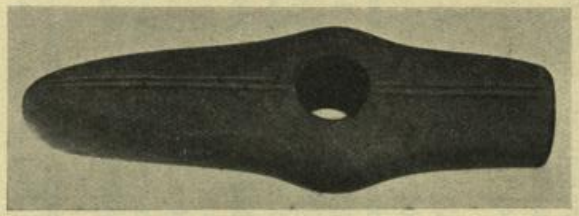


Abb. 187. Steinhammer mit nachgeahmter Gußnaht.
Angermünde. Märk. Mus. II. 14071. 1/2.

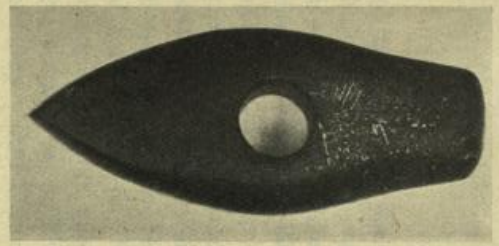


Abb. 188. Steinhammer mit Tannenzweigornament.
Jüterbog. Märk. Mus. II. 1981. 1/2.

mit doppelter Schneide und Steinbeile mit halbkugeligem Bahnende kennzeichnen sich schon durch ihre Form als Zeugen der frühesten Metallzeit und leiten als reifste Frucht der Steinzeitkultur zugleich hinüber in die Glanzperiode der Vorzeit, die Bronzezeit.

## 2. Beginn der Bronzezeit.

Waffen und Werkzeuge, die aus reinem Kupfer gefertigt waren, erwiesen sich als wenig brauchbar. Das Kupfer war zu weich. Beile und Äxte schlugen sich breit. So ergab sich die Notwendigkeit, das Kupfer zu härten, und man suchte diesen Zweck zu erreichen, indem man dem Kupfer ein anderes Metall beimischte. Auf diese Weise ließ es sich auch leichter bearbeiten. Als beste Legierung ergab sich die Bronze, eine Mischung aus Kupfer und Zinn. Wir sind heute imstande, an der Hand zahlreicher Funde den Übergang vom reinen Kupfer zur Bronze genau verfolgen zu können. Zuerst mischte man dem Kupfer nur wenig Zinn bei. Die ältesten Bronzen enthalten 95—98 % Kupfer und nur 2—5 % Zinn. Bald aber hatte man die gute Wirkung der Beimischung von Zinn erprobt, fügte mehr und mehr vom härteren Metalle bei, und so kam man schließlich, und zwar noch im Laufe der ersten Bronzeperiode, zu der klassischen Bronzemischung, die aus etwa 90 % Kupfer und 10 % Zinn besteht. Diese Versuche, das Kupfer zu härten, geben uns eine glückliche Handhabe für die chronologische Beurteilung eines Fundes. Zinnarme Bronze kommt fast nur am Anfange der Bronzezeit vor.

Den Beginn der Bronzezeit haben wir für die Mark und ganz Nordeuropa, ja für ganz Europa überhaupt, an das Ende des dritten und den Anfang des zweiten Jahrtausends zu setzen.[1]) In Ägypten beginnt die Bronzezeit schon früher. Mit dem Metall war ein ganz neuer Trieb in die Menschheit gekommen, und so haben wir denn auch die Bronzezeit als ein goldenes Zeitalter aufzufassen. Sie ist das Heroenzeitalter nicht nur auf klassischem, sondern auch auf märkischem Boden.

Das Interesse für die Bronzezeit und die Einführung in die Kenntnis des Zeitalters verdanken wir — wie so vieles andere in der Vorgeschichte — unseren germanischen Brüdern in Skandinavien. Nicht durch das Studium der klassischen Kulturen der Griechen und Römer wurde uns das Verständnis für die Vorzeit erschlossen. Die Funde selbst zwangen zur Beobachtung, und durch Vergleichung der Fundverhältnisse kamen deutsche und nordische Forscher auf den Gedanken, daß vor dem allgemeinen Gebrauch des Eisens Werkzeuge, Waffen und Schmuck aus Bronze und noch früher aus Stein gefertigt waren. Diese Erkenntnis führte zur Aufstellung des Dreiperiodensystems, wie es als erste Danneil und Thomsen erkannten und mit Eifer und zuversichtlicher Gewißheit vertraten.[2]) Später hat der Vergleich mit Altertümern der vorklassischen und der klassischen Periode in Italien, Griechenland usw. mehr und mehr Klarheit geschaffen.

---

[1]) O. Montelius: Die Chronologie der ältesten Bronzezeit, 1900. — Dazu auch: H. Schmidt: Prähist. Zeitschr. I, 1909, S. 139. — Ed. Meyer: Gesch. des Altertums I 2, S. 58 u. 742 ff.

[2]) Mannus II 294 ff.

## 3. Gliederung der Bronzezeit.

Den Beginn der Bronzezeit dürften wir mit einiger Sicherheit um das Jahr 2000 ansetzen. Schwerer ist es, das Ende der Bronzeperiode zu bestimmen. Die Bronze wurde schließlich nach und nach vom Eisen verdrängt, das zuerst für Schmucksachen und kleinere Geräte, dann aber auch zur Herstellung der Waffen Verwendung fand. Um das Jahr 500 v. Chr. ist Eisen das herrschende Metall. Als Übergangszeit dürfen wir die Zeit von 800 bis 500 v. Chr. betrachten. Das ist die Periode, welche wir ebensowohl als ausgehende Bronzezeit wie als früheste Eisenzeit bezeichnen können. Die reine Bronzezeit dauerte also etwa von 2000 bis 800 vor Christi Geburt.

Während dieser Zeit hat man eine ältere und eine jüngere Epoche zu unterscheiden. Sowohl durch Grabsitten wie durch die Formen und die an beinahe allen Altertümern zu beobachtenden Verzierungen sind beide Perioden durchaus zu unterscheiden. Montelius, der bedeutendste Forscher auf dem Gebiete der vorgeschichtlichen Chronologie, hat die nordische Bronzezeit in sechs Perioden eingeteilt.[1]) Seine Einteilung trifft auch für die Mark in allen wesentlichen Stücken zu. Die sechste Periode nach Montelius ist unsere Übergangszeit von der Bronze zum Eisen. Für die reine Bronzezeit bleiben also fünf Perioden, von denen wir die drei ersten der älteren, die beiden letzten der jüngeren Bronzezeit zuweisen müssen. Dabei bildet die dritte Periode zugleich den Übergang von der älteren zur jüngeren und enthält in ihrem späteren Abschnitte schon Anklänge an die jüngeren Typen. Während der einzelnen Perioden lassen sich heute schon ältere und jüngere Formen deutlich unterscheiden. Bestimmte Jahreszahlen für die Dauer der einzelnen Perioden festzustellen, ist nicht leicht. Und doch kommt man ohne genauere Datierung nicht aus. Ich gebe hier dieselben Zahlen, die ich in den Sälen der prähistorischen Abteilung des Märkischen Museums verwendet habe. In jedem Falle halte ich mich an die vollen Jahrhunderte. Auf 50 Jahre lassen sich jene Zeiträume nicht bestimmen.

Bronzezeit 2000—800 vor Christi Geburt.

1. Periode. Etwa 2000—1600.
2. „ „ 1600—1400.
3. „ „ 1400—1200.
4. „ „ 1200—1000.
5. „ „ 1000—800.
6. „ Früheste Eisenzeit 800—500.

## 4. Entwicklung der Bronzeäxte.

Die relative Chronologie der Bronzezeit konnte nur auf Grund der von Oskar Montelius in die Vorgeschichte eingeführten typologischen Methode festgestellt werden. An der Hand zahlreicher Depot- und Grabfunde ist es möglich, die Entwicklung der einzelnen Formen nachzuprüfen, und alle neuen Funde haben die Richtigkeit der von

[1]) O. Montelius: Om Tidsbestämning inom Bronsaldern. Stockholm 1885.

Montelius aufgestellten Reihen vollauf bestätigt. Einfach und einleuchtend zugleich ist die Typenreihe der Bronzeäxte.[1])

Die ältesten sind einfachen Steinbeilen sehr ähnlich. Bei einigen sind die Breitseiten geradezu noch gewölbt (Taf. II, 2). Derartige Beile waren aber recht unpraktisch. Sie mußten sich in dem Schafte, der aus einem am Ende gespaltenen, knieförmig gebogenen Aste bestand, drehen und bei jedem Schlage weiter in den sich mehr und mehr spaltenden Schaft hineingleiten. Um ersteres zu vermeiden, wurden die Beile zunächst mit ganz flacher Breitseite hergestellt, und schließlich gab man ihnen Ränder, die bei einigen Exemplaren sogar recht hoch sind. So war aus der Flachaxt eine Randaxt (Taf. II, 3—5) geworden, die sich nicht mehr drehen konnte. Um aber auch das Hineingleiten in den sich weiter spaltenden Schaft zu verhüten, wurde auf der Mitte der Axt ein zuerst ganz unscheinbarer, später höher und höher werdender Absatz (Barre = Absatz, Steg) angebracht. Nur bis zu ihm konnte der Schaft gelangen. (Taf. II, 6). Diese Absatzäxte saßen ohnehin schon festgekeilt im Schaft. Trotzdem wurde der Schaft häufig mit einer Schnur umwickelt. Aus der Nachahmung solcher umwickelter Absatzbeile durch Bronzeguß mögen Tüllenäxte entstanden sein, wie wir sie schon gleichzeitig mit den Absatzäxten auftreten sehen. Die Flachäxte gehören der ältesten Bronzezeit an, viele von ihnen bestehen aus zinnarmer Bronze. Am Ende der ersten Periode treten die Randäxte auf und beherrschen die zweite Periode, in der aber auch schon Absatzäxte und Tüllenäxte vorkommen. Erstere sind auch während der dritten Periode noch häufig, während welcher jedoch, namentlich im Süden und Osten der Mark, in großer Zahl die Lappenäxte (Taf. II, 7 u. 8) im Gebrauch sind. Die Lappenäxte haben sich ebenfalls aus Randäxten entwickelt. Der Fortschritt besteht darin, daß der Rand sich nicht unnützerweise an der ganzen Kante entlangzieht, sondern nur in der Mitte vorhanden ist in Form lang ausgezogener Lappen, die das untere Ende des Schaftes umfassen. Die Lappen stehen höher oder tiefer. Recht große Lappen umschlossen beinahe den ganzen Schaft; es lag daher nahe, das mittlere Stück, von dem eigentlich die Entwicklung ausgegangen war, nun ganz fortzulassen, und so entstand auch auf diese Weise eine Tüllenaxt (Taf. II, 9—11). Die Tüllenäxte beherrschen die vierte und fünfte Bronzeperiode. Sie werden immer kleiner und wurden später sogar noch aus Eisen hergestellt. Mit der frühen Eisenzeit aber verschwinden sie. Schon durch eine Bronzeaxt wird ein Fund zeitlich einigermaßen sicher bestimmt. Oftmals kommen aber zahlreiche Bronzeäxte derselben Form in einem einzigen Funde vor. Dabei hat sich erwiesen, daß Flachbeile niemals mit Tüllenäxten zusammen auftreten, daß also älteste und jüngste Formen in der Tat zeitlich weit auseinanderstehen müssen.

## 5. Entwicklung der Fibeln.

Um das Gewand, namentlich den Mantel zusammenzuhalten, bediente man sich schon in ältester Zeit der Nadel. Während der Steinzeit benutzte man Nadeln aus Knochen. Knochennadeln sind auch noch später bis weit in die historische Zeit

[1]) Bronzeäxte wurden früher oft „Kelte" oder „Palstäbe" genannt.

hinein im Gebrauch. Während der ganzen Bronzezeit spielen die verschiedenartigsten Formen der Bronzenadeln eine hervorragende Rolle. Auch sie sind in den meisten Fällen für eine bestimmte Periode ganz charakteristisch. In der ältesten Bronzezeit begegnen uns nicht selten Bronzenadeln mit schräg durchbohrten Köpfen (Abb. 189).[1] Sie waren gewiß sehr praktisch. Zog man durch die Durchbohrung einen Faden und wickelte den, nachdem die Nadel durch die Falten des Gewandes gesteckt worden war, um die Spitze, so saß die Nadel fest und konnte aus der Gewandfalte nicht herausgleiten. Durchbohrt man nun nicht den Kopf, sondern den Hals der Nadel und nimmt anstatt des Fadens einen Bronzedraht, so haben wir eine Gewandnadel erhalten, die sich von einer gewöhnlichen Bronzenadel wesentlich unterscheidet und als Fibel bezeichnet wird. Die Fibeln dienen also ursprünglich einem praktischen Zweck, sind aber zugleich auch Schmucknadeln. Sie begleiten uns vom Ausgange der zweiten Periode[2]) der Bronzezeit ab durch die ganze Vorgeschichte, und da ihre Formen nach dem Geschmack und der Mode des Zeitalters schnell wechseln, so ist eine Fibel das beste „Leitfossil" eines vorgeschichtlichen Fundes und auch noch in frühgeschichtlicher Zeit oft mehr wert als eine Münze.



Abb. 189. Bronzenadel von Grabow, Kr. Königsberg Nm. Märk. Mus. II. 4387/8. 5/7.

Da während der Entstehungszeit der nordischen Fibel in unserer Heimat wie in ganz Nordeuropa und weiterhin eines der häufigsten Verzierungsmotive die Spirale ist, so fällt es nicht auf, daß die beiden Enden des Bronzedrahtes, der den Bügel der Fibel bildete, zu Spiralen ausgezogen wurden (Taf. II, 12 u. 13). Der Bügel hat verschiedene Form; er ist drahtartig, blatt- oder rautenförmig, später zuweilen gewölbt oder gar raupenartig (Taf. II, 15). Auch die Gestalt des Nadelkopfes ist wandelbar. Während

[1]) Im Besitze des Herrn Dr. Hindenburg-Großbeeren befindet sich ein Manuskript: Heidnische Altertümer, welche in der Umgegend von Königsberg i. d. Nm., in angrenzenden Kreisen usw. gefunden sind. Mit einer Karte der Umgegend Königbergs und 37 Tafeln mit Abbildungen und Plänen. Von Lehrer F. W. Voigt. 1874. Herr Dr. Hindenburg hat mir diese Handschrift freundlichst zur Verfügung gestellt. Es ist die äußerst fleißige und sorgfältige Arbeit eines für vorgeschichtliche Altertümer begeisterten Mannes, der alle Beobachtungen und Fundumstände kurz und genau verzeichnete. Die Nadel Abb. 189 mit durchbohrtem Kugelkopf stammt nicht von Hohenkränig, wie im Katalog des Märk. Mus. und auch Zeitschr. f. Ethn. 1902 S. 102, Mannus I S. 124, angegeben ist. Sie lag nach Voigts genauer Angabe auf der Brust eines Skeletts, das mit zwei anderen Skeletten bei Grabow, Kr. Königsberg Nm., am Wege nach Hanseberg gefunden wurde. Die Nadel kam in den Besitz des Majors von Humbert nach Hohenkränig und von da 15 Jahre später 1877 unter falscher Fundortangabe in das Märk. Mus. Ich gebe die Nadel wieder, wie Voigt sie gezeichnet hat. Der untere Teil ist schon vor 1877 verloren gegangen. Inv. Nr. 4387/8. Das Museum zu Frankfurt a. O. besitzt, wie mir Herr Klittke freundlichst mitteilte, eine Nachbildung der Nadel von Grabow.

[2]) Fibel von Kantow, Kr. Ruppin. Waase, Mannus II, Tafel XV.

der dritten Periode zeigt er oft ein Doppelkreuz (Taf. II, 14), das nach und nach wieder schwindet und zuletzt nur noch als Rudiment auftritt in Form eines mit einfachen Strichen eingeritzten Doppelkreuzes wie auf einer Fibel aus den Hügelgräbern von Weitgendorf, Kreis Ostprignitz.

Die größte Umwandlung hat jedoch die Spirale erfahren. Die einzelnen Windungen, die noch während der dritten Periode zu unterscheiden waren, verschmelzen miteinander zu einer Platte, die als Ganzes gegossen wird, und auf der noch die Rippen als Überbleibsel der Spirale zurückbleiben (Taf. II, 16). Während der fünften Periode haben die Plattenfibeln in der Mitte bereits einen Buckel (Taf. II, 17), wie er um diese Zeit auch bei anderen Geräten, namentlich bei Gürtelplatten auftritt. — So ließe sich die Entwicklung der bronzezeitlichen Formen beinahe auf alle Gegenstände ausdehnen, auf Werkzeuge, auf Waffen und auf Schmuck. Doch soll die typologische Entwicklung der übrigen Bronzen bei den einzelnen Funden noch zu ihrem Rechte kommen.



Abb. 190. Strich- und Buckelverzierung auf einer Bronzefibel. Mechow, Kr. Ostprignitz. Märk. Mus. II. 20950. 1/2.



Abb. 191. Punkt-, Strich-, Bogen- und Buckelverzierungen auf einer Bronzefibel. Spindlersfeld bei Cöpenick. Märk. Mus. II. 18352. 1/2.

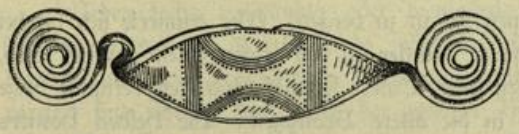


Abb. 192. Punkt-, Strich- und Bogenverzierung auf einer Bronzefibel. Spindlersfeld bei Cöpenick. Märk. Mus. II. 18351. 1/2.



Abb. 193. Strich- und Bogenverzierung auf einer Bronzefibel. Rudow, Kr. Teltow. II. 18119. Taf. II, 13. 1/2.

## 6. Depotfunde.

Schon aus der Steinzeit begegneten uns neben den zahlreichen Einzelfunden und den Funden aus Gräbern auch Depotfunde, also Gegenstände, die aus irgendeinem Grunde zusammen niedergelegt worden sind, und zwar in den meisten Fällen mit ganz besonderer Sorgsamkeit. Depotfunde aus der Bronzezeit kommen noch weit häufiger vor und haben mindestens dieselbe Bedeutung wie Grabfunde. Was zu gleicher Zeit niedergelegt worden ist, muß auch zu gleicher Zeit in Gebrauch gewesen sein. Ja, in einer Beziehung sind Depotfunde beinahe noch sicherer. Bei Gräbern müssen wir hin und wieder mit Nachbestattung rechnen. Bei Depotfunden ist ein späteres Hinzufügen von Gegenständen ausgeschlossen, schon aus dem einfachen Grunde, weil der Ort, an dem die Gegenstände niedergelegt wurden, in den meisten Fällen nur dem einen bekannt war, der sie vergraben oder wenigstens verborgen hatte. Haben wir die Altertümer als einen in Zeiten der Gefahr verborgenen Schatzfund zu betrachten, so können

in ihm die allerverschiedensten Gegenstände vereinigt sein, die das Vermögen dessen darstellten, der den Schatz vergraben hat. Es kann sich in solchem Falle natürlich auch einmal um Waren handeln, die der Kaufmann an fremdem Orte vor gierigen Händen barg, ohne später wieder Gelegenheit zu haben, seinen Schatz zu heben. Die Niederlegung eines solchen Schatzes kann aber auch erfolgt sein in ängstlicher Fürsorge für das Leben nach dem Tode, und wir haben wohl in manchen Schätzen eine Selbstausstattung für das Jenseits zu sehen. Wer den Geiz oder die Habgier seiner Verwandten fürchtete, stattete sich so selber mit allem aus, was ihm hier lieb war, und was er jenseits nicht gern entbehren mochte. Auch diese Selbstausstattungen für das Jenseits können also die verschiedensten Gegenstände enthalten, Waffen, Geräte und Schmuck. Aber auch die Götter und das Opfer für die Unsichtbaren sind hier mit im Spiele. Weihegaben für die höheren Mächte mögen bei vielen Gelegenheiten öffentlichen und privaten Charakters geopfert worden sein. Die Beute ganzer Kriegszüge oder siegreicher Schlachten wurde noch in frühgeschichtlicher Zeit den Göttern geweiht. Im kleinen mag das oft geschehen sein, und so finden sich denn häufig Funde, in denen jedes Stück an seinen Platz gelegt wurde, so sorgsam, daß z. B. alle Beile mit ihren Schneiden nach außen lagen. Votivgaben oder Weihefunde werden im allgemeinen aus mehr gleichartigen Stücken bestehen.

Als letzte, aber gewiß nicht unwichtige Art der Depotfunde haben wir die Gießerfunde zu betrachten, die ein Handwerker vergraben hat, oder die ihm bei irgendwelchen unglücklichen Zufällen verloren gegangen sind. — Auch andere Gründe mögen oft maßgebend gewesen sein, einen Schatz zu bergen. Wer erinnerte sich hierbei nicht der Sage von Theseus, der von seiner Mutter an den großen Stein geführt wird, unter dem das Schwert und die Sandalen seines Vaters lagen? Und diese bekannte Sage reicht mit ihren Erinnerungen hinauf in die ältere Bronzezeit. Die Helden Homers trugen ja zumeist noch Bronzewaffen; die Zeit der alten Heroen und Halbgötter muß also erst recht die Bronzezeit sein. Das Schwert des Theseus kann nur ein Bronzeschwert gewesen sein. Und daß auch die Bewohner der Mark während der Bronzezeit Heroen waren, ganz im Sinne Homers, unterliegt keinem Zweifel. Denn der Mann der Bronzezeit ist nicht zu denken ohne seine Waffen, ja selbst die Frau trägt fast immer den Dolch, was wir namentlich aus nordischen Gräbern wissen.

## B. Die ältere Bronzezeit.

### 1. Funde aus der I. Periode.

Aus der ältesten Bronzezeit besitzt das Märkische Museum eine ganze Reihe von Funden, die in einem großen Schranke vereinigt sind und so ein anschauliches Bild der Kultur während der ersten Bronzeperiode geben.[1]) Der Depotfund von Wustermark (Taf. III, 1—4) wurde beim Pflügen entdeckt. Er besteht aus vier großen, massiven Bronzeringen mit einfacher Strichverzierung; die Enden sind teils pfotenartig

[1]) A. Kiekebusch: Die prähist. Abt. d. Märk. Mus. Mannus I, S. 134, Abb. 2.

verbreitert teils stoßen sie in ebenen Flächen fast aneinander teils sind sie nur zur Hälfte durch eine Kerbe voneinander getrennt. Pfotenartige Enden haben auch die zwölf kleineren Bronzeringe, von denen je drei übereinander liegen und durch Bronzedraht, der durch die Löcher gezogen wurde, verbunden sind. Von den größeren Ringen ist nur einer durchlocht. Den Bronzeringen schließt sich noch ein kleiner Goldring an, der so geringe Weite hat, daß er schwerlich am Finger getragen werden konnte. Es ist ein sogenannter Noppenring, dessen breite Schauseite aus vielen Windungen besteht, während die untere Seite nur eine Doppelwindung aufweist.

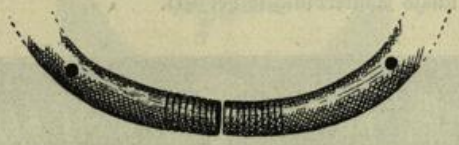


Abb. 194. Einfache Strichverzierungen an den Enden des Ringes.
Wustermark. Märk. Mus. I. 23246. Taf. III, 2.

## 2. Der Bronzedepotfund von Arnimshain, Kr. Templin.[1]) (Abb. 195.)

Im Jahre 1888 fand man in einem kleinen Pfuhl, fast 2 m tief, eine ganze Anzahl von Bronzegegenständen, die in einem Tongefäß versenkt waren.

Neben sechs vollständig oder wenigstens beinahe vollständig erhaltenen Armspiralen gehören zu diesem Funde zahlreiche Bruchstücke desselben Schmuckes. Eine Randart und zwei Absatzärte in Verbindung mit zwei Scheibennadeln, die durch Buckel verziert sind, weisen den Fund der zweiten Bronzeperiode zu. Halsringe mit spitz zulaufenden Enden und Ösenringe kommen ja bereits während der ersten Periode vor. Nicht selten wurden mehrere solcher Ösenringe als Schmuck um den Hals gelegt; man hat bis zu neun zusammengefunden. Schließlich goß man diesen Halsschmuck in einem Stück, und so entstand der diademartige Halskragen, dessen Rippen noch an die Entstehung des Kragens aus einzelnen Ringen erinnern. Die beiden Brillenspiralen dienten als Mantelschließen, die entweder beide durch einen Doppelhaken zusammengehalten wurden oder einzeln mit Hilfe eines Knebels, der an der gegenüberliegenden Mantelseite festgenäht war, den Mantel auf der Brust zusammenschlossen. Die Bronzespule mit zwei Scheiben ist vielleicht bei der Weberei verwendet worden. Die Sichel wurde nicht durch einen Knopf, sondern durch einen Nagel, den man durch das Loch schlug, mit dem Holzgriff verbunden. Der Armring ist innen flach, außen gewölbt und nicht verziert.

Die sieben scheibenförmigen Anhänger haben einen erhöhten Mittelpunkt, der von konzentrischen Kreisen umgeben ist. Sie wurden an Schnüren getragen, die man durch die am oberen Ende sitzenden Ösen ziehen konnte. Drei andere Bronzeanhänger haben die Form von kleinen Hörnchen, die man am breiten Teile durchlochte. Sie sind wohl

[1]) H. Schumann: Mitt. d. Uckerm. Gesch. Ver. 1902. — Zeitschr. f. Ethnol. 1888, S. (506). — E. Blume: Verzeichnis der Sammlungen des Uckerm. Gesch. Ver. Prenzlau 1909, S. 38f. Abb. 40. Nachr. 1901 S. 77ff.

als Nachahmung von Tierzähnen zu betrachten und wurden an Schnüren aufgereiht wie in früherer und auch noch in späterer Zeit die durchbohrten Eberzähne. Ähnlich hat man auch die Spiralröllchen zu Halsketten aneinandergefügt. Drei Spiralen aus dünnem Golddraht dienten ebenfalls als Schmuck.

Von ganz besonderem Interesse sind die getriebenen, mit Buckeln verzierten Gürtelbleche, deren Ursprung schon wegen ihrer Technik wahrscheinlich im Süden zu suchen ist.

Von dem Tongefäß, das alle diese prächtigen Bronzealtertümer enthielt, sind nur noch Bruchstücke vorhanden. Das Gefäß aus gelblich braunem Ton war außen rauh und durch 5—6 mm lange Einkerbungen verziert.



Abb. 195. Bronzefund von Arnimshain. Mitt. d. Uckerm. Mus. u. Gesch. Ver. I.

### 3. Der Bronzedepotfund von Angermünde[1]) (Abb. 196)

wurde 1899 in der Nähe des kleinen Exerzierplatzes etwa 1 m tief im Kieslager gefunden. Die Stücke lagen frei, waren also nicht wie die von Arnimshain in einem Tongefäß geborgen. Dieser Fund enthält neben einem Randbeil (10) und drei Armspiralen (6, 8, 12) einen mit Rippen und Dreiecken verzierten Halskragen (3) und zwei Scheibennadeln (1 u. 9), deren Scheiben und umgebogene Fortsätze Buckelverzierungen tragen, während die Nadeln mit Strichgruppen geschmückt sind.

Außer einer Hirtenstabnadel (11) und einem Bronzeknopf mit Öse (2) gehört zu dem Funde noch eine schöne große Bronzeplatte (13). Die Bronzeplatte wurde von Frauen am Gürtel getragen. Sie mißt 15 cm im Durchmesser, trägt in der Mitte einen Stachel, der von Ringen, Strichen, konzentrischen Kreisen und weiterhin

[1]) Nachr. über d. Altert. 1901 S. 29ff. — E. Blume: Verz. der Samml. d. Uckerm. Gesch. Ver. S. 40f., Abb. 41.

von Spiralen und größeren Horizontalringen umgeben ist. Die kleine Fingerberge (5) besteht aus zwei Spiralen, die durch eine um den Finger herumlaufende Schleife verbunden sind. Von größeren Arm- oder Fußbergen (4 u. 7) sind in dem Funde nur zwei Bruchstücke vorhanden, die auf der Oberseite der Spiralwindungen durch feine Strichelung verziert sind. Die kleinere der Spiralen zeigt ein durch Strichelung entstandenes Andreaskreuz. Schon die Randart und der Halskragen weisen den Depotfund der zweiten Periode zu.

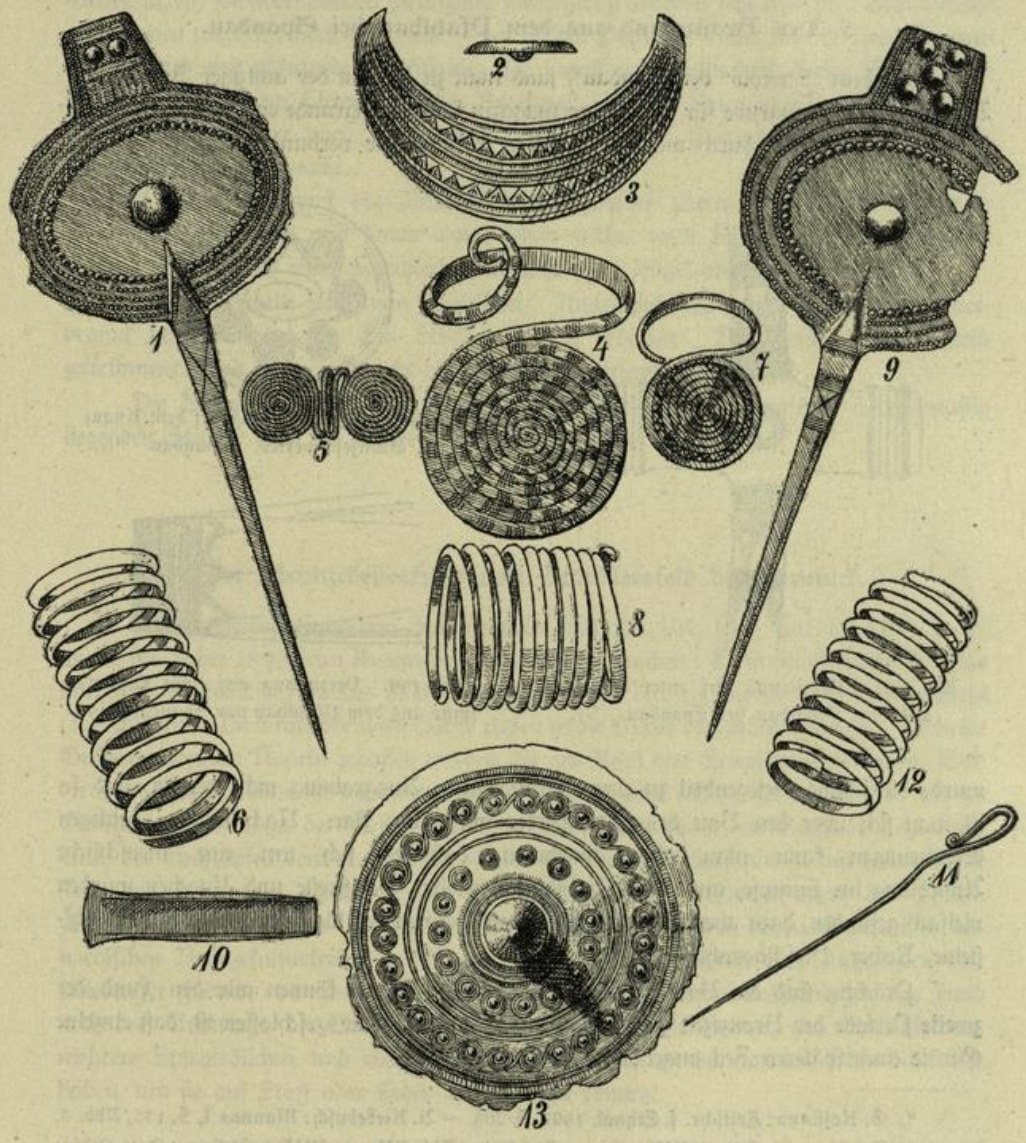



Abb. 196. Bronzefund von Angermünde. Mitt. d. Uckerm. Mus. u. Gesch. Ver. I.

### 4. Der Bronzefund von Mittenwalde, Kr. Teltow[1])

besteht aus einem Randbeil, einer Knopfsichel, einer Nadel und einer Pinzette mit dicken Wangen und rundem Bügel. Dazu gehören zwei kleine Dolche, von denen jeder durch zwei Nieten am Griff befestigt war (Taf. III, 7).

### 5. Der Bronzefund aus dem Pfahlbau bei Spandau.

Auf dem „Stresow" bei Spandau[2]) fand man zu Beginn der achtziger Jahre beim Ausheben einer Baugrube für das Pulvermagazin im Wiesengrunde eine Anzahl senkrecht stehender Pfähle, die durch wagerechte Hölzer miteinander verbunden waren. Leider

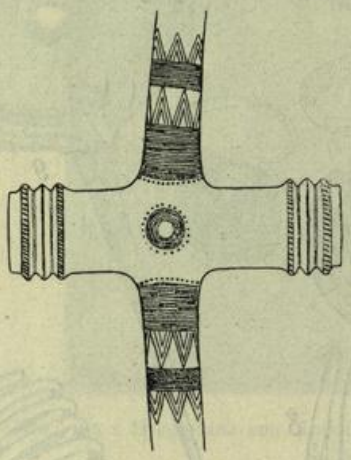


Abb. 197. Verzierung auf einer Bronzeaxt aus dem Pfahlbau bei Spandau. 1/2.



Abb. 198. Spiralverzierung auf dem Knauf eines Bronzeschwertes. Spandau. 1/2.

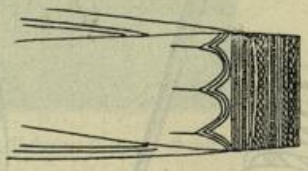


Abb. 199. Verzierung auf einer Lanzenspitze aus dem Pfahlbau von Spandau. 1/2.

wurde die schöne Gelegenheit zu einer systematischen Ausgrabung nicht benutzt, und so ist man sich über den Bau des Pfahlwerkes nicht ganz klar. Nach unseren heutigen Erfahrungen kann man aber annehmen, daß es sich um eine menschliche Ansiedlung im Sumpfe, um einen Pfahlbau handelt. Gefäßreste und Knochen wurden vielfach gefunden, dazu aber auch eine Fülle von Geräten des täglichen Haushalts, Mahlsteine, Reiber, Hirschhornhacken usw.

Prächtig sind die Bronzewaffen. Nach ihnen können wir den Fund der zweite Periode der Bronzezeit zuweisen, wenn es auch nicht ausgeschlossen ist, daß einzelne Geräte einer späteren Zeit angehören (Abb. 197—199).

---

[1]) G. Kossinna: Zeitschr. f. Ethnol. 1902, S. 209. — A. Kiekebusch: Mannus I, S. 135, Abb. 3.

[2]) Zeitschr. f. Ethnol. XIV, S. 112ff., Abb. Taf. XII u. XIII. Stellung der Pfähle Abb. S. (123).

## 6. Die Regelgräber von Weitgendorf, Kr. Ostprignitz.

Die Funde aus den Regelgräbern von Weitgendorf (Taf. IV, 1—21) gehören zu den hervorragendsten Altertümern, die das Märkische Museum in Berlin besitzt, und sind in ihrer Bedeutung für die Wissenschaft überhaupt nicht zu überschätzen. Ihr Wert besteht darin, daß sie — wenn auch der Fundbericht manches zu wünschen übrig läßt — mit Verständnis ausgegraben wurden, und daß die Funde, die in einem Grabe lagen, selbstverständlich gleichzeitig niedergelegt worden sein müssen. Alle Gräber entstammen ungefähr derselben Zeit — der dritten Periode — und sind in ihrer Gesamtheit zugleich eine glänzende Bestätigung der längst vor Entdeckung dieser Gräber von Montelius festgelegten Chronologie der Bronzezeit. Um die Bergung dieses Fundes haben sich der Kammerherr von Jena auf Nettelbeck und der Pfarrer Ragotzky in Triglitz besonders verdient gemacht.

Auf der Feldmark des Rittergutes Weitgendorf waren im Jahre 1878 noch 18 Hügel vorhanden, von denen einige schon früher nach Steinen durchsucht worden waren. Gelegentlich eines Chausseebaues mußten die Hügel abgetragen werden.

In den Hügeln fand man Steinkisten. Augenscheinlich waren die Leichen unverbrannt bestattet worden. Ein Schädel ist gut erhalten. Die Gefäße waren meist zertrümmert, und leider sind nicht alle Bruchstücke gesammelt worden.

Die Bronzegegenstände „lagen nicht in Gefäßen, sondern zwischen unregelmäßig liegenden Steinen oder im Sande".

## 7. Der Bronzedepotfund von Spindlersfeld bei Cöpenick.[1])

Der Bronzedepotfund von Spindlersfeld (Textabb. 191, 192; Taf. II, 12; VI, 10) wurde im Jahre 1892 beim Ausgraben einer Kiefer gefunden. Es ist ein Gießerfund. Das interessanteste Stück des Fundes ist eine Gußform aus Bronze, die aus zwei Teilen besteht (Kastenform). Die Stifte der einen Hälfte passen in die Löcher der anderen hinein. In dieser Gußform konnten Nadeln gegossen werden, die am Kopf drei Erweiterungen haben. Eine derartige Nadel ist ebenfalls gefunden worden. Sie war zwar fertig gegossen, ist aber nie im Gebrauch gewesen, ja der Gießer hat nicht einmal Zeit gehabt, die Gußnaht abzufeilen. Auch der Gußzapfen beweist, daß wir es hier mit einem Gießerfunde zu tun haben. Die Zeit, aus welcher der Spindlersfelder Fund stammt, wird bestimmt durch drei Fibeln, zwei mit blattartigem und eine mit drahtförmigem Bügel. Neben diesen Erzeugnissen des nordischen Bronzekulturkreises enthält der Fund eine ganze Reihe von Anhängern verschiedenster Formen, die nach dem Süden weisen. Außerdem vervollständigen den Fund noch drei Armringe, die Nachahmung eines Eberzahns in Bronze, eine Brillenspirale, mehrere Spiralröllchen und einige Schmuckplatten, die an der unteren Seite eine Öse haben, um sie auf Stoff oder Leder aufnähen zu können.

[1]) Brandenburgia, Monatsbl. I, S. 57 f., Abb. Archiv X, Taf. XXI links oben und Spatz: Teltow (Tafel).

Die herzförmigen Anhängerchen haben größte Ähnlichkeit mit denen eines gemalten Halsbandes auf dem männlichen Oberkörper (in Kalkstuck) von Knossos. [Evans 1900/01. S. Müller: Urgesch. d. Menschheit 1905, S. 71, Fig. 52.]

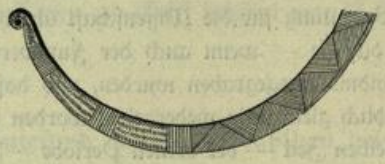


Abb. 200. Jsterbies, Kr. Jerichow. I., II. 1858[1]. Märk. Mus. Verzierung auf einem Halsring. 1/3.

## C. Die jüngere Bronzezeit.

### 1. Das Königsgrab von Seddin.

Das „Königsgrab" von Seddin (Taf. V, 1—7) ist eines unserer bedeutendsten Nationaldenkmäler und zugleich das größte Hünengrab nicht nur der Mark, sondern auch ganz Deutschlands. Der mächtige Hügel erhebt sich auf einer langsam ansteigenden natürlichen Erhebung inmitten einer weiten Ebene in der Prignitz. Bei einem Umfange von 300 Schritten ist er etwa 11 m hoch und enthält nicht weniger als 30 000 cbm Erde, die mit großen und kleinen Steinen untermischt ist. Im Südwesten und im Nordosten liegen tiefe, mit Buschwerk bewachsene Erdlöcher, aus denen die Erde zum Aufschütten des Grabhügels entnommen worden ist. Eichen, Robinien und Buchen beschatten heute das Hünengrab, und auf der Höhe hält eine mächtige Kiefer die Totenwacht. Rings um den Königshügel zieht sich als Bannkreis ein Kranz von zentnerschweren Geschiebeblöcken hin. Im Laufe der Jahrtausende waren diese Steine gänzlich mit Erde, Moos und Strauchwerk bedeckt worden. Heute liegt der Ring zum großen Teile wieder frei. Die Bewohner der Umgegend nannten diesen Hügel den „Hinzerberg" und erzählten, daß hier der „König Hinz" (Heinz, Heinrich) in einem dreifachen Sarge begraben liege, einem kupfernen, einem silbernen und einem goldenen. Von benachbarten kleineren Hügeln sagte man, daß in dem einen der Fingerring des Königs, in dem anderen aber seine Schätze vergraben seien. Als der Hügel, in dem der Fingerring des Königs liegen sollte, eingeebnet wurde, fand man im Innern wirklich einen Bronzereif. Zwar war




Abb. 201. Steinkammer.

es ein Armring, aber das Volk, das ja schwer aus dem Irrtum zu reißen ist, die „Hünen" wären Menschen gewesen, die an Kraft und Größe das heutige Geschlecht bedeutend überragten, sah die alte Überlieferung wörtlich bestätigt. Nun durchsuchte man

**Königsgrab bei Seddin.**

Aufgenommen am 4. u. 5. Dezember 1909 von Dr. F. Solger.
(Maßstab 1 : 2000.)

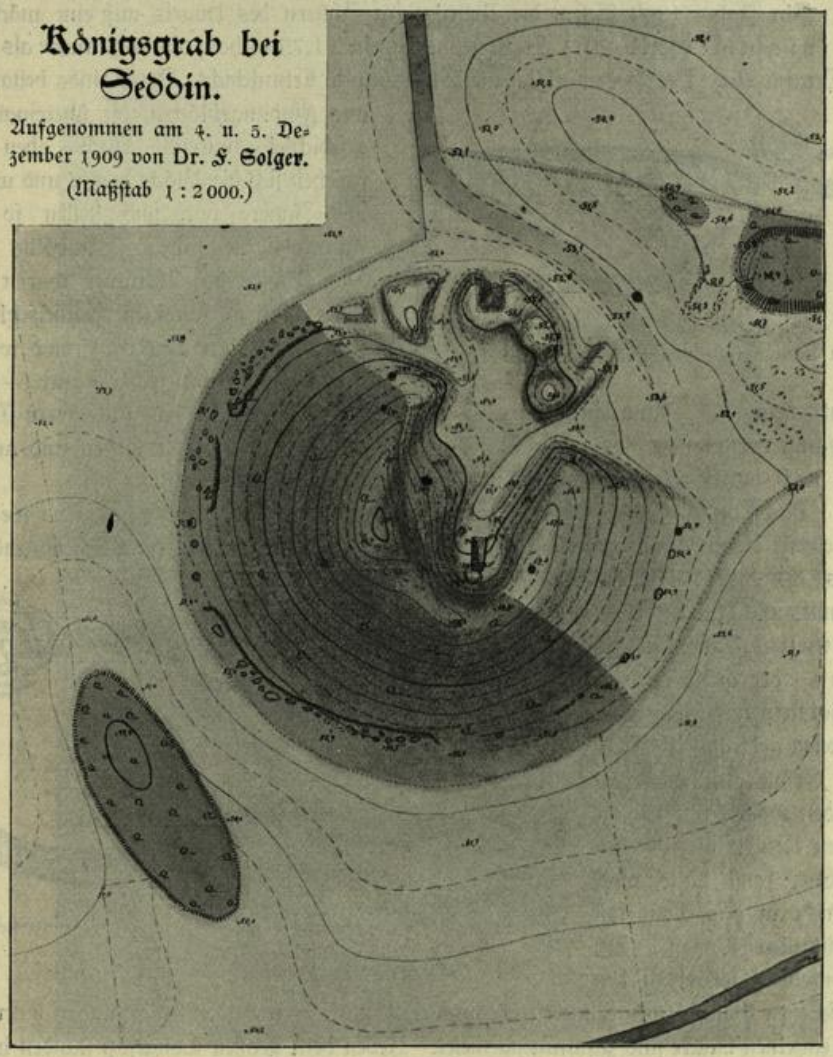


Abb. 202.

auch den zweiten Hügel, in dem die Schätze verborgen sein sollten. Einige Altertümer konnten gehoben werden, aber keine „Schätze". So wurde man wieder irre an der Sage, und der Königshügel hatte Ruhe. Als aber der Besitzer des Hügels in Geldverlegenheit geriet, sollte ihn der „goldene Sarg" retten. Der Bauer grub mit seinem Knechte; aber in der mit Steinen durchsetzten Erde war die Arbeit schwierig, und der

Hügel war zu groß. Der „Sarg" wurde nicht gefunden, und der Besitzer ging wirtschaftlich zugrunde. Während der folgenden Jahre versuchte man, den Hügel als Steinbruch auszubeuten. Ganze Straßen und der Bahnhof in Perleberg sind mit Steinen aus dem Hinzerberg gepflastert worden.

Im Jahre 1899 stießen die Arbeiter im Innern des Hügels auf eine mächtige Steinkammer (Abb. 201). Sie ist neuneckig, etwa 1,75 m hoch und mißt mehr als 2 m im Durchmesser. Der Boden zeigte eine festgestampfte Lehmschicht. Die Wände bestanden aus Findlingsblöcken, die übereinandergeschichtet waren. Nach oben zu schieben sich die Blöcke weiter und weiter ins Innere vor und stellen so ein kuppelartiges, falsches Gewölbe her. Die Wände der Kammer waren mit einer glatten, sandigen Tonschicht bekleidet und zum Teil rot und weiß bemalt. In dieser Kammer — dem ersten „Sarge" — stand ein großes Tongefäß (Taf. II, 2), das mit einem Deckel sorgfältig verschlossen war. Der Deckel ist mit einem breiten Falz versehen und außerdem noch durch gekrümmte Tonnägel befestigt.

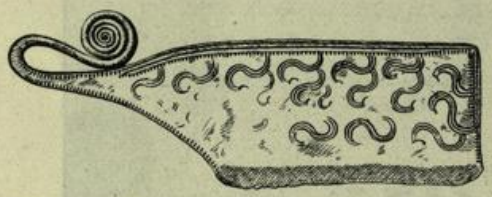


Abb. 203. Verzierung auf dem Rasiermesser aus dem Königsgrabe von Seddin. II. 22418. 1/2.

Das Tongefäß — der zweite „Sarg" — umschloß eine hohe Bronzeurne, die mit einem Bronzedeckel verschlossen war (Taf. II, 3). Sie enthielt die Leichenbrandreste eines 30 bis 40jährigen Mannes und Knochen eines Hermelins. Die Bronzeurne — der dritte „Sarg" — hat ursprünglich anderen Zwecken gedient. Als man das Gefäß als Urne verwenden wollte, mußten die beiden Henkel abgebrochen werden; sonst hätte man sie nicht in das Tongefäß hineinstellen können. Die Bronzeurne gehört zu den getriebenen Gefäßen der jüngeren Bronzezeit, die aus dem Süden, aus Italien stammen. Die einzelnen Stücke sind zusammengenietet. Neben dem großen Tongefäß standen in der Kammer noch zwei kleinere Urnen aus Ton von durchaus nordischem Charakter. Die eine enthielt die Leichenbrandreste einer Frau im Alter von 20—30 Jahren, die andere Reste einer jugendlicheren Leiche, vermutlich ebenfalls weiblichen Geschlechts. Möglicherweise rühren sie von Nachbestattungen her. Vielleicht aber herrschte auch hier die Sitte, daß die Gattin dem Gemahl, die Dienerin der Herrin auf den Scheiterhaufen folgte oder folgen mußte.



Abb. 204. Verzierungen auf beiden Seiten eines Bronzemessers aus dem Königsgrabe bei Seddin. II. 22415. 1/2.

Ein „Königsgrab" muß es in der Tat gewesen sein; denn wahrhaft königlich ist es

ausgestattet mit Gefäßen aus Ton und Bronze, mit Waffen, Schmuck und Geräten des täglichen Lebens (Taf. V). Das Schwert ist allerdings nur klein und paßt

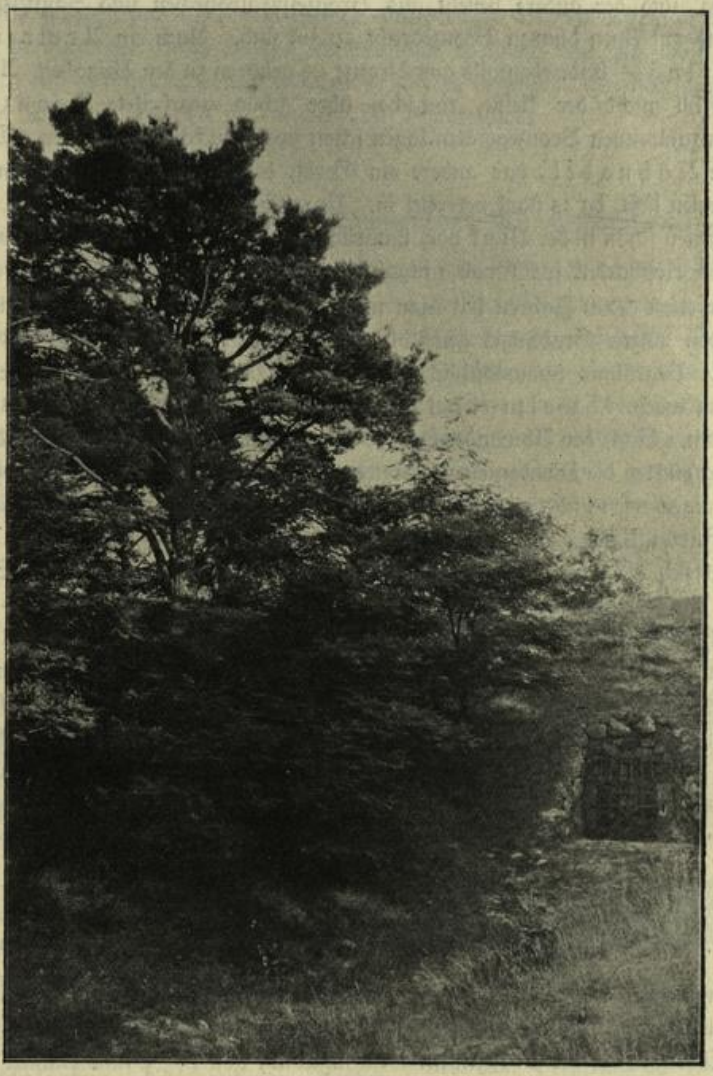


Abb. 205. Der Eingang zur Grabkammer des Königsgrabes. Er ist jetzt durch ein Gitter und durch Mauerwerk geschützt. Oben links die hohe Kiefer.

zu den Heroen der Bronzezeit, die in unsern Hügeln begraben liegen, ebensowenig wie die kleine Tüllenaxt. Beide waren vielleicht nur Parade- oder Miniaturwaffen wie die späteren Galanteriedegen. Für den Männerstreit besaßen die Bronzezeithelden wuchtigere

Schwerter, die sich aber jedenfalls, wie ja auch später, vom Vater auf den Sohn und durch ganze Geschlechter hindurch vererbten.

An Schmuck fanden sich in dem Grabe auch zwei Halsringe. Der eine ist ein Wendelring, und der andere besteht aus Bronzespiralröhrchen und Schmelzperlen, die abwechselnd auf einen dünnen Bronzedraht gereiht sind. Auch ein Armreif und ein Fingerring — beide ebenfalls aus Bronze — gehören zu den Beigaben. Als Frauenschmuck fehlt nicht der kleine, einfache, aber schön gearbeitete Bronzekamm. Neben den zahlreichen Bronzegeräten lagen schon zwei Stückchen aus Eisen. Das eine ist eine grobe Nähnadel, das andere ein Gerät, dessen ursprüngliche Form sich nicht mehr erkennen läßt, da es stark verrostet ist. Ungefähr um das Jahr 1000 v. Chr. also kam das Eisen schon in der Mark vor, natürlich so selten, daß man eine Eisennadel einem Könige als Kostbarkeit ins Grab mitgab.

Vor etwa 3000 Jahren hat man mit ungeheurer Mühe einem Mächtigen in der Prignitz den stolzen Grabhügel gewölbt. Dem Gedächtnis des Volkes hat sich jenes einzigartige Begräbnis unauslöschlich eingeprägt. Der gewaltige Grabhügel hielt die Erinnerung wach. Zweimal hat in der Prignitz ein Bevölkerungswechsel stattgefunden. Nach der Abwanderung der Germanen während der Stürme der Völkerwanderung rückten die Wenden ein; sie wurden im 12. Jahrhundert durch deutsche Kolonisten niedergeworfen und zurückgedrängt. Die neuen Herren des Bodens mögen von den wenigen Zurückgebliebenen die Bedeutung des Hügels erkundet haben. Von Mund zu Mund hat sich die Sage vom dreifachen Sarge fortgepflanzt. Waren die Särge auch nicht von Kupfer, Silber und Gold, sondern aus Stein, Ton und Bronze — die Überlieferung hatte recht berichtet, und die Sage vom „Königsgrabe von Seddin" wird nun nicht mehr vergessen werden, solange es ein deutsches Volk gibt, das vor seinen uralten Denkmälern Achtung und Ehrfurcht hegt, und eine deutsche Schrift, die längst die Sage vom Königsgrabe von Seddin zum steten Gedächtnis aufgezeichnet hat, um sie vor den möglichen Zufällen mündlicher Überlieferung zu schützen.[1]) Die beste Bürgschaft auch für die Zukunft bleibt aber der Hügel selbst, der aller Schatzgräberei und Ausbeutung als Steinbruch zum Trotz noch heute mächtig emporragt als würdiges Denkmal der Vorzeit.

## 2. Der Bronzedepotfund von Biesenbrow, Kr. Angermünde.

Im Jahre 1898 wurde in der Nähe der „Hintermühle" auf der Feldmark des Dorfes Biesenbrow[2]) durch den Pflug ein Bronzekessel mit kreuzförmigen Henkelansätzen aus der Erde gerissen, der Bronzen im Gesamtgewicht von 7½ Pfund enthielt (Taf. III, 19 und 20).

---

[1]) E. Krause: Zeitschr. f. Ethnol. 1897, S. 117 f. — E. Friedel: Festschrift des Märk. Prov.-Museums. Berlin 1901, S. 33 ff. — A. Kiekebusch: Voss. Ztg., Sonntagsbeilage. 1. Jan. 1910. Die Sage vom dreifachen Sarge des Riesenkönigs Heinz wurde 1897 zum erstenmale gedruckt, das Grab aber erst 1899 entdeckt.

[2]) Zeitschr. f. Ethnol. 1898, S. (473) ff. Mit Abbildungen. Einige der zum Funde gehörigen Gegenstände befinden sich im Museum zu Prenzlau.

Das größte und interessanteste Stück des Fundes ist ein großes „Hängebecken" mit dem für die fünfte Periode charakteristischen Drachenornament. Daß der Fund in der Tat dieser Zeit angehört, läßt sich auch aus den beiden Plattenfibeln ersehen, deren Mittelpunkte erhaben sind. Sechs Armringe aus dünnem Bronzeblech, acht meist flache Halsringe verschiedener Größe dienten als Schmuck, während man die zwölf gebuckelten Zierscheiben am Zaumzeug oder Geschirr der Pferde befestigte. Zierliche Arbeit verrät eine dünne und mit kleinen Buckeln verzierte Bronzeschale.

### 3. Der Grabfund von Blumenthal, Kr. Ostprignitz.

Vom Gräberfelde von Blumenthal besitzt das Märkische Museum den kostbaren Inhalt einer Urne (Taf. III, 13—18). Das Gefäß stand auf einem flachen Stein, war von Steinen umpackt und auch mit einem flachen Steine bedeckt. In der Urne lagen die gesammelten Knochenreste, darüber zwei Armringe, um sie herum der Halsring und oben darauf der eigenartige Ring mit den herabhängenden Kettchen. Ob auch die beiden Nadeln in der Urne gelegen haben, ist nicht unbedingt sicher. Sie könnten auch aus anderen Gräbern desselben Friedhofes herrühren, gehören aber derselben Zeit an.

## D. Die Kultur der Bronzezeit.

### 1. Die Technik.

In vielen Fällen mag die Rohbronze in Form von Stangen oder einfachen Äxten eingeführt worden sein. Doch wird man nicht selten auch Ringe und andere Schmucksachen oder Geräte umgeschmolzen haben. Das Hämmern der Bronze ist bei uns wahrscheinlich nicht ganz unbekannt gewesen; zu einer Meisterschaft hat man es in dieser Art der Bronzebearbeitung aber nicht gebracht, und ebensowenig war man mit dem Löten vertraut. Dagegen zeigten die Träger der nordischen Bronzekultur ganz hervorragende Fertigkeit im Bronzeguß. Daß die weit überwiegende Masse der Bronzealtertümer nicht etwa aus anderen Kulturländern als fertige Ware hierher gebracht worden ist, sondern im Lande selber von einheimischen Kunsthandwerkern verfertigt wurde, beweist nicht nur die in lückenloser Entwicklung fortschreitende Reihe der einzelnen Typen und die Umgestaltung fremder Formen nach nordischem Geschmack, das beweist vor allem auch die Tatsache, daß der größte Teil der nordischen Typen in südlicheren Ländern teils überhaupt nicht vorkommt teils aber in so geringer Zahl, daß der

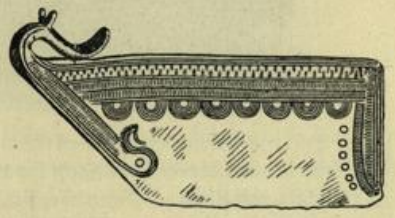


Abb. 206. Verzierung auf einem Bronzemesser. Links unten Drachenornament. Kemnitz, Kr. Ostprignitz. Märk. Mus. II. 23130. 1/2.

Süden der überreichen Fülle der nordischen Bronzefunde gegenüber als Ursprungsgebiet gar nicht in Frage kommen kann.

Wer die Behauptung aufrechterhalten wollte, alle unsere Bronzen wären eingeführt, der müßte dieselben Gegenstände in südlichen Kulturländern nachweisen. Und wer behaupten wollte, es wäre im Norden nur nach südlichen Mustern gearbeitet worden,

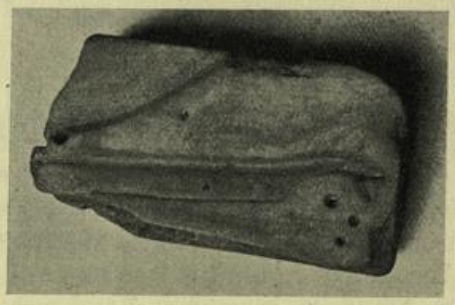


Abb. 207. Sandsteingußform für ein Rasiermesser mit Pferdekopf. Niederlandin, Kr. Angermünde. Märk. Mus. II. 4495. 1/2.



Abb. 208. Sandsteingußform für 3 Knopfsicheln. Auf der Rückseite Form für 2 Knopfsicheln und Ring. Liebenwalde, Kr. Niederbarnim. II. 20605. Märk. Mus. 1/4.

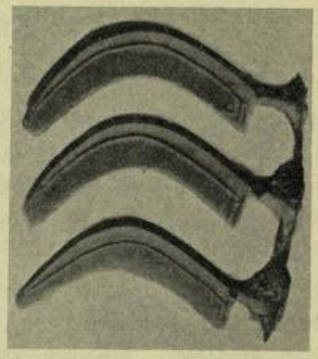


Abb. 209. 3 Knopfsicheln, durch einen modernen Bronzegießer in nebenstehender Form gegossen.

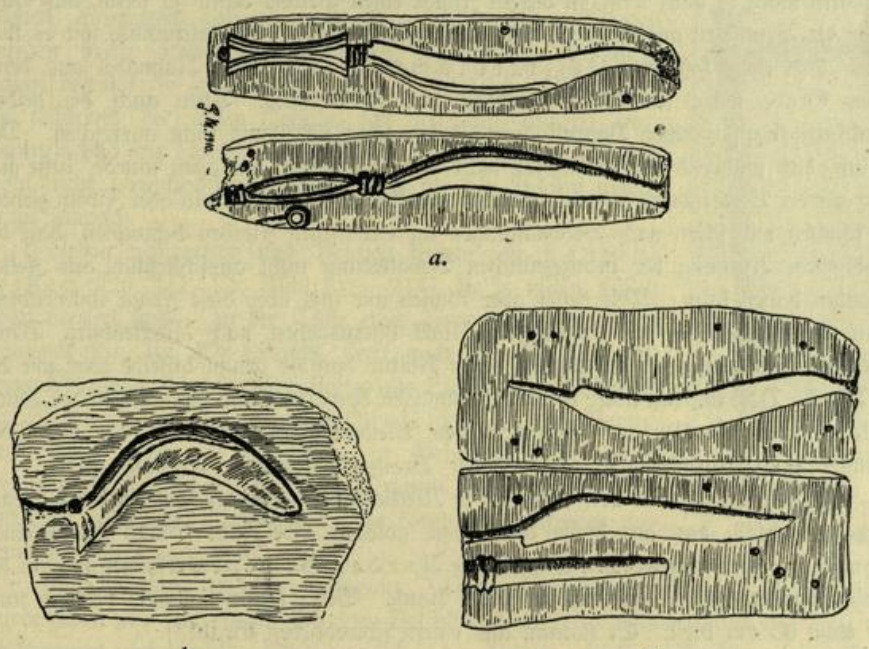
der müßte doch mindestens die Vorbilder dieser nordischen Arbeiten bezeichnen können. Beides hat sich trotz lebhafter Versuche als unmöglich erwiesen.

Der Norden besaß eine ganz selbständige, eigenartige Bronzekultur.

Dabei sind gegenseitige Beeinflussungen im einzelnen selbstverständlich. In einer Beziehung scheint der Süden in der Tat dem Norden technisch überlegen gewesen zu sein. Die getriebenen Bronzegefäße — wie z. B. die Bronzeurne aus

dem Königsgrabe von Seddin — werden noch heute fast allgemein südlichem Einfluß zugeschrieben.[1])

Beim Bronzeguß bedienten sich die Handwerker des Nordens verschiedenartiger Gußformen, von denen nicht wenige gefunden worden sind. Und diese Gußformen sind zugleich der letzte und unwiderleglichste Beweis für die Bodenständigkeit der nordischen Bronzekultur. Die Gußformen sind zum Teil aus Sandstein hergestellt. Sandsteinformen dienten zur Anfertigung einseitig profilierter Stücke wie der Messer, Sägen und Sicheln (Abb. 207—210); daneben gab es zweiseitige Kastenformen aus Bronze,



*a.* *b.* *c.*

Abb. 210. Gußformen von Müncheberg, Kr. Lebus. Mus. in Müncheberg.
(Diese Klischees wurden von Herrn Mirow freundlichst zur Verfügung gestellt.)

wie wir sie aus dem Spindlersfelder Funde kennen. Häufig wurde die Form auch aus Ton hergestellt, namentlich für den Hohlguß. Über dem geformten Tonkern wurde die Wand des Gefäßes, des Ringes oder dgl. in Wachs modelliert und darüber ein zweiter Tonzylinder gelegt. Beim Brennen der Form schmolz das Wachs und konnte dann durch flüssige Bronze ersetzt werden. Der äußere Tonüberzug mußte zerschlagen werden. Der Kern ist nicht selten noch vorhanden. Zu diesen Methoden wird auch noch das Gießen in „verlorener Form" (aus Sand und Wachs) gekommen sein. Da hierbei die Form jedesmal zerstört wurde, haben wir keine handgreiflichen Beweise. Zahlreiche äußerst dünnwandige Bronzen können jedoch nur auf diese Weise entstanden

[1]) Bronzeeimer (Cisten und Situlen) vgl. Götze, Ostprignitz S. 61 und Rauschendorf, Kr. Ruppin, Märk. Mus. II. 16191.

sein. In der Öffnung, durch welche die flüssige Bronze gegossen wurde, entstand immer ein Gußzapfen, der aber leicht abgebrochen werden konnte. Hierauf wurde die Gußnaht sorgfältig abgefeilt und das gegossene Stück meist noch verziert, wobei man einen schmalen Bronzemeißel als Punze verwendet (Taf. VI).

## 2. Kleidung.

Im Königsgrabe von Seddin waren an einem Stückchen Eisen Fellreste angerostet. Es ist nicht unmöglich, daß die Fellreste von Kleidungsstücken herrühren. Trotzdem wäre es ganz irrig, in diesem Funde einen Beweis dafür zu sehen, daß man sich in der Bronzezeit ausschließlich mit Fellen gekleidet habe. Wahrscheinlich sind es hier Überbleibsel einer kostbaren Pelzverbrämung. Die kleine Nähnadel aus demselben Grabe wäre für Pelzbearbeitung viel zu schwach. Aber auch die beiden manschettenknopfähnlichen Doppelknöpfe würden für Fellkleidung nicht ausreichen. Der Schluß, daß während der Bronzezeit nicht nur Fellkleidung getragen wurde, ließe sich auch aus der Verwendung oft sehr zierlicher und kleiner Gewandnadeln oder Fibeln ziehen. So könnten wir schon nach Beobachtungen an märkischen Funden behaupten, daß die gewöhnliche Kleidung der bronzezeitlichen Bevölkerung nicht ausschließlich aus Fellen bestanden haben kann. Weit besser aber können wir uns über diese Frage unterrichten, wenn wir wieder über die Grenzen der Mark hinausgehen, nach Mecklenburg, Dänemark und Schweden, also in Länder, deren Kultur damals genau dieselbe war wie die der Mark. Dort wurden unter besonders günstigen Umständen mit den auch in der Mark vorkommenden Geräten und Schmucksachen Kleidungsstücke gefunden, die uns über Männer- und Frauenkleidung während der Bronzezeit genaueste Auskunft geben.

In dem Kegelgrabe von Blengow in Mecklenburg[1]) war der Tote in ein wollenes Gewand gehüllt, das am Halse durch eine goldene Fibel, am Gürtel durch einen Bronzeknopf zusammengehalten wurde. Die Art des Gewebes erkennen wir an der Probe eines braunen Schals mit hellgelber Kante. Der ganze Schal war 1,50 m lang und etwa 60 cm breit. Er stammt aus einem schwedischen Grabe.[2])

Vollständige Männer- und Frauenkleidung kennen wir aus dänischen Gräbern.[3]) Die Wollstoffe haben sich in Eichensärgen sehr gut erhalten.

Der Mann trug einen Rock, der durch einen an den Enden mit Quasten besetzten Gürtel zusammengehalten wurde. Über dem Rock wurde ein Mantel getragen, der aus einem Stück gearbeitet war und am Halse einen Ausschnitt hatte. Der Schädel des Skeletts war zerstört, Gehirn und Haar fand man wohl erhalten. Auf dem Kopfe saß eine Mütze aus dicker Wolle, an der Außenseite mit Zotten besetzt, die in Knoten endigten. Außerdem lagen in dem Sarge außer den Waffen noch eine zweite Mütze und die beiden Teile eines mit Fransen besetzten Schals.

Auch die Kleidung der Frau ist uns genau bekannt. In einem jütischen Grabhügel fand man ein Frauenskelett, das vollständig bekleidet war. Das lange Haar wurde sogar von einem kunstvoll angefertigten Haarnetz zusammengehalten. Alle Stoffe

[1]) R. Beltz: Vorgesch. von Mecklenburg, S. 39 ff.
[2]) O. Montelius: Kulturgesch. Schwedens, S. 90.
[3]) S. Müller: Nordische Altertumskunde I, S. 268 ff.

waren hier ebenfalls aus Wolle hergestellt. Die roheren Gewebe enthielten auch Hirsch- und Rinderhaare. — Aus der jüngeren Bronzezeit ist aus Dänemark auch ein allerdings ganz vereinzelt auftretendes Leinengewebe bekannt.

### 3. Waffen.

In den bronzezeitlichen Hügelgräbern liegt ein mannhaftes Heroengeschlecht bestattet. Schwerter (Taf. III, 21) und Dolche[1]) lassen sich so gut wie Äxte und Fibeln in ihrer ganzen Entwicklung verfolgen. Während der ältesten Bronzezeit gab es noch keine Schwerter. Dagegen wurden breite dreieckige Dolchklingen rechtwinklig an einem Schaft befestigt; so entstanden die Schwertstäbe (Abb. 211), die während der ersten Periode fast in ganz Europa vorkommen und im Norden meist Metallschäfte haben. Es sind wohl mehr Prunkwaffen gewesen; denn für den Kampf waren sie zu schwach.



Abb. 211. Schwertstab von Metzelthin, Kr. Ruppin. Märk. Mus. II. 5364 (Nachbildg.).

Neben Schwertern und Dolchen kennen wir Lanzenspitzen (Taf. III, 12; Abb. 212—214), die in vielen Fällen schön verziert sind. In der Tülle einer Bronzelanzenspitze von Dannenwalde, Kr. Ost-Prignitz, steckt noch ein Teil des mit einem Bronzenagel befestigten Schaftes aus Eschenholz. Während der älteren Bronzezeit sind außer Pfeilspitzen aus Bronze auch noch solche aus Feuerstein in Gebrauch. In einem Grabe von Weitgendorf, Kreis Ost-Prignitz, lagen drei Bronze- und drei Feuersteinpfeilspitzen. Später kommen Pfeilspitzen aus Feuerstein kaum noch vor.

Auch Schutzwaffen fehlen nicht ganz. In einem Torfmoore bei Beitzsch, Kreis Guben, wurde neben zwei Halsringen und einer Dolchklinge ein Helm gefunden, und aus der Prignitz stammen zwei prächtige Bronzeschilde, die mit getriebenen Buckeln verziert sind.[2])



Strichverzierungen auf Bronzelanzenspitzen.

Abb. 212. Pritzwalk, Kr. Ostprignitz. Märk. Mus. II. 16224. 2/3.

Abb. 213. Dannenwalde, Kr. Ostprignitz. Mit dem Rest eines Schaftes aus Eschenholz. Märk. Mus. II. 6222. 1/2.

Abb. 214. Lauenhagen, Kr. Prenzlau. Märk. Mus. II. 9619. 2/3.

[1]) Bronzedolch von Magnushof. Mus. in Prenzlau. Uckermärk. Mitt. II, 1.

[2]) A. Götze: Vorgeschichtliche Denkmäler. Ostprignitz. S. 49, Abb. 8 u. 9.

## 4. Schmuck.

Bernstein wurde während der Bronzezeit als Schmuck nicht mehr so häufig verwendet wie in der Steinzeit, wahrscheinlich aus dem einfachen Grunde, weil sich der gelbe Bernstein von der goldähnlich glänzenden Bronze doch wenig oder gar nicht abgehoben hätte. Dagegen trifft man das Gold bereits häufig an, namentlich in Form von kleineren und größeren Ringen. Zu dem Depotfunde von Wustermark gehört ein kleiner Fingerring, ein sogenannter Noppenring, dessen Schauseite vier Doppelwindungen hat, während die Rückseite nur eine einzige aufweist. In den Gräbern von Weitgendorf wurden allein drei Goldfingerspiralen gefunden und in der kleinen bronzenen Schmuckdose von Feldberg in Mecklenburg (Abb. 215; Taf. III, 8—10) an der märkischen Grenze lagen nicht weniger als fünf dieser Goldspiralen. Die Dose selbst ist an der Unterseite prächtig ornamentiert, und zwar waren die Vertiefungen augenscheinlich mit Harz ausgelegt, das sich mit seiner bräunlichen Farbe deutlich vom bronzenen Grundton abhob. Diese Schmuckdose wurde am Gürtel getragen, den nicht selten auch bronzene Schmuckplatten zierten, die teils als kleine Buckel aufgeheftet waren, teils auch in einer Größe auftreten, daß man sie früher als Schildbuckel auffaßte. Neben den Fingerringen kommen in Bronzefunden sehr häufig Armspiralen, Armbänder, Arm- und Halsringe vor. Außer den schon betrachteten Gewandnadeln gebrauchte man in großer Zahl kürzere und längere Bronzenadeln sowie Doppelknöpfe, die ebenfalls den praktischen Zweck hatten, das Gewand zusammenzuhalten, zugleich aber auch als Schmuckstücke dienten. Schmuckstücke waren auch die kleinen Bronzekämme, wie wir einen im Königsgrabe von Seddin kennen lernten.

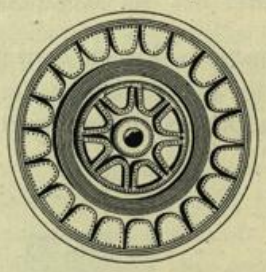


Abb. 215. Verzierung auf der Schmuckdose von Feldberg. (Siehe Taf. III, 8—10.) 3/5.



Abb. 216. Verzierung auf der Gürtelplatte von Hegermühle, Kr. Oberbarnim. [Ausschnitt.] Im Kgl. Mus. f. Völkerkunde. 1/3.

## 5. Die Gräber der Bronzezeit.

Die Sitte der Leichenbestattung wurde aus der Steinzeit in die frühe Metallzeit mit hinübergenommen. Man begrub die Toten weiter in unterirdischen Steinkammern, über die man nun aber gern einen aus Steinen und Erde geschichteten Hügel wölbte. Gräber der ersten Bronzeperiode sind äußerst selten. Im südlichen Teile

der Mark machen sich um diese Zeit gewisse Einflüsse des Aunjetitzer Grabtypus[1]) mit seinen Hockerskeletten und eigenartigen Gefäßformen geltend. Die zweite Periode wird in den nördlichen Nachbarländern, z. B. in Mecklenburg, charakterisiert durch schöne Kegelgräber. In ihrem Innern bergen diese gut erhaltene Holzsärge aus Baumstämmen, in denen man Skelette in vollem Schmucke fand, mit Waffen und Wollkleidern angetan. In der Mark selbst hat man ein so herrliches Denkmal wie z. B. das Kegelgrab von Blengow[2]) in Mecklenburg aus dieser Zeit noch nicht gefunden. Doch nicht allzufern stehen ihm die herrlichen und wissenschaftlich hochbedeutsamen Funde aus den Kegelgräbern bei Weitgendorf, Kreis Ostprignitz, die der dritten Periode angehören. Alle Hügel bei Weitgendorf enthielten große Steinkistengräber, in denen die Skelette allerdings vergangen waren.

Während der dritten Bronzezeitperiode wurden die Leichen also auch noch bestattet. Während dieser Zeit macht sich aber ein gewaltiger Umschwung bemerkbar. Der in Einzelfällen schon während der jüngsten Steinzeit auftretende Leichenbrand kommt jetzt mehr und mehr in Aufnahme und setzt sich bei fast allen indogermanischen Völkern so vollkommen durch, daß während der vierten Periode ausschließlich Leichenbrandgräber angelegt wurden.

Dieser Umschwung im Grabritus hat sicher einen Umschwung in der Anschauung vom Leben nach dem Tode als Ursache gehabt. Man betrachtete die Erhaltung des Körpers nicht mehr als eine unbedingt nötige Grundbedingung für das Leben der Seele nach dem Tode. Im Gegenteil schrieb man dem Feuer reinigende, läuternde Kraft zu. Der Leichnam wurde auf einen Holzstoß gelegt, und nach dem Verbrennen auf der mit Steinen gepflasterten oder mit Lehmbestrich bedeckten Ustrina[3]) sammelte man die übrig gebliebenen Knochenreste in einem Ton- oder Bronzegefäß so, daß die Knochen der unteren Gliedmaßen unten lagen und die Schädelteile oben. Daß man trotzdem an ein Fortleben der Seele glaubte, bezeugen die oft zahlreichen Beigefäße, die gewiß ursprünglich mit Speise und Trank gefüllt waren, und vor allem die Geräte, die man dem Toten mit ins Grab gab. Das prächtigste Brandgrab der Mark und eines der schönsten überhaupt ist ja das Königsgrab von Seddin.

Der Leichenbrand hat dann mit wenigen Ausnahmen geherrscht, bis durch Einführung des Christentums die im Orient von früher her beibehaltene Sitte der Leichenbestattung wieder eingeführt wurde. Neben den Hügelgräbern kommen während der Bronzezeit auch schon Flachgräber vor.

## 6. Religion.

Über die religiösen Vorstellungen der bronzezeitlichen Bevölkerung sind wir naturgemäß bis jetzt wenig unterrichtet, und zwar nicht nur deswegen, weil ja alle schriftlichen

[1]) H. Hahne: Das vorgeschichtl. Europa. Monographien zur Weltgeschichte. Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig 1910, S. 48.

[2]) R. Beltz: Die vorgeschichtl. Altertümer des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin. Textband. S. 216, Abb. S. 217.

[3]) Käte Rieken, Mannus I, 1909.

Quellen fehlen, sondern auch, weil man der Frage nicht immer die Beachtung geschenkt hat, die sie verdient. In neuerer Zeit sucht man mit gutem Erfolge auch diesem überaus schwierigen Probleme weiter auf den Grund zu kommen.

Darüber ist man sich vollkommen einig, daß der Sonnendienst eine bedeutende Rolle spielte, wenn er nicht überhaupt im Mittelpunkte des religiösen Interesses stand. Das häufig auftretende Symbol der Sonne ist das Rad.[1]) Eine besondere Form dieses Sonnenrades ist das Hakenkreuz, das bei allen indogermanischen Völkern als Sonnensymbol gilt. Bei dieser Bedeutung des Rades ist es nur natürlich, wenn der Wagen (Abb. 217) im Sonnendienst eine hervorragende Stelle einnimmt. Bronze- und Tonwagen sind auch in der Mark gefunden worden. Die letzteren sind wegen ihrer Zerbrechlichkeit natürlich seltener.

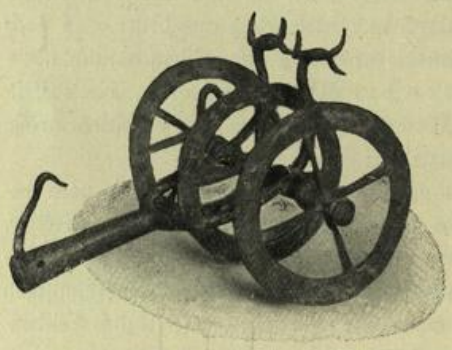


Abb. 217. Bronzewagen von Burg im Spreewalde.

Sonnenscheiben sind in Dänemark und Schweden zutage gefördert worden, und ein ganzer Sonnentempel von gewaltiger Ausdehnung stand im südlichen England.[2]) Noch heute pilgern die Landleute der Umgegend von Stonehenge am Tage der Sommersonnenwende zu den Ruinen jenes aus mächtigen Steinblöcken erbauten Heiligtums, wo der am Altar stehende Priester zwischen zwei Pfeilern hindurch genau über einem Steine auf der nach Osten gerichteten Straße die Sonne aufgehen sah. Astronomen haben berechnet, daß dieser Sonnentempel um das Jahr 1680 v. Chr. erbaut sein muß. Hätte man zu einer Zeit, als die Mark an Steindenkmälern der Vorzeit noch reicher war, auf derartige Dinge geachtet, so brauchten wir vielleicht nicht nach Belegen aus anderen Ländern zu suchen. Mit dem Sonnendienst und dem Lauf der Sonne werden auch die Trojaburgen in Verbindung gebracht, die ja heute noch bei den Spielen unserer Kinder beliebt sind.

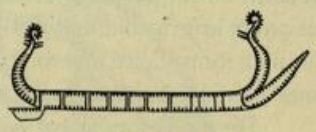


Abb. 218. Schiff mit Steuer und Sonnenbildern. Verzierung auf einem Bronzemesser von Warnow, Kr. Westprignitz. Märk. Mus. II. 22659. 2/3.

Als ein weiteres Symbol der Sonne galt das Schiff, das Boot, das nicht nur auf schwedischen Felsenzeichnungen, sondern auch auf einem märkischen Bronzemesser zu finden ist (Abb. 218). Als Attribut des Himmelsgottes wurde die Axt verehrt, zunächst wohl die Doppelaxt. Doch auch Prachtbeile, die für den Gebrauch vollkommen ungeeignet sind und oft noch den Tonkern im Innern haben, waren gottesdienstliche Geräte.

Dem niederen Aberglauben dienten als schützender Zauberschmuck sowohl An-

[1]) O. Montelius: Mannus I, S. 54 ff.

[2]) Vgl. dazu: Schuchhardt, Pastor usw. Zeitschr. f. Ethnol. 1911, S. 163 ff. — C. Schuchhardt: Prähist. Zeitschr. II, 1910, S. 292. — W. Pastor: Aus german. Vorzeit 1907, S. 54.

hänger in Radform als auch Steinchen mit eigentümlichen Zeichen, und die „Kinderklappern", Figuren oder hohle Geräte aus Ton mit Tonkugeln im Innern, mögen zuweilen auch benutzt worden sein, um böse Geister zu verscheuchen.

## E. Das vorgeschichtliche Dorf bei Buch in der Nähe von Berlin.

### I. Die Anlage des Dorfes und der Häuser.

Einer der größten und verhängnisvollsten Fehler, den die märkische Vorgeschichtsforschung bisher begangen hat, ist der, daß sie die Erkenntnis der Vorzeit fast ausschließlich aus Gräberfunden zu fördern bemüht war und die Wohnstätten ganz und gar vernachlässigte. Das Bild, das auf diese Weise von der Kultur der Vorzeit gewonnen wurde, war einseitig. Dem Toten legt man nicht jeden beliebigen Gegenstand des täglichen Gebrauchs ins Grab. Nur, was ihm besonders lieb war, gibt man ihm mit auf den dunklen Weg ins Jenseits, ein Andenken, das ihm einmal von freundlicher Hand geschenkt worden ist, ein Schmuckstück, eine Waffe. Die Kultur der Gräber ist in gewissem Sinne eine Paradekultur. Wir aber wollen auch die Kultur des täglichen Lebens kennen lernen. Gräber liefern in kürzerer Zeit beim Ausgraben schöne Altertümer, Gefäße, Bronzen usw. Daher sind sie von jeher das Ziel der Forscher, aber auch des wildesten Raubbaues gewesen. Wohnstätten auszugraben, ist schwieriger. Oberflächliche Arbeit oder Raubbau erreichen überhaupt nichts. Hier kann nur die schrittweise und systematisch fortschreitende Methode Ergebnisse erzielen. Wohnstätten erfordern unendlich viel Mühe und auch große Mittel. So sind die Wohnstätten vor Raubbau ohne besonderes Gesetz völlig gesichert. Hat man in Deutschland und ganz Nordeuropa selten Wohnstätten untersucht, so in der Mark bis vor kurzem noch nie. Die Beobachtungen Böttchers bei Zauchel und Niederjeser, Kr. Sorau,[1]) geben kein klares Bild. Bei weitem mehr läßt sich schon aus den Berichten des um die märkische Vorgeschichte so hochverdienten Professors H. Jentsch über die Ausgrabungen bei Buderose und auf dem „Heiligen Lande" zu Niemitsch entnehmen.[2]) Den ersten Grundriß eines Hauses fand C. Schuchardt im September 1909 auf der Römerschanze bei Potsdam,[3]) und im Jahre 1910 gelang es mir, auf städtischem Gelände bei Buch ein ganzes Dorf aus der jüngeren Bronzezeit[4]) aufzudecken.[5])

[1]) Niederl. Mitteilungen II, S. 275.

[2]) Gubener Prgr. 1889, S. 3 ff.

[3]) C. Schuchhardt: Prähistor. Zeitschr. I, S. 229 ff. und Tafel XXII.

[4]) A. Kiekebusch: Das vorgeschichtl. Wohnhaus bei Buch. Brandenburgia, Monatsbl. XVIII, 1910, S. 408. — Derf.: Die Ausgrabung eines bronzezeitl. Dorfes bei Buch. Prähist. Zeitschr. II, 1910, S. 371 ff.

[5]) Mittlerweile habe ich auch bei Paulshof, Kr. Niederbarnim, einen Grundriß aufgedeckt und bei Hasenfelde, Kr. Lebus, ein zweites Dorf festgestellt, dessen Häuser denselben Typus aufweisen, zum Teil aber einer späteren Zeit angehören. Bei Nackel in der Nähe von Friesack liegt ein ganzes Dorf unter 3—4 m hohen Sanddünen verschüttet. Pfarrer Wolfram machte mich in dankenswerter Weise auf einige Spuren aufmerksam, und ich habe bereits zwei Grundrisse freigelegt. Alle diese Untersuchungen wurden im Sommer 1911 mit Mitteln des Märkischen Museums ermöglicht.

Das vorgeschichtliche Dorf bei Buch liegt auf einer diluvialen Erhöhung, die ringsum von Niederungen, Wasserläufen und Brüchen eingeschlossen wird, nordwestlich vom heutigen Dorfe auf dem entgegengesetzten Ufer der Panke. Die ehemals besiedelte Fläche umfaßt etwa 160 000 qm oder 64 Morgen und nimmt einen großen Teil der Erhöhung ein, die, aus Sand und Kies bestehend, nur hier und da von Wasserlöchern durchsetzt ist. Immerhin blieb für Garten- und Ackerbau genügend Raum zur Verfügung. Der Platz eignete sich ausgezeichnet zur Besiedlung. Er lag völlig trocken, bot Schutz gegen Überfälle, und die Versorgung mit Wasser machte keine Schwierigkeiten. Das Dorf war während der ganzen jüngeren Bronzezeit, also Jahrhunderte hindurch bewohnt. Nach der Mitte zu haben mehrere Häuser nacheinander ungefähr auf demselben Platze gestanden, so daß sich in vielen Fällen nicht mehr unterscheiden läßt, zu welchem Hause die erhaltenen Überreste gehörten. Wie groß die Zahl der Häuser gewesen ist, die zu gleicher Zeit hier eine Dorfgemeinde bildeten, ist aus diesem Grunde nicht mehr genau zu ermitteln. Sicher ist aber, daß die Ansiedlung bei Buch unseren heutigen größeren Bauerndörfern an Größe nichts nachgab.

Die einzelnen Häuser lagen in der Regel nicht wie heute an einer Straße, sondern jeder baute sein Haus gerade so, wie es ihm gefiel oder wie er am besten Platz hatte. Die Giebelseiten der Häuser sind nach den verschiedensten Himmelsgegenden gerichtet. An der Peripherie, wo die Besiedlung weniger dicht gewesen ist, läßt sich erkennen, daß die einzelnen Häuser nicht dicht nebeneinander, sondern durch größere Zwischenräume voneinander getrennt standen.

Die Häuser waren sämtlich viereckig, aber nicht genau rechtwinklig gebaut. Die Wände wurden durch etwa 30 cm starke Holzpfosten gestützt. Diese Pfosten standen bis zu 1 m tief in der Erde, nicht selten auf einer Steinunterlage und wurden seitlich mit Steinen verkeilt, um ihnen besseren Halt zu geben. Über der Erde werden sie also ungefähr 2 m hoch gewesen sein. Die senkrecht stehenden Pfosten wurden durch wagerecht übereinandergelegte dicke Baumstämme verbunden, die man mit Ruten an den Pfosten festband. Die Fugen zwischen den nur abgeschälten und allenfalls noch roh behauenen Stämmen strich man mit Lehm aus. Dieser war nicht mit Stroh, sondern mit kleineren Steinen vermischt. An den Ecken des Hauses kreuzten sich die Baumstämme und ragten, ähnlich wie beim Blockbau, über den Kreuzungspunkt hinaus. Das Haus wurde durch eine Mittelwand in einen größeren und einen kleineren Raum geschieden. Im größeren lag stets der Herd, während der kleinere nicht selten nur den Charakter einer Vorhalle hatte. In einigen Fällen war die Hälfte des Vorraumes noch als besonderes Zimmer abgeteilt.

Der Herd bestand in den weitaus meisten Fällen aus vielen kleineren und größeren, sorgfältig gepackten Feldsteinen. Die Steine sind vom Feuer stark geschwärzt und durch anhaltende Einwirkung des Feuers teilweise so mürbe geworden, daß man sie zwischen den Fingern zerreiben kann. Neben dem Herde liegt häufig eine Grube, in welche die vom Herde abgeräumten Brandreste geworfen wurden. In unmittelbarster Nähe eines Herdes wurde ein sorgfältig behauener Stein gefunden, der augenscheinlich als Herdsitz gedient hat. Neben einem anderen Herde lag noch ein verkohlter Holzhaufen. In einigen Häusern waren große Tongefäße in den Boden eingelassen, um darin Vorräte auf-

zubewahren. In der Nachbarschaft eines großen Steinherdes fand sich eine Grube, die mit Eicheln gefüllt war. Die Eicheln waren enthülst, gespalten und geröstet; sie können also nur zur Nahrung gedient haben, was um so mehr anzunehmen ist, als sie mehrfach an Herdstellen angetroffen wurden. Auf den Herden lagen auch andere Reste der Mahlzeit, namentlich Tierknochen, und zwar neben den Knochen unserer heutigen Haustiere vor allem Reste von Hirsch und Reh, aber auch von zahlreichen Vögeln. Die Abfälle der Küche und des ganzen Haushalts sind sorgfältig vergraben; sie scheinen also für den Ackerbau noch nicht nutzbar gemacht worden zu sein. Das Haus wurde rings von einem Zaun umschlossen.

Die Häuser waren, wie wir gesehen haben, schon fest gebaut. Sie boten Schutz gegen die Unbilden der Witterung, auch gegen die stärksten Stürme. Erwärmt wurde das Haus durch das Herdfeuer. Bei dem offenen Herde durfte der Bodenraum von dem Wohnraum nicht durch eine Decke getrennt werden, sonst hätte der Rauch nicht genügend Abzug gefunden. Die Giebel ragten höher empor als die Seitenwände. Das Dach war also kein Walmdach. Die Tür konnte ich in mehreren Fällen an der Giebelseite beobachten. Sie führte in den Vorraum, und aus diesem gelangte man durch eine zweite Tür in den Herdraum. Das Licht empfingen beide jedenfalls durch die offen stehenden Türen und von oben. Der Fußboden ist weder mit Holz noch mit Steinen oder Lehm bedeckt. — Sehr häufig waren an einer oder an mehreren Seiten des Hauses noch schmale Räume vorhanden, die wahrscheinlich zur Aufbewahrung von Holzvorräten, Brettern, Leitern, Stangen u. dgl. dienten. Die Begleitpfosten, welche die Wände dieser Gänge stützten, zeigten sich zumeist schwächer als die Hauptpfosten des Hauses.

Im Innern eines Hauses konnten auch die Stützen für eine an der Wand entlang laufende Ruhebank nachgewiesen werden. Nicht selten befindet sich im Hause ein Mittelpfosten zur Stütze des Daches. Die Größe der Häuser schwankt zwischen 15 und 70 qm. Neben einer großen Halle, die selber einen Steinherd im Hauptraume hatte, lag eine kleine Hütte mit zwei Steinherden, die den größten Teil des ganzen Raumes einnahmen. Es muß also eine Art Küchenhaus gewesen sein. Unmittelbar an diese erste Hütte schlossen sich noch sieben andere Häuschen von derselben Größe, deren jedes aber nur einen Herd besaß. Alle Hütten müssen gleichzeitig auf dem Platze gestanden haben; denn die Wände der einen stehen in gleichem Abstande von den Wänden der anderen. Da wäre es wohl einfacher gewesen, allen Hütten eine gemeinsame Vorder- und Hinterwand zu geben und die einzelnen Räume nur durch eine Wand zu trennen. Das widersprach aber augenscheinlich dem Prinzip der damaligen Bauweise. Auch auf griechischem Boden und im alten Troja bestehen größere Paläste und Bibliotheken aus zahlreichen aneinandergebauten kleineren Einzelhäusern, so daß nicht selten der eine Raum vom anderen durch zwei Wände getrennt ist und selbst die Hauptwände das Gebäude nicht immer in geraden Linien durchschneiden. Die Ähnlichkeit des bronzezeitlichen Hauses bei Buch mit dem altgriechischen Hause, dem Megaron, das ja auch aus Vorhalle und Hauptraum besteht, ist überhaupt eines der interessantesten Ergebnisse der Ausgrabungen bei Buch. Die zahlreichen Grundrisse bei Buch (bis jetzt 97) haben bestätigt, was sich nach der Aufdeckung des Hauses auf der Römerschanze vermuten ließ und was Hennig[1]) aus der Ähnlichkeit

[1]) Rud. Hennig: Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung. 1882.

des Grundrisses altnordischer Bauernhäuser mit dem des griechischen Megaron hypothetisch erschlossen hatte.

In einem Stück aber unterscheiden sich die Häuser von Buch von den griechischen wesentlich. Im Norden konnte man damals noch nicht den rechten Winkel konstruieren, während das in Griechenland schon möglich war. Die nordischen Häuser sind also ihrer Form nach bei weitem ursprünglicher. Sollte sich das griechische aus dem nordischen Hause entwickelt haben, so würde uns diese Tatsache bezüglich der Herkunft aller Indogermanen Ausblicke von äußerster Tragweite eröffnen. — Viehställe waren bei Buch bisher nicht zu finden. Dagegen befand sich etwa in der Mitte der Ansiedlung ein Platz, auf dem nie ein Haus gestanden haben kann; nur Spuren eines schuppenartigen Gebäudes waren vorhanden. In der Umgebung desselben lag eine ganze Reihe von Herdstellen, die große Mengen von Tierknochen aufwiesen. Jedenfalls hatte der freie Platz für Viehhaltung und Viehverwertung große Bedeutung.

Die ganze Ansiedlung bei Buch ist noch vor dem Beginn der Eisenzeit verlassen worden. Vielleicht haben die damaligen Bewohner das Dorf auf das jenseitige Pankeufer verlegt; vielleicht auch bricht die Besiedlung um diese Zeit jäh ab, um erst wieder in späterer Zeit an anderer Stelle einzusetzen. Spuren der früheisenzeitlichen Ansiedlung haben sich bis heute bei Buch noch nicht gefunden. Bei der Bedeutung, welche diese Frage für die Beurteilung der Stammeszugehörigkeit der Bewohner von Buch hat, ist weitere Nachforschung in der Umgegend von Buch von größter Wichtigkeit.

Jahrhunderte hindurch hat man von der ältesten Besiedlung bei Buch nichts gewußt. Die verlassenen Hütten waren wohl verbrannt oder nach und nach verfallen, und die Vegetation nahm von dem Platze Besitz. Durch Pflanzenwuchs und Ackerbau wurde der oberste Teil der Kulturschicht in Humus und Ackerkrume verwandelt. Die Humusschicht verlor im Laufe der Zeit ihre schwarze Färbung, und die Kulturreste, die sie enthielt, wurden durch die Bebauung des Landes in unzählige Stücke zerteilt, so daß sie heute nur noch dem scharf prüfenden Auge bemerkbar sind. Wenn der Pflug einmal etwas tiefer griff, so riß er wohl einen Teil der schwarzen Kulturschicht mit nach oben, und in Buch erklärt man sich diese Reste als Spuren eines „Napoleonischen Lagers" oder von „Manöverfeuern".

Trägt man die Humusschicht in einer Stärke von 25—30 cm ab, so stößt man auf die ebenso dicke alte Kulturschicht, die aus schwarzer Erde besteht und durch Häuserbrand und dem Abraum der Herdstellen entstanden ist und Massen von Tierknochen, Holzkohle, Gefäßresten und allerlei Werkzeugen enthält. Wird auch die Kulturschicht abgehoben, so kommt man auf den hellgelben Sand, den gewachsenen Boden. Von ihm heben sich aber die einstigen Pfostenlöcher, die Herd- und Abfallgruben mit ihrer schwarzen Füllung deutlich vom Boden ab. Auch Reste der Pfosten sind übrig geblieben. Der größte Teil ist natürlich vergangen; aber durch die beim Eingraben des Pfostens in das Pfostenloch mit eingefüllte Erde hat sich der vor dem Einsetzen angekohlte Pfosten lange erhalten und ist in manchen besonders günstigen Fällen noch heute vorhanden. Steinherde finden sich in großer Fülle vor. Wo der Brand heftig gewütet hat, wurde der Lehmbewurf ziegelartig hart gebrannt; während der Lehm sonst aufgeweicht ist, haben sich die gebrannten Brocken erhalten, lassen uns durch ihre Lagerung im Verein mit den Pfostenreihen und

den Balkenspuren die Richtung der Wände erkennen und verraten uns durch ihre Eindrücke auch, wie die Wand gebaut war.

Gefäßreste und Werkzeuge sind in so großer Zahl gefunden worden, daß sie allein uns beinahe ein Bild der Kultur geben könnten.

In ganz erstaunlicher Weise erinnert die Kultur der Bewohner von Buch in ihrer Reichhaltigkeit an die Kultur der vielfach gleichzeitigen Pfahlbauten der Schweiz. Daß wir davon überrascht sind, liegt eben in erster Linie daran, daß wir bisher die Kultur der Bronzezeit fast ausschließlich aus Gräbern kannten. Manches Gerät, das man bis dahin nur den scheinbar höher kultivierten Pfahlbauern zuschrieb, wird nach und nach in den Wohnstätten unserer Gegend auftauchen.

Das keramische Material der Ansiedlung von Buch steht durch die Geschicklichkeit in der Bearbeitung des Tones sowohl wie durch den Reichtum der Formen und Verzierungen den Tongefäßen aus den Gräbern vom Lausitzer Typus nahe. Große Vorratsgefäße bis zu einer Höhe von ½ m und kleine Fläschchen und Näpfchen, die nur wenige Zentimeter hoch sind, Bruchstücke aller Formen vom rohesten Topfe bis zum sorgfältig gearbeiteten Buckelgefäß, Deckel in jeder möglichen Ornamentierung umgrenzen den ganzen reichen Formenkreis der Tonware.

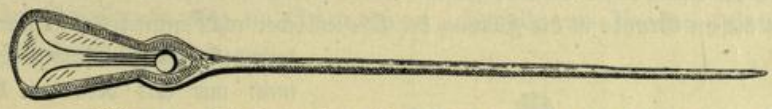


Abb. 219. Nadel von einer Bronzefibel. Buch. Märk. Mus.

Steinbeile und Steinhämmer wurden in Buch nicht selten verwendet, aber noch bei weitem häufiger sind Knochengeräte. Hirschhornhacken dienten zur Beackerung des Bodens, Pfrieme aus Knochen bei Bearbeitung der Felle und zur Herstellung der Kleidung; spatelförmige Spitzen fanden wahrscheinlich auch Verwendung bei der Verzierung der Tongefäße. Knochenperlen reihte man zu einer Halskette aneinander. Griffe der Handwerksgeräte und Paradestäbe sind ebenfalls aus Knochen hergestellt. Aus Knochen ist auch eine Backenstange vom Pferdegebiß geschnitten, die dreimal durchbohrt ist, einmal in der Mitte von rechts nach links zur Befestigung des durch das Maul gezogenen Gebisses, und zweimal, oben und unten, von vorn nach hinten zum Durchziehen der Zügelenden.

Bronze ist verhältnismäßig seltener angetroffen worden. Das ja auch heute noch kostbare Metall wurde sorgfältig verwahrt. Die Bruchstücke zerbrochener Geräte hat man sicher zu neuen Werkzeugen oder Schmuckstücken umgeschmolzen. Dennoch ging hin und wieder ein wertvolles Stück verloren, und neben kleineren und größeren formlosen Bronzeresten wurde ein etwa 40 cm langer kantiger Bronzedraht, eine Bronzepunze, die zum Einschlagen der Ornamente auf Bronzegeräten diente, mehrere gut erhaltene und mehrere zerbrochene Nadeln, aber auch ein vollständig erhaltenes Bronzemesser mit aufwärts gebogener Spitze und die lange, durchbohrte und auf dem sehr breiten Ende verzierte Nadel von einer großen Bronzefibel gefunden (Abb. 219).

Messer und Nadel sind allein schon kleine Kunstwerke. Daß man aber versuchte,

auch aus Ton kunstvolle Gebilde herzustellen, dafür zeugen zwei Geräte, die wir jedenfalls als Lampen ansprechen müssen und denen man die Gestalt eines Vogels und eines vierfüßigen Tieres mit langem Halse, also vielleicht eines Salamanders, gegeben hat. Am merkwürdigsten sind fingerlange Tonfiguren, die wohl Hundeköpfe darstellen sollen.

So bietet uns die Wohnstätte bei Buch nach allen Seiten hin Einblicke in das Leben und Treiben der Bevölkerung während der Bronzezeit. Eine allgemeine Beachtung und Durchforschung der vorgeschichtlichen Wohnplätze wird immer neues Licht bringen. Neben jedem Gräberfelde muß eine Dorfanlage zu finden sein.

## 2. Der Grundriß eines Hauses.

### Grundriß 90.

Der Grundriß (Abb. 220) hat eine Größe von etwa 30 qm. Er weist — wie die meisten anderen — zwei Räume auf, den Hauptraum und die Vorhalle. Letztere ist ungefähr 1½ m breit und liegt in diesem Falle nach Nordwesten. Die Pfostenlöcher der vier Außenwände waren alle genau zu erkennen, da sich die eingefüllte Erde deutlich abhob. An der Stelle dieses Grundrisses hat weder früher noch später je ein Haus gestanden; aus diesem Grunde ist die Füllung der Pfostenlöcher nicht immer tief schwarz, sondern vielmehr grau und besteht also meist nur aus dem mit Humus vermischten Sande. Da in unmittelbarer Nähe sich jedoch andere Wohnstätten befanden, so befremdet es nicht, daß einige der Pfostenlöcher dunkler gefärbt sind.

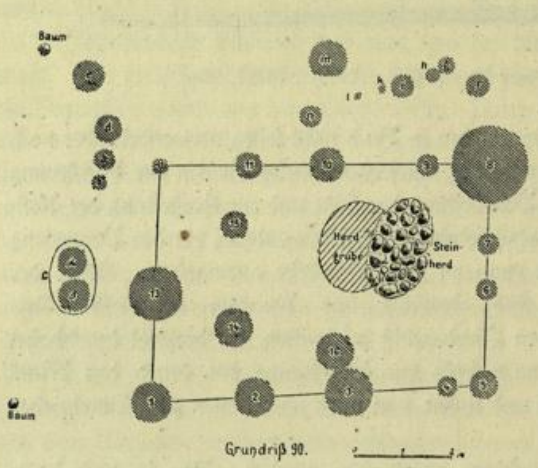



Abb. 220. Buch, Kr. Niederbarnim.

Im hinteren Teile des Hauptraumes lag der Herd. Er war nur noch zur Hälfte vorhanden. Die Steine der vorderen Hälfte sind jedenfalls beim Abheben der Humusschicht oder vielleicht gar schon früher durch den Pflug weggerissen worden. Die hintere Hälfte dagegen ist ausgezeichnet erhalten. Die etwa kopfgroßen Steine waren vielfach ganz mürbe und im Feuer auseinandergeplatzt; andere zeigten noch scharfe Kanten, die durch sorgfältiges Behauen entstanden sind. Die Herdgrube, in der die Steine lagen, war noch 0,7 m tief und enthielt in ihrem unteren Teile graue Erde. Unmittelbar unter den Steinen fanden sich zusammenhängende Holzreste, mit deutlich erkennbarer Maserung.

Die Grube und das Holz ließ sich nur unter den noch vorhandenen Steinen, nicht unter dem vorderen Teile des Herdes beobachten. Hier können die Steine nur auf dem flachen Boden gelegen haben; doch konnte man die einstige Grenze noch an dem schwarzen

Rande erkennen, der den Herd von der davor befindlichen Herdgrube trennte, die eine Tiefe von 30—40 cm aufwies und in die man wohl den abgeräumten Herdbrand geschüttet hatte.

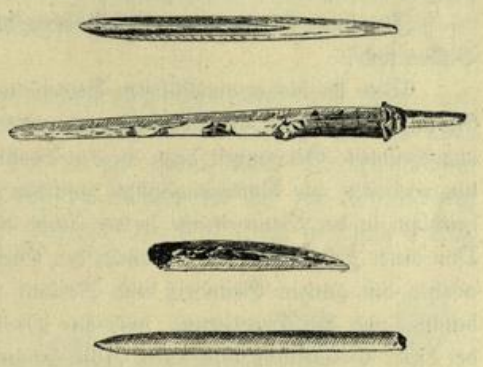


Abb. 221. Knochenspitzen von Buch.

Am Pfosten 12 lag außerhalb des Hauses eine Abfallgrube, die reich war an interessanten Funden. Neben zahlreichen (97) Gefäßresten und Tierknochen (17) wurden auch zwei Knochenspitzen gefunden. Die eine ist 8,7 cm lang und hat eine fast an der ganzen Länge hinlaufende Rille. Welchen Zweck diese Rille hat, zeigt die zweite Knochenspitze. Sie war zum größten Teile in einen Holzgriff gefaßt, von dem noch deutliche Reste vorhanden sind. Am unteren Teile erhielt der Holzgriff einen Abschluß durch eine Harzmasse, die den Fingern guten Halt gab und durch den häufigen Gebrauch ganz breit gedrückt worden ist. Außer diesen beiden Knochenspitzen fand sich in der Abfallgrube noch ein Pfriemen, ebenfalls aus Knochen gefertigt, mit deutlichen Abnutzungsspuren vor.

### 3. Balkenspuren.

Beim Grundriß 90 konnten wir die Richtung der das Haus einschließenden Wände durch Pfostenreihen feststellen. Weiter war von der Wand nichts übrig geblieben. Auch noch auf ganz andere Weise ist es mir in mehreren Fällen gelungen, die Umrisse des ehemaligen Hauses nachzuweisen. Schon beim Grundriß 88 zeigten sich zwischen einzelnen Pfostenlöchern dunkle Streifen, die genau in der Richtung der Wand lagen, also als letzte Spuren der verbrannten oder nur vergangenen Rundhölzer betrachtet werden mußten. Daß diese Deutung richtig war, erwies unter anderem ein in derselben Richtung liegendes, 12 cm langes Stück von einem Rundholze, das noch erhalten war und an dem noch ein Lehmbrocken saß, der denselben Abdruck aufwies wie alle übrigen. Beim Grundriß 87, der zwar schon eher gefunden, aber in seinem ganzen Umfange später aufgedeckt wurde als Grundriß 88, war bereits eine ganze Wand von einem Eckpfosten zum anderen als langer dunkler Streifen vorhanden, und zwei Querschnitte durch diesen Streifen bewiesen, daß die Balken, von denen diese Spuren herrührten, rund gewesen sein mußten. Noch deutlicher waren die Umrisse des Grundrisses 89 zu sehen. Hier hoben sich fast alle Wände als dunkle Streifen vom gewachsenen Boden ab und machten beinahe den Eindruck einer dunklen Zeichnung auf hellem Grunde. Die Linien, welche die Richtung der Wände bezeichneten, waren außerdem noch genau zu erkennen an der Lagerung der Lehmbrocken. Sämtliche dunkle Streifen waren mit Lehmstückchen völlig durchsetzt. Ganz hervorragende Dienste leisteten mir die dunklen Streifen beim Grundriß 94.

Zwar waren nicht alle Wände ihrer ganzen Länge nach an den Streifen zu erkennen. Um so wichtiger waren dagegen einzelne Beobachtungen, die an den Kreuzungspunkten der dunklen Streifen gemacht werden konnten.

Ist es nun überhaupt unbedingt sicher, daß die dunklen Streifen Spuren vergangener Balken sind?

Wem die bisher angeführten Beweise noch nicht genügen sollten, der mag an alten Gebäuden beobachten, wie Holzbalken vermodern. Ich hatte im Juni dieses Jahres (1911) ausgezeichnete Gelegenheit dazu an der Berliner Festungsmauer, die bei den Ausschachtungsarbeiten zur Untergrundbahn zwischen dem Amtsgericht und dem neuen Werthheimbau in der Grunerstraße in der Nähe des Alexanderplatzes in Berlin zutage trat. Von dieser Festungsmauer, die durch den Großen Kurfürsten gebaut wurde, kannten wir vorher den ganzen Grundriß und Verlauf, die Baumeister, sämtliche Daten der Erbauung und der Erneuerung; nur das Profil der Mauer war unbekannt und konnte bei dieser Gelegenheit zum ersten Male genau beobachtet werden. Als Unterlage hatte man für die 4 m breite, aus Kalksteinen erbaute Mauer mächtige Kiefernbalken rostartig auf den gewachsenen Boden gelegt und diesen Rost durch dicke Pfähle vor Verschiebung gesichert. Als später die Festung an Wert eingebüßt hatte, ließ man den davorliegenden Graben versumpfen, und im 18., vielleicht sogar erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts errichtete man in der heutigen Grunerstraße ein Gebäude, das zum Teil noch im alten Festungsgraben steht. Die Fundamente dieses Gebäudes grub man nicht bis auf den gewachsenen Boden aus, wo das Haus seinen natürlichen und besten Untergrund gefunden hätte, sondern man sicherte den Unterbau im versumpften Graben durch Balken und Bohlen. Diese Balken und Bohlen sind heute noch so gut erhalten, daß man sie sehr wohl für ein neues Gebäude verwenden könnte. Die ein oder anderthalb Jahrhunderte älteren Balken, Bohlen und Pfosten der Festungsmauer selber sind dagegen in einigen Fällen schon stark angegriffen, teils sogar bereits bis zum Kern hin morsch und mürbe geworden.

Diejenigen Pfähle, welche im Innern die Stadtmauer begleiteten und mit ihren Bohlen der Böschung Halt geben mußten, standen in reinem Sande, also ähnlich wie die Pfosten und Balken in Buch. Holz, das nicht im Sumpf oder im Wasser steht, wird eher von Fäulnis befallen, und so sind auch die Pfähle an der Innenseite der Stadtmauer am stärksten zersetzt.

Die Rinde und die äußeren Teile dieser Pfähle sind kohlschwarz, ohne daß man darum unbedingt annehmen müßte, sie wären vor dem Einsetzen ins Feuer gehalten worden. Vielfach wird das der Fall gewesen sein. Die mit Rinde bedeckten Teile können aber wenig oder gar nicht dem Feuer ausgesetzt gewesen sein, sonst wäre die Rinde selber leicht völlig verbrannt. Die tiefer unter der Rinde liegenden Teile hatten sich teilweise grünlichgelb gefärbt, und an manchen Stellen war sogar der mit dem Pfahl in Berührung gekommene Sand von derselben Farbe. Denkt man sich den Verwesungsprozeß noch weiter fortgeschritten, so kommt man auf die bei Buch beobachteten Tatsachen. Es ist klar, daß so schwere Balken und Pfosten nicht spurlos verschwinden können. Von oben her fällt in die durch Verwesung der Rundhölzer entstandenen Höhlungen der Boden, der unmittelbar über den Balkenresten lag. Das ist in Buch aber in den meisten Fällen schwarze Kulturerde. Wenn die Balkenspuren in Buch nicht an allen Grundrissen

beobachtet werden konnten, so hat das darin seinen Grund, daß die untersten Rundhölzer meist in der Kulturschicht selber ruhten. Durch dunklere Färbung aber können sie sich nur abheben, wenn sie tiefer in den gewachsenen Boden hinein eingeschnitten waren. Der Querschnitt der dunklen Streifen zeigt auch beim Grundriß 94 nach unten eine Rundung.

Der auf Abb. 222 dargestellte Grundriß 94 bildet wie fast regelmäßig ein Viereck mit schiefen Winkeln. Die hintere Giebelwand ist 4,80 m lang, die vordere dagegen 4 m. Das Haus hat in der Form seines Grundrisses eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Hause, das Professor Schuchhardt auf der Römerschanze fand. Die Längswände sind 5,45 m lang. An der Ostecke ist genau zu sehen, wie die übereinandergelegten Rundhölzer sich kreuzten und bei diesem Hause um ½ bis ¾ m über die Kreuzungspunkte hinausragten. Was hier an einem Grundriß beobachtet werden konnte, das war schon an anderer Stelle des Ausgrabungsfeldes an zwei sich kreuzenden Hölzern zu sehen, die ebenfalls die Ecke eines Hauses bildeten, was aus dem noch vorhandenen Steinherde geschlossen werden konnte. In diesem Falle waren die sich kreuzenden Holzreste selber noch vorhanden.

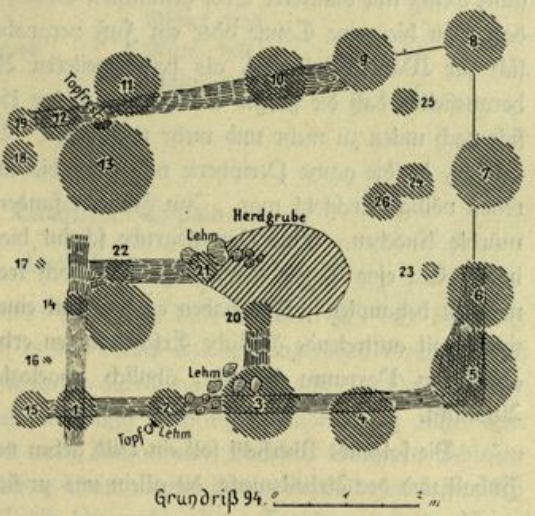



Abb. 222. Buch, Kr. Niederbarnim.

Im Hauptraume des Hauses 94 lag wieder der Herd. Er hatte einen Durchmesser von 1,50 m. Es wurden nur noch wenige Steine gefunden. Unter den Steinen war wieder eine mit Brandschutt, Holzresten, Gefäßbruchstücken angefüllte Grube zu beobachten. Unten lag ein Hirschhorngerät, das vielleicht sogar als Pflug benutzt werden sollte, aber noch nicht fertiggestellt war.

Der Vorraum war bei diesem Grundriß nochmals geteilt. Die Balkenspuren zeigen deutlich, daß in der Ostecke eine kleine, viereckige, geschlossene Kammer vorhanden gewesen sein muß. Wahrscheinlich lief an der Vorderseite des Hauses noch eine auf Säulen ruhende Laube entlang. Die Kreuzung der Rundhölzer an den Ecken gibt uns nun endlich auch eine ausreichende Erklärung für die durch kleinere Begleitpfosten abgegrenzten Seitengänge des Hauses. Bei der ganzen Anlage der Wände ergaben sich diese Gänge an einer Seite oder an mehreren Wänden von selbst. Die Endpunkte der überragenden Rundhölzer brauchten nur durch eine schwächere Wand miteinander verbunden werden, dann hatte man Nebenräume, die zur Unterbringung von Holzvorräten oder dergleichen sich vorzüglich eigneten und zugleich der Außenwand Schutz boten gegen

die Einwirkung der Witterung. Für uns sind diese Beobachtungen besonders wertvoll, weil wir wieder einen Schluß ziehen dürfen oder vielmehr ziehen müssen auf die Anlage des Daches. Es versteht sich von selber, daß diese Seitengänge noch unter dem Dache lagen, daß das Dach also mindestens ½ bis ¾ m, in einigen Fällen sogar bis zu 1 m über die Hauptwand hinausragte.

Nahe der Südecke des Hauses machte sich im Vorraum nach dem Abheben der Kulturschicht ein Kreis bemerkbar, dessen Peripherie sich als 10 cm breiter Streifen vom gewachsenen Boden abhob. Daß wir es hier nicht mit einer gewöhnlichen Grube zu tun hatten, bewies die Tatsache, daß der Raum innerhalb der Peripherie nicht mit schwarzer, auch nicht einmal mit grauer Erde ausgefüllt war, sondern hellen, nur ganz wenig mit dunklerer Erde gemischten Boden zeigte. Mein erster Gedanke war der, daß man hier eine Tonne oder ein Faß vergraben hatte. Die Vermutung verdichtete sich zur Wahrscheinlichkeit, als beim weiteren Ausgraben des ganzen Umfanges sich herausstellte, daß die größte Breite etwa in der Höhe des Planums lag und die Wände sich nach unten zu mehr und mehr verjüngten. Besonders bestärkt wurde ich in meiner Ansicht, da die ganze Peripherie von oben bis unten mit kleineren und größeren Holzresten völlig durchsetzt war. Im Innern fanden sich neben einzelnen Gefäßresten zermürbte Knochen. Eine Vorratsgrube scheint hier auf jeden Fall vorzuliegen. Ob es in der Tat eine Tonne war, wage ich jedoch trotz aller dahin leitenden Gesichtspunkte nicht zu behaupten. Wir haben es hier mit einer Beobachtung zu tun, die erst durch wiederholt auftretende ähnliche Erscheinungen erhärtet werden muß. Auch die in dem abgeteilten Vorraum liegende, ähnlich angelegte Grube gab noch keine endgültige Auskunft.

Die folgende Übersicht soll ein Bild geben von der Anlage der Pfostenlöcher, ihrem Inhalt und der Arbeitsweise, die allein uns zu sicheren Ergebnissen führen kann.

| Pfostenloch | Durchmesser | Tiefe unter der Oberfläche | Inhalt | Kultureinschlüsse |
|---|---|---|---|---|
| 1. (Eckpfosten) | 0,55 m | 0,80 m | schwarz | — |
| 2. | 0,50 „ | 1,05 „ | „ | — |
| 3. | 1,00 „ | 1,30 „ | „ | Lehmbrocken |
| 4. | 0,90 „ | 1,05 „ | grauschwarz | 6 Scherben, 1 Knochen (bis 0,20 m tief unterm Planum |
| 5. (Eckpfosten) | 1,20 „ | 1,05 „ | schwarz | — |
| 6. | 0,90 „ | 0,90 „ | „ | — |
| 7. | 0,95 „ | | | |
| 8. (Eckpfosten) | 0,90 „ | 0,95 „ | grau | — |
| 9. | 0,80 „ | 1,05 „ | schwarz | 1 Scherben |
| 10. | 0,90 „ | 1,00 „ | „ | 1 „ |
| 11. | 1,05 „ | 1,20 „ | Oben: schwarz<br>Mitte: hell<br>Unten: grau | 8 Scherben (bis 0,20 m tief unterm Planum) |

| Pfostenloch | Durchmesser | Tiefe unter der Oberfläche | Inhalt | Kultureinschlüsse |
|---|---|---|---|---|
| 12. (Eckpfosten) | 0,60 m | 0,95 m | grünlichgelb | — |
| 13. | 1,30 „ | 1,05 „ | schwarz | — |
| 14. | 0,25 „ | 0,80 „ | „ | — |
| 15. | 0,50 „ | 0,85 „ | „ | — |
| 16. | 0,20 „ | 0,80 „ | grauschwarz | — |
| 17. | 0,25 „ | 0,85 „ | schwarz | — |
| 18. | 0,50 „ | 1,00 „ | grauschwarz | — |
| 19. | 0,45 „ | 0,90 „ | „ | — |
| 20. | 0,35 „ | 0,80 „ | schwarz | — |
| 21. | 0,40 „ | 0,80 „ | „ | — |
| 22. | 0,35 „ | 0,90 „ | Oben: grau<br>Mitte: hell<br>Unten: grau | —<br>—<br>— |

## F. Der Lausitzer Typus.

### I. Charakter.

Der Name „Lausitzer Typus" rührt von Rud. Virchow her. Er bezeichnet einen Kulturkreis, der zuerst namentlich in der Lausitz aus umfangreichen Gräberfeldern ans Tageslicht gefördert wurde. Bald stellte sich allerdings heraus, daß das Verbreitungsgebiet dieses Kulturkreises sich nicht auf die Lausitz beschränkte, sondern daß außer dem östlichen und südlichen Teile der Mark auch Anhalt und Sachsen, Böhmen, Schlesien und Posen zahlreiche Fundstätten derselben Kultur aufweisen. Beziehungen lassen sich bis nach Ungarn, ja sogar bis nach Troja hin nachweisen. Trotzdem hat der Name „Lausitzer Typus" von seinem Ansehen kaum etwas eingebüßt. Auch heute weiß jeder, was mit diesem Ausdruck gemeint ist, und eine andere Bezeichnung hat sich noch nicht durchgesetzt. Der von Virchow eingeführte Name hat auch seine großen Vorzüge. Umfaßt er das Gebiet des Kulturkreises nicht in vollem Umfange, so bezeichnet er doch ungefähr das Zentrum und zugleich ein Hauptfundgebiet. Außerdem umgeht er alle Schwierigkeiten bezüglich der sich an ihn knüpfenden ethnologischen und chronologischen Fragen.

Dem „Lausitzer Typus" gehören beinahe zahllose, oft viele Morgen große Urnenfelder an. Häufig hat man auch die mit Steinen gepflasterte oder aus festgestampftem Lehm hergestellte Leichenverbrennungsstätte gefunden. Die mit den Leichenbrandresten gefüllten Urnen stehen entweder in Hügeln oder in Flachgräbern mit und ohne Steinpackung. An Beigefäßen sind diese Gräber oft sehr reich, an Metallbeigaben dagegen zumeist arm.

Die Keramik der „Lausitzer Kultur" ist uns nicht nur aus Gräbern, sondern auch aus Burgwällen bekannt. Die Träger der Lausitzer Kultur sind also zugleich auch

die Erbauer einer ganzen Reihe von älteren märkischen Befestigungen, die später übrigens sehr häufig von Wenden wieder besetzt und verteidigt wurden. Zu diesen Burgwällen mit einer älteren und einer jüngeren Schicht gehören z. B. der Schloßberg bei Burg im Spreewalde und die Römerschanze bei Potsdam. Die Tongefäße sind ausschließlich mit der Hand, also ohne Anwendung der Töpferscheibe geformt. Der Ton ist mit Steinchen vermischt. Die geradezu staunenswerte Mannigfaltigkeit der Formen und Verzierungen zeugt von Vielseitigkeit und Geschicklichkeit der Verfertiger und zugleich von einer Freude an diesem Formenreichtum, die zuweilen einen Hang zu Spielereien verrät und zu allerlei Seltsamkeiten ausartet. Beziehungen der Lausitzer Kultur zur gleichzeitigen Hallstattkultur sind ganz unverkennbar sowohl in den Formen als auch in den Ornamenten.[1])

Schwierig war die Frage nach der chronologischen Stellung der Lausitzer Kultur. Daß diese Frage in allen Einzelheiten auch heute noch nicht gelöst ist, liegt an der mangelhaften Ausbeutung der meisten Gräberfelder, die leider in den weitaus häufigsten Fällen jede Gründlichkeit vermissen läßt und den einfachsten Anforderungen wissenschaftlicher Untersuchung nicht genügen kann. Meist kam es nur darauf an, unter möglichst geringem Aufwande von Kraft und Zeit recht viele schöne Gefäße auszugraben. Gegenüber der fast unübersehbaren Fülle des Materials ist die geringe Zahl der sachgemäß und systematisch untersuchten Gräberfelder geradezu beschämend. Wo in Zukunft Kräfte und Mittel fehlen, Grab für Grab wissenschaftlich ausgraben zu können, da lasse man die Altertümer lieber im Boden, solange sie nicht in Gefahr stehen, vom Ackerbau oder der Forstwirtschaft ganz zerstört zu werden.[2])



Abb. 225. Etagengefäß mit Buckeln. Spremberg. Märk. Mus. II. 7504. 1/3.

Trotz des mangelhaft zutage geförderten Materials hat es H. Jentsch in Guben schon im Jahre 1892 mit gutem Erfolge[3]) unternommen, wenigstens die relative Chronologie der Lausitzer Typen festzulegen, und seine Einteilung ist im wesentlichen auch heute noch richtig. Jentsch unterscheidet drei Perioden. Der ältesten gehören die Buckelgefäße (Taf. VII, 1—4) an, die mit ihrem Ornament jedenfalls die Darstellung der Frauenbrust bezwecken. Die übrigen Gefäße der ältesten Zeit zeichnen sich durch scharfe, fast eckige Profile aus; die der zweiten Periode, aus der „Blütezeit" der Lausitzer Kultur, zeigen mehr abgerundete, weichere Formen, und während der letzten Zeit treten besonders häufig Doppel-, Zwillings- und Drillingsgefäße auf neben meist ganz verwaschenen Formen der übrigen Tongefäße (Taf. VII, 5—24). Für die Bestimmung der absoluten Chronologie mußten sowohl die Formen gewisser Gefäße wie auch die Metallbeigaben maßgebend sein. Aus allen Beobachtungen ging hervor, daß der Lausitzer Typus dem jüngeren Teile der Bronzezeit und der ältesten Eisenzeit zugerechnet werden müsse. Prof.

[1]) Bemalte Gefäße sind in der Mark selten. Vgl. Brandenburgia, Monatsbl. V, 456. Gr. Czetteritz bei Landsberg a. W.

[2]) Vgl. Schumann-Mieck: Das Gräberfeld von Oderberg-Bralitz.

[3]) Niederlaus. Mitt. II, S. 1 ff. und Tafel I.

Kossinna wies darauf hin, daß die älteren Buckelgefäße der dritten Periode nach Montelius angehören. Nach ihm reichen die jüngsten Formen bis zum Beginn der La-Tène-Zeit, also etwa bis 500 vor Christi Geburt, hinab. Kossinna sieht in den Trägern der Lausitzer Kultur eine von Ungarn her zurückflutende Bevölkerung, deren Nordgrenze in der ältesten Zeit mit der Nordgrenze der Buckelgefäße zusammenfällt.[1])

Wegen des vielfachen Gegensatzes zwischen der Lausitzer und der nordischen Kultur, die um diese Zeit auch den nördlichen, von Germanen bewohnten Teil der Mark beherrscht, hält Kossinna die Lausitzer Kultur für nichtgermanisch und schreibt sie in Übereinstimmung mit Prof. Götze[2]) wegen der Beziehungen über Ungarn bis nach Kleinasien hin thrakischen Stämmen zu.

Diese Ansicht hat wenig Beifall gefunden, ist aber auch noch nicht mit entscheidenden Gründen widerlegt worden. H. Voß, der sich in einem umfangreichen Aufsatze über die keramischen Stilarten der Mark Brandenburg[3]) mit dem Lausitzer Typus beschäftigte, ist auf Kossinnas Arbeit überhaupt nicht eingegangen. Er unterscheidet von dem älteren „Lausitzer Typus im engeren Sinne", der Buckelgefäßkultur, zwei an diesen Typus anknüpfende kleinere Kulturkreise, den „Aurither" und den „Göritzer" Typus, deren Hauptverbreitungsgebiet die nördlicheren Landschaften des Lausitzer Kulturkreises sind. Nach Süden hin entwickelt sich der „Billendorfer Typus", dessen Formen weit in die Eisenzeit hineinreichen und der seinen Namen dem großen Gräberfelde von Billendorf im Kreise Sorau entlehnt hat, von welchem das Märkische Museum allein über 1000 Gefäße besitzt.



Abb. 224. Buckelurnengrab von Hasenfelde, Kr. Lebus. Ausgegraben 1908; ausgestellt im Märk. Museum. 1/17.

Ganz im Gegensatze zu Kossinna hat sich neuerdings Prof. Dr. Schuchhardt über die Lausitzer Kultur ausgesprochen.[4]) Schuchhardt erkennt einen Gegensatz zwischen der Kultur der nördlichen Mark und der Lausitz überhaupt nicht an und sieht deshalb keinen Grund, die Lausitzer Kultur einem anderen Volksstamme zuzuschreiben. Für ihn war schon während der jüngeren Bronzezeit die ganze Mark von Germanen und zwar Semnonen besiedelt. Wenn er dabei den Lausitzer Typus bis an die Wendenzeit heranreichen ließ, so verfiel er sicher einem Irrtum. Die Beobachtungen auf der Römerschanze, die ihn zu dieser Annahme zu zwingen schienen, werden sich gewiß auf andere Weise erklären lassen;[5]) und gerade Schuchhardts ausgezeichnete Ausgrabungen auf der

[1]) Zeitschr. f. Ethnol. 1902, S. 211.

[2]) A. Götze: Himmel und Erde 1900. XII S. 233 ff.

[3]) Zeitschr. f. Ethnol. 1903, S. 161 ff.

[4]) Zeitschr. f. Ethnol. 1909, S. 127 ff. u. 946 ff. Prähistor. Zeitschr. I, 1910, S. 360 ff.

[5]) Während der Korrektur höre ich, daß Herr Sch. seine Ansicht über die ununterbrochene Besetzung der Römerschanze auf Grund neuer Beobachtungen aufgegeben hat.

Römerschanze werden uns in Zukunft das beste Material an die Hand geben, um über den Lausitzer Typus ins klar zu kommen, wie sie uns ja über die Anlage und Bauweise eines bronzezeitlichen Burgwalles die ersten sicheren Aufschlüsse geliefert haben.

So ist bezüglich der Lausitzer Kultur noch manche Frage offen. Über das Verhältnis zur nordischen Kultur, über die Formen, welche von einer Periode zur anderen überleiten, über die Dauer der Kultur und Anklänge in späterer Zeit wird noch vieles zu erforschen sein. Die systematische Untersuchung der Gräberfelder, die genaueste Sichtung des bisher vorhandenen Materials, die Erforschung der Burgwälle und der Ansiedlungen aus der jüngeren Bronzezeit ist zur Entscheidung der einzelnen Fragen unbedingt notwendig. Von ganz wesentlicher Bedeutung ist vor allem die Frage, ob auch betreffs der Kultur der Siedelungen zwischen dem Norden und dem Süden der Mark ein scharfer Gegensatz vorhanden ist. Bisher kennen wir beide Kulturen fast ausschließlich aus Gräbern und allenfalls noch aus Depotfunden. Für die Beurteilung der Kultur sind Ansiedlungen aber am wichtigsten. Und doch kennen wir erst eine einzige genauer, nämlich Buch. Buch liegt im Grenzgebiet der beiden Kulturen. Welches Bild werden die Ansiedlungen in der Prignitz und welches die in der eigentlichen Lausitz bieten? Die Entscheidung liegt beim Spaten. (Meine neuerdings bei Nackel [Nähe von Friesack] gemachten Beobachtungen sprechen nicht für einen Gegensatz.)

## 2. Das Gräberfeld von Jessen-Jüritz, Kr. Sorau. (Taf. VIII, 9—14.)

Das Märkische Museum besitzt eine vom verstorbenen Rittmeister Krug auf Jessen gestiftete Sammlung von mehr als 600 Tongefäßen, die von einem Urnenfelde aus der Jessen-Jüritzer Forst stammt. Die Sammlung ist besonders wertvoll, weil der Inhalt der einzelnen Gräber in einem besonderen Kataloge genau verzeichnet ist. Leider ist die Lage jedes Grabes nicht auch auf dem Plane des Friedhofes angegeben.

Das Urnenfeld (Abb. 225) ist nach drei Seiten hin scharf begrenzt, im Norden von einem Wege, im Süden und Osten von einem Graben, dem Abflusse des Swinateiches, an dessen Ufer der Sage nach ein Heidentempel gestanden haben soll. Der Graben muß früher breiter gewesen sein; der Streifen neben ihm enthielt keine Beisetzungen. Auf dem Friedhofe lagen die Gefäße teils frei teils in Steinsetzungen. Der Boden war schon durch die Forstkultur zumeist eingeebnet, doch waren auch Spuren von Hügeln vorhanden.

Nach den Beobachtungen des Rittmeisters Krug können wir feststellen, daß die ältesten Gräber auf dem (mit a bezeichneten) länglichen Hügel, also im nördlichen Teile des Friedhofes lagen. Die Gräber waren mit Steinsetzungen versehen. Hier wurden die Buckelurnen (Abb. 226) gefunden und an Metall ausschließlich Bronze.

Nach Süden zu lagen (auf den mit b und c bezeichneten Stellen) die Gräber reihenweis; meist auch von Steinpackungen umgeben. Hier standen neben den

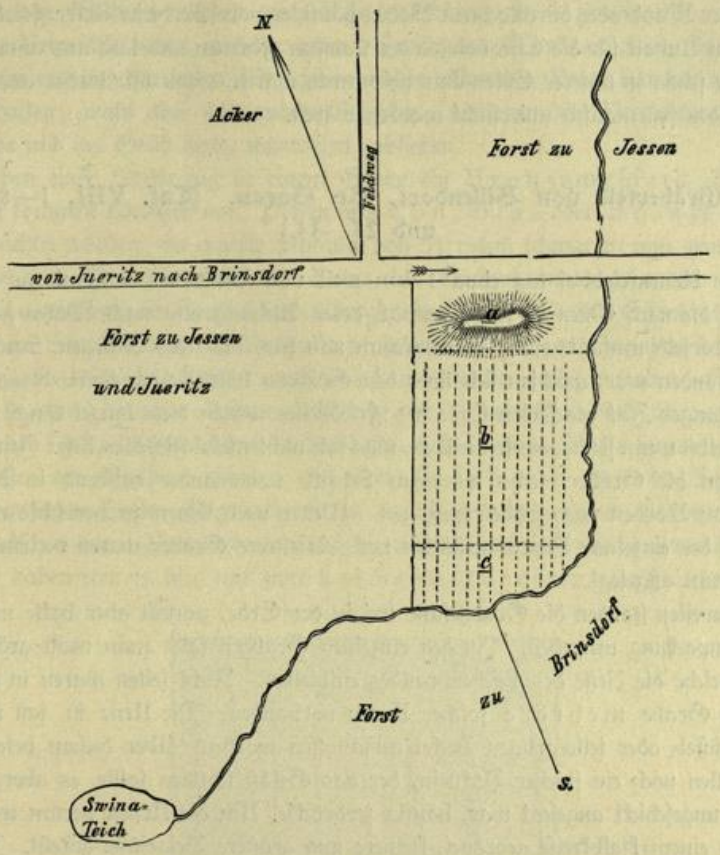



Abb. 225. Plan des Gräberfeldes von Jessen-Jüritz. Aus: Zeitschr. f. Ethnol. 1883.

Aschenurnen in jedem Grabe viele kleinere Tongefäße. Das größte Grab enthielt 91 vollständig erhaltene; viele waren in Trümmer gegangen. An Beigaben fanden sich hier Stein-, Bronze- und auch Eisengeräte. Die Formen der Gefäße und das Vorkommen des Eisens sprechen allein schon für eine jüngere Periode.

Auf der mit c bezeichneten Stelle wurden seltsamerweise überhaupt keine Beigaben bemerkt. Dagegen traten Doppel- und Räuchergefäße, die nicht selten auf flachen Tonscheiben standen, häufig auf. Die meisten an dieser Stelle gefundenen Gefäße waren schwarz, schön verziert und sauber gearbeitet. Sie gehören dem jüngeren Formenkreise an, ja, die Anlage des ganzen Urnenfeldes läßt vermuten, daß in dieser Abteilung die jüngsten Gräber lagen. Hier kamen auch Gefäße mit absichtlich



Abb. 226. Buckelgefäße von Jessen-Jüritz. Aus dem Grabe 79, in dem noch eine kleine Pfeilspitze [II. 15861] aus Bronze lag. Märk. Mus. II. 15616/17. 1/7.

durchlochter Wand oder durchlochtem Boden häufiger vor. So bietet dieser Friedhof allein schon einen Anhalt für die Chronologie der Lausitzer Formen und läßt uns ahnen, wieviel weiter wir schon in unserer Erkenntnis gekommen wären, wenn alle bisher ausgebeuteten Gräberfelder systematisch untersucht worden wären.

### 3. Das Gräberfeld von Billendorf, Kr. Sorau. (Taf. VIII, 1—8, 15—21 und 24—33.)

Der Urnenfriedhof lag etwa 1 km weit von Billendorf entfernt auf einer Erhöhung,[1]) die nach Osten zu sanft ansteigt, deren Abhang also nach Westen gerichtet ist. Das Gräberfeld umfaßte einen Flächenraum von fünf bis sechs Morgen. Soweit es mit Wald bestanden war, wölbten sich über den Gräbern häufig noch kleine Hügel. Auf dem seit langer Zeit beackerten Teile des Friedhofes wären diese Hügel längst eingeebnet worden, selbst wenn sie dagewesen wären, was sich nicht mehr feststellen ließ. Im westlichen Teile lagen die Gräber, sechs bis neun Schritte voneinander entfernt, in Reihen, die sich von Norden nach Süden hinzogen. Weiter nach Osten zu herrschte eine andere Ordnung der einzelnen Begräbnisstätten vor. Mehrere Gräber waren da rings um ein Grab herum angelegt.

Zuweilen standen die Grabgefäße frei in der Erde, zumeist aber hatte man sie mit einer Steinpackung umgeben. In den einzelnen Gräbern fand man meist größere Tongefäße, welche die Reste des Leichenbrandes enthielten. Nicht selten waren in einem und demselben Grabe mehrere solcher Urnen vorhanden. Die Urne ist fast immer mit einem schüssel- oder tellerartigen Deckel verschlossen worden. Über diesem befand sich in vielen Fällen noch ein flacher Deckstein, der das Gefäß schützen sollte, es aber, wenn die Packung ungeschickt angelegt war, häufig zerdrückte. Um die Urnen herum wurden, fast immer zu einem Halbkreise geordnet, kleinere und größere Beigefäße gestellt. Ihre Zahl schwankt; doch sind gar nicht selten 10—20 Gefäße in einem Grabe gezählt worden. In einem Falle waren es mehr als dreißig; da einige Gefäße zerbrochen waren, läßt sich die Zahl nicht mehr genauer bestimmen. Unter den Beigefäßen kommen hier besonders häufig die Doppelurnen vor. Merkwürdig ist, daß in einer großen Zahl von Schalen je eine kleine Kanne oder Flasche zu finden war. Diese Flaschen treten in allen möglichen Größen auf, die kleinste ist 3 cm, die größte 15 cm hoch. Zuweilen lag in der Schale nicht eine Kanne, sondern eine Tasse, die oft mit einem Henkel versehen ist. In einzelnen Fällen fand man in einer größeren Schale auch ein Horn, aus Ton gebrannt und immer sorgfältig verziert. Die eigenartigsten Tongefäße, die in Billendorfer Gräbern sehr häufig vorkommen, sind Räuchergefäße. Sie standen auch hier oft auf einen flachen Tonteller. Ihr Fuß ist durchbrochen, und der untere Teil steht mit dem oberen durch eine Öffnung in Verbindung. Der obere Teil ist schalenförmig erweitert, trägt am Rande mehrere Zapfen, so daß eine Schale, die in das Räuchergefäß gestellt wurde, nicht unmittelbar auf dem Rande ruhte, sondern genügend Raum ließ für den Durchzug der Luft.

[1]) Die folgenden Angaben sind teils einem Berichte des Lehrers Engelmann teils den Angaben des Katalogs im Märk. Mus. entnommen. Bei systematischer Ausgrabung hätten hier natürlich auch chronologisch wichtige Beobachtungen gemacht werden können.

In den Gräbern wurden auch Kinderklappern gefunden.

Die Beigefäße haben ja sicher einmal Speise und Trank enthalten, die man dem Begrabenen mit auf den letzten Weg geben wollte. Von den Resten hat sich naturgemäß nichts erhalten; wohl aber sind andere Beigaben, die man dem Verstorbenen als letzte Liebesgabe mit ins Grab legte, unversehrt geblieben.

Neben einer Schale lag in einem Grabe ein Bronzemesser; Bronzenadeln kommen häufiger vor. Perlen aus Ton, Glas oder Bronze sind mehrfach beobachtet worden; ein ganzer Schmuck von 51 roten, schwarzen und grauen Perlen wurde in einer Urne zwischen den Resten des Leichenbrandes gefunden. Steinamulette erinnern an Zauber und Aberglauben. Bronze- und Eisendraht, Dreiringe, ein Steinbeil und ein Bronzeknopf stellen die sonstigen Beigaben dar. Es ist nur wenig, was die vielen Gräber an Schmuck und Geräten geliefert haben. Gold fand sich nur in einem einzigen kleinen Stückchen vor. Interessant sind aber noch einige Webegewichte, die teils frei in der Erde, teils in einer Schale lagen.

Außer den Gräbern wurden auf dem Friedhofe zwei etwa 15 Schritte voneinander entfernte Stellen aufgedeckt, die in der Tiefe mit größeren Steinen gepflastert waren, zwischen denen Branderde lag und die vom Feuer ganz mürbe geworden waren. Offenbar haben wir es hier mit zwei Leichenverbrennungsstätten zu tun.

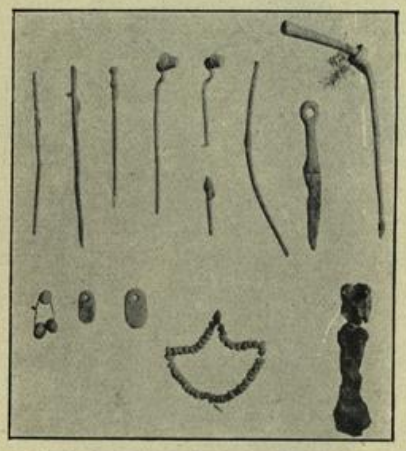


Abb. 227. Beigaben vom Gräberfelde bei Billendorf. 1/5. Obere Reihe: Nadeln und Messer aus Bronze. Untere Reihe: 3 Tonperlen, 2 durchlochte Anhänger (Steine), 1 Armband aus Tonperlen, Hohlbeil aus Eisen. Märk. Mus.

### 4. Die Kultfigur von Dechsel, Kr. Landsberg.[1]) (Abb. 228.)

Diese Figur wurde in einem jüngeren Lausitzer Gräberfelde mit anderen Gefäßen zusammen gefunden. Der Kopf zeigt Augen, Mund, Nase, durchbohrte Ohrmuscheln

[1]) Zeitschr. f. Ethnol. 1902, S. 50 ff.

und hat Ähnlichkeit mit einem Widderkopf. Der lange Hals ist mit Ringen und Binden verziert; die gebogenen Arme tragen eine ebenfalls verzierte Schale, deren Höhlung mit dem Innern der Figur durch eine kleine Öffnung in Verbindung steht. Gewand und Rücken der Tonfigur sind mit Linien und Tupfen versehen.[1])

[1]) Lineares Menschenbild auf einem Tongefäß von Kerkwitz, Kr. Guben. Zeitschr. f. Ethnol. 1909, S. 727.



Abb. 228. Kultfigur von Dechsel.
Zeitschr. f. Ethnol. 1902.

# III. Die früheste Eisenzeit.

## 1. Übergang von der Bronze- zur Eisenzeit.

Das Alter des Eisens wurde bis vor kurzem noch bedeutend überschätzt. Die handwerksmäßige Bearbeitung des Eisens und seine allgemeine Verwendung zu Geräten und Waffen setzt sowohl in Ägypten wie in Vorderasien und in den alten Kulturländern Europas frühestens in der letzten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends ein.[1]) Der älteste Eisenfund der Mark entstammt dem Königsgrabe von Seddin und gehört also etwa dem Jahre 1000 v. Chr. an. Damals war Eisen selbstverständlich noch kostbar, und erst einige Jahrhunderte später wurde es zur Herstellung von Schmuck und noch später von Waffen und Geräten allgemein verwendet.

Über das Auftreten des Eisens und seine allmähliche Verbreitung im Norden sind wir noch mangelhaft unterrichtet, und gerade über die früheste Eisenzeit bedürfen wir zur Klärung zahlreicher Fragen noch besonderer Einzeluntersuchungen.[2]) Mit einiger Sicherheit können wir annehmen, daß das Eisen seit dem achten oder siebenten vorchristlichen Jahrhundert bei uns weitere Verbreitung fand. Das war ungefähr dieselbe Zeit, als am Ausgange des nordischen Bronzezeitalters einzelne Ausläufer der südlichen Hallstattkultur den Weg nach dem Norden fanden, und so tragen die Altertümer aus der Übergangsperiode von der Bronze- zur Eisenzeit vielfach Hallstattgepräge.

Der frühesten Eisenzeit gehören die Ausläufer des Lausitzer Typus an; wie weit sie in die Eisenzeit hineinragen, darüber sind, wie oben auseinandergesetzt wurde, die Meinungen sehr geteilt.

Wie kostbar das neue Metall gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß es oft als Schmuck verwendet wurde; namentlich Kettchen, aus kleinen eisernen Schaken bestehend, sind ziemlich häufig. Daneben kommen natürlich noch Bronzeschmucksachen vor.

---

[1]) Zeitschr. f. Ethnol. 1907, S. 334—381. (Belck, Blanckenhorn, Olshausen, Luschan usw.). Olshausen ebendas. 1909 S. 53 ff. — Ed. Meyer: Gesch. d. Altert. I 2, S. 203, Anm. — Lehmann-Haupt: Zeitschr. f. Ethnol. 1909, S. 56.

[2]) Neuerdings sind fünf Abhandlungen erschienen, welche die Erscheinungen der frühesten Eisenzeit aus Grenzgebieten der Mark (Hannover, Schleswig-Holstein, Mecklenburg usw.) zum Gegenstande der Betrachtung gemacht haben und auch für die Mark selbst von großem Interesse sind, da die Verhältnisse bei uns mit denen der Grenzländer aus naheliegenden Gründen Ähnlichkeit haben. — R. Beltz: Jahrb. d. Ver. f. Mecklenb. Gesch. und Altertumsk. 1906, S. 1—151. — G. Schwantes: Die Gräber der ältesten Eisenzeit im östlichen Hannover. Prähist. Zeitschr. 1909, I, S. 140 ff. — Fr. Knorr: Friedhöfe der älteren Eisenzeit in Schleswig-Holstein. Kiel 1910. — P. Kupka: Die frühe Eisenzeit in der Altmark. Sächs.-thür. Jahresschrift X, 1911, S. 37 ff. — Wahle: Kulturen und Völker der ältesten Eisenzeit im Flußgebiet der Saale. Ebenda S. 89 ff.

Die Hallstattkultur trägt ihren Namen nach dem überaus reichen Gräberfelde von Hallstatt im Salzburgischen. Die süddeutsche Hallstattzeit geht dem jüngeren Teile der nordischen Bronzezeit parallel. Auch im Norden werden Altertümer der südlichen Hallstattkultur gefunden, wenn auch selten. Stärkere Einflüsse dieser hervorragenden, formenreichen Bronze- und Eisenkultur des Südens machen sich im Norden erst am Ausgange der Bronzezeit geltend, also mit dem Auftreten des Eisens. So dürfen wir in gewissem Sinne auch von einer märkischen oder — allgemeiner gesprochen — nordischen Hallstattzeit sprechen, die sich an die letzte (fünfte) Periode der Bronzezeit anschließt und bei uns etwa der sechsten Periode nach Montelius entspricht (Taf. III, 22—23). Es dürfte sich ungefähr um die Zeit vom achten bis zum sechsten oder fünften vorchristlichen Jahrhundert handeln. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß gewisse Hallstatteinflüsse, namentlich bezüglich der Tongefäßformen, noch weiter fortgewirkt haben über die La-Tène-Zeit hinweg bis in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung hinein. Wenn man aber neuerdings dahin neigt, diese Nachwirkungen der Hallstattkultur zu überschätzen, so möchte ich von neuem darauf hinweisen, daß hier erst genaue und zahlreiche Beobachtungen vorliegen müssen aus allen einzelnen in Betracht kommenden Gebieten. Eine vorschnelle Verallgemeinerung wäre durchaus vom Übel und könnte zu einer ganz unnützen, ja sogar recht schädlichen Verwirrung unserer endlich errungenen Anschauungen über die Chronologie der letzten vorchristlichen Jahrhunderte führen. Auch hier müssen wir wieder die Begriffe „Zeit" und „Kultur" scharf auseinanderhalten. Es hätte keinen Sinn, für jede Provinz und für jedes Ländchen nach den jeweiligen Bedürfnissen und Anschauungen eine besondere Terminologie aufzustellen. Für einen sehr großen Teil Europas beginnt die Herrschaft der La-Tène-Kultur etwa mit dem Jahre 500 v. Chr. Selbst wenn in der Mark die ersten Erscheinungen der La-Tène-Kultur — was noch gar nicht erwiesen ist — erst 50 oder 100 Jahre später auftreten sollten, so hält uns das gar nicht ab, um der klaren Übersicht willen vom fünften Jahrhundert an auch in der Mark von einer La-Tène-Zeit zu sprechen, ebenso wie wir im Laufe der folgenden Jahrhunderte von der römischen Kaiserzeit sprechen, obgleich niemals ein römischer Kaiser die Mark gesehen oder die Mark besessen hat. Jeder Gebildete kann sich da eine Vorstellung machen, welche Zeit gemeint ist, und jedem wird die Möglichkeit einleuchten, daß die Mark während der ältesten La-Tène-Zeit noch sehr wohl unter dem Einfluß der Hallstattkultur gestanden haben kann. Scharfe Grenzen gibt es in der Vorzeit zwischen den einzelnen Zeitaltern ebensowenig wie zwischen dem Mittelalter und der Neuzeit. Wichtig ist aber, daß wir die für Europa im ganzen richtigen chronologischen Daten festhalten oder festlegen, unbekümmert um die jeweiligen Anschauungen über Beginn und Ende einer Kultur in den einzelnen Landschaften. Aus diesem Grunde habe ich bei der Neuaufstellung der prähistorischen Abteilung des Märkischen Museums als Ende der Bronzezeit das Jahr 800 und als Beginn der La-Tène-Zeit das Jahr 500 angegeben.

Wer alle Schwierigkeiten in chronologischer und kultureller Hinsicht umgehen möchte, bezeichnet am besten die Jahrhunderte vom Ende der Bronzezeit bis zum Auftreten der La-Tène-Kultur als früheste Eisenzeit. Die ältesten Funde dieser Periode enthalten meist noch Bronze und Eisen gemischt. Beide Metalle werden sowohl für Schmuck wie auch für Waffen und Geräte gebraucht. Nach und nach wird Eisen in immer

größerem Umfange verwendet. Nadeln in jeder Größe und verschiedenster Form, Ketten, Gürtelhaken, Beschlagstücke mit Ringen, kleine Anhängerchen und die so charakteristischen Dreiringe bilden das Kleingerät der frühesten Eisenzeit. Aber auch Eisenschwerter mit Bronzenieten, Hohlbeile aus Eisen und Pferdegebisse nebst Bronzestangen und Bronzeschmuck am Zaumzeug der Pferde kommen vor. Die Tongefäße der ältesten Eisenzeit schließen sich ihrer Form nach teils an die der letzten Bronzezeit an, teils sind sie von Bronze- und Tongefäßen des Hallstattkulturkreises stark beeinflußt.

Zu den eigenartigsten Gefäßen dieser Zeit gehören die in Mitteldeutschland häufiger auftretenden, in der Mark in drei Exemplaren gefundenen Hausurnen,[1]) die nicht alle unbedingt die Form des Hauses darstellen müssen, wohl aber wenigstens durch die Tür an menschliche Wohnstätten erinnern und wie andere Tongefäße zur Aufbewahrung und Bestattung des Leichenbrandes gedient haben (Taf. IX und X).

## 2. Der Goldfund von Vettersfelde, Kr. Guben.[2]) (Abb. 229.)

Im Jahre 1882 wurden auf der Feldmark von Vettersfelde beim Pflügen Altertümer von höchstem Werte und von bedeutendem kulturhistorischen Interesse gefunden. Vermutlich handelt es sich um den Inhalt eines Grabes. Wahrscheinlich lagen die Gegenstände ursprünglich in einem großen Tongefäß, wenigstens hat man noch Reste eines solchen beobachtet. Die einzelnen Stücke sind ohne Zweifel nicht in der Mark angefertigt worden. Der ganzen Arbeitsweise und dem Stile nach entstammt der Goldfund einer altgriechischen Werkstatt in den Kolonien am Schwarzen Meere und ist jedenfalls als Prachtrüstung für einen Skythenkönig gearbeitet worden, was sich aus der Geschmacksrichtung, namentlich der Tierornamentik, vermuten läßt. Da der Fund ungefähr in die Zeit um 500 v. Chr. gesetzt werden muß, so ist es nicht ausgeschlossen, daß wir das Denkmal eines Einbruchs skythischer Horden aus Südrußland vor uns haben, die durch die kriegerischen Ereignisse ihrer Heimat, namentlich durch die Züge der Perserkönige gegen die Griechen, nach Nordwesten abgedrängt wurden. Einer der Führer dieser Horden scheint bei Vettersfelde sein Grab gefunden zu haben, das nicht weniger glänzend ist als das etwa 1000 Jahre jüngere Grab Alarichs im Busento. So wäre der Fund von Vettersfelde eine Erinnerung an den ältesten Einbruch asiatischer oder halbasiatischer Horden und als solcher ein interessantes Seitenstück zu den Zügen der Hunnen (375), Awaren, Magyaren, Mongolen (1241) und Türken.

Das Original des Goldfundes von Vettersfelde wird im Königl. Antiquarium zu Berlin aufbewahrt; eine Nachbildung besitzt beinahe jedes größere Museum in Deutschland.

Das größte Schmuckstück des Fundes ist ein aus starkem Goldblech getriebener Fisch. Kleine Ringe auf der Unterseite deuten an, daß der Fisch auf einer ebenen Unterlage von Holz oder Leder befestigt war. Die Rückenseite hat durch Feuer gelitten.

[1]) Die Hausurne von Luggendorf, Kr. Ostprignitz, gehört der La-Tène-Zeit an.

[2]) Furtwängler: Der Goldfund von Vettersfelde. Berlin 1883.

Vom Auge ziehen sich zwei rein dekorative Spiralen nach hinten. Die Brustflosse ist langgestreckt und trennt das Ganze in zwei Hälften, die der Künstler mit Figurenschmuck füllte. Oben ist ein gefleckter Panther dargestellt, der sich auf einen Eber stürzt, und ein Löwe, der einen fliehenden Hirsch im Rücken packt. Darüber läßt sich das Bild eines Hasen erkennen. Unter der Flosse sieht man Triton mit einem Delphin und hinter ihm schwimmende Fische. Die Schwanzflosse trägt das Bild eines fliegenden Adlers. Die Schwanz-

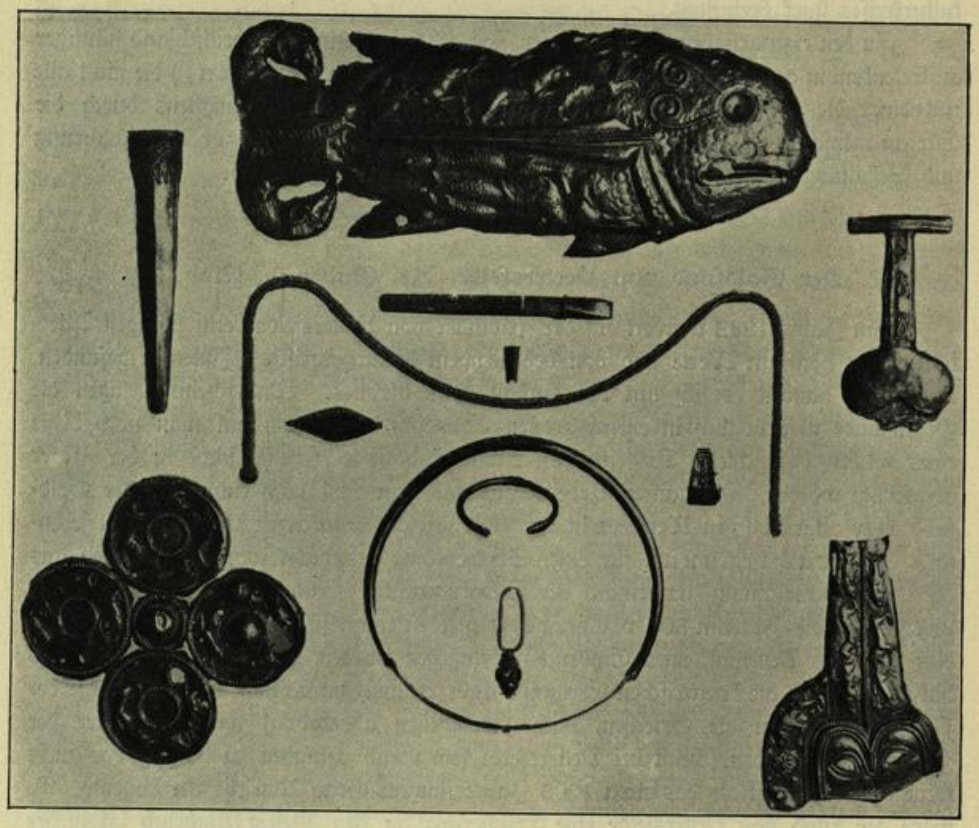


Abb. 229. Der Goldfund von Vettersfelde. 1/6.

enden laufen in Widderköpfe aus. Der Fisch war vermutlich als Schildzeichen an der Oberseite eines Schildes angebracht.

Die kostbare Brustzierplatte besteht aus vier Kreisen, die um einen kleineren Kreis herum liegen. Die Mittelpunkte waren alle durch Buckel aus Goldblech verziert. Die Mittelpunkte der vier größeren Kreise sind von Tiergestalten umgeben. Löwe und Hirsch, Hund und Hase, Stier und Löwe im Ansprunge gegenüber, Panther und Eber, zwei Widder, Steinbock und Schakal und zweimal zwei im Ansprunge gegenüberliegende Panther stellen den reichen Tierschmuck dieses Kunstwerkes dar.

Auch der Beschlag einer Schwertscheide mit augenartigen Ausschnitten ist mit Tieren, die demselben Anschauungskreise angehören, geschmückt. Panther und Eber, Löwe und Hirsch, Fische und ein laufender Löwe neben einer sternförmigen Blüte zieren dieses Prachtstück.

Vom Schwerte ist nur der kostbare Griff mit herzförmigem Abschluß und ein Rest der Eisenklinge erhalten, dagegen ist die lange, kunstvoll gearbeitete Schwertkette fast vollständig vorhanden.

Die Rüstung wird vervollständigt durch eine goldene, reich verzierte Dolchscheide. Die Klinge, ganz von Eisen, ist ebenfalls gefunden worden. Am Gürtel wurde wohl der oben in Gold gefaßte Schleifstein getragen.

Als Schmuckgegenstände wäre ein aus drei Kapseln bestehendes, unten durch eine vierblättrige Blüte abgeschlossenes Ohrgehänge, ein Armring mit Schlangenkopf, ein großer Halsring mit flachen, zusammengelöteten Enden und ein kleines, in Gold gefaßtes Steinbeil zu nennen.

# IV. La-Tène-Zeit (500—1 v. Chr.).

## 1. Chronologie.

Die La-Tène-Zeit hat ihren Namen nach dem Pfahlbau La Tène („die Untiefe") im Neuenburger See in der Schweiz, dessen Funde eine reiche Ausbeute an Eisenwaffen und -geräten geliefert haben. Träger dieser ganz hervorragenden Eisenkultur waren die Kelten, jenes den Germanen und Römern nahe verwandte indogermanische Volk, das in den letzten Jahrhunderten vor Beginn unserer Zeitrechnung alle seine Nachbarn an politischer Bedeutung übertraf, im Jahre 490 unter Brennus Rom in Asche legte, die Pyrenäenhalbinsel, Norditalien, den Norden der Balkanhalbinsel, Süd- und einen großen Teil von Mitteldeutschland beherrschte und auf seinen siegreichen Zügen bis nach Kleinasien gelangte, wo der Name der Landschaft Galatien auch später an die Gallier oder Kelten erinnerte.

Durch die griechische Kolonisation in Südgallien, namentlich durch das schnell aufblühende Massilia (Marseille) kamen die Kelten in Berührung mit der griechischen Kultur, und es entwickelte sich auf dem Boden Galliens jene eigenartige La-Tène-Kultur, die sich durch die zahlreichen Kriegszüge der Kelten schnell verbreitete, aber weit über die politische Einflußsphäre der Kelten hinaus bis ins Innere von Deutschland, also auch bis in die Mark hinein, ja nach Norddeutschland und Schweden vordrang und in all diesen Gebieten die vorher herrschenden Kulturen ablöste oder so völlig durchdrang, daß auch in der Mark von der Hallstattkultur nur schwache Nachklänge übrig blieben. Von einer politischen Herrschaft der Kelten über die Germanen in unseren Gegenden ist keine Rede, wohl aber von starken, überragenden Einflüssen der keltischen La-Tène-Kultur.

Die La-Tène-Zeit beginnt etwa mit dem Jahre 500 vor Christi Geburt und findet am Rhein und an der Donau ihr Ende mit dem Auftreten der Römer, also etwa mit dem Beginn unserer Zeitrechnung.

Eine genaue Datierung der La-Tène-Funde im allgemeinen ist leicht, da sich neben Waffen und Geräten der La-Tène-Kultur häufig Werke griechischen Kunsthandwerks gefunden haben, und sogar keltische Münzen, sogenannte Regenbogenschüsselchen, als Nachahmungen griechischer, namentlich mazedonischer Gepräge, geben uns nicht selten Aufschluß über die Chronologie.[1]) In späterer Zeit treten dann noch römische Waren und römische Münzen hinzu, so daß es uns möglich ist, die einzelnen Typen der

[1]) P. Reinecke: Die La-Tène-Denkmäler nördlich der Alpen. Mainzer Festschr. 1902.

La-Tène-Kultur chronologisch genau festzulegen. Dazu kommt die uns vollständig erschlossene klare Typologie einiger La-Tène-Altertümer, die uns denselben Dienst zu leisten vermögen wie eine Münze. Zu diesen Altertümern mit vollkommen ersichtlicher typologischer Entwicklung gehören die Fibeln.[1])

Die La-Tène-Fibel hat große Ähnlichkeit mit unserer heutigen Sicherheitsnadel. Zu den ältesten Formen gehören die Maskenfibeln (Niederschönhausen b. Berlin) und die Vogelkopffibeln (Taf. XIII, 2). Die Früh-La-Tène-Fibel (Taf. XIII, 1 u. 3—5), besteht aus einem einfachen Bronze- oder Eisendraht, der sich von der Spitze der Nadel nach dem Kopfe zu mehr und mehr verstärkt, in eine federnde Spirale übergeht, und sich dann als Bügel der Spitze der Nadel wieder nähert, um ihr durch eine mäßige Verbreiterung auf der „Nadelrast" Halt zu geben. Das Schlußstück des Drahtes ist wieder nach oben gebogen und endigt frei in der Nähe der Mitte des Bügels. In seiner weiteren Entwicklung, der Mittel-La-Tène-Fibel (Taf. XIII, 6—8), umfaßt das Schlußstück den Bügel und verwächst schließlich auf der letzten Entwicklungsstufe, der Spät-La-Tène-Fibel (Taf. XIII, 9—12), vollkommen mit dem Bügel. Das Schlußstück bildet am Fuße der Fibel einen meist dreieckigen Rahmen, der unten den Nadelhalter trägt. Ganz am Ende der La-Tène-Zeit setzt hier am Nadelhalter die Weiterentwicklung ein. Der Rahmen des Nadelhalters füllt sich nach und nach, so daß er bald nur noch gitterartig (Taf. XIV, 4) oder durch einige Löcher durchbrochen ist (Taf. XIII, 11; XIV, 2 u. 3) und zuletzt eine vollständig geschlossene Platte bildet, deren untere Umbiegung wieder die Nadel trägt. Diese einfache, klare und stetige Entwicklung gibt der La-Tène-Fibel eine hohe Bedeutung. Wir wissen jetzt, daß nicht nur alle germanischen Fibeln der Kaiserzeit, sondern auch fast alle provinzialrömischen Fibeln sich aus der La-Tène-Fibel entwickelt haben, und diese Erkenntnis hat erst den richtigen Aufschluß gegeben über das wirkliche Verhältnis der einzelnen Kulturen zueinander (Taf. XI—XIII).




Abb. 230. La-Tène-Gefäße von Südende, Kr. Teltow. 1. Märk. Mus. II. 22975. 1/8. 2. Urne mit Deckelschale. II. 23509/10. 1/8. 3. Märk. Mus. II. 23527. 1/8. 4. Märk. Mus. II. 23521. 1/8.

[1]) Otto Tischler: Bayr. Beiträge IV. München 1881.

## 2. Das Gräberfeld von Vehlefanz, Kr. Osthavelland.

Die älteste Form derartiger Gewandnadeln, die Früh-La-Tène-Fibel, begegnet uns auf einem der interessantesten La-Tène-Gräberfelder, von denen das Märkische Museum Funde besitzt, auf dem Gräberfelde von Vehlefanz,[1]) Kr. Ost-Havelland. Fast alle eigentümlichen Erscheinungen der La-Tène-Zeit sind auf diesem Friedhofe vertreten. Die großen Urnen sind zumeist roh gearbeitet und selten verziert. Auch die Beigefäße zeigen ähnlichen Charakter. Da die Leichen auf der Verbrennungsstätte (ustrina) mit allen Habseligkeiten, die man dem Toten mitgab, eingeäschert wurden, so ist wenig übrig geblieben; was aber übrig blieb, hat unter der Glut des Feuers so gelitten, daß es fast unkenntlich geworden ist. Die Schmuckstücke aus Bronze und Eisen sind vielfach zu formlosen Klumpen zusammengeschmolzen. Dem Auge eines Beschauers, der nach schönen Erzeugnissen des Kunsthandwerks sucht, bieten diese Funde wie die Funde beinahe aller La-Tène-Gräber wenig. Wer aber sehen und lernen will, wie es einst in längst vergangenen Tagen der Vorzeit bei germanischen Leichenbegängnissen zugegangen ist, der wird aus diesen größtenteils zerstörten Altertümern dasselbe herauslesen, was uns Tacitus im 27. Kapitel seiner „Germania" erzählt,[2]) nur daß ihm hier die Dinge selbst vor Augen stehen, ohne schmückendes Beiwerk, ohne Beschönigung — ganz so, „wie es einst gewesen ist". In diesem Sinne haben wir es hier zu tun mit unantastbaren Geschichtsquellen, die der eben erwähnten Forderung Leop. v. Rankes näher kommen als irgendeine schriftliche Urkunde, als irgendein noch so scharf und kritisch veranlagter Historiker.



Abb. 231. La-Tène-Schwert [unterer Teil abgebrochen]. II. 14458. Oben Beschlag einer Scheide zum Durchziehen eines Riemens II. 14476. Am Schwerte Metallreste der Scheide. Märk. Mus. 1/5. Rampitz, Kr. Weststernberg. Eisen.

Auf den in den Urnen liegenden, sorgsam gesammelten Knochenresten findet sich hier und da eine Nadel oder der Rest eines Halsschmuckes, der aus lauter an Schnüren aufgereihten Bronzeröhrchen bestand. Hier und da ist eine noch einigermaßen erhaltene nicht mit auf dem Scheiterhaufen gewesen, sondern erst nach der Verbrennung von lieber Hand auf die letzten Reste der Verstorbenen gelegt worden. Ein Halsring, stark mitgenommen, mit hohlen Wülsten und halbkugeligen Enden erinnert an die Form der uns von klassischen Skulpturen her bekannten keltischen Halsringe (Torques) (Abb. 233). Einen ähnlichen Ring trägt auch der sterbende Gallier, und Manlius nahm ihn

[1]) R. Buchholz: Nachr. über deutsche Altertumsfunde. — Zeitschr. f. Ethnol. 1892, S. 464; 1894, S. 29 f.

[2]) A. Kiekebusch: Einfluß der römischen Kultur auf die germanische usw. Stuttgart 1908, S. 60 ff.

einem überwundenen Feinde ab. Nach einem solchen Ringe erhielt er den Ehrennamen Torquatus.

Eigenartig sind die großen eisernen Schildnadeln (Abb. 232) mit drei großen Eisenplatten und kropfartiger Ausbiegung am Halse, an der zuweilen noch ein kleiner eiserner Ring hängt. Die Ausbiegung am Halse ist übrigens nicht nur bei den großen Schildnadeln vorhanden; sie ist im Gegenteil ganz charakteristisch für alle Eisennadeln der La-Tène-Zeit, die man deswegen auch als „Kropfnadeln" zu bezeichnen pflegt. Dieser „Kropf", der das Herausfallen der Nadel aus der Gewandfalte verhinderte, ist jedenfalls eine Erbschaft, die von den Schwanenhalsnadeln der Hallstattzeit herrührt.

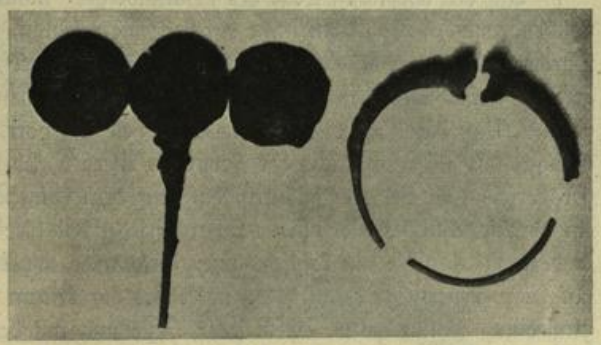


Abb. 232. Schildnadel aus Eisen. Märk. Mus. II. 20083.



Abb. 233. Halsring von Bronze mit halbkugeligen Enden. Märk. Mus. II. 18519.

Vehlefanz, Kr. Osthavelland. 1/5.

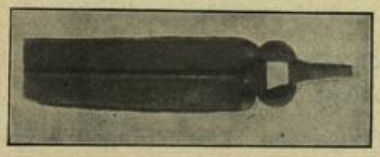


Abb. 234. Dreigliedriger Gürtelhaken. Löwenbruch, Kr. Teltow. Slg. Dr. Hindenburg. 1/4.

Auf dem Gräberfelde von Vehlefanz fanden sich in einer Reihe von Gefäßen Bronzeohrringe von der Gestalt eines aufgeblähten Segels, an denen meist blaue oder weiße Perlen getragen wurden. Diese Segelohrringe sind während der La-Tène-Zeit häufig. In einer einzigen Urne von Storkow, Kr. Templin, lagen nicht weniger als dreizehn (Taf. XI, 1 u. 2; XII, 1—11).

### 3. Die Funde von Rudow.

Die Feldmark von Rudow, Kr. Teltow, ist schon seit langer Zeit als Fundstelle vorgeschichtlicher Altertümer bekannt. Bereits Beckmann und Ledebur berichten darüber, und bis in die neueste Zeit hinein sind immer und immer wieder Urnen und Beigefäße mit Bronze- und Eisengeräten gehoben worden. Leider wurde niemals und von keiner Seite der Versuch gemacht, eine systematische Ausgrabung vorzunehmen. So ist im Laufe der Zeiten der größte Teil der Altertümer zerstört, zerstreut und beiseite geworfen worden, was sehr zu beklagen ist; denn die wenigen erhaltenen Funde beweisen, daß hier ein überaus dankbares Feld gewesen wäre zur Erforschung der Bronzezeit, der Periode des Überganges zur Eisenzeit und der La-Tène-Zeit. Aus der letzteren Periode besitzt das Märkische Museum einige Altertümer, bei denen aber wieder der Mangel eines guten Fundberichts bedauert werden muß.

### 4. Das La-Tène-Gräberfeld und Wohnstätten bei Selchow, Kr. Teltow.

Auf der nördlichen Seite des „Hünenberges" standen „mehr als 100 Urnen" mit Leichenbrand.[1]) Sie waren nicht durch Steine geschützt, sondern frei in die Erde gestellt worden. Die meisten Gefäße haben die Arbeiter zerschlagen. Nur wenige wurden gerettet. Sie enthielten außer den Leichenbrandresten einige Bronze- und Eisengeräte. Daß dieser Friedhof der La-Tène-Zeit angehört, ersieht man aus der Form der Gefäße, vor allem aber aus der Form der eisernen Fibel. Besonders interessant ist das Gräberfeld von Selchow dadurch, daß auf dem entgegengesetzten Abhange des Hügels ein vorgeschichtliches Dorf lag. Schon Friedel hat hier Wohnplätze vermutet. Welche Bedeutung aber die „in kohlschwarzer Branderde eingebetteten Scherbenhaufen" hatten, hat leider niemand erkannt. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß wir es mit einer Ansiedlung zu tun haben, die in jeder Beziehung mit der Wohnstätte bei Buch übereinstimmt. „Viele kreisförmige Brandstellen mit Scherben und schwach gebrannten Lehmpatzen auf einem Flächenraum von wenigen Quadratmetern" können nichts weiter bedeuten als Herdstellen, Abfallgruben und Pfostenlöcher. Die Tiefe der Brandgruben (1—2 m) stimmt vollkommen mit denen bei Buch überein. Über die mit Lehmpatzen ausgestrichenen Pflasterungen, die vom heftigen Feuer rot und mürbe gebrannt sind, haben wir nur kurze Berichte. Es läßt sich nicht entscheiden, ob es Leichenverbrennungsstätten oder Steinherde waren. Es ist sehr bedauerlich, daß die Bedeutung dieses Platzes, der hinter Buch kaum zurückstand, nicht zu rechter Zeit erkannt worden ist.[2])



Abb. 235. Gürtelhaken mit Kerben am Rande. Trinkhornbeschlag. Beides aus Eisen. Ragow, Kr. Teltow. II. 4588 u. 4592. 1/3.

### 5. Das Gräberfeld von Binenwalde, Kr. Ruppin. (Abb. Taf. XI, 5.)

Die Urnen waren rings von Steinen umpackt. Es sind mehr als 200 gefunden worden.[3]) Jede einzelne enthielt Leichenbrandreste. In einer sehr gut erhaltenen, eigenartig verzierten Urne lag ein eiserner Gürtelhaken. Das breitere Ende war am Ledergürtel vernietet, während der Haken in einen Eisenring faßte, den man am anderen Ende des Gürtels befestigt hatte. Außerdem enthielt das Gefäß zwei La-Tène-Fibeln. Die Fibeln weisen das Gräberfeld in die mittlere und spätere La-Tène-Zeit. Unter den Gewandnadeln sind besonders die mit Bronzeknöpfen bemerkenswert. Zuweilen haben die Knöpfe auf der Oberseite ein vertieftes Kreuz, das meist mit Blutschmelz ausgelegt war.[4])

[1]) R. Neuhaus: „Bär" 1878, S. 19f. — E. Friedel: Bär 1878, S. 57f. Zeitschr. f. Ethnol. IX, S. (254), XI, S. 58.

[2]) Virchow spricht einmal von Gefäßresten, „die mehr dem Lausitzer Typus entsprechen", und im Kgl. Museum für Völkerkunde sind in der Tat Gefäßreste von Selchow aus der jüngeren Bronzezeit vorhanden. Handelt es sich hier um Nachklänge oder Übergänge oder um zwei verschiedene Perioden der Besiedlung und der Bestattung? Leider werden wir kaum noch Antwort erhalten auf diese Frage.

[3]) F. L. W. Schwartz, Ruppiner Progr. 1871, S. 19ff.

[4]) Halsring mit Schmelzarbeit von Hohen-Wutzow, Kr. Königsberg. — Götze: Vor-

## 6. Übergang zur Kaiserzeit.

Einen bedeutsamen Fund aus dem Ende der La-Tène-Zeit besitzt das Märkische Museum. Bei Buchow im Kreise Osthavelland wurde ein Gefäß gefunden (Abb. 236 und 237), das sich durch seine tiefschwarze Färbung wie namentlich durch seine Verzierung auszeichnet. Es ist mit dem Mäander versehen, einer Verzierung, die man bis vor kurzem gern den Römern und dem römischen Einflusse zuschrieb. Dieser Fund allein beweist schon, daß der Mäander in Germanien älter ist. In diesem Mäandergefäß von Buchow lag (Taf. XIII, 12—16) eine eiserne Scheere, die unseren Schafscheren sehr

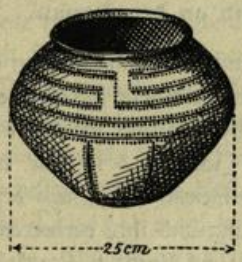



Abb. 236. Mäandergefäß von Buchow. Märk. Mus. II. 9297.

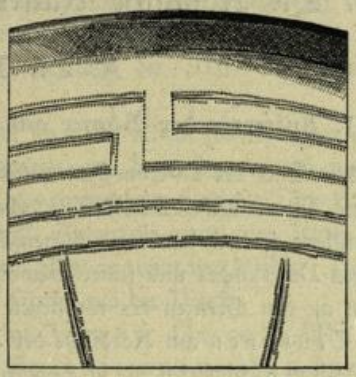


Abb. 237. Genaue Darstellung des Mäanders auf dem Gefäß von Buchow.

ähnlich sieht, eine eiserne Lanzenspitze, ein Bronzegürtelhaken mit Tierkopf, ein Bronzemesser und eine Fibel, die sich mit ihrem durchbrochenen Nadelhalter als späteste La-Tène-Ware erweist und zu den sehr selten vorkommenden Exemplaren gehört, die als Vorstufen der Augenfibel anzusehen sind.[1]) Fast unmerklich vollzieht sich in unseren Gegenden der Übergang von der La-Tène-Zeit zur römischen Kaiserzeit, da der römische Einfluß selbst sich erst in viel späterer Zeit bemerkbar macht, die frühesten Typen der Kaiserzeit sich dagegen langsam aus den Formen der La-Tène-Zeit entwickeln.

---

geschichte der Neumark Abb. 83. — Über Verzierung mit echter Koralle vgl. Niederl. Mitt. IV, 4 u. 113.

[1]) O. Almgren: Nordeuropäische Fibelformen. Stockholm 1897. S. 22 Anm. 2.

# V. Die Römische Kaiserzeit (I—500 n. Chr.).

## A. Die Kultur.

### 1. Auftreten der Römer am Rhein und an der Donau.

Mit dem Ende der La-Tène-Zeit treten die Germanen nach und nach in das Licht der Geschichte. Die römischen Schriftsteller geben uns, wenn auch sehr lückenhafte und oftmals sehr unklare, so doch dankbar entgegengenommene Berichte über die Sitten und Zustände unseres Vaterlandes und seiner Bewohner. Im Jahre 113 v. Chr. waren die Kimbern an den Grenzen des römischen Reiches erschienen. Die Züge der Kimbern und Teutonen am Nordfuße der Alpen entlang und ihre verheerenden Einbrüche in Gallien erschütterten die in Süddeutschland und im heutigen Frankreich wohnenden keltischen Stämme derart, daß es Cäsar verhältnismäßig leicht wurde, die einst so kriegerischen Kelten völlig zu unterwerfen und die Grenze des römischen Weltreiches bis an den Rhein vorzuschieben. Während die Kelten im Innern Galliens sich der römischen Macht beugen mußten, unterlagen die Grenzstämme am Rhein und an der Donau dem Ansturm germanischer Scharen. Zwischen Römern und Germanen waren also die Kelten zerrieben worden. Und Römer und Germanen standen sich seit der Vernichtung der Kelten unmittelbar gegenüber. Es beginnt die Ära der blutigsten Kämpfe. Auf der einen Seite steht das gewaltige Rom als Weltmacht mit all den Hilfsmitteln seiner reichen Provinzen, dem größten Teile der damals bekannten Welt, und seiner hohen Kultur. Auf der anderen Seite ein großes, kriegsgewaltiges, aber in viele Stämme zerrissenes Naturvolk mit dem todesmutigen Drange, seine Heimat und seine Freiheit zu verteidigen. Rom entsendet seine besten Feldherrn, einen Drusus, einen Tiberius. — Im Herzen Deutschlands ersteht seinem Volke ein Held wie Arminius. Lange schwankt der Kampf. Endlich, nach der furchtbaren Niederlage des Varus im Teutoburger Walde [9 n. Chr.] und nach den letzten krampfhaften, aber vergeblichen Versuchen des Germanicus gibt Rom seine Eroberungspolitik den Germanen gegenüber auf [17 n. Chr.]. Der Rhein ist wieder — wie schon zu Cäsars Zeit — die Grenze und bleibt es, von einigen Streifen am Oberrhein und am Taunus abgesehen, solange die Germanen diese Grenze respektieren. Selbst der Limes, der römische Pfahlgraben, bedeutete ja nur den endgültigen Verzicht der Römer auf weitere Eroberungen [80—250]. Als das Römerreich morscher und morscher wurde und Rom seine Grenzen nicht selber verteidigen konnte, diese Arbeit vielmehr den

„Barbaren" überließ,[1]) da wurde im Sturme der Völkerwanderung das Römerreich eine sichere Beute der Germanen, die mit der Urkraft der Natursöhne das Weltreich zertrümmerten. Der Limes wurde genommen [259/60], die Germanen überschritten den Rhein [406], und das alte Rom sank unter den Schwertstreichen germanischer Krieger in Staub. Der Schauplatz all dieser Kämpfe war das westliche und das südliche Deutschland. Die Mark blieb von dem Ringen der aufstrebenden Germanen mit den absterbenden Römern zunächst unberührt. Schwerlich hat je der Fuß eines römischen Kriegers die märkische Heimat betreten, und niemals hat eine römische Kriegerschar, wie man das früher glaubte, die Mark unsicher gemacht. „Römerschanzen" und „Römerkeller" haben mit den Römern nichts zu tun. Wohl aber wurde auf den Schlachtfeldern des Westens auch das Schicksal der Mark entschieden. Und bei verschiedenen Episoden der deutschen Frühgeschichte spielt auch die Mark und spielen Märker eine Rolle.

Jene suebischen Scharen, die Ariovist über den Rhein führte, setzten sich aus germanischen Stämmen zusammen, die großenteils aus dem Innern und wohl gar dem Norden Deutschlands kamen. Vielleicht sind jene eigenartigen Spät-La-Tène-Fibeln mit zwei Bronzehalbkugeln, die ein vertieftes und mit Blutemail ausgelegtes Kreuz tragen,[2]) in der Tat ein Zeugnis für die Heimat und die Züge arioviſtischer Völker. Das Märkische Museum besitzt eine ganze Reihe ähnlicher Fibeln aus der Mark.

Als Tiberius auf seinem Zuge im Jahre 5 n. Chr. an die Elbe kam, da soll (Velleius II, 106) ein germanischer Greis semnonischer Herkunft auf einem Einbaum über den Fluß gerudert sein, um den gewaltigen Cäsar zu sehen, von dessen Glanz und Macht man — namentlich in der Zeit vor der Teutoburger Schlacht — in germanischen Wäldern gewiß viel und oft erzählte. Und jener Semnonenkönig Masuus, der zusammen mit der Prophetin Ganna dem römischen Kaiser Domitian in Rom seine Aufwartung machte und glänzend aufgenommen wurde, dürfte ja auch ein Märker gewesen sein. Denn die Mark war der Stamm- und Hauptsitz der Semnonen, des mächtigsten unter den herminonischen Völkern, die in ihrem Hauptheiligtum die Göttin Nerthus verehrten. Soviel uns Tacitus auch von diesem Heiligtum und seinen Verehrern erzählt, wir können nicht einmal mit einiger Sicherheit den Ort angeben, wo es gelegen. Wir wissen selbst nicht, ob es innerhalb oder außerhalb der märkischen Grenzen zu suchen ist.

Alle Sueben zeichneten sich durch eigenartige Haartracht aus. Das Haar der Männer wurde nicht — wie man aus dem Tacitus herausgelesen und wie man es auf modernen Bildern so oft sieht — auf dem Scheitel zu einem Schopfe, sondern an der rechten Seite zu einem Knoten zusammengefaßt, wie man das an zahlreichen antiken Bildwerken beobachten kann. Über die Kultur der märkischen Semnonen erzählt uns Tacitus mancherlei. Genauer aber — weit genauer unterrichten uns die Funde.

Und gerade für die den meisten Historikern[3]) völlig rätselhaften und unverständlichen Erfolge der Germanen den Römern gegenüber geben uns die Funde erst den Schlüssel.

---

[1]) Vgl. H. Delbrück: Gesch. d. Kriegskunst usw. II, 2. Aufl. 1909 S. 210 ff.
[2]) Kossinna: Korrespondenzbl. d. d. Anthr. Ges. 1907, S. 60 Abb.
[3]) Mommsen: Röm. Gesch. V, S. 50.

## 2. Entstehung, Entwicklung und Chronologie der kaiserzeitlichen Eisenkultur.

Noch vor wenigen Jahrzehnten wurden die in Nord- und Mitteldeutschland häufig vorkommenden Urnenfriedhöfe mit den zahlreichen kaiserlichen Fibeln, Waffen und Geräten für „Wendenkirchhöfe" gehalten. Als man durch einige genau zu datierende Funde diese Ansicht als Irrtum erkannt hatte, nahm man ganz allgemein an, daß alle Altertümer dieser Zeit, soweit sie nur irgend eine gewisse Geschicklichkeit verrieten, aus römischen Werkstätten hervorgegangen seien. Den Germanen konnte man doch unmöglich zutrauen, daß sie die prächtigen, tiefschwarzen, schön geformten Mäandergefäße oder gar die Bronze- und Silberfibeln selber angefertigt hätten.[1])

Erst in neuester Zeit ist man ohne Vorurteil an die Prüfung der „römischen" Funde herangegangen und hat sich, was einzig und allein richtig ist, auf den Boden der Tatsachen gestellt. Altertümer, die wirklich römischen Ursprunges sind, müssen sich nicht nur bei uns, sondern auch im römischen Reiche, mindestens also in einer ehemals römischen Provinz nachweisen lassen. Solche Altertümer gibt es. Die schönen roten, auf der Drehscheibe gearbeiteten und meist kunstvoll verzierten Terrasigillatagefäße, wie sie, obwohl selten, auch in der Mark gefunden worden sind, entstammen in der Tat römischen Fabriken.[2]) Wir wissen heute nicht nur, daß das Ursprungsgebiet dieser Gefäße Italien ist (Arezzo, Puteoli usw.), und daß sie später in Gallien und auch am Rhein hergestellt wurden; wir können nach der Technik, dem Ton und der Verzierung auch das Alter dieser Gefäße genau bestimmen. Und ähnlich ist es mit römischen Bronzegefäßen und dem ganzen römischen Import. Die reiche Fülle der kaiserzeitlichen Altertümer ist jedoch heimisches Fabrikat; ja sie sind auch nicht einmal römisch beeinflußt. Die Grundlage, auf der sich die Typen der Kaiserzeit entwickelt haben, ist nicht die römische, sondern die heimische La-Tène-Kultur. Die Nachwirkung der La-Tène-Kultur war so stark, daß sich sogar die römische Provinzialkultur, also die Kultur der Länder, die politisch völlig unter römischer Herrschaft standen, aus der La-Tène-Kultur entwickelt hat, hier natürlich unter Einwirkung der italisch-römischen Ware.

Am Rhein und an der Donau macht sich der römische Einfluß in den meisten Gebieten schon von der frühesten Kaiserzeit an geltend. Im übrigen Deutschland, auch in der Mark, werden die Spuren römischer Kultur erst in viel späterer Zeit bemerkbar, etwa seit den Markomannenkriegen (161—180), also seit der letzten Hälfte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts. Damals wurden einige germanische Stämme auf römisches Gebiet verpflanzt und damit der römischen Kultur ein günstiges Einfallstor ins Germanenland eröffnet. Der römische Einfluß wird am stärksten im dritten und vierten Jahrhundert. Am Ende des vierten Jahrhunderts setzt bekanntlich die Völkerwanderung ein, und mit ihr beginnt die große Abwanderung der Germanen auch aus der Mark nach dem Süden hin.

So umfaßt die römische Kaiserzeit einen Zeitraum von etwa fünf Jahrhunderten. Man unterscheidet die frühe, die mittlere und die späte Kaiserzeit. Die letztere geht über in die Zeit der Völkerwanderung.

---

[1]) Silberner Armring: Voß u. Stimming Abt. V, Taf. 1. Silberner Haken: Ebenda V, 12.
[2]) Dragendorff: Zeitschr. f. Ethnol. 1906, S. 571. — Bonner Jahrbücher 1896.

**Chronologie der römischen Kaiserzeit.** 1—500 n. Chr.

I. Frühe Kaiserzeit. 1. Jahrh.
(Vom Beginn unserer Zeitrechnung bis zur Anlegung des Limes.)

II. Mittlere Kaiserzeit. 2. Jahrh.
(Bis zu den Markomannenkriegen und zur Zerstörung des Limes. Einsetzen des ersten Kulturstromes vom Schwarzen Meere.)

III. Späte Kaiserzeit. 3. und 4. Jahrh.
(Bis zum Untergange des römischen Reiches.)

IV. Völkerwanderung. 5. und 6. Jahrh.

### 3. Entwicklung der Augenfibel.

Sämtliche germanische Fibeln der Römerzeit (vgl. Taf. XIV, 6—18) haben sich aus La-Tène-Fibeln entwickelt. Die Entwicklungsreihen der kaiserzeitlichen Typen schließen sich lückenlos an die Formen der La-Tène-Zeit an. Wir haben gesehen, daß der Nadelhalter am Ende der La-Tène-Zeit meist noch nicht ganz geschlossen, vielmehr entweder durchlöchert oder gitterartig durchbrochen war. Um die Wende unserer Zeitrechnung ist der Nadelhalter bereits gefüllt, und nun vollzieht sich die Entwicklung an anderen Teilen der Fibel. Eine der eigenartigsten Fibeln der Kaiserzeit ist die Augenfibel. Sie ist germanischen Ursprungs und hat sich aus einer Spät-La-Tène-Fibel entwickelt, von der wir bisher nur vier Exemplare kennen. Eines dieser Stücke besitzt das Märkische Museum. Es lag in dem Mäandergefäß von Buchow, Kr. Ost-Havelland, und trägt am Kopfe eine Verbreiterung, die sicher die Bedeutung einer Stützplatte hatte und sich bogenförmig nach außen windet (Taf. XIII, 12). Sobald der Bogen beinahe geschlossen ist, macht die Verzierung den Eindruck zweier Augen, und daher hat die Fibel ihren Namen erhalten.

Die ältesten Formen der voll entwickelten Augenfibeln (Taf. XIV, 6) haben noch offene Schlitze; nach und nach schließt sich der Schlitz, nachdem sich zuerst ganz dünne Stege gebildet haben. Die zweite Entwicklungsstufe hat als Augen nicht mehr Schlitze, sondern Löcher; bald verschwinden auch diese, und die Augen sind nun nur noch schwache, oft umränderte Vertiefungen; zuletzt fehlen die Augen ganz, und man erkennt nur noch an der gesamten Form den Charakter der Fibel.

Aus sicheren Funden in römischen Lagern läßt sich die Augenfibel genau datieren. Die ganze Entwicklung hat sich in den ersten fünf Jahrzehnten unserer Zeitrechnung vollzogen. Damit ist uns ein sicherer terminus post quem gegeben. Und da sämtliche Entwicklungsstufen der Augenfibel in der Mark genau so vorkommen wie im Westen Deutschlands, so dürfte auch in der Zeitstellung kein besonders großer Unterschied vorhanden sein. In rein römischen Ländern tritt die Augenfibel nicht auf; sie ist also nicht römisch. Wenn sie in römischen Lagern gefunden wurde, so erklärt sich das daraus, daß im römischen Heere germanische Krieger in großer Zahl als Hilfstruppen Verwendung fanden.

Im Osten Deutschlands hat sich noch eine Nebenform der Augenfibel (Taf. XIV, 7) entwickelt, deren „Augen" auf dem Fuße des Bügels sitzen. Diese Form kommt in der Mark ebenfalls vor, ist aber chronologisch noch nicht so scharf zu fassen wie die Hauptform.[1])

### 4. Mäandergefäße.

Das Mäandergefäß von Buchow ist bereits besprochen worden (Abb. 237). Der Mäander auf dieser Urne besteht aus einer einfachen Linie; sie ist jederseits begleitet von einer Reihe kleiner Vierecke, die mit einem Rollstempel in den weichen Ton eingedrückt wurden.

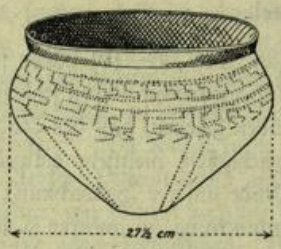



Abb. 238. Mäandergefäß von Seelow. Märk. Mus. II. 7422. 1/7.

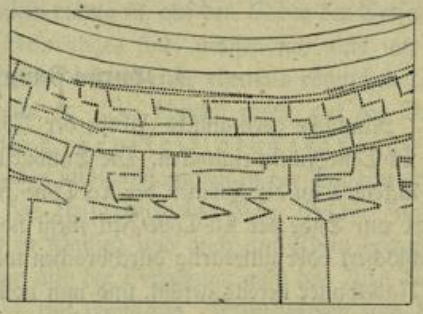


Abb. 239. Genaue Darstellung der mäanderartigen Verzierung auf dem Gefäß von Seelow.

Eine Mäanderurne enthielt auch der Fund von Seelow, im Kreise Lebus (Abb. 238, 239).



Abb. 240. Mäandergefäß von Königsberg NM. Slg. Dr. Hindenburg, Großbeeren. Zeitschr. f. Ethnol. 1908, S. 772 ff. Vgl. Taf. XV, 17 u. 18. Linienmäander.

In der Urne lagen zwei Eisenfibeln mit durchbrochenem Nadelhalter und ebenfalls ein gekrümmtes Messer. Auch dieser Fund steht dem Beginn unserer Zeitrechnung sehr nahe (Taf. XIV, 1—3).

Genau derselben Zeit wie die Mäanderurne gehört ein flaschenartiges Tongefäß an, in dem ein eisernes Sichelmesser und eine Eisenfibel mit gitterartig durchbrochenem Nadelhalter gefunden wurde (Taf. XIV, 4 u. 5).

Die Funde aus der spätesten La-Tène-Zeit und der frühesten Kaiserzeit sind also in erster Linie charakterisiert durch Fibeln mit durchbrochenem Nadelhalter und durch Mäanderverzierung. Der Nadelhalter ist bald ganz gefüllt; der Mäander kommt während der frühen und mittleren Kaiserzeit vor.[2]) Den schönsten Mäander

[1]) Kiekebusch: Einfluß d. röm. Kultur auf die germanische usw. Nebst einem Anhang: Chronologie der Augenfibel. Stuttgart, Strecker und Schröder 1908.

[2]) G. Kossinna: Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthrop. 1907, S. 165 ff.



Abb. 241. Mäandergefäß von Wilsnack, Kr. Westprignitz. Märk. Mus. II. 8883. 1/4.

Abb. 242. Mäandergefäß von Fohrde, Kr. Westhavelland. Märk. Mus. II. 9933. 1/4.

des Märkischen Museums zeigt eine Urne von Wilsnack (Abb. 241), Kr. Westprignitz.[1])

Aus der mittleren Kaiserzeit stammt die Urne von Milow, Kr. Westprignitz, in der sich Bronzefibeln mit zweilappiger Rollenkappe und einige Nadeln vorfanden. Der Mäander ist auf diesem Gefäße schon weniger sorgfältig gearbeitet. Die Urne, die Leichenbrand enthielt, ist nicht schwarz, sondern gelblich und trägt drei knopfartige Zapfen.



Abb. 243. Mäandergefäß von Milow, Kr. Westprignitz Märk. Mus. II. 6038. 1/4.



Abb. 244. Mäandergefäß von Nedlitz, Kr. Osthavelland. Märk. Mus. II. 25285. 1/2.

## B. Funde.

### 1. Die Leichenbrandurne von Karlshorst, Kr. Niederbarnim.

Die Urne von Karlshorst wurde beim Bau eines Hauses aufgefunden. Sie ist aus gelblichem, gut gebranntem Ton gefertigt. Der etwas nach außen gebogene Rand

[1]) Vgl. Voß und Stimming: Vorgesch. Altertümer aus der Mark Brandenburg 1887 Abt. V, Tafel 1—15. [Gräberfeld von Fohrde, Kr. Westhavelland.]

setzt sich nicht allzu scharf vom Halse ab. An der Schulter ziehen sich einige Rillen rings um die Urne herum. Der untere Teil ist durch fünf Gruppen von je fünf Rillen verziert, die von der Schulter zum Boden laufen. Der Henkel ist abgebrochen. Neben seiner unteren Ansatzstelle sitzen drei stumpfe, kegelförmige Zapfen. In der Urne liegen die Knochenreste, die den untersten Teil des Gefäßes füllen. Auf diesen menschlichen Überresten fand man zwei ganz gleichgeformte bronzene Gewandnadeln. Beide sind ausgezeichnet erhalten. Es sind Kniefibeln, die dem zweiten und allenfalls dem Anfange des 3. Jahrhunderts angehören und auf westgermanischen Friedhöfen vorkommen (Taf. XV, 1 u. XIV, 14).

## 2. Der Fund von Damme.[1])

Auf einer flachen Anhöhe in der Nähe des Gutes Damme im Kreise Prenzlau wurde ein Grab mit römischen Importstücken gefunden, das etwa 2½ m tief in den Lehm gegraben und mit Sand gefüllt war. In diesem Grabe stand neben einigen anderen Tongefäßen eine prächtige hochrote Terrasigillataschale (Abb. 245). Die Mündung ist von einem Randwulst umgeben. Während der obere Teil nicht verziert ist, zieht sich

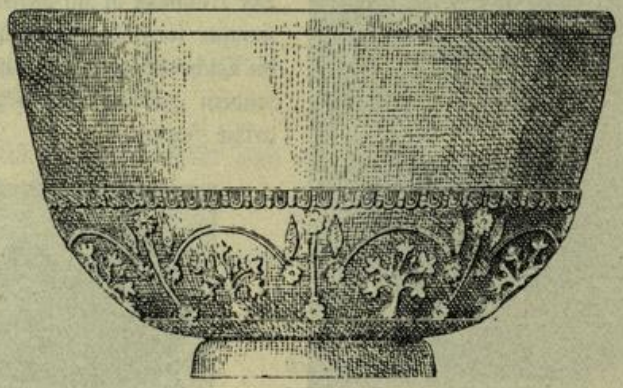
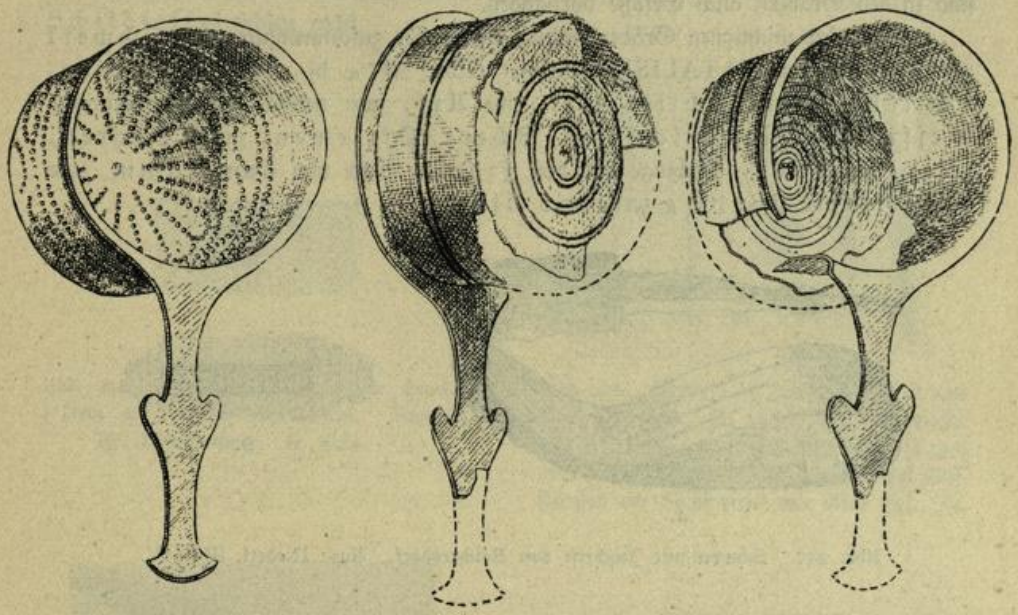


Abb. 245.

um den mittleren ein Eierstab. Unter ihm ist der Raum durch Säulen und Halbbogen, die in Rosetten endigen, in mehrere Felder geteilt. Jede der Nischen unter den Halbbogen ist mit einem Baum ausgefüllt, und die Ecke zwischen Halbbogen und Säule trägt ein Blattornament. Auch eine Schöpfkelle mit langem Stiel und konzentrischen Kreisen am Boden und ein dazugehöriges Sieb, dessen Stiel in der Mitte ähnliche Fortsätze hat wie der Stiel des Schöpfgefäßes, lagen in dem Grabe (Abb. 246).

[1]) Mitt. d. Uckermärk. Mus. u. Gesch.-Ver. 1, S. 49ff. Daraus Abb. 245 u. 246. — Brandenburgia X, S. 312ff. — E. Blume: Verzeichnis der Sammlung in Prenzlau 1909, S. 57. — Zeitschr. f. Ethnol. 1905, S. 396, 405. — Über einen anderen Fund mit röm. Import vgl. Bietikow, Kr. Prenzlau. Nachrichten usw. 1890, S. 39 [Bronzeeimer, Sieb, Glas].

Außerdem wurden noch 40—50 teils grünlichblaue teils weiße Spielsteinchen aus Glas in dem Grabe gefunden, die oben gewölbt und unten flach waren und einen Durchmesser von 21 bis 26 mm hatten. Zwei silberne Fibeln und eine silberne Riemenschlaufe mit rechteckiger Kappe vervollständigen den Fund.



a. b. c.

Abb. 246.

### 3. Das Gräberfeld von Sadersdorf, Kr. Guben.

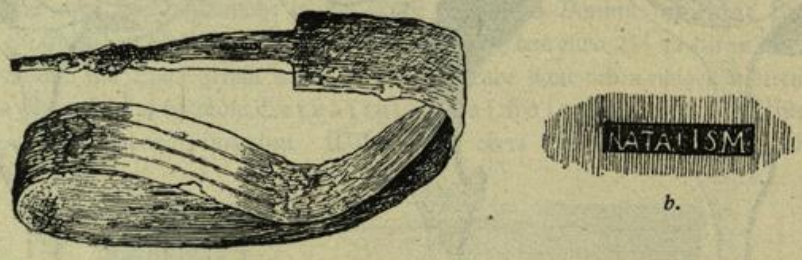
Das Gräberfeld von Sadersdorf ist eines der größten und am besten untersuchten kaiserzeitlichen Gräberfelder der Mark. Zwar war auch hier schon manches Grab, ja mancher Teil des Friedhofes zerstört, der Forstkultur oder elendester Raubgräberei zum Opfer gefallen, ehe sich Professor H. Jentsch in Guben dieser Fundstätte annehmen konnte. Der äußerst gewissenhafte Forscher hat dann noch im ganzen etwa 70 Gräber untersucht und ausführlich beschrieben. [Eine Reihe dieser Gräber gehört der La-Tène-Zeit an und hat ebenfalls interessante Funde ergeben.] Die Toten waren bei Sadersdorf größtenteils in Brandgruben bestattet worden. Die Funde von Sadersdorf könnten beinahe allein ein Bild der äußeren Kultur während der Kaiserzeit geben.[1])

[1]) Niederlaus. Mitt. IV, S. 1—98.

### 4. Das Gräberfeld von Reichersdorf, Kr. Guben.

Die Gräber bei Reichersdorf[1]) sind in der Regel ebenfalls Brandgruben ohne Steinsetzung und ohne Tongefäße, von ½ bis ¾ m Durchmesser und einer Tiefe von fast 1 m. Die Knochenreste mit den Beigaben sind wahrscheinlich in einem Behälter aus Holz, Leder oder einem sonstigen leicht vergänglichen Material beigesetzt worden. Zuweilen sind in den Gräbern auch Gefäße vorhanden.

Eines der wichtigsten Gräber enthielt ein großes zusammengebogenes Schwert mit dem Stempel NATALISM (anibus) (Abb. 247 a, b), eine Speerspitze, Schildbuckel und Schildfessel, eine Axt, zwei gerade und zwei krumme Messer, zwei Messerschärfer, Schere, Pfriemen, zwei Sporen, zwei Schnallen, Beschläge und drei Fibeln, Reste von einem Kamm, eine Pinzette und etwa 100 g zerflossenes Glas.




a. b.

Abb. 247. Schwert mit Inschrift von Reichersdorf. Aus: Niederl. Mitt. IV.

### 5. Das Gräberfeld von Wilhelmsau, Kr. Niederbarnim.[2])

In der Nähe des Vorwerks Wilhelmsau, das zum Rittergute Rüdersdorf gehört, lag auf einer halbinselartigen bis zum Spreetal sich erstreckenden Erhebung ein umfangreiches Gräberfeld. Die einzelnen Gräber waren kesselförmige Gruben von 25 bis 40 cm Tiefe. In den Gruben fand man den Leichenbrand ohne jede schützende Hülle. Vielleicht war er auch hier in einer aus vergänglichem Material hergestellten Umhüllung beigesetzt, die längst vergangen ist. Außer den Leichenbrandresten enthielten die „Brandgrubengräber" allerlei Beigaben aus Ton, Metall oder Glas. Alle diese Altertümer waren so starkem Brande ausgesetzt, daß die Tongefäße zum Teil vollkommen verschlackt sind.

Die Gräber von Wilhelmsau sind reich an Metallbeigaben jeder Art. Unter den Tongefäßen hat man auch ein provinzialrömisches Terrasigillata-gefäß mit Reliefverzierung gefunden. Wie die meisten Stücke, so war auch dieses stark vom Brande mitgenommen. Es ist ein sicheres Importstück aus der römischen Provinz.

---

[1]) Niederlaus. Mitt. IV, S. 110ff. Daselbst weitere Literaturangabe.

[2]) H. Busse: Zeitschr. f. Ethnol. 1905, S. 569ff. — E. Friedel: Korrespondenzbl. d. Gesamtvereins der deutsch. Geschichts- u. Altertumsvereine 1888, S. 1ff.

Auf römischen Einfluß sind auch die Schlüssel zurückzuführen, die wir in der in Wilhelmsau, Berlitt, Rampitz und vielen anderen Orten auftretenden Form in römischen Kastellen überaus zahlreich antreffen.

Schildbuckelnägel, Messer, Scheren, Lanzenspitzen, Spinnwirtel und Perlen sind ebenfalls recht häufig. In einem Grabe lagen nicht weniger als sieben kleine Eimerchen. Auch Schildbuckel und die dazu gehörige Schildfessel fehlen nicht.



Abb. 248. Knopfsporn mit dickem Stachel. 1 Arm mit Knopf abgebrochen. Rampitz, Kr. Weststernberg. II. 9834. 1/5.

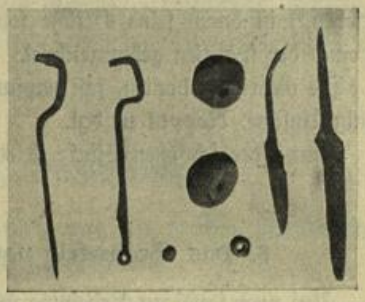


Abb. 249. Schlüssel II. 15214/15; grüne und blaue Glasperle [II. 15217/16]; Eisenmesser [II. 15189/90] und 2 Spinnwirtel [II. 15198] von Wilhelmsau, Kr. Niederbarnim. Märk. Mus. [Messer und Spinnwirtel aus Grab 14]. 1/6.

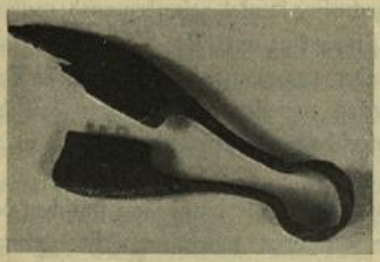


Abb. 250. Schere aus Eisen. Wilhelmsau, Kr. Niederbarnim. Märk. Mus. II. 15137. 1/5.



Abb. 251. Chirurgisches Besteck [Messer, Schere usw. an einem Ringe]. Rampitz, Kr. Weststernberg. Märk. Mus. II. 9991. 1/2.

## 6. Funde von Berlitt, Kr. Ostprignitz. (Taf. XV, 1—23.)

In der Nähe des Dorfes Berlitt liegt eine Sandgrube, die auf einem Friedhofe der späteren Kaiserzeit angelegt worden ist. Die ausgezeichneten Funde, welche das Märkische Museum von dieser Stelle besitzt, lassen erkennen, wie reich das Totenfeld ausgestattet gewesen sein muß. Leider hat auch hier die planmäßige Untersuchung gefehlt. Die wichtigsten Stücke sind Zufallsfunde und wurden ohne jeden Fundbericht ein-

geliefert. Aus einem einzigen Grabe kennen wir die zusammengehörigen Funde.[1]) Von diesem Gräberfelde besitzt das Märkische Museum ein zu einem Klumpen zusammengerostetes Kettenhemd (Ringbrünne).

### 7. Das Gräberfeld von Butzow. (Taf. XV, 11—16.)

Das Gräberfeld von Butzow, ebenfalls von Voß und Stimming eingehend beschrieben,[2]) ist durch seine Gefäße sowohl wie durch die zahlreich auftretenden Fibeln als eines der spätesten gekennzeichnet. Es gehört schon mehr der Völkerwanderungszeit an. Die niedrigen, breiten, fast napfartigen Gefäße sind nur selten verziert, tragen aber häufig Ansätze, Noppen u. dgl.

Eines der schönsten Stücke ist eine große, wuchtige Eisenart.

### 8. Das Gräberfeld von Dahlhausen, Kr. Ostprignitz.[3])

Auf einer sandigen Erhebung westlich von Dahlhausen wurde Anfang der neunziger Jahre ein Friedhof aus der späten Kaiserzeit aufgedeckt, der mehr als 100 Gräber enthielt. Die Funde besitzt zum größten Teil das Königliche Museum für Völkerkunde in Berlin. Die Urnen standen in Flachgräbern und waren ohne Steinschutz beigesetzt. Die Tongefäße haben nie einen Deckel; auch kommen keine Beigefäße vor. Die Formen sind meist einfach; am häufigsten tritt die weitrandige Schalenurne auf. Während sie auf den meisten Gräberfeldern der späten Kaiserzeit ohne Henkel gefunden wird, weist sie in Dahlhausen die so eigenartig geformten Knopfhenkel auf. Der Ton ist meist gut geschlemmt, und die Gefäße sind meist schwärzlich oder gar glänzend schwarz. Die Verzierungen sind einfach, etwas nachlässig und bedecken zuweilen einen großen Teil der Urne. Auch diese Gefäße sind noch ohne Töpferscheibe hergestellt worden, also in freier Hand geformt.

In allen Urnen befand sich natürlich Leichenbrand. Sehr häufig lag zwischen den Knochen Räucherharz. Aber auch andere Beigaben treten in nicht geringer Zahl auf.

Die in Dahlhausen so oft vertretene Fibel mit hohem Nadelhalter ist für die späte Kaiserzeit geradezu typisch. Neben ihr erscheinen noch einige andere Formen, die für die ethnologischen Beziehungen und die Kulturzusammenhänge nicht ohne Bedeutung sind.[4]) Fast alle Fibeln sind aus Bronze, nur wenige aus Eisen gefertigt. An Knochengeräten fand sich nur eine Nadel mit scharf profiliertem Kopf. Waffen kommen fast gar nicht vor und zwar weder Schutz- noch Trutzwaffen. Nur ein

[1]) Dieses Grab ist von O. Monke gehoben worden.

[2]) Voß u. Stimming, Vorgesch. Altertümer aus der Mark Brandenburg. 1887, Abt. VI, Taf. 1—7.

[3]) M. Weigel: Das Gräberfeld von Dahlhausen. Archiv f. Anthr. XXII, S. 219 ff. — P. Quente: Prähistor. Zeitschr. III, 1911, S. 156 ff.

[4]) B. Salin: Die altgerman. Tierornamentik.

kleiner Schildbuckelnagel erinnert an Kriegsgerät, allenfalls noch ein Paar allerdings recht interessanter Sporen[1]) und eine Miniaturaxt. Häufiger waren eiserne Messer in den Urnen enthalten. Schnallen und Riemenzungen sind ebenfalls nicht selten. In einem Grabe fand man vier eiserne Pfeilspitzen. Als Anhänger dienten die kleinen eisernen Eimerchen, die ja auf allen spätkaiserzeitlichen Gräberfeldern angetroffen werden. Das Bruchstück einer eisernen Kette zeigt, daß die Enden der Ringe zum Teil zusammengenietet sind. Als Schmuckstücke haben einige hellblaue oder bunte Glasperlen gedient. Neuerdings wurden auf dem Friedhofe von Dahlhausen zwei Perlen mit Gesichtsverzierungen gefunden.

## C. Ansiedlung, Handel, Bevölkerung.

### 1. Der Grundriß eines germanischen Hauses aus der späten Kaiserzeit bei Paulinenaue, Kr. Westhavelland.

Auf dem Acker des dem Herrn v. Knoblauch gehörigen Rittergutes Paulinenaue gelang es mir (im Oktober 1911), innerhalb einer größeren Siedlung den Grundriß eines germanischen Hauses aus der späten Kaiserzeit aufzudecken. Das Haus stand — wie die Häuser von Buch — auf Pfosten und enthielt ebenfalls zwei Räume, den Hauptraum und die Vorhalle. Innerhalb des Hauptraumes lag auch hier der Herd, auf dem noch einige vom Brande geschwärzte Steine, vor allem aber zahlreiche Tierknochen und Gefäßreste zu finden waren. In der Grube neben dem Herde wurde außer mehreren Unterkiefern vom Schwein und einigen Rinderknochen das beinahe vollständige Knochengerüst eines Hundes[2]) gefunden. Auf dem Herde fanden sich einige Gefäßreste, die das Haus der späten Kaiserzeit zuweisen. Ein Scherben, der in jeder Beziehung an die Grabgefäße von Butzow usw. erinnert und gerade auf der Grenze des Herdes und der Herdgrube lag, würde allein schon zur sicheren Zeitbestimmung genügen. Der Fund ist von hervorragender Bedeutung, weil er nun endgültig den Beweis dafür liefert, daß auch die Germanen, und zwar sogar noch während der späten Kaiserzeit, den Pfostenbau anwandten.[3])

### 2. Der Handelsweg während der Kaiserzeit.[4])

Eine ganze Reihe hervorragender Funde enthalten — wie wir gesehen haben — einzelne Altertümer, namentlich Terrasigillatagefäße, Bronzekessel,

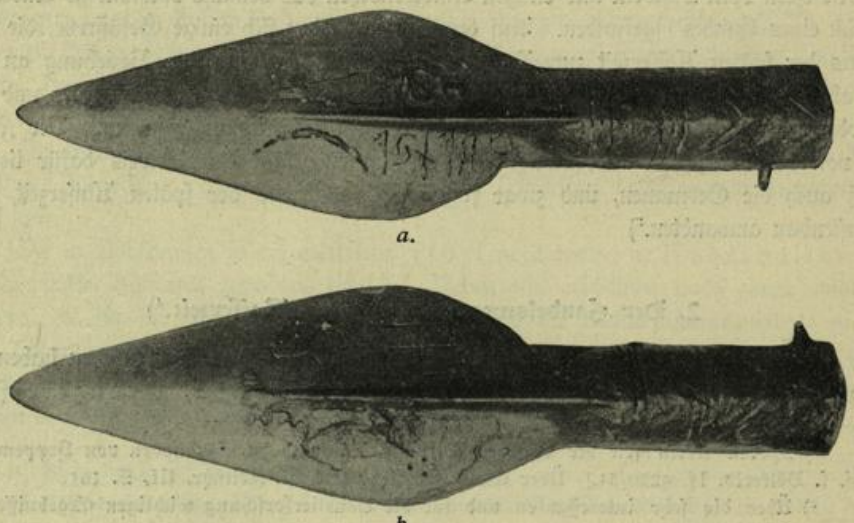
[1]) Sporen treten seit der La-Tène-Zeit auf. [Knopfsporn, Stuhlsporn von Hoppenrade, Mus. f. Völkerkd. If. 4220/31.] Über Eimerchen siehe Prähist. Zeitschr. III, S. 161.

[2]) Über die sehr interessanten und für die Haustierforschung wichtigen Ergebnisse der Knochenuntersuchungen wird Dr. Hilzheimer-Stuttgart in der Prähist. Zeitschr. III berichten.

[3]) Diese Tatsache wird bestätigt durch Beobachtungen des Herrn Bersu in der Nähe von Frankfurt a. O. Der Fund von Paulinenaue wird veröffentlicht in der Prähist. Zeitschr. III.

[4]) Lissauer: Zeitschr. f. Ethnol. 1905, S. 591 ff.

Kasserolen und Siebe, die zweifellos nicht im Lande gefertigt wurden. Sie entstammen vielmehr der in Westdeutschland mit den Germanen in Berührung gekommenen römischen Provinzialkultur. Das Ursprungsland dieser Gefäße war also Gallien, allenfalls die römische Provinz „Germania". Der Handel zog sich den Rhein hinab, führte die gallisch-römische Ware auf dem Seewege durch die Nord- und Ostsee an die deutsche Küste und drang von hier aus ins Innere Germaniens vor. So kamen Terrasigillata- und Bronzegefäße und mit ihnen römische Kaisermünzen ins märkische Land. Auch von Süden herauf hat der römische Kaufmann seit den Markomannenkriegen sicher Zugang gefunden. Die römische Kultur wirkte in zwiefacher Hinsicht auf die germanische der mittleren und späteren Kaiserzeit ein. Sie brachte provinzialrömische Waren in die Mark und beeinflußte germanische Kultur insofern, als sie alte Formen umgestaltete. Das geschah zu einer Zeit, als die Sonne der römischen Weltherrschaft schon im Sinken war. Mit der zunehmenden Schwäche der römischen Kaiser erstarkte die Volkskraft der Germanen mehr und mehr. Durch den Vorstoß der Hunnen von Osten her kam Bewegung in die Massen. Die germanischen Grenzvölker sprengten die Einfallstore in römisches Gebiet, überschritten den Limes, rückten weiter nach Süden vor, und hinter ihnen her flutete die ungeheure Masse der germanischen Völker aus dem Herzen Deutschlands dem sonnigen Süden zu. Auch die Mark wurde im Strudel dieser Völkerwanderung entvölkert und ist seit dem vierten oder fünften Jahrhundert nach Christi Geburt nur schwach besiedelt. Zerstreute Reste müssen in ihren alten Wohnsitzen geblieben sein. Sie wurden später eine Beute der nachdrängenden Slawen, wurden von diesen unterworfen und haben sich mit ihnen vermischt.



*a.*



*b.*

Abb. 252. Runenlanze von Müncheberg, Kr. Lebus. Mus. in Müncheberg.
Die Runenschrift [Ran(i)n̄ga] wird als Personenname gedeutet.
Späte Kaiserzeit.

### 3. Die Bevölkerung der Mark während der Kaiserzeit.

Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß die Mark Brandenburg während der Kaiserzeit ausschließlich von Germanen bewohnt war. Schon auf der Weltkarte des Agrippa,[1]) die etwa aus der Zeit um Christi Geburt herrührt, liegt unsere Landschaft fast genau in der Mitte des germanischen Gebietes, das bereits damals von der Weichsel, der Donau und dem Rheine begrenzt wurde und im Norden bis nach Skandinavien hin reichte. Schon in ältester Zeit lassen sich bei den Germanen zwei Gruppen unterscheiden, die in Tracht, Charakter, Religion, Sprache und Kultur voneinander abweichen. Auch den römischen Schriftstellern ist dieser Unterschied zwischen West- und Ostgermanen nicht entgangen, und die neuere Forschung hat die tiefgreifenden Unterscheidungsmerkmale in jeder Beziehung bestätigt gefunden.[2]) Ptolemäus (180 n. Chr.) gibt als Grenze zwischen Ost- und Westgermanen die Oder an.

Unsere Mark wurde im Westen also von Westgermanen und im Osten von Ostgermanen bewohnt. In der Altmark saßen bis zur Elbe hin, auch noch darüber hinaus im westlichen Teile der Prignitz, die Langobarden, während sonst der ganze Westen der heutigen Mark von Semnonen besetzt war. Diese Semnonen hielten sich nicht nur selbst für einen der ältesten und edelsten germanischen Stämme, sie standen vielmehr in der Tat in Germanien in höchstem Ansehen. Ihr Land barg den heiligen Hain der herminonischen Stämme, den niemand ungefesselt betreten durfte. Wo dieser Hain lag, läßt sich nicht bestimmen; er ist z. B. bei Burg im Spreewalde, im Blumenthal bei Strausberg, auf den Müggelbergen bei Cöpenick gesucht worden.[3]) Im östlichen Teile der Mark wohnten die Ostgermanen, die wandilischen Silingen, die Burgunden und zuletzt auch noch ihre Bedränger, die Goten.

Dieselben Gegensätze zwischen Ost- und Westgermanen, wie sie uns von römischen Schriftstellern bezeugt werden, kommen nun auch in den archäologischen Funden zutage. Kossinna hat es unternommen,[4]) die in den Funden hervortretenden Eigenheiten ethnologisch zu deuten. Nach Kossinas Ansicht gehört der nordwestliche Teil der Mark Brandenburg während der jüngeren Stein- und der ältesten Bronzezeit zur alten Heimat der Nord-Indogermanen. Der Süden und Südosten war damals schwach bewohnt. Von der zweiten Periode der Bronzezeit ab wird das Land westlich und nördlich einer Linie, die von Schwedt a. d. O. über Eberswalde, Berlin, Potsdam westlich zur Elbe hinzieht, von Germanen besiedelt. Die Neumark, die Lausitz und den Süden dagegen nimmt einer der thrakischen Stämme in Besitz, der erst um 500 v. Chr. Geb. von den nach Westen

[1]) Müllenhoff: Deutsche Altertumskunde III, 212 ff.

[2]) O. Pniower: Die Bevölkerung Brandenburgs vor der slawischen Zeit. Archiv der Brandenburgia III, 1897, S. 94 ff.

[3]) H. Jentsch: Die prähist. Altertümer aus dem Stadt- und Landkreise Guben 1885, S. 12.

[4]) G. Kossinna: Die verzierten Lanzenspitzen als Kennzeichen der Ostgermanen. Zeitschr. f. Ethnol. 1905, S. 369 ff. — Derselbe: Die Herkunft der Germanen. Mannusbibliothek, Heft 6, 1911.

vordringenden Ostgermanen verdrängt wird. Die ostgermanischen Stämme der Wandilier, Burgunden und Goten lassen sich durch ihre Kultur sowohl untereinander als auch von den westgermanischen Stämmen unterscheiden. Während der Früh- und Mittel-La-Tène-Zeit reicht die Ostgrenze der Westgermanen bis in die Lausitz hinein und zwar bis in die Kreise Calau und Luckau; weiter nördlich bilden die Gräberfelder von Rudow und Ragow im Kreise Teltow die Grenze, während in der Neumark sogar noch das rechte Oderufer von Westgermanen besetzt ist. In der Mittel- und Spät-La-Tène-Zeit rücken jedoch die Ostgermanen bis an die Oder heran. Die wandilischen Stämme gehen in der Spät-La-Tène-Zeit die Oder aufwärts bis zur Neiße[1]) und überschreiten sogar die Oder, während der östliche Teil der Niederlausitz verödet bleibt. Die Grenzen zwischen West- und Ostgermanen verschieben sich naturgemäß. Im 1. Jahrhundert n. Chr. ist das rechte Oderufer noch von Westgermanen besetzt. War die östliche Neumark bis jetzt wenig besiedelt, so dringen im 3. und 4. Jahrhundert die ostgermanischen Burgunder mit ihren Brandgrubengräbern weit über die Oder vor.

Auch aus der Lausitz ziehen sich die Westgermanen zurück, und während der späten Kaiserzeit sind die Kreise Calau und Luckau bereits in den Händen der Ostgermanen. Zwischen beiden Gruppen liegt ein breiter, öder Gürtel (die Uckermark und das Ruppiner Land sind fast leer), und erst im äußersten Westen der Mark finden sich westgermanische Gräberfelder.

Kossinnas Schlüsse sind für die Lösung der schwierigsten Probleme, ja für die ganze Stellung der Prähistorie den anderen Wissenschaften, z. B. der Geschichte gegenüber, von so weittragender Bedeutung, daß man diesen Auseinandersetzungen mit großer Vorsicht gegenübersteht. Historiker und Germanisten haben von ihnen fast überhaupt noch nicht Notiz genommen, aber auch in den Kreisen der Fachgenossen werden Kossinnas Ansichten teilweise einfach abgelehnt teilweise mit allergrößter Zurückhaltung betrachtet. Die Gründe für diese Stellung der Forscher sind mannigfaltig. Sie liegen sowohl in der Arbeitsweise Kossinnas als auch in der Natur des archäologischen Materials. Ganz ausschalten müssen wir hier natürlich diejenigen Forscher, die sich nicht der Mühe unterziehen können oder unterziehen wollen, sich die für eine gerechte Beurteilung unbedingt nötigen wissenschaftlichen Grundlagen anzueignen. Kossinna selbst aber hat bisher noch nicht im Zusammenhange mit der nötigen Ausführlichkeit seine Ansichten veröffentlicht und ist uns die versprochenen Darstellungen noch schuldig geblieben.[2])

Wo er aber einigermaßen eingehende Erörterungen veröffentlicht hat, da gab er fast immer nur seine Schlüsse und nicht auch das Material, aus dem sich diese Schlüsse ziehen lassen. Selbst wenn ein Forscher voraussetzen darf, daß jeder Fachgenosse sein Material einigermaßen kennt, so hat er doch die Pflicht, die zum Beweise seiner Hypothesen notwendigen Grundlagen heranzuziehen, ganz be-

[1]) K. Zeuß: Die Deutschen und die Nachbarstämme.

[2]) Vgl. Zeitschr. f. Ethnol. 1905, S. 407.

sonders ist das aber notwendig, wenn das Material durch fast unzählige Sammlungen und Zeitschriften zerstreut ist.

Die Nachprüfung einer Kossinnaschen Arbeit würde mindestens gerade so viel Zeit erfordern, wie der Verfasser selber nötig gehabt hat, um zu seinen Schlüssen zu gelangen; Arbeitsteilung ist doch aber wohl ein Grundprinzip der Wissenschaft.

Der empfindlichste, im Material selber liegende Mangel besteht darin, daß natürlich nicht alles, was die Bevölkerung in vorgeschichtlicher Zeit besaß, auf uns gekommen ist und daß selbst das, was erhalten blieb, noch bei weitem nicht alles gehoben wurde. Aus Wohnstätten, die für unsere Anschauungen über das Leben der Vorzeit und für die Beurteilung der Bevölkerungsdichtigkeit eines Landes in einer bestimmten Zeit am wichtigsten sind, wissen wir noch recht wenig. Aber auch die Gräber sind durchaus noch nicht in allen Land-



Abb. 253. Eisenaxt. 1/5. Märk. Mus. II. 6045. Vetschau, Kr. Calau. Späte Kaiserzeit.



Abb. 254. Eiserne Axt mit Silbereinlage. Das verzogene Bild eines gehörnten Tieres oder eines Hirsches zeigt noch Spuren von Goldglanz. Gubener Progr. 1885 S. 26. Späte Kaiserzeit.

schaften gleichmäßig eingehend erforscht, so daß unsere Kenntnis der einzelnen Gegenden nicht selten abhängig ist von dem zufälligen Umstande, ob genügend interessierte Lokalforscher vorhanden waren oder nicht. Und das in Museen und Sammlungen aufgespeicherte Material ist nicht einmal immer zuverlässig; es muß in jedem Falle auf die Art seiner Hebung hin genau untersucht werden. Wenn man nur den Fundort in Frage zieht, geht man noch einigermaßen sicher, bei den sonstigen Fundverhältnissen wird die Schwierigkeit schon bei weitem größer, und es ist da für den einzelnen fast unmöglich, das gesamte Material auf seine Zuverlässigkeit hin zu prüfen.

Die Schwierigkeit der Prüfung und die Unvollständigkeit des Materials machen jeden Forscher abhängig von dem jeweiligen Stande der allgemeinen Vorgeschichtsforschung und den Fortschritten der Ausgrabungstätigkeit. So hat Kossinna sich gezwungen gesehen, seine Ansichten namentlich über die ethnologischen Zusammenhänge der ältesten Zeiten mehrfach zu wechseln. Das hat natürlich nicht gerade das Vertrauen

zu seinen Hypothesen gefestigt und seinen Gegnern die schärfsten Waffen in die Hände gegeben.[1])

Bei aller Einschränkung und Vorsicht, die hier in der Tat geboten erscheint, muß man aber auch gerecht sein. Die Schlüsse brauchen noch nicht immer endgültig richtig zu sein. Hier und da wird noch manches genauer begründet und gewiß auch korrigiert werden müssen. *Die Methode aber ist unbedingt richtig.* Sie allein kann uns weiterführen, wenn sie sich stützt auf sorgfältig gesichtetes Material und systematisch durchgeführte Ausgrabungen.

Über Kossinnas Theorien bezüglich der indogermanischen Wanderungen und der Lausitzer Kultur ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Ob sich seine Ansichten über die Herkunft und die Stämme der Ostgermanen bewähren, läßt sich erst sagen, wenn er sein gesamtes Material veröffentlicht haben wird. *Der Gegensatz zwischen Ost- und Westgermanen ist vorhanden.* Mögen sich durch neue Funde die Grenzen hier und da noch verschieben lassen, im wesentlichen wird vermutlich das Bild dasselbe bleiben. Die Forscher aber, die sich noch ganz ablehnend verhalten — Historiker, Germanisten und auch Prähistoriker — seien daran erinnert, daß ja schließlich alle Wissenschaften mit ähnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben wie die Vorgeschichte, daß wir in der Chronologie aber schon einigermaßen sicher sind und daß es sich bei jedem Fortschritt wesentlich darum handelt, *den neuen Problemen mit der richtigen Methode zu Leibe zu gehen.*

### 4. Fibel und Brakteat von Rosenthal bei Berlin.

Einer der spätesten Funde aus der vorwendischen Zeit ist zugleich einer der interessantesten. Auf der Feldmark des Dorfes Rosenthal[2]) waren gelegentlich der Planierungsarbeiten zur Anlage eines Rieselfeldes einige menschliche Gerippe gefunden worden. Leider ist der Fundbericht so unklar, daß sich unmöglich daraus bestimmte Schlüsse ziehen lassen. Eine Fibel und ein Brakteat sollen in der Brustgegend des einen Skeletts gelegen haben. Die Fibel erinnert in jeder Beziehung an die zur Merowingerzeit in Westdeutschland häufig auftretenden Gewandnadeln. Es ist eine vergoldete Silberfibel mit einer Eisennadel. Die Oberfläche des Bügels ist mit tiefen Ornamenten versehen, und der Fuß trägt zwei kreisförmige Vertiefungen, die früher wahrscheinlich mit Almandinen ausgelegt waren.



Abb. 255. Brakteat und Fibel von Rosenthal, Kr. Niederbarnim. Märk. Mus. II. 17756/57. 2/3.

[1]) S. Feist: Europa im Lichte der Vorgeschichte usw. — Quellen und Forschungen zur alten Gesch. und Geogr.; herausgegeben v. W. Sieglin. Heft 19, S. 28.

[2]) Zeitschr. f. Ethnol. XXII, S. (518 ff.).

Der Brakteat[1]) ist eine einseitig geprägte Goldmünze, die in Anlehnung an römische Vorbilder entstanden ist und, wie die Öse beweist, als Schmuckstück um den Hals getragen wurde. Die Zeichen sind nicht mehr zu deuten. Der Rand des Brakteaten ist durch einen geperlten Ring verstärkt (Abb. 255).

[1]) B. Salin: Altgermanische Tierornamentik. S. 216. — O. Montelius: Kulturgeschichte Schwedens.



Abb. 256. Fränkische Axt. Eisen. Lehnitz bei Oranienburg, Kr. Niederbarnim. Märk. Mus. II. 23046. 1/2. Der Stiel ist nicht gefunden worden.



Abb. 257. Wikingerschwert. Eisen. Oderberg, Kr. Angermünde. Märk. Mus. IV. 999. 1/3. Von der Holzscheide sind Reste erhalten.

# VI. Die Wendenzeit (6.—12. Jahrh. n. Chr.).

## 1. Einrücken der Slawen.

Die Abwanderung der Germanen aus dem östlichen Deutschland während der Stürme der großen Völkerbewegung im fünften und sechsten Jahrhundert hatte zur Folge, daß von Osten her slawische Stämme aus ihren früheren Sitzen im südwestlichen Rußland nachrückten und das ganze Gebiet bis zur Elbe, ja zum Teil noch darüber hinaus in Besitz nahmen. Ganz menschenleer fanden die Wenden unsere Mark allerdings nicht. Hier und da müssen nicht unerhebliche Reste der germanischen Bevölkerung zurückgeblieben sein; im anderen Falle hätten mündliche Überlieferungen wie die Sage vom Königsgrabe von Seddin nicht über den Bevölkerungswechsel hinweg so treu im Gedächtnis der Umwohner haften können. Auch die so zahlreichen germanischen Ortsbezeichnungen aus vorslawischer Zeit wären nicht zu erklären. Immerhin waren die zurückgebliebenen Germanen nicht stark genug, um der wendischen Überflutung erfolgreich Widerstand leisten zu können. Um welche Zeit und auf welche Weise die Wenden von der Mark Besitz ergriffen, läßt sich nicht genau sagen. In den Gesichtskreis der deutschen Geschichtschreiber treten die Slawen erst zur Zeit der Sachsenkriege. Selbst, was wir von den Schriftstellern des zehnten bis zwölften Jahrhunderts hören, ist so lückenhaft, daß es unmöglich ist, sich ein klares Bild vom Leben und von der Kultur der Wenden zu machen. Die geistlichen Schriftsteller des Mittelalters betrachten die slawischen Heiden überdies von einem so einseitigen Standpunkte aus, daß wir heute schwer unterscheiden können, was wir für wahr und was wir für mönchische Übertreibung halten müssen.

Während der Sachsenkriege finden wir die Wenden bereits in so festen Sitzen, daß ihre Einwanderung schon längere Zeit vorher erfolgt sein muß.

## 2. Die Kultur der Wenden.

Leider wird das lückenhafte Bild, das uns die Schriftsteller von der wendischen Kultur geben, noch bei weitem nicht in vollem Maße durch die Funde ergänzt. Am wenigsten verraten uns die bisherigen Altertümer über die ersten Jahrhunderte der slawischen Besiedlung. Mag sein, daß das Land in jener Frühzeit schwach bevölkert war, mag sein auch, daß die damaligen Sitten, z. B. die Grabgebräuche, der Erhaltung wendischer Altertümer nicht günstig waren — der Hauptgrund unserer mangelhaften Kenntnis liegt doch in dem Tiefstand der Forschung auf diesem Gebiete. Hier genügt es wirklich nicht, daß man die zufällig einmal zutage geförderten Gefäße aus der Wenden-

zeit aufhebt oder im Vorübergehen wendische Scherben sammelt. Die über die ganze Mark zerstreuten Burgwälle, von denen alljährlich eine ganze Reihe durch den Ackerbau gefährdet oder gar zerstört wird, müssen als Denkmäler der Vorzeit gesetzlich geschützt und, wenn sie nicht länger zu erhalten sind, systematisch untersucht werden. Was mit sachgemäßer Forschung zu erreichen ist, das hat die erste gründliche Untersuchung eines märkischen Burgwalls, die der Römerschanze bei Potsdam, bewiesen.[1])



Abb. 258. Karolingisches Gefäß von Criewen bei Schwedt a. O. Mitt. d. Uckerm. Mus. u. Gesch.-Ver. I.

Alles, was wir von der wendischen Kultur wissen und kennen, trägt den Stempel der Armseligkeit an der Stirn und zeugt nur dafür, wie jäh der Absturz von der germanischen Kultur der Völkerwanderung zur wendischen herab gewesen ist. Wertvolles haben die Wenden aus der östlichen Heimat kaum mitgebracht, und auch die Berührung mit den Kulturländern des Westens und des Ostens haben keinen Aufschwung veranlaßt, wenn auch einige Erinnerungen an diese Beziehungen nicht ganz zu verkennen sind. Schönheitssinn kann kaum vorhanden gewesen sein. Wer den Gegensatz zu früheren Zeiten recht erkennen will, vergleiche nur einmal die wendischen Töpfe mit den germanischen Mäandergefäßen, mit den Buckelgefäßen der Lausitzer Kultur oder mit den um mindestens drei Jahrtausende älteren Gefäßen aus der Steinzeit. Bronze fehlt fast ganz; dagegen treten Knochengeräte wieder in großer Fülle auf. Nach den Berichten der mittelalterlichen Schriftsteller sollen die Wenden auf dem Gebiete der Holzschnitzerei etwas geleistet haben.[2]) Davon ist naturgemäß wenig erhalten. Was wir aber besitzen, flößt uns nicht gerade besondere Hochachtung ein. Ob aber die Kulturgüter der Wenden schön waren oder nicht, ist schließlich Nebensache. Die Wissenschaft hat die Aufgabe festzustellen, welche Typen und Formen den Wenden bekannt gewesen sind (Taf. XVII).



Abb. 259. Wendischer Scherben mit senkrecht laufender Wellenlinie. Aus einem Grundriß der slawischen Ansiedlung bei Hasenfelde, Kr. Lebus. Märk. Mus. 13/15.

[1]) Auch auf diesem Gebiete hat in allerletzter Zeit die Forschung erfolgreich eingesetzt. Während der Korrektur erfahre ich von der sorgfältigen und erfolgreichen Untersuchung des Burgwalles bei Fergitz, Uckermark, durch v. d. Hagen [Mannus III, S. 75], des Burgwalles bei Lossow, Kr. Lebus durch Agahd und der alten slawischen Burg in Potsdam.

[2]) Weigel: Bildwerke aus altslawischer Zeit. Archiv f. Anthropol. XX, 1, 2. — Vgl. Das „Götzenbild" von Alt-Friesack. Mus. f. Völkerkd. Berlin.

### 3. Ein wendisches Dorf bei Hasenfelde, Kr. Lebus.

Neben der bronzezeitlichen Siedlung bei Hasenfelde[1]) liegt ein Dorf aus der frühesten Wendenzeit. Die Grundrisse der Häuser sind ganz so angelegt wie die der Häuser von Buch und des kaiserzeitlichen Hauses bei Paulinenaue. Pfostenlöcher umgrenzen den Hauptraum mit der Vorhalle, und der Herd liegt auch hier im größeren Raume. Nur der Wandbewurf scheint sich wesentlich von dem in Buch zu unterscheiden. Die wenigen bisher gefundenen Stücke weisen keine Abdrücke von Rundhölzern auf. Die Keramik erinnert in Farbe und Technik ungemein an die bei Paulinenaue gefundenen Gefäßreste; nur ist sie etwas roher, und die scharfen, schönen Profile der Kaiserzeit fehlen ganz. Vom Gebrauch der Drehscheibe ist noch keine Spur vorhanden, die Ränder zeigen gar keine oder geringe Ausbiegung, und fast alle Reste sind unverziert. Nur ein einziges Stück läßt eine einfache, senkrechte Wellenlinie erkennen (Abb. 259). — Das frühwendische Dorf bei Hasenfelde, dessen gründliche Untersuchung für das Jahr 1912 in Aussicht genommen ist, wird uns im Gegensatz und zugleich im Anschluß an die spät-kaiserliche Siedlung bei Paulinenaue Aufschluß geben über das Verhältnis der ältesten wendischen zur letzten germanischen Kultur und im Verein mit Funden auf der Römerschanze und dem Burgwall bei Riewend, dessen Erforschung nach den schönen Ergebnissen Götzes ebenfalls unbedingt nötig ist, hoffentlich bald die Lücke schließen, die in unserem Wissen über die Mitte des ersten nachchristlichen Jahrtausends noch klafft.

### 4. Die Gräber.

Von mittelalterlichen Schriftstellern wird uns erzählt, daß die Wenden während der Frühzeit ihre Toten verbrannten.[2]) Die Bestattung der Leichenbrandreste muß wohl wenig sorgfältig vorgenommen worden sein. Vielleicht wurden die Überreste der Verstorbenen meist ohne Urne oder sonstige schützende Hülle beigesetzt, so daß sie in der Erde vergangen sind. Urnenfriedhöfe aus der Wendenzeit kennen wir in der Mark überhaupt nicht, und Bestattungen in Urnen haben sich sehr vereinzelt feststellen lassen, z. B. auf dem Schloßberge bei Burg.



Abb. 260. Schläfenring vom Burgwall von Drense, Kreis Prenzlau. II. 11855. 1/2.

In späterer Zeit haben die Wenden ihre Toten bestattet, ohne sie zu verbrennen.[3]) Daß die Skelettbestattung auch hier wie bei den Germanen dem Einflusse des Christentums zuzuschreiben ist, dürfen wir vermuten. Ein unbedingt gültiger Beweis läßt sich nicht erbringen.

Die wendischen Skelettgräber enthalten gestreckte Skelette. Der wendische Charakter wird erkannt an den Beigaben. Auch diese Beigaben sind dürftig. Sie bestehen meist aus wenigen Tongefäßen und aus Schläfenringen (Abb. 260). Auch Eisenmesser und einige andere geringwertige Geräte kommen in Wendengräbern vor.

---

[1]) Prähist. Zeitschr. III, 1911, S. 287—296. Zeitschr. f. Ethnol. 1911, S. 820, Anm. 1.
[2]) Thietmar von Merseburg VII, 2.
[3]) G. Berlu: Prähist. Zeitschr. II, S. 198 ff. Ein slawisches Gräberfeld bei Frankfurt a. O.

## 5. Die Keramik.

In einer Beziehung weisen die wendischen Tongefäße im Gegensatze zu allen bisherigen keramischen Arbeiten der märkischen Vorzeit einen Fortschritt auf. Ein großer Teil von ihnen ist auf der Drehscheibe gearbeitet. Vor ihrem Einrücken in die Mark scheinen die Wenden die Töpferscheibe nicht gekannt zu haben. Wahrscheinlich verdankten sie diesen Fortschrit in der Technik ihren westlichen Nachbarn. Der Ton der wendischen Gefäße ist meist grau oder gelblichgrau, teils gut geschlemmt, teils aber auch mit Steingrus gemischt. Gebrannt wurden die Gefäße im allgemeinen sorgfältiger als in früheren Zeiten, so daß sie beim Anschlagen einen klingenden Ton ergeben.

Die Formen sind wenig reichhaltig. Fast ausschließlich finden sich Töpfe mit verhältnismäßig weiter Mündung und Schalen mit engem Bodenteil und weitem Durchmesser am Rande.



Abb. 261. Bodenverzierungen der späten Wendenzeit.
Nach dem Manuskript von Voigt.

Merkwürdig ist, daß die wendischen Tongefäße fast ausnahmslos keine Henkel haben, während doch die älteren Gefäße der märkischen Vorzeit — sowohl aus der Eisen- wie auch der Bronzezeit — häufig mit Henkeln versehen sind, und selbst die Steinzeitgefäße schon recht oft Henkel tragen. Auch der Standring, der dem Gefäß erst den sicheren Halt gibt, ist wenig bekannt (Taf. XVIII, 7).

Der Boden der jüngsten Gefäße ist häufig mit einem Stempel oder einer Marke versehen; diese Marke sollte wohl den Besitzer oder den Fabrikanten oder vielleicht beide in einer Person kennzeichnen. Die übrigen Verzierungen der wendischen Keramik sind roh und mit so geringer Sorgfalt und Geschicklichkeit eingeritzt, daß man an dieser Art der Verzierung allein schon mit unbedingter Sicherheit ein wendisches Gefäß erkennen kann. Striche, Linien und Punkte sind mehr oder weniger tief eingeritzt und zu einfachen Mustern zusammengestellt. Eines der am häufigsten auftretenden Ornamente ist die einfache oder mit einem mehrzinkigen Instrument hergestellte drei-, vier-, fünf- oder mehrfache Wellenlinie, die das Gefäß in horizontalen Gruppen umzieht oder durch Horizontal- und Vertikalbänder ein Gitter- oder Flechtwerk herstellt, das — wenig geschmackvoll — das slawische Handwerk charakterisiert und ganz allein schon den ungeheuren Abstand zwischen der Wendenkultur und den zum Teil prachtvollen Arbeiten der früheren Zeiten zu illustrieren imstande ist (Taf. XVIII).

## 6. Die Burgwälle.

Die Burgwallfrage ist eine der am häufigsten erörterten und zugleich brennendsten Fragen der märkischen Vorgeschichte.[1]) Fast über die ganze Mark sind die Burgwälle,

[1]) R. Behla: Die Rundwälle im östlichen Deutschland 1888.

„Schwedenschanzen", „Römerschanzen", „Räuberwälle" oder wie sie sonst noch von der Bevölkerung genannt werden, verbreitet, in dem einen Kreise dichter, in dem anderen weniger zahlreich vorhanden; hier mehr beachtet und sorgfältig beobachtet, dort kaum einmal genannt und vielleicht noch nie Gegenstand ernster Forschung gewesen.[1])

Eine der wichtigsten Fragen, die sich an diese Wälle knüpft, ist die nach der Zeit ihrer Benutzung. Auch hier haben sich die Tongefäßreste und die übrigen Altertümer in ihrer Bedeutung für die Chronologie bewährt. Alle Hypothesen und Vermutungen, die nicht von diesem einzig realen Boden ausgingen, hingen völlig in der Luft und haben sich als vollkommen unhaltbar erwiesen. Historische Notizen über märkische Burgwälle besitzen wir überhaupt nicht. Alles, was von strategischen oder sonstigen Gesichtspunkten aus über die Burgwälle gefabelt worden ist, hat die Forschung nicht um einen Schritt weiter gebracht. Erst seitdem man auf Tongefäße und sonstige Altertümer achtete, kam man zu greifbaren und brauchbaren Resultaten. Seitdem weiß man, daß die märkischen „Burgwälle" zum Teil schon während der Bronzezeit angelegt worden sind und zum Teil sowohl von der vorslawischen wie der slawischen Bevölkerung besetzt und besiedelt waren. Teils wurden sie erst in slawischer Zeit gegründet, nicht selten aber auch noch in späteren Jahrhunderten verwendet. Sowohl mittelalterliche Burgen und Schlösser als auch christliche Kirchen erbaute man auf alten Burgwällen.

Über die Bedeutung der slawischen Burgwälle konnte bisher keine rechte Einigung erzielt werden. Immer und immer wieder drehte sich der Streit darum, ob die Burgwälle Kultstätten, Zufluchtsplätze, Wohnanlagen oder Befestigungsbauten gewesen seien. Für die Theorie, daß die Burgwälle Opferstätten oder Tempelanlagen waren, ließ sich manches anführen. Einmal haften an der Burgwallstätte nicht selten Namen wie „Heiliges Land" oder „Opferherd". Weiter aber sprach die Tatsache, daß auf Burgwällen häufig christliche Kirchen errichtet wurden, für die auch im Mittelalter vielfach beliebte und geübte Anknüpfung an altheidnische Überlieferung. Oft sind die Anlagen verhältnismäßig klein und erscheinen als Befestigungen und auch als Zufluchtsplätze gar zu unbedeutend und zu wenig umfangreich; teilweise wären sie allein durch ihre Lage in unzugänglichen Sümpfen auch ohne Wall und Graben geradezu unangreifbar gewesen, so daß letztere — der Graben fehlt auch nicht selten — mehr als Bannkreis des geheiligten Bezirkes denn als Festungswerke gelten konnten.

Andererseits zeigt der Umstand, daß die Burgwälle fast ausschließlich an schwer zugänglichen Plätzen angelegt wurden, und daß man sie mit Wall und Graben umzog, für ihre Verwendung als Befestigungen und Zufluchtsstätten. Mit den mittelalterlichen Burgen stimmen sie insofern überein, als man auch bei ihnen Wasser- oder Sumpf- und Höhenanlagen unterscheiden muß. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben die Burgwälle wohl allen genannten Zwecken gemeinsam gedient. In erster Linie werden sie größere oder kleinere Festungen gewesen sein, die wir uns zugleich als Sitz eines Häuptlings oder Fürsten oder seines Stellvertreters zu denken haben. Es lag nahe, an diesen so besonders gesicherten und dauernd unter dem Schutze des Häuptlings und seiner kriegerischen Umgebung stehenden Plätzen auch die Heiligtümer und Götzenbilder zu verwahren, und in

[1]) C. Söhnel: Die Rundwälle der Niederlausitz 1886. — W. Bartelt u. K. Waase: Burgwälle des Ruppiner Kreises. 1910.

Zeiten der Not können die Burgwälle der umwohnenden Bevölkerung auch als Zufluchtsstätten gedient haben. Daß sie sonst unbewohnt waren und nur in Zeiten der Not Zuflucht gewährten, ist gänzlich ausgeschlossen.

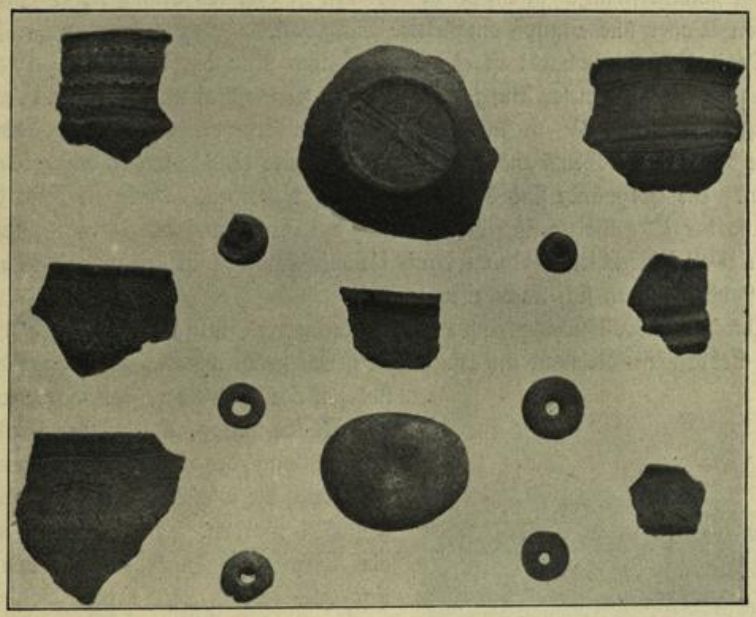


Abb. 262. Verzierte Gefäßreste, Spinnwirtel und Stein mit flacher Vertiefung. Potzlow, Kr. Templin. 1/5.

## 7. Die Römerschanze bei Potsdam.

Die „Römerschanze" wird in der Geschichte der märkischen Ausgrabungen für alle Zukunft eine bedeutende Rolle spielen.[1]) Nach vielfachen früheren, weniger gründlichen Versuchen setzte Schuchhardt hier den Spaten zu einer systematischen Untersuchung an, die allen Anforderungen der Wissenschaft und moderner Ausgrabungstechnik entsprach. Trotzdem die Arbeiten noch nicht abgeschlossen sind, haben die bisherigen Grabungen doch so schöne Ergebnisse zutage gefördert, daß es durchaus lohnt, sich mit ihnen eingehender zu beschäftigen.

Die älteren Nachrichten und Ansichten über die Römerschanze hat E. Friedel im Jahre 1880 gesammelt. (Tagesblatt der Elften Generalversammlung Deutscher Anthropologen zu Berlin am 6. August 1880; wieder abgedruckt: Prähistor. Zeitschrift I. S. 210.)

Schon immer war man sich darüber klar, daß der Name „Römerschanze" nichts mit den Römern zu tun hat, sondern aus „Räuber-" oder „Röberschanze" entstellt worden ist.

[1]) C. Schuchhardt: Prähist. Zeitschrift I, S. 209 ff.

Durch Friedels Beobachtungen war bereits die sehr wesentliche Tatsache festgestellt, daß es sich um eine zweimalige Besiedelung des Burgwalles handelte, um eine in vorwendischer und eine in wendischer Zeit. Weiter wußte man aber nichts.

Die „Römerschanze" ist ein 20 m über den Spiegel des Lehnitzsees emporragender, rings von Wasser und Sumpf umgürteter Burgwall.

Prof. Dr. Schuchhardt ist es gelungen, uns über die Anlage des Walles, der Gräben und der Tore dieser Burg volle Klarheit zu verschaffen. Der Wallbau war ursprünglich eine etwa 3½ m starke und 6 m hohe Erdmauer, die an der Vorder- und Rückseite durch eine Bohlenwand gestützt wurde. Beide Wände waren durch Riegelhölzer verankert. Die Holzwände sind durch Feuer zerstört worden. Verkohlte Reste der Holzwand und der Riegelhölzer sind in dem nach der Zerstörung der Wände zusammengesunkenen Wall beobachtet worden. Auch die Pfostenlöcher, in denen die starken Wandpfosten standen, haben sich nachweisen lassen.

Durch den Wall führten einst drei Tore in das Innere. Sie sind schon kenntlich an den Erdbrücken, die man an den Toren stehen gelassen hatte, während sich an den übrigen Stellen an der Innenseite des Walles eine Mulde hinzog, aus der das Material zur Aufschüttung des Walles entnommen war. Aber auch die Pfostenlöcher des Torbaues sind gefunden worden. Sie beweisen, daß man die Torwangen durch Pfosten und Bohlen befestigte. Selbst Stücke von Bohlen waren noch vorhanden. Das Tor ist ein Hallentor mit Durchteilung in der Mitte gewesen, also eine feste und zur Verteidigung ausgezeichnet geeignete Anlage. Außerdem schützten zwei Gräben die Landseiten des Walles.



Abb. 263. Kleiner Burgwall bei Raduhn, Kr. Königsberg.
Nach einer Zeichnung von Voigt. 1861.

Das Innere der Römerschanze wurde nicht etwa nur in Zeiten der Not als Zufluchtsstätte aufgesucht, sondern es war mindestens auf längere Zeit bewohnt. Von der wendischen Besiedlung erfahren wir durch Häuser, Herd-, Abfall- und Kellergruben, die slawische Scherben und slawische Werkzeuge enthielten. Die slawischen Häuser der Römerschanze scheinen auf Schwellen erbaut worden zu sein, die als Träger der Wände auf der Erde lagen, nur das Dach war allem Anscheine nach durch einige Pfosten gestützt. Eines der Häuser zeigte ein Rechteck von 4,6 : 3,5 m und einen gepflasterten Fußboden. In einer der größten Abfallgruben fand man neben Kohle, Holzresten, Scherben auch Fischschuppen, Fischgräten und einzelne Tierknochen. Die Wenden haben übrigens nach Schuchardts Ansicht nur den Teil unmittelbar am Wall bewohnt. Die Ausgrabungen haben endgültig erwiesen, daß die Römerschanze nicht etwa nur eine Kultus- oder Zufluchtsstätte gewesen ist, sondern ein planvoll angelegtes und dauernd besetztes Befestigungswerk.

Nachdem die wendischen Burgen im Kampfe mit den wieder einrückenden Deutschen, die ihre alte Heimat zurückeroberten, gefallen waren, hatten sie keine Bedeutung mehr. In den erbitterten Kämpfen zwischen Deutschtum und Wendenherrschaft werden

sicher die meisten nach Art der „Römerschanze" mit Bohlen erbauten Wallbefestigungen ein Raub der Flammen geworden sein. Der Wall brach damit in sich zusammen, und eine Erneuerung wäre nicht weniger mühevoll gewesen als der Aufbau einer Burg nach westdeutschem Muster. So deckte denn sehr bald Rasen und Gebüsch die Burgwälle der heidnischen Wenden, wenn nicht — wie bei Buckow, Kr. Beeskow-Storkow — eine christliche Kirche mitten hineingebaut wurde oder ein deutscher Ritter seine Burg mehr oder weniger zufällig an derselben Stätte errichtete. Lagen die Burgwallreste in unmittelbarster Nähe bebauten Ackers, so ging der Pflug wohl über sie hin und ebnete nach und nach den Wall mehr und mehr ein. Der alte Kulturboden aber trug dann reichliche Früchte, was den Landmann veranlaßte, das Feld um so sorgsamer zu bestellen. Dabei verschwand der einstige Burgwall so gut wie ganz. Zahlreiche Wälle aber liegen noch heute in unzugänglichen Sümpfen fast unversehrt und harren der Erforschung, die durchaus nicht immer mit der Zerstörung verknüpft sein darf. Die Wallerde der Burgwälle zum Einebnen und Aufschütten von Wiesen zu benutzen, sollte nun bald durch Staatsgesetz verboten werden. In der Nähe von Städten sind die Burgwälle auch zuweilen mit modernen Häusern oder Villen bebaut worden.

## 8. Eine Werkstätte aus der Wendenzeit.

Eine wendische Werkstätte ist uns aus dem Rundwall von Möllendorf im Kreise Luckau bekannt.[1]) Unter dem Walle lagen in einer handhohen, mit Kohle durchsetzten Kulturschicht allerlei Geräte, die darauf hindeuten, daß an dieser Stelle einst eine Töpferei betrieben worden ist, und daß man hier zugleich auch das Korn mit Handmühlen zerquetschte. Die beiden Mahlsteine wurden in ein Becken gesetzt, das aus einer Tonplatte mit aufgesetztem Tonring bestand und das gewonnene Mehl sammelte. Die Mühlsteine waren stark abgenutzt. Wahrscheinlich dienten die zum Zerquetschen der Körner nicht mehr brauchbaren Mahlsteine dazu, mürbe gemachte Granitsteine zu zermahlen, um die Steinchen bei der Anfertigung von Gefäßen zu verwenden. Die Steinchen wurden dem Ton beigemengt, von dem sich noch ein ganzer Klumpen vorfand. Ein angespitztes Geweihstück und der Rückenfortsatz eines Wirbels vom Rind dürften ebenfalls bei der Töpferei benutzt worden sein.

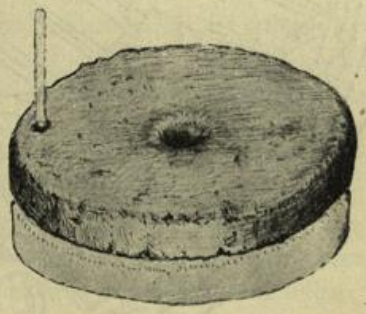


Abb. 264. Wendische Mühle von Miersdorf, Kr. Teltow. Brandenburgia VII. S. 405.

Die Scherben lassen deutlich erkennen, daß die Gefäße auf der Drehscheibe gearbeitet wurden, und zwar ebenso flüchtig wie alle übrigen wendischen Töpfe. Die Ornamente sind dieselben, wie sie überall gefunden werden.

[1]) H. Grosse: Zeitschr. f. Ethnol. 1909, S. 918ff.

## 9. Der Handel.

Die Handelsbeziehungen der Wenden zu ihren Nachbarn waren natürlich abhängig von den politischen Verhältnissen. Ganz ohne irgendwelche Verbindung mit dem Westen Deutschlands können auch die Wenden des 7. und 8. Jahrhunderts nicht

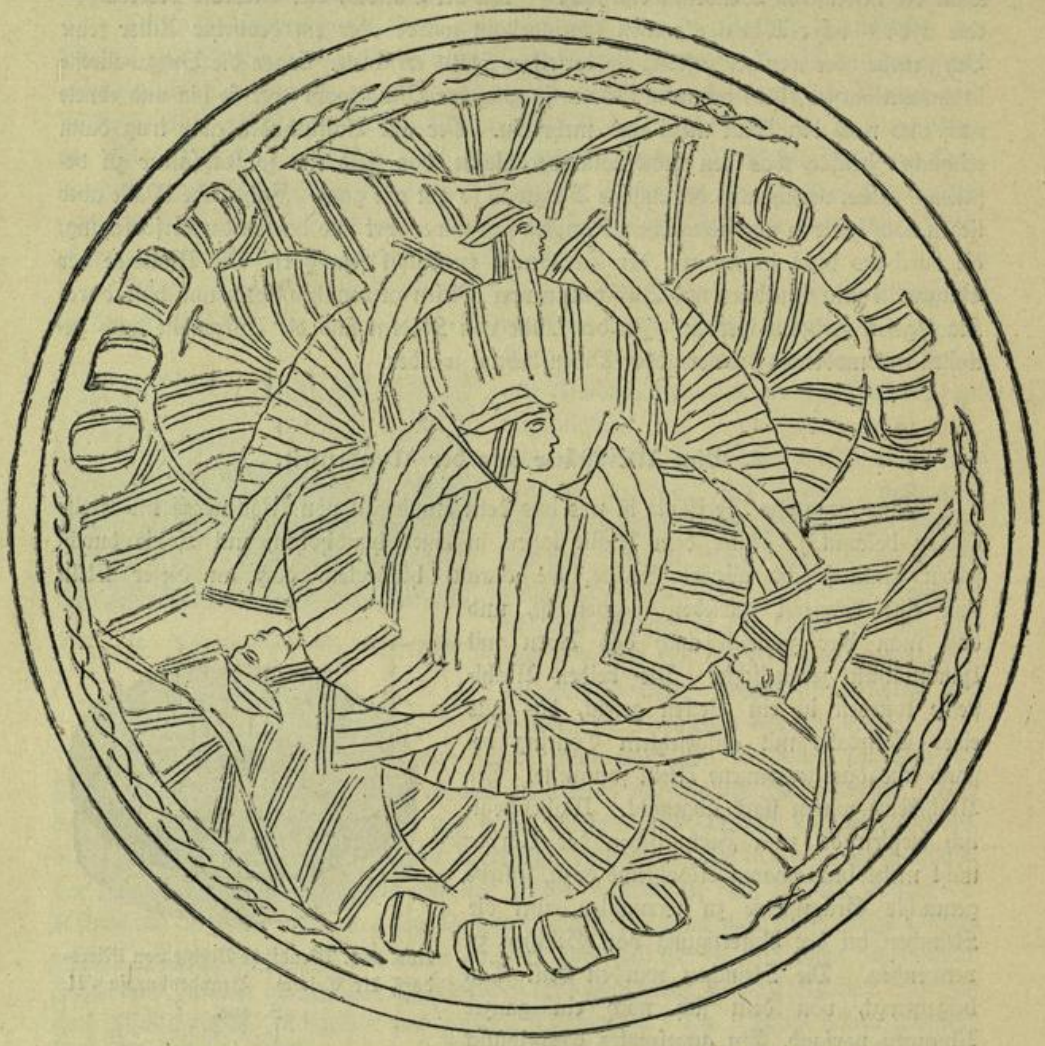


Abb. 265. Gravierte Bronzeschale von Groß-Fredenwalde, Kr. Templin.
Mitt. d. Uckerm. Mus. u. Gesch.-Ver. I.

gewesen sein. Dafür würde allein schon der Charakter der slawischen Keramik sprechen, die in mancher Hinsicht nicht geringe Verwandtschaft mit der gleichzeitigen fränkischen und karolingischen Tonware aufweist. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben die Wenden, wie schon oben gesagt wurde, von Westen her auch die Verwendung der Töpfer-

scheide kennen gelernt. Berührungen der Slawen mit Westdeutschland sind ja geschichtlich bezeugt. Der heilige Sturm, der Schüler und Gefährte des Bonifatius, stößt auf der Straße, die von Mainz nach Thüringen führt, an der Fulda auf eine große Menge Slawen, die im Flusse baden, und Slawen sind zur Karolingerzeit dem Kloster Fulda dienstpflichtig.[1]) So war eine kulturelle Einwirkung des Westens auf die primitive Kultur der Slawen selbstverständlich.

Weit umfassender mußte der westliche Einfluß nach der Niederwerfung der Sachsen durch Karl den Großen einwirken. Zwar war der Grenzverkehr zwischen dem Reiche dieses Herrschers und den Slawen durch den Grenzwall, limes sorabicus, gewissen Beschränkungen unterworfen. Waffen durften ins heidnische Wendenland nicht ausgeführt werden. Dennoch ging der Handelsverkehr naturgemäß hinüber und herüber. Und gerade, weil die Karolinger den Wenden gegenüber nur in der Verteidigung ihrer Grenzen verharrten und nicht auf Eroberung ausgingen, konnte sich ein beinahe ungestörter Verkehr entwickeln. Ganz anders verhielten sich die deutschen Könige aus sächsischem Hause im 10. und am Anfange des 11. Jahrhunderts gegen die Slawen. Sie betrachteten das Land bis zur Oder als ihre Interessensphäre. Mit mehr oder weniger Glück führten sie fast unablässig Kriege gegen den einen oder den anderen der wendischen Stämme.

Der deutsche Einfluß — auch der politische — reichte bis nach Böhmen und sogar Polen hinein, bis ein gewaltiger Rückschlag um die Mitte des 11. Jahrhunderts (1056) alles vernichtete, was Deutsche im Slawenlande bisher erreicht hatten. Als Albrecht der Bär mit der Nordmark belehnt wurde (1134), lagen die Dinge zwischen Elbe und Oder nicht viel anders als beim Tode des großen Karl (814).

Aus den mannigfachen Berührungen kriegerischer und friedlicher Art erklären sich die in den wendischen Hackfilberfunden so überaus zahlreichen Münzen deutscher weltlicher und geistlicher Fürsten. Auf dieselbe Weise aber lassen sich die übrigen Gepräge in den Hackfilberfunden deuten. Wikinger- und Wäringerfahrten der Söhne des Nordens überfluteten nicht nur West- und Südeuropa; sie führten über Rußland hinweg bis vor die Tore Konstantinopels. Wie stark auch Deutschland an diesen Beziehungen beteiligt war, ersehen wir allein schon aus der Verbindung Ottos II. mit der griechischen Kaisertochter Teophano. Die Silbermünzen mohammedanischer Dynastien waren über ganz Europa verbreitet.[2]) Der Westen und der Süden standen in engster Handelsverbindung mit dem Osten und auch mit dem Norden, und zur Zeit der Hackfilberfunde liegen ja auch die politischen Beziehungen der europäischen Staaten untereinander in den Annalen der Geschichte klar zutage. Da konnte selbst das noch fast völlig im Dunkel verharrende Wendenland unmöglich unbeteiligt bleiben. Die Handelsstraßen führten teils mitten durch die Mark. Oder und Elbe waren Verkehrsadern ersten Ranges, und zur Zeit, da das reiche Julin an der Odermündung nach einer Bemerkung Adams von Bremen außer den Slawen auch Sachsen, Griechen und andere Nationen auf seinen

[1]) Vonderau: Pfahlbauten im Fuldatale.

[2]) Ibrahim ibn Ahmed at Tartusi: „Dort gibt es Dirhems aus der Samarkander Münze." — Vgl. G. Jakob: Ein arabischer Schriftsteller aus dem 10. u. 11. Jahrh.

Märkten sah, mußten sich auch in der Mark Einflüsse von allen Seiten her bemerkbar machen.

Die wendische Kultur im ganzen wurde seltsamerweise durch den Verkehr mit dem Auslande wenig oder fast gar nicht gefördert. Die Funde behalten Jahrhunderte hindurch dasselbe dürftige Gepräge. Im einzelnen lassen sich jedoch die Berührungen mit anderen Völkern auch archäologisch erweisen. Die nordischen Wikingerschwerter treten häufiger auf. Der beste Gradmesser für die Lebhaftigkeit des Handelsverkehrs und die Beurteilung der wendischen Kultur während der späten Wendenzeit sind jedoch Hackfilberfunde.

## 10. Die Hackfilberfunde.

Die Hackfilberfunde sind über alle Slawenländer verbreitet; in der Mark werden sie im Osten häufiger gefunden als im westlichen Teile. Sie entstammen zumeist dem 10. und 11. Jahrhundert. Ihren Namen haben sie von dem zu diesen Funden gehörigen Hackfilber. Nicht nur Rohsilber, sondern auch kunstvoll gearbeitete Ringe und andere Schmuckstücke, auch Münzen, sind zerhackt worden, und ihr Wert wurde ausschließlich durch das Gewicht bestimmt, allenfalls noch nach dem Feingehalt. Die Münze galt dem Wenden nicht als Münze, das Kunstwerk nicht als Kunstwerk; von beiden wurden Stücke abgehackt, wenn der Silberwert zur Bezahlung irgendeines Tauschartikels zu hoch erschien. Diese Tatsache kennzeichnet zur Genüge den geringen Kulturstandpunkt. Unter den Münzen kommen ganz besonders häufig die „Wendenpfennige" vor, die eher Sachsenpfennige heißen müßten. Fast zahllos sind die Otto-Adelheid-Denare.

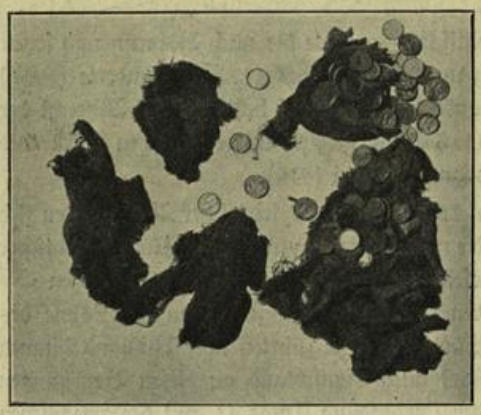


Abb. 266. Reste von Leinwandbeuteln mit Silbermünzen aus dem Hackfilberfunde von Sonnenwalde, Kr. Luckau. Märk. Mus. 10053/6. 1/7. 2. Hälfte des 11. Jahrh.

Die Schmuckstücke, die zu den Hackfilberfunden gehören, sind zweifellos nicht alle heimische Arbeiten. Nordische Motive und nordische Arbeiten finden sich hier mit orientalisch-griechischen zusammen. Dazwischen liegen Schläfenringe, die ganz sicher slawischen Ursprungs sind. Wie weit die einzelnen Kulturzentren an der Herstellung der Hackfilberschmuckstücke beteiligt waren, läßt sich im einzelnen noch nicht mit voller Sicherheit angeben.

Einer der reichhaltigsten Hackfilberfunde ist der im Besitze des Märkischen Museums befindliche von der Leissower Mühle, nicht weit von Frankfurt a. O.[1])

[1]) Hervorragende Kunst- und Altertumsgegenstände des Märk. Museums. Berlin 1896. I. Die Hackfilberfunde.

Er enthält mehr als 10 kg Silber und lag in einem zylindrischen Tongefäß, das nach Art einer Ciste horizontal gerippt und mit einem übergreifenden Deckel verschlossen war. Das Gefäß ist schwach gebrannt, aber auf der Töpferscheibe gearbeitet.

Der Fund bestand aus rohen Gußplattenstücken, kantigen oder runden Stäben und eckigen Platten, die unregelmäßig gekerbt waren, um — wie durch die gekerbten Ränder unserer heutigen Münzen — Gewichtsverringerungen erkennen zu lassen. Unter den Schmuckstücken fallen sieben große, aus gewundenem Draht geflochtene Ringe besonders auf. Die Enden besitzen eine Schließplatte, die verziert ist. Buckel, Klunker, Fingerringe, Arm- und Ohrringe sind vorhanden. Auch neun Schläfenringe, Tierköpfe, ein Reiter mit Schild und Speer und eine Silberplatte mit einer Gewandfigur gehören zu dem Funde.




Abb. 267.

## 11. Der Silberfund von Holm bei Driesen.[1])

Im Frühjahr 1908 wurde in der Nähe des Rittergutes Holm ein Tongefäß gefunden, das einen reichen Silberschatz enthielt. Die große Bedeutung dieses bisher einzig in seiner Art dastehenden Fundes liegt darin, daß er auf der Übergangsstufe von der altheidnisch-wendischen zur frühen christlichen Kultur steht. Der Schatz muß etwa im 12. Jahrhundert — frühestens während der letzten Hälfte des 11. Jahrhunderts, spätestens im 13. Jahrhundert — vergraben worden sein. Das Gefäß ist wendisch. An die Hack-

[1]) A. Götze: Amtl. Berichte aus den Königl. Kunstsammlungen. XXX, 1909, S. 88 ff. Der Fund ist im Besitze des Königl. Mus. f. Völkerkunde (Berlin).

silberfunde erinnern die aus Silberdraht geflochtenen Halsringe. Andere Gegenstände (eine Ringkette und ein Gehänge) sind Zeugen christlicher Kunst, und auch das Kreuz erklärt sich vielleicht auf diese Weise. Von den Hacksilberfunden weicht der Silberschatz von Holm auch insofern ab, als zerhackte Schmuckstücke gänzlich fehlen und überhaupt Hacksilber nicht mehr im Gebrauch gewesen zu sein scheint. Eigenartig sind vier Deckeldosen aus Silber, die teils — wie kleine Löcher zeigen — an einer Schnur getragen wurden, welche zugleich Dose und Deckel zusammenhielt. Die Vorderseite der Dosen ist mit Tierfiguren verziert; die kleinste der Dosen ist vergoldet.

Die Griffe der kleinen Geräte des einen Gehänges sind mit plastischen Darstellungen geschmückt, unter denen eine menschliche Figur in langem Gewande, die mit der rechten Hand das Kinn stützt, als eine der wenigen Menschendarstellungen aus wendischer oder frühchristlicher Zeit von ganz besonderem Interesse ist.



Abb. 268. Slawische Bronzestatuette von Schwedt a. O. Aus: Götze, Nachr. usw. 1903 S. 1.

# VII. Frühgeschichte.

## 1. Die ersten geschichtlichen Nachrichten.

Um die Mitte des 12. Jahrhunderts beginnt die Wiedereroberung der Mark. Das alte, in den Stürmen der Völkerwanderung an die Slawen verloren gegangene germanische Land wird deutschen Stämmen zurückgegeben. Im Jahre 1134 erhält Albrecht der Bär die Nordmark. Seine Verbindung mit dem bereits zum Christentum übergetretenen Hevellerfürsten Pribislaw (Heinrich) und seiner Gemahlin Petrissa verschaffen ihm die Herrschaft über die Zauche und das Havelland. Nicht ohne schwere Kämpfe wird die neue deutsche Herrschaft begründet und befestigt. Die Schildhornsage berichtet von dem letzten Verzweiflungskampfe des Wendenfürsten Jaczo von Cöpenick. Die Geschichte erzählt uns von diesen Kämpfen wenig oder nichts. Sage und Legende umranken mit üppig wucherndem Laubwerk die Erzählungen aus der frühesten märkischen Geschichte. Lange mußte der kritische Historiker sogar zweifeln, ob Pribislaw, Petrissa und Jaczo wirklich geschichtliche Persönlichkeiten wären, ob sie überhaupt je gelebt hätten. Aber gerade die kritische Geschichtsschreibung mußte hier wieder einmal feststellen, daß die Sage ihre geschichtliche Unterlage habe. Die Nachrichten aus der Chronik des Pulkava, die 1373 geschrieben und aus der Chronica episcoporum Brandenburgensium entnommen sind, bestätigten zwar schon das Bruchstück einer Chronik aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts und die Annalen von Pöhlde. Der letzte Zweifel wurde aber gehoben, als man im Jahre 1880 bei Michendorf[1]), Kr. Teltow, einen Münzfund ans Tageslicht förderte, der Münzen mit dem Bilde Heinrichs und Petrissas enthielt. Zu dem Funde gehörten auch Brakteaten mit dem Bildnis Jaczos von Cöpenick.

## 2. Das früheste Mittelalter. 13. und 14. Jahrhundert.

Mit der Germanisierung[2]) und Christianisierung seit der Zeit Albrechts des Bären (1134—1170) tritt die Mark Brandenburg in das Licht der Geschichte. Die Herrschaft

[1]) E. Bahrfeldt: Das märk. Münzwesen im Mittelalter. Archiv der Brandenburgia I 1894, S. 1 ff.

[2]) Der Name Brandenburg [Brendanburg 949, Brennaburg 967] hatte sich aus der Germanenzeit auch durch die Jahrhunderte der Wendenherrschaft erhalten. Die so verbreitete, aber ganz unsinnige Form Brennabor ist erst im 17. Jahrh. aufgebracht worden. Vgl. die Abhandlung des verdienstvollen Prof. Tschirsch-Brandenburg: Monatsblatt der Brandenburgia V, 276 ff.

des Wendentums wird gebrochen und die slawische Bevölkerung nach und nach verdrängt oder wenigstens von germanischen Elementen durchsetzt. Der Prozeß vollzog sich ganz allmählich und in den einzelnen Landesteilen zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenem Grade. Die Untersuchung der Entwicklungsstadien dieser Wiedereroberung der märkischen Landschaft durch das Deutschtum ist Gegenstand der historischen Forschung. Die Quellen fließen für die ersten Jahrhunderte der neuen deutschen Herrschaft überaus spärlich. Ganze Gebiete der wissenschaftlichen Erforschung märkischer Frühzeit liegen noch im Dunkeln. Über die Gründung neuer und die den veränderten politischen Verhältnissen entsprechende Umwandlung alter märkischer Dörfer wissen wir wenig.[1]) Was aus der heutigen Dorfanlage, aus Flur- und Ortsnamen erschlossen werden konnte, ergänzt bis zu einem gewissen Grade das Bild, das wir aus Urkunden und einzelnen Berichten gewinnen können, aber es bleiben doch noch große Lücken, um volle Klarheit zu schaffen. Hier muß die Vorgeschichte mit ihrer in der Sachforschung geübten und erprobten Methode eintreten, und hier wird die Vorgeschichtsforschung auch am allerbesten beweisen, welche Bedeutung sie für die Geschichte, namentlich für die Frühgeschichte haben kann.

Die hervorragendsten Denkmäler des frühesten märkischen Mittelalters sind die Kirchen. Die Kunstgeschichte hat sich von jeher liebevoll mit ihnen beschäftigt. Für die Frühzeit der Mark sind namentlich die alten Feldsteinkirchen typisch. Die besonders von Westdeutschland, aber auch von Meißen her betriebene Mission stand unter dem Einflusse des romanischen Stils, der aber gerade damals vom gotischen abgelöst wurde. Gotisches Maßwerk, gotische Türmchen und Giebel schmücken die Backsteinkirchen und -tore altmärkischer Städte und Dörfer.

Auf dem Gebiete der äußeren Kultur erfolgte die Umwandlung weniger plötzlich. Von den durch christliche Kirchen ersetzten wendischen Tempeln wissen wir nichts. Weit besser können wir die Spuren wendischer Verzierungs- und Arbeitsweise in der Töpferei verfolgen.

Den Fortschritt der slawischen Keramik gegenüber der vorslawischen erkannten wir in erster Linie in der Verwendung der Töpferscheibe. Die Ornamentik der Wenden ließ dagegen an Roheit nichts zu wünschen übrig. Der Ton wurde nicht sorgfältig geschlemmt. Er enthält noch viele kleine Steinchen. Was an Fortschritten zu verzeichnen war, das mußten wir den Einflüssen westdeutscher Töpferarbeit zuschreiben. Merowingische wie karolingische Keramik sind also schon in wendischer Zeit maßgebend gewesen. Mit dem Einbruch der Deutschen in der Askanierzeit gewinnen die Vorbilder neue Gewalt. Die ganze westdeutsche frühmittelalterliche Keramik war ja auf dem Boden der karolingischen erwachsen. Um so stärker mußte die Einwirkung dieser Kultur auf märkischem Boden sich bemerkbar machen, als sie zum zweiten Male und zwar im Gefolge politischer Eroberung in unsere Gegenden drang.

Im Laufe der Zeit und infolge weiterer Untersuchungen werden sich für die Übergänge von der wendischen zur frühmittelalterlichen Keramik immer neue Beispiele nachweisen lassen.

---

[1]) W. Spatz: Landeskunde II S. 232ff.

In allerletzter Zeit erwarb das Märkische Museum vom Ziegelberge bei Drossen zwei Gefäße, die dem Typus der Frühzeit angehören. Mit ihnen zusammen wurden aber mehrere Gefäßreste gefunden, die teils das der karolingischen Keramik eigentümliche Ornament der Vierecke, teils die rein wendische Wellenlinie aufweisen. Alle haben dagegen die für frühmittelalterliche Gefäße so bezeichnenden Parallelfurchen und unterscheiden sich von der wendischen Töpferware durch den sorgfältig geschlemmten Ton und den scharfen Brand, der den Gefäßen klingende Härte gab.

### 3. Der Pfahlbau von Lübbinchen, Kr. Guben.

Nördlich vom Dorfe stieß man in einer von Osten nach Westen sich hinziehenden Einsenkung an einer Stelle, die früher noch vom Lübbinchener See bedeckt wurde, auf Reste von Pfahlbauten. Mit dem Lande war dieser Bau durch einen Knüppeldamm aus Rollhölzern verbunden, die auf den morastigen Boden gelegt waren. Der Pfahlbau selbst bestand aus gut behauenen Pfählen und Balken. Letztere hatte man, wie beim Blockhaus, übereinander gelegt und die Balken der einzelnen Wände rechtwinklig mittels eines „Schwalbenschwanzes" miteinander verbunden. Der Raum war viereckig und es scheint auch eine Vorhalle vorhanden gewesen zu sein. Eine Seite des Hauses war ohne Vorhalle 3 m lang. Leider sind auch hier die Untersuchungen nicht so gründlich gewesen, wie man es wünschen möchte.[1])

Innerhalb des bloßgelegten Hausraumes lagen Tierknochen in großer Menge, etwa 50 Gefäßreste, Lehmbrocken und verschiedene Geräte.[2])

Nach den Gefäßresten gehört diese noch am besten untersuchte Pfahlhütte dem frühesten märkischen Mittelalter an. In unmittelbarer Nähe sollen noch zwei andere Hütten gestanden haben. Nach einigen Berichten scheint der Unterbau aus einem Packwerk von Holz und Steinen hergestellt worden zu sein. Etwa 20 Minuten von dem frühmittelalterlichen Pfahlbau entfernt wurden Reste aus wendischer Zeit angetroffen.

### 4. Ein Bauernhaus aus dem 13.—14. Jahrhundert. (Taf. XIX.)

Die ältesten Bauernhäuser, die heute noch bewohnt werden, reichen zurück bis ins 16. oder 17., allenfalls ins 15. Jahrhundert. Um diese Zeit unterschieden sich die Bauernhäuser nicht allzusehr von den heutigen, soweit städtische Bauweise die der Bauernhäuser nicht beeinflußt und vielfach verdorben hat. Diese Tatsache ist der beste Beweis dafür, wie lange sich der alte Typus erhält, wie wenig neue Elemente beim Bauen dieser Häuser hinzugekommen sind.

Auf einem jetzt unbebauten Gartengrundstück an der Dorfstraße von Niedergörsdorf, Kr. Jüterbog-Luckenwalde, waren vom Besitzer beim Aufwerfen von Kartoffelmieten geschwärzte Steine beobachtet worden. Der erste Besuch schon

[1]) Im Sammelkasten des Märk. Mus. liegt ein Bericht, der von H. Jentsch herrührt. Es ist nur zu bedauern, daß dieser gute Beobachter sich gar zu viel auf die Aussage des Besitzers stützen mußte, der die Ausgrabung schon einen Tag vorher vorgenommen hatte.

[2]) H. Jentsch: Gubener Progr. 1886, S. 22 ff.

sagte mir, daß auf diesem Platze im frühen Mittelalter ein Haus gestanden haben müsse, denn auf der Oberfläche des beackerten Landes lag eine große Menge von mittelalterlichen Gefäßresten, namentlich Reste jener blauschwarzen Ware, die für die deutsche Frühzeit so charakteristisch ist. Beim ersten Versuch stieß ich in unmittelbarster Nähe der geschwärzten Steine auf eine regelrechte Packung von kopfgroßen und auch größeren Steinen, die zum Teil vom Brande ganz mürbe geworden waren, so daß man sie mit den Fingern zerreiben konnte. Es unterlag vom ersten Augenblicke an keinem Zweifel, daß man es mit einem Herde zu tun hatte, um so mehr, als der Herd die größte Ähnlichkeit mit denen von Buch hatte. Er unterschied sich von den Herdstellen in Buch nur dadurch, daß er mehr viereckig gepackt war und die Steine größtenteils mit Lehm verbunden waren. Namentlich der größte Stein lag, sorgfältig kantig behauen, geradezu in einer Lehmbettung. Daß der Herd aber dem frühen Mittelalter angehörte, bewiesen die vielen Gefäßreste, die auf dem Herde oder zwischen den Steinen zerstreut umherlagen und von zertrümmerten Kochtöpfen herrührten. Die ganze Umgebung des Herdes war mit einer dicken Lehmschicht bedeckt und an dem Estrich ließen sich sogar die Grenzen des Herdraumes erkennen. An den Grenzen dieses Raumes machten sich außerdem die vier Wände bemerkbar. Pfostenlöcher waren hier ebensowenig vorhanden wie sonst an den Wänden des Hauses. Dadurch wäre die Feststellung des Grundrisses sehr erschwert worden, wenn sich die Wände nicht — wie ja auch schon mehrfach in Buch — auf andere Weise hätten finden lassen.

Bei dem Bauernhause von Niedergörsdorf haben wir nicht Pfosten-, sondern Schwellenbau. An einer großen Zahl von Stellen sieht man Steine, die allein schon die Richtung der Wände angeben. Auf diesen Steinen lagen Holzbalken oder Schwellen, von denen u. a. ein 75 cm langes und 25 cm breites Stück an der Südwestwand noch vorhanden war. In die Schwellen müssen nach Art unserer Fachwerkmauer die senkrechten Stiele eingelassen worden sein. Einige Lehmbrocken deuten darauf hin, daß an verschiedenen Stellen die Wände ähnlich konstruiert waren wie in Buch, daß sie also aus übereinandergelegten, hier aber kantig behauenen Hölzern bestanden, deren Fugen mit Lehm ausgestrichen waren. Der größte Teil der Bewurfstücke, die in zweiter Linie den Verlauf der Wände erkennen lassen, besteht aus Lehm, der stark mit Stroh gemischt war. Das Stroh ist nur noch an den Abdrücken nachzuweisen, die nicht selten volle Röhren darstellen. Es ist nicht immer zu Häcksel zerschnitten worden; vielmehr finden sich ganze Lagen von glatten, parallel zueinander laufenden Halmen, die beweisen, daß der Lehm gegen glatt geschichtetes Stroh geworfen wurde. — Aus der Richtung der Wände ersieht man, daß der Grundriß etwa 100 qm umfaßte. Die Längswände sind 14,69 m, die Giebelwände 6,80 m lang. Die Wohnung umfaßt außer dem Herdraum noch zwei Kammern, deren Boden ebenfalls mit Lehmestrich überzogen war. In der einen Kammer waren Holzreste in großer Menge erhalten; die Fasern des Holzes lagen sämtlich horizontal. An die drei Kammern schloß sich ein großer viereckiger Raum, der als Stallung angesehen werden muß. Er ist nicht mehr durch Wände geteilt; vielleicht aber deuten die Steine auf eine Gliederung des Raumes, die durch einfache Balken oder Bretterwände bewerkstelligt war, wie wir sie in den Ställen noch heute finden. Ein langer schwarzer Streifen, der sich an der Südwestwand des Stalles

entlang zieht, erwies sich bei genauerer Untersuchung als eine Krippe, die beim Zusammenbruch der Wand heruntergefallen war und in ihren Hohlraum Teile der Lehmwand aufgenommen hatte. Damit steht die Bedeutung des großen Raumes als Stall nicht in Frage. Der Eingang zum Hause hat sich nicht nachweisen lassen.

Die beim Aufdecken des Grundrisses gehobenen Einzelfunde bestehen zum weitaus größten Teile aus Gefäßresten, die für die Datierung des Bauernhauses von größter Bedeutung sind. Wendische Scherben kommen überhaupt nicht vor; selbst Anklänge an wendische Gefäße sind äußerst selten. Es ist ein deutsches Bauernhaus gewesen, das mit der Giebelseite nach der heutigen Dorfstraße stand, die also wohl schon damals dieselbe Richtung gehabt haben muß. Das Wendendorf soll einer Sage nach von Ost nach West an den sumpfigen Wiesen gelegen haben. Daß dieses Bauernhaus einer sehr frühen Zeit der deutschen Besetzung angehört, beweist schon der Umstand, daß unter den sehr zahlreichen Randstücken nur zwei mit einer Tülle vorhanden sind oder vielmehr mit einem recht ungeschickten Versuch einer Tülle. Auch die für mittelalterliche Gefäße so eigentümliche „Krause" ist nur in einem ganz schwachen Ansatz auf einer um den Hals eines Gefäßes laufenden Leiste beobachtet worden. Nicht ganz so selten sind die glasierten Reste. Namentlich gelbe und grüne Glasur tritt auf, doch auch schon schwarze und braune. Die Glasur ist aber fast immer noch etwas dürftig, meist nur innen angebracht, während die Außenseite roh ist. Außerdem ist bemerkenswert, daß die glasierten Stücke alle in den oberen Schichten lagen und auch mit modernen glasierten Scherben nahe der Oberfläche gemischt waren. In den unteren Schichten, namentlich innerhalb der eingestürzten Wände waren glasierte Scherben fast gar nicht, bemalte (blaßrot auf dem gelblichen Ton) nur in wenigen Exemplaren zu finden.

Recht häufig ist dagegen die älteste frühmittelalterliche Keramik mit ihren Gurtfurchen, die an merowingisch-karolingische Ware erinnern, und mit den eigentümlichen scharf profilierten Rändern vertreten. Der Ton ist gut geschlemmt und niemals mit Steinchen gemischt, die Gefäße sind hart und klingend gebrannt.

An der Ostecke des Hauses lag eine Lehmgrube, die 2 m lang, 2 m breit und im gewachsenen Boden noch 0,30 m tief war. Der in dieser Grube gefundene Lehm war stark mit Ton gemischt und sollte wohl zum Bau oder zum Erneuern der Wände und des Estrichs verwendet werden. Die Grube enthielt noch eine Stange vom Rehgehörn (Gabler), eine Anzahl von Tierknochen und den Fuß eines Tongefäßes. Zwischen blaugrauen Scherben wurde ein Schlüssel (Abb. 269) gefunden mit einem für die Frühzeit eigentümlichen Griff romanischen Stils. Dieser Schlüssel, der höchstwahrscheinlich zum Hause gehört hat, kann schon dem 12. Jahrhundert angehören. Die Form kommt aber auch noch später vor. Das Märkische Museum besitzt einen ähnlichen Schlüssel aus Sorau, der durch den Brandschutt des Jahres 1424 genau datiert ist. Auch ein Schlüssel von der bekannten Berliner Gerichtslaube, die bis ins 13. Jahrhundert zurückreicht, hat dieselbe Form. Außerdem fand sich 3,10 m von der Nordwestwand entfernt, außerhalb des Hauses, zwischen frühmittelalterlichen Gefäßresten ein Hohlschlüssel (Abb. 270) romanischen Stils, der ebenfalls schon dem 12. Jahrhundert angehört. Der Schutt der Nordostwand barg noch den Bart eines dritten Schlüssels, der dem des zweiten ganz ähnlich war. Etwas tiefer als der Schlüssel lag in der Lehmschicht ein Löffelbohrer (Abb. 271). In der Umgebung des

Hauses fanden sich einige Pfostenlöcher, von denen es fraglich sein konnte, ob sie derselben Zeit angehörten oder vielleicht weit älter waren. Letzteres war nicht unwahrscheinlich; denn mit den frühmittelalterlichen Gefäßresten hatten wir etwa zehn Scherben aus vorwendischer Zeit aufgehoben. Der Spaten ließ uns auch hier nicht im Stich. Beim Pfostenloch in der Wand war die Zugehörigkeit zum Hause an sich schon wahrscheinlich. Ein anderes Pfostenloch enthielt neben geringen Kohlenresten ein Lehmbewurfstück mit den für die Hauswände dieser Periode charakteristischen Abdrücken, und ein drittes Pfostenloch lieferte außer ähnlichen Bewurfstücken und zahlreichen Kohlenstückchen zwei mittelalterliche, blaugraue Scherben. Damit war die Frage entschieden.

Alle Pfostenlöcher gehörten dem frühen Mittelalter an. Die außerhalb des Hauses liegenden Pfosten haben mit dem Bau der Wände nichts zu tun. Es waren jedenfalls Löcher, in die man zu irgendeinem Zwecke stärkere Pfähle gegraben hatte.



Abb. 269. Schlüssel 1. Niedergörsdorf. 1/7.



Abb. 270. Schlüssel 2. Niedergörsdorf. 1/7.



Abb. 271. Löffelbohrer. Niedergörsdorf. 1/7.

Unmittelbar am Herde auf dem gewachsenen Boden wurde noch ein Eisenmesser gefunden. Im Stalle lag in der Nähe einer mit Lehm ausgestrichenen Stelle ein Spinnwirtel, aus demselben blaugrauen Ton gearbeitet wie die meisten Gefäße und durch eine umlaufende Rille verziert. Er bezeugt also die Handhabung der Spindel in diesem frühmittelalterlichen Bauernhause. Das Spinnrad wurde ja erst um 1530 von dem Bildschnitzer und Steinmetz Jürgen erfunden. Daß dieses Bauernhaus aber einer weit älteren Zeit angehört, beweist ein einfacher Knochenkamm (Abb. 272), der mit Lehmbrocken zusammen in der Krippe lag. Die Form ist rein wendisch. Der Kamm weist also wieder darauf hin, daß wir hier einen Fund aus der Übergangsperiode von der wendischen zur deutschen Herrschaft vor uns haben (Taf. XIX).



Abb. 272. Knochenkamm. Burg Lenzen, Kr. Westprignitz. Märk. Mus. II. 5843. Wie der von Niedergörsdorf. 1/7.

| I. Steinzeit<br>Bis 2000 v. Chr. | II. Bronzezeit<br>2000—800 v. Chr. | III. Vorrömische Eisenzeit<br>800—1 v. Chr. | IV. Kaiserzeit<br>1—500 n. Chr. | V. Wendenzeit<br>6.—12. Jahrh. |
|---|---|---|---|---|
| **A. Ältere Steinzeit.**<br>(Diluvialzeit.)<br>Zeit der behauenen Steingeräte.<br>Bis zum Ende der Eiszeit. | **A. Ältere Bronzezeit.**<br>Etwa 2000—1400 v. Chr.<br>1. Periode.<br>Etwa 2000—1600 v. Chr.<br>2. Periode.<br>Etwa 1600—1400 v. Chr. | **A. Früheste Eisenzeit.**<br>Etwa 800—500 v. Chr. | **A. Frühe Kaiserzeit.**<br>1. Jahrh. n. Chr.<br>1. Fibeln mit durchbrochenem Nadelhalter [Übergang von der La-Tène-Zeit].<br>2. Augenfibeln.<br>3. Fibeln mit zweilappiger Rollenkappe [noch im 2. Jahrh.].<br>4. Mäandergefäße.<br>5. Buchow, Seelow. | **A. Frühe Wendenzeit.**<br>6. u. 7. Jahrh.<br>1. Leichenbrand.<br>2. Keine Hacksilberfunde.<br>3. Gefäße ohne Drehscheibe gearbeitet, meist unverziert. Ohne oder nur geringe Ausbiegung des Randes.<br>4. Ansiedlung bei Hasenfelde; Burgwall bei Riewend (1. Schicht). |
| **B. Mittlere Steinzeit.**<br>1. Yoldiazeit.<br>2. Ancyluszeit.<br>3. Litorinazeit. | **B. Mittlere Bronzezeit.**<br>3. Periode.<br>Etwa 1400—1200 v. Chr. | **B. La-Tène-Zeit.**<br>500—1 v. Chr.<br>1. Vorstufe 500—400.<br>2. Früh-La-Tène-Zeit 400—300.<br>3. Mittel-La-Tène-Zeit 300—150.<br>4 Spät-La-Tène-Zeit 150—1. | **B. Mittlere Kaiserzeit.**<br>2. Jahrh. n. Chr.<br>1. Kräftig profilierte Fibeln [auch schon im 1. Jahrh.].<br>2. Mäandergefäße.<br>3. Karlshorst, Fohrde, Tornow, Milow, Rauschendorf. | **B. Mittlere Wendenzeit.**<br>8. u. 9. Jahrh.<br>1. Gefäße mit schärferer Umbiegung des Randes.<br>2. Wellenlinie und mehrzinkiges Gerät zum Verzieren der Gefäße.<br>3. Keine Hacksilberfunde.<br>4. Zahlreiche Burgwälle. Riewend (2. Schicht); Römerschanze. |
| **C. Jüngere Steinzeit.**<br>Zeit der geschliffenen Steingeräte.<br>Etwa 5000—2000 v. Chr.<br>1. Dolmen.<br>2. Hünenbetten.<br>3. Steinkammern und Steinkistengräber. | **C. Jüngere Bronzezeit.**<br>Etwa 1200—800 v. Chr.<br>4. Periode.<br>Etwa 1200—1000 v. Chr.<br>5. Periode.<br>Etwa 1000—800 v. Chr. | | **C. Späte Kaiserzeit.**<br>3. u. 4. Jahrh. n. Chr.<br>1. Fibeln mit umgeschlagenem Fuß.<br>2. Fibeln mit hohem Nadelhalter.<br>3. Feuerstahle, Eimerchen 2c.<br>4. Breite Schildfesseln.<br>5. Berlitt, Damme, Rampitz, Reichersdorf, Sadersdorf, Wilhelmsau, Butzow, Dahlhausen; Ansiedlung bei Paulinenaue.<br>**D. Völkerwanderung.**<br>5. u. 6. Jahrh. n. Chr.<br>Leuthen, Garlitz, Rosenthal.<br>Reitergrab von Neukölln. | **C. Späte Wendenzeit.**<br>10.—12. Jahrh.<br>1. Skelettgräber.<br>2. Gefäße alle auf der Drehscheibe gearbeitet.<br>3. Bodenverzierung; Gurtfurchen; tiefe Kerben; scharfe Umbiegung des Randes<br>4. Hacksilberfunde.<br>5. Riewend (3. Schicht).<br>**D. Das frühe Mittelalter.**<br>13. u. 14. Jahrh.<br>1. Holm (Übergangsperiode).<br>2. Lübbinchen.<br>3. Ansiedlung bei Niedergörsdorf. |

# Tafel I—XIX

**nebst Erklärungen.**

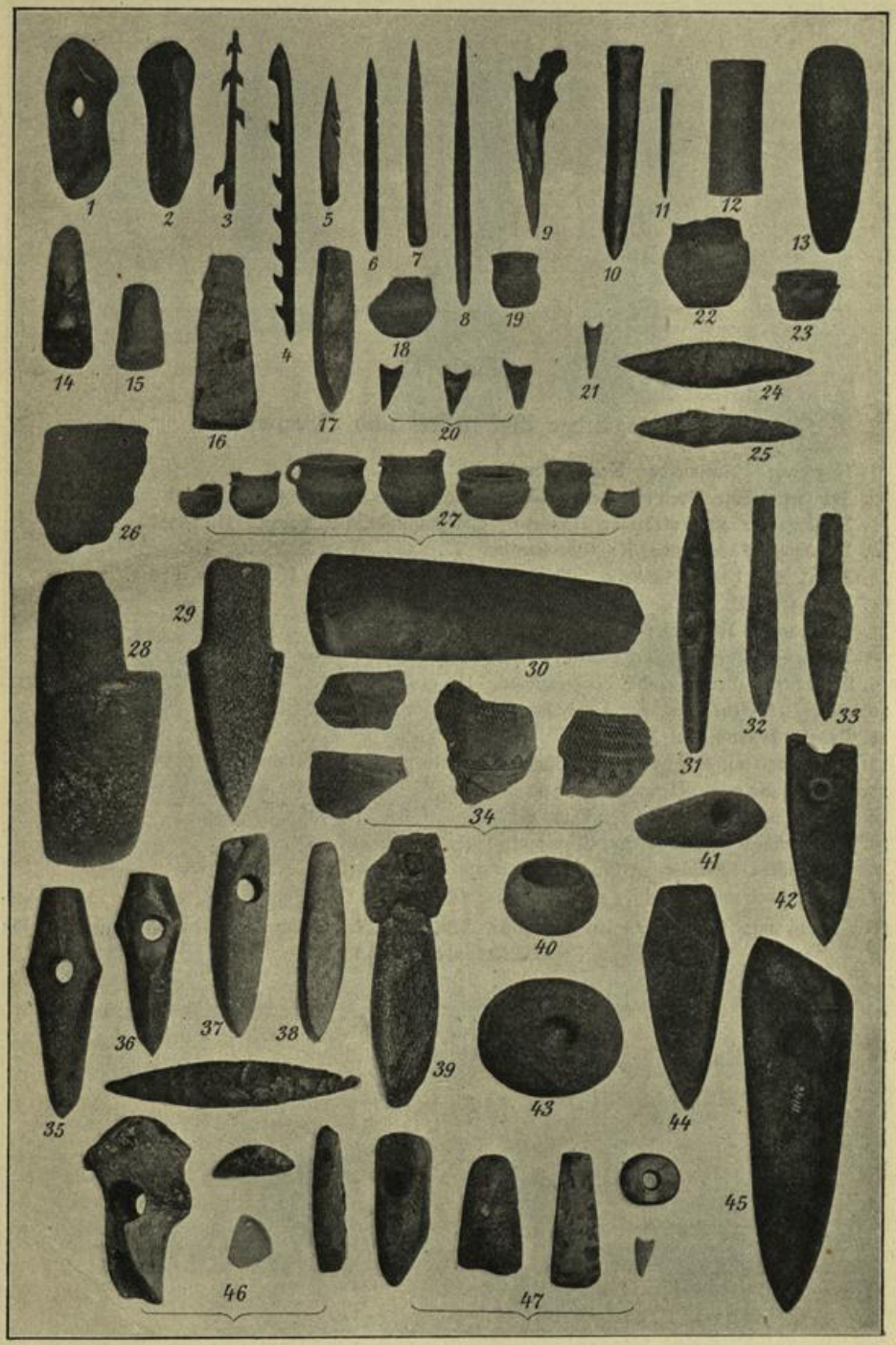
Die Klischees sind größtenteils nach Photographien des Herrn Museumstechniker Dunkel und nach den im Märkischen Museum ausgelegten Zeichnungen des Herrn Museumszeichner Herms angefertigt worden. Die Aufnahme der Grabkammer des Königsgrabes von Seddin [Abb. 201] rührt von Herrn Architekt Walther her, die Meßtischaufnahme des Planes [Abb. 202] von Herrn Prof. Dr. Solger und der Plan Taf. XIX von Herrn Regierungsbaumeister Hasche in Jüterbog.

# Tafel I.

## Steinzeitfunde.

1. } Hirschhornhacke. Prenzlau. II, 9033. 1/5.
2. }
3. Harpune mit Widerhaken (Knochen), Fundort unbekannt. II, 22864. 1/5.
4. Desgl. Friesack, Kr. Westhavelland. II, 23254. 1/5.
5. Harpune aus Elchknochen mit 2 Kerben. Wachow, Kr. Westhavelland. II, 23806. 1/5.
6. „ „ „ „ 2 „ „ „ „ II, 23807. 1/5.
7. Harpune, Durchbohrung am unteren Ende. Friesack, Kr. Westhavelland. 23256. 1/5.
8. „ mit einseitiger Kerbung. Friesack. II, 23255. 1/5.
9. Knochendolch. Linum, Kr. Osthavelland. II, 19820. 1/5.
10. Falzbein (Saumglätter, Fischschuppenmesser). Schönwerder, Kr. Prenzlau. II, 9066. 1/6.
11. Knochennadel, oben durchbohrt. II, 9065. Neben Nr. 10 im Torf gefunden. 1/6.
12. Armschutzplatte, beim Bogenschießen verwendet; an den 4 Ecken durchbohrt. Mit einem Feuersteinmeißel zusammen „in einer Urne" gefunden. Kleptow, Kr. Prenzlau. II, 9052. 1/5.
13. Walzenbeil. Saarow, Kr. Beeskow-Storkow. II, 7138. 1/5.
14. Spitznackiges Feuersteinbeil. Angermünde. II, 14070. 1/6.
15. Breitnackiges Feuersteinbeil. Beesdau, Kr. Luckau. II, 13739. 1/6.
16. Dicknackiges Feuersteinbeil. Linum, Kr. Osthavelland. II, 19761. 1/6.
17. „ „ „ „ II, 19762. 1/6.
18. Steinzeitgefäß (Bruchstück). Schönwerder, Kr. Prenzlau. II, 9063. 1/15.
19. Becher mit Schnurverzierung. Nauen, Kr. Osthavelland. II, 4550. 1/15.
20. Feuersteinpfeilspitzen. Liepe, Kr. Angermünde. II, 17610—12. 1/4.
21. Feuersteinpfeilspitze. Wöplitz, Kr. Westprignitz. II, 11232. 1/6.
22. Steinzeitgefäß. Bandelow, Kr. Prenzlau. II, 9061. 1/12.
(In dem Gefäß lagen zwei Steinbeile.)
23. Steinzeitgefäß. Kreis Züllichau. II, 4354. 1/14.
24. Feuersteinlanzenspitze. Soldin. II, 14903. 1/6.
25. Desgl. Sternhagen, Kr. Prenzlau. II, 10678. 1/5.
26. Bruchstück eines Steinzeitgefäßes mit Bogenverzierung. Seddinwall bei Schmöckwitz, Kr. Teltow. II, 24142. 1/5.
27. Sieben Steinzeitgefäße. Liepe, Kr. Angermünde. II, 17605—9, 15 und 17. 1/12.
(Diese Gefäße und die Pfeilspitzen Nr. 20 wurden mit Skeletten in Flachgräbern ohne Steinsetzung gefunden.)
28. Hammer mit Absatz. Zootzen, Kr. Ostprignitz. II, 16238. 1/5.
29. Desgl. Angermünde. II, 14112. 1/5.
30. Dünnackiges Feuersteinbeil. Oderberg, Kr. Angermünde. II, 7530. 1/6.
31. Lanzenspitze aus Feuerstein. Stendal. II, 10827. 1/5.
32. Feuersteindolch. Prenzlau. II, 9036. 1/6.
33. Desgl. Giesenbrügge, Kr. Soldin. II, 7297. 1/6.
34. Gefäßreste. Bagemühl, Kr. Prenzlau. II, 14864/5. 1/5.
35. Fazettierter Hammer. Garrenchen, Kr. Luckau. II, 21549. 1/5.
36. Desgl. Fredersdorf, Kr. Angermünde. II, 12012. 1/5.
37. Schuhleistenförmiger Hammer, durchbohrt. Eichwerder, Kr. Soldin. II, 9620. 1/6.
38. Desgl., nicht durchbohrt. Prenden, Kr. Niederbarnim. II, 22270. 1/6.
(Dieser Hammer entstammt dem Depotfunde von Prenden. R. Mielke: Brandenburgia VIII S. 223 f.)
39. Steinhammer mit dem Rest des Schaftes aus Erlenholz. Berlin. II, 6278. 1/5.
40. Armring aus Kalkstein. Grünow, Kr. Prenzlau. II, 10366. 1/9.
(Über jeden der beiden Arme eines Skelettes war ein derartiger Ring gestreift.)
41. Steinbeil. Doppeltkonisches Bohrloch. Kl. Ziethen, Kr. Angermünde. II, 12035. 1/5.
(Die Bohrungen, auf beiden Seiten begonnen, stießen in der Mitte zusammen.)
42. Steinbeil mit angefangener Hohlbohrung. Jsterbies, Kr. Jerichow I. II, 18599. 1/5.
43. Stein mit flacher Vertiefung; beim Durchbohren von Steinbeilen zum Halten des Bohrstockes verwendet. Berlin. II, 11298. 1/6.
44. Steinhammer mit angefangener Bohrung. Leipe, Kr. Sorau. II, 11029. 1/5.
45. Steinkeil mit unsymmetrischem Bahnende (Pflug?). Glindow, Kr. Zauch-Belzig. II, 24111. 1/9.
46. Lanzenspitze, Säge, Meißel (alles aus Feuerstein), durchbohrte Muschelschale, Hirschhornhacke. Alle diese Gegenstände wurden zusammen mit einem Urstierschädel, einem Feuersteinschaber, einem Feuersteinkeil und zwei Stücken durchbohrter Kiefernrinde (Netzschwimmer) im Torfmoor bei Berlinchen, Kr. Ostprignitz, gefunden. II, 22037—45. 1/6.
47. Hirschhornhacke, zwei Steinbeile, eine Feuersteinpfeilspitze und eine Bernsteinperle wurden mit zwei anderen Steinbeilen im Torflager bei Linum, Kr. Westhavelland, in verschiedenen Tiefenlagen gefunden. II, 19760—66. 1/6.

(Die auf Tafel I dargestellten Gegenstände befinden sich im Besitze des Märk. Museums, nur die Abbildungen 4, 7 und 8 wurden nach Kopien angefertigt.)

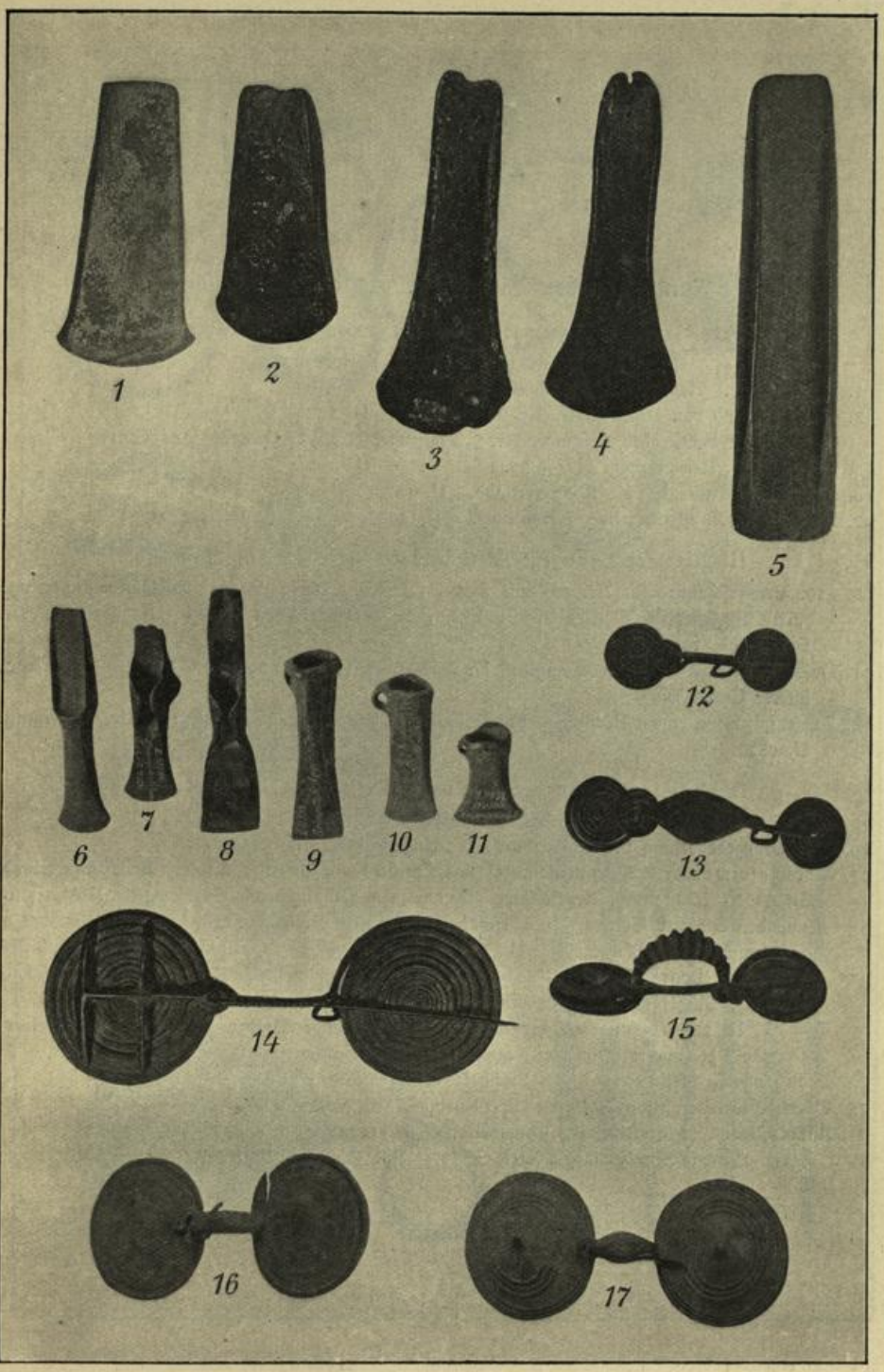

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47

# Tafel II.

## Typologie der Bronzeäxte und Bronzefibeln.

1. Kupferaxt. Nattwerder, Kr. Osthavelland. II, 16999. 1 : 2,5.
2. Flachaxt. Eine Breitseite noch gewölbt. Kreis Sorau. II, 8919. 1 : 2,5.
3. Randaxt mit ganz niedrigen Rändern. Christianstadt, Kr. Sorau. II, 16557. 1 : 2,5.
4. Randaxt. Eberswalde, Kr. Oberbarnim. II, 8356. 1 : 2,5.
5. Desgl., mit hohen Rändern. Wandlitz, Kr. Niederbarnim. II, 18354. 1 : 2,5.
6. Absatzaxt. II, 16846. Fundort unbekannt. 1/5.
7. Lappenaxt. Niederwerbig, Kr. Zauch-Belzig. 1/5.
8. Desgl. Schönwalde, Kr. Luckau. II, 21484. 1/5.
9. Tüllenaxt, Grimnitz, Kr. Angermünde. II, 11534. 1/5.
10. Desgl. Wefensleben, Kr. Neuhaldensleben (Prov. Sachsen). II, 16251. 1/5.
11. Desgl. Wollin, Kr. Jerichow I. II, 9432. 1/5.
12. Spiralfibel mit drahtförmigem Bügel. Spindlersfeld, Kr. Teltow. II, 18353. 1 : 2,5.
13. Desgl., mit rautenförmigem Bügel. Rudow, Kr. Teltow. II, 18119. 1 : 2,5.
14. Desgl., mit Doppelkreuz. Schmöckwitz, Kr. Teltow. II, 9091. 1/5.
15. Raupenfibel. Breddin, Kr. Ostprignitz. II, 23982. 1 : 2,5.
16. Plattenfibel. Liepnitzsee, Kr. Niederbarnim. II, 18261. 1/5.
17. Plattenfibel mit Buckeln. Steinbeck, Kr. Oberbarnim. II, 20006. 1/5.

(Nr. 1—16 nach den Originalen im Märk. Museum. Nr. 17 im Besitz des Königl. Mus. für Völkerkunde Berlin.)


1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17

# Tafel III.

## Funde aus der Bronzezeit. 2000—800 v. Chr.

I. Ältere Bronzezeit (1. und 2. Periode). 2000—1400 v. Chr. Nr. 1—7.

Nr. 1—6 gehören der 1. Periode an.

1. 2 Ösenringe. Kr. Soldin. II, 20984/5. 1/6.
2.—4. Depotfund von Wustermark, Kr. Osthavelland. II, 23243/50. 1/6.

Nr. 2 Hals- oder Fußringe, Nr. 3 Armringe, Nr. 4 Noppenring aus Gold.

5. Armspirale. Neu-Ruppin. II, 4595. 1/6.
6. Manschettenarmband. Kr. Westhavelland. II, 13783. 1/4.
7. Depotfund von Mittenwalde, Kr. Teltow. II, 11783/8. 1/7. (2. Periode.)

II. Mittlere Bronzezeit. Etwa 1400—1200 v. Chr. Nr. 8—10.

8.—10. Bronzeschmuckdose [Nr. 10] mit Deckel [Nr. 9]. Darin lagen 5 Goldspiralfingerringe [Nr. 8]. Feldberg (Mecklenburg-Strelitz), nahe der märkischen Grenze. II, 11105/8. 1/1. Siehe Abb. 215.

11. Halskragen aus Bronze. Templin, Buchholzer Heide. II, 20924. 1/5. (2.—3. Periode; älterer Typus.)

12. Lanzenspitze mit einem Bronzenagel und Schaft aus Eschenholz. Dannenwalde, Kr. Ostprignitz. II, 6222. 1/5.

III. Jüngere Bronzezeit (4. und 5. Periode). 1200—800 v. Chr.

13.—18. Bronzefunde von Blumenthal, Kr. Ostprignitz. II, 21669/73. 1/5.

19.—20. Bronzedepotfund von Biesenbrow, Kr. Angermünde. II, 21669/97. 1/15.

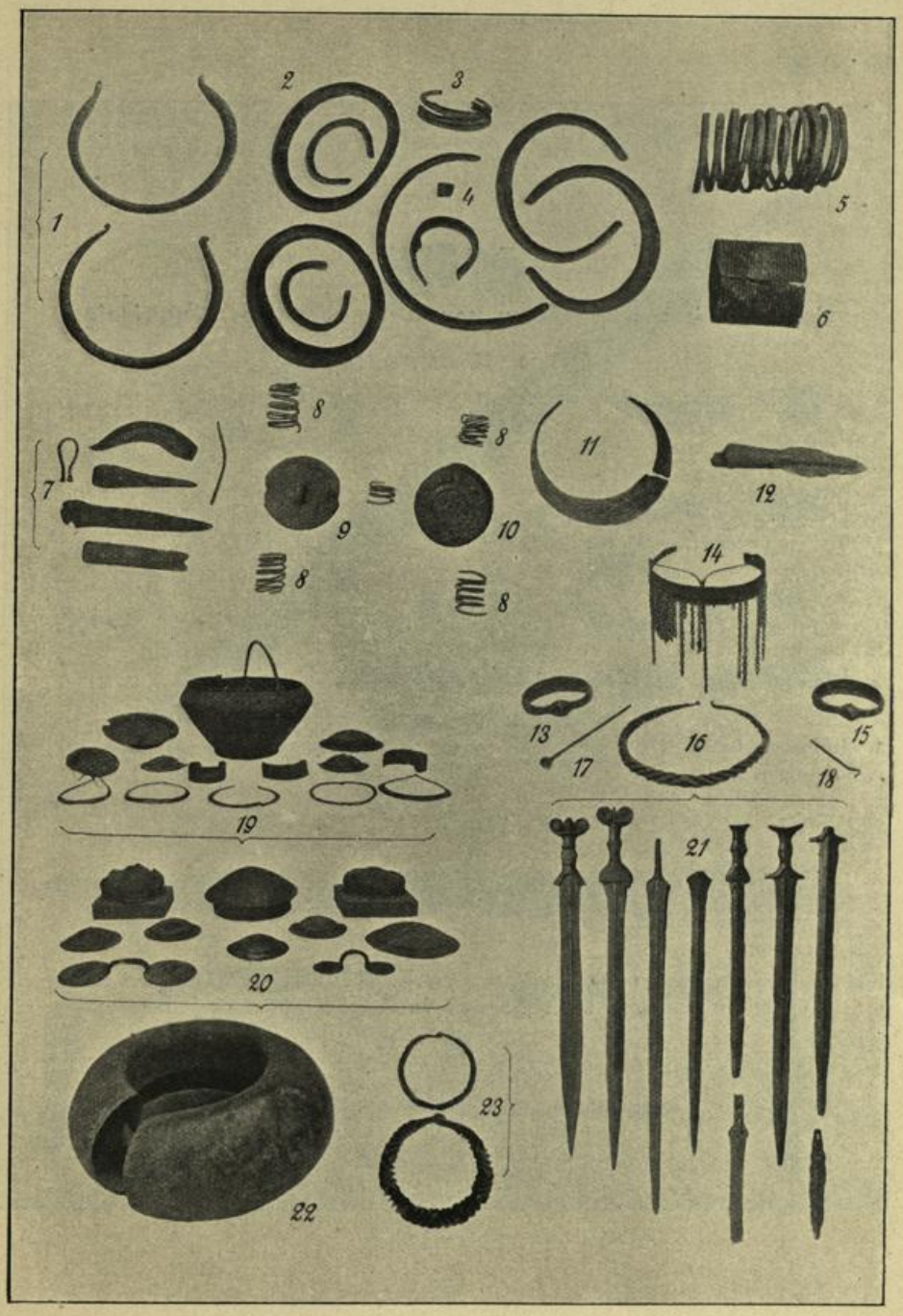
21. Bronzeschwerter. Antennenschwert [mit Spiralen am Knauf]: Linum, Kr. Osthavelland. II, 6302. Wusterwitz, Kr. Schlawe (Pommern). [Ähnliche von Steesow, Kr. Westprignitz und den Stöllner Bergen, Kr. Westhavelland.] Mit Griffdorn: Wusterwitz. II, 23745/6. Schalenschwerter: Wusterwitz. II, 23744. Kuhbier, Kr. Ostprignitz. II, 7060/61. Mit Griffzunge [war mit Holz, Knochen, Horn oder dergl. belegt. Unterer Klingenteil abgebrochen]: Mühlenbeck, Kr. Niederbarnim. II, 18447. Bronzedolch.

Nr. 22—23 Funde aus der Übergangsperiode von der Bronze- zur Eisenzeit [Montelius: Periode VI; jüngste Bronzezeit; älteste Eisenzeit (Hallstattzeit)]. 800—500 v. Chr.

22. Bronzefußring (Hohlwulst). Gr.-Buchholz, Kr. Westprignitz. II, 16864. 1/4.

23. Oben: Gedrehter Bronzehalsring (Wendelring). Kr. Sorau. II, 8942. 1/10.
Unten: Desgl. Fehrbellin, Kr. Osthavelland. II, 14404. 1/10.

Nr. 21 nach Brandenburgia XIII, S. 357. Alle Funde im Märk. Mus. zu Berlin.


1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23

# Tafel IV.

## Funde aus den Regelgräbern von Weitgendorf, Kr. Ostprignitz.

Grab 10. II, 8262/75. 1/5.

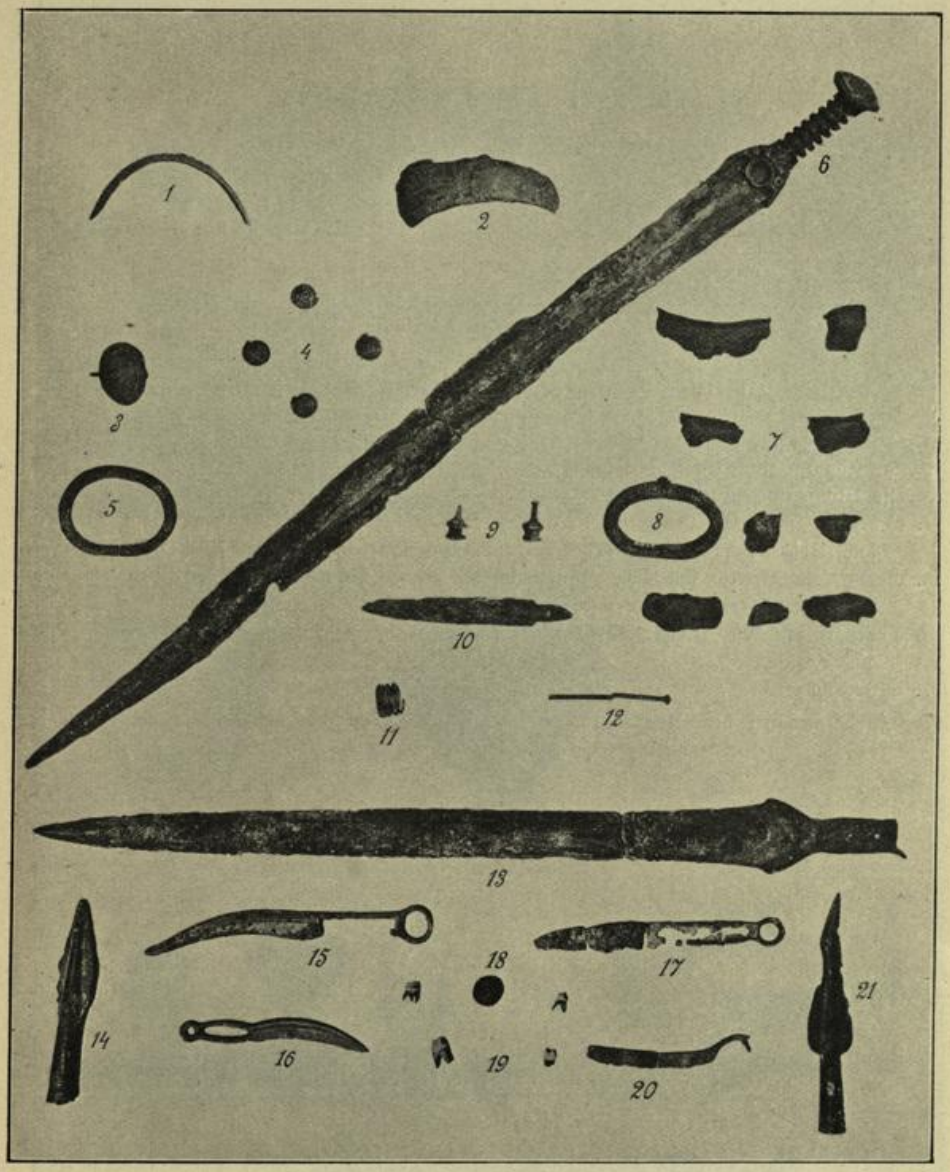
1. } Bruchstücke zweier mit Spiralen verzierter „diademartiger" Halskragen.
2. }
3. Zierhütchen.
4. Vier Spiralen.
5. Armring.
6. Bronzeschwert mit kunstvoll gearbeitetem Griff.
7. Reste einer (importierten) Bronzetasse.
8. Armring.
9. Zwei Doppelknöpfe.
10. Dolchklinge.
11. Fingerspirale.
12. Nadel. — (Nr. 11 aus Gold, alles übrige aus Bronze.)

Grab 2. II, 8238/47. 1/5.

13. Griffzungenschwert.
14. Lanzenspitze.
15. }
16. } Messer.
17. }
18. Bernsteinperle.
19. Vier Zähne.
20. Rasiermesser mit Pferdekopfgriff.
21. Lanzenspitze.

(Mit Ausnahme von Nr. 18 und 19 alles aus Bronze. Die Funde von Weitgendorf gehören alle der dritten Periode an und befinden sich im Besitze des Märkischen Museums.)

Tafel IV.



# Tafel V.

## Funde aus dem Königsgrabe von Seddin, Kr. Westprignitz.

1. Das Königsgrab mit der hohen Kiefer.
2. Die Tonurne mit Deckel und Tonnägeln. $^1/_{15}$.
3. Die Bronzeurne mit Leichenbrand. $^1/_7$.
4. Gedrehter Halsring (Wendelring), Armring, Spiralringe, Kamm, zwei Doppelknöpfe, zwei einfache Ringe, Beschlagstück, Knebel, hakenförmiges Ende eines Ringes. Alles aus Bronze. $^1/_7$.
5. Gefäße aus Bronze und Ton. Unterhalb der großen Bronzeurne in der Mitte ein Halsschmuck aus bunten Perlen und Spiralröllchen. $^1/_{19}$.
6. Tüllenart mit Öse, Meißel, Messer, Rasiermesser, Pinzette, Lanzette (Toilettengerät). Alles aus Bronze. $^1/_6$.
7. Bronzeschwert. $^1/_6$.

(Die Funde gehören dem Ausgange der vierten Periode an; sie befinden sich im Besitze des Märkischen Museums [II, 22409/46].)



1



2



3



4



5



6



7

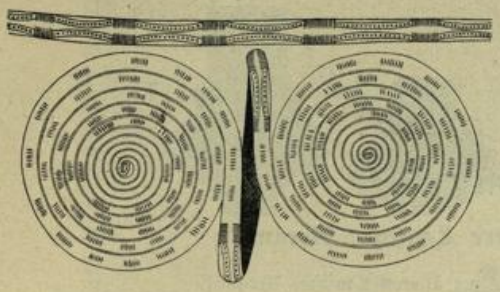
# Tafel VI.

## Verzierungen auf Bronzeschmuckstücken der älteren Bronzezeit.

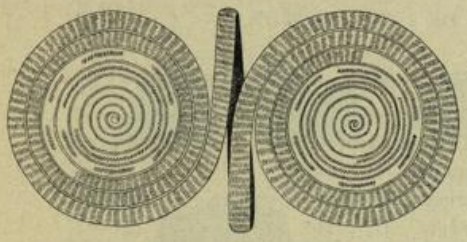
Nr. 1—8 aus dem Bronzefunde von Vehlow, Kr. Ostprignitz.

1. Armberge. Strich- und Punktverzierung. Oben: Abgerolltes Bronzeband, das die Spiralen miteinander verbindet und um den Arm gelegt wurde. II, 23256. 1/3.
2. Armberge mit Strichverzierung. II, 23257. 1/3.
3.—6. und 8. Abgerollte Verzierungen von Armringen. II, 23260/1; 64—66. 1/3.
7. Hälfte eines Halskragens mit Spiralverzierung. II, 23255. 1/3.
   Der Bronzefund lag in einer Steinpackung. [R. Mielke: Brandenburgisches Monatsblatt XII, 1903/4, S. 65 ff.
9. Halskragen mit Spiralverzierung (abgerollt). Werder, Kr. Zauch-Belzig. II, 6284. 1/3.
10. Armring aus dem Depotfunde von Spindlersfeld, Kr. Teltow. II, 18325. 1/2.
11. Armring von Jsterbies, Kr. Jerichow I. II, 18582. 1/2.

Alle Funde im Märkischen Museum.



1



2



3



4



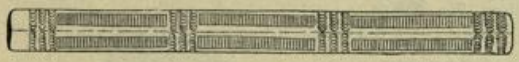
5



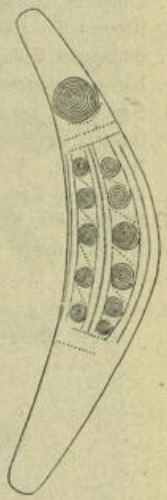
6



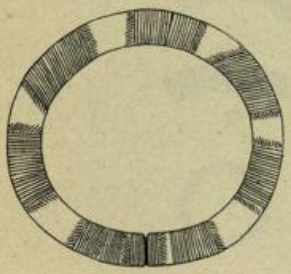
7



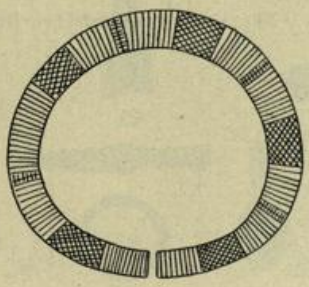
8



9



10



11

# Tafel VII.

## Ältere und jüngere Lausitzer Keramik.

Nr. 1—4. Buckelgefäße der älteren Lausitzer Keramik.

1. Stradow, Kr. Calau. II, 1655. 1/9.
2. Deutsch Nettkow, Kr. Krossen. 1/9.
3. Gleißen, Kr. Ost-Sternberg. II, 15110. 1/9.

(Aus einem Grabe, das 7 Gefäße enthielt.)

4. Schlepzig, Kr. Lübben. II, 13358. 1/9.

Nr. 5—24. Eigenartige Formen der jüngeren Lausitzer Keramik.

5. Kinderklapper aus Ton. Ziebingen, Kr. West-Sternberg. II, 16520.
6. Desgl. aus Ton in Gestalt einer Ente. Kraesem, Kr. West-Sternberg. II, 20723.
7. Tonlampe [?] (Tierfigur). Lychen, Kr. Templin. II, 16378.
8. Kinderklapper aus Ton (Vogelfigur). Ziebingen, Kr. West-Sternberg. II, 16519.
9. Desgl. aus Ton. Kraesem, Kr. West-Sternberg. II, 21203.
10. Kleines Tongefäß in Körbchenform. Kr. Sorau. II, 14000.
11. Zwillingsgefäß. Die beiden Höhlungen sind miteinander verbunden. Kr. Züllichau. II, 4325.
12. Drillingsgefäß. Kunzendorf, Kr. Sorau. II, 10340.
13. Doppelgefäß (mit Zwischenwand). II, 7750.
14. Etagengefäß. Kr. Sorau, am Boberufer. II, 7456.

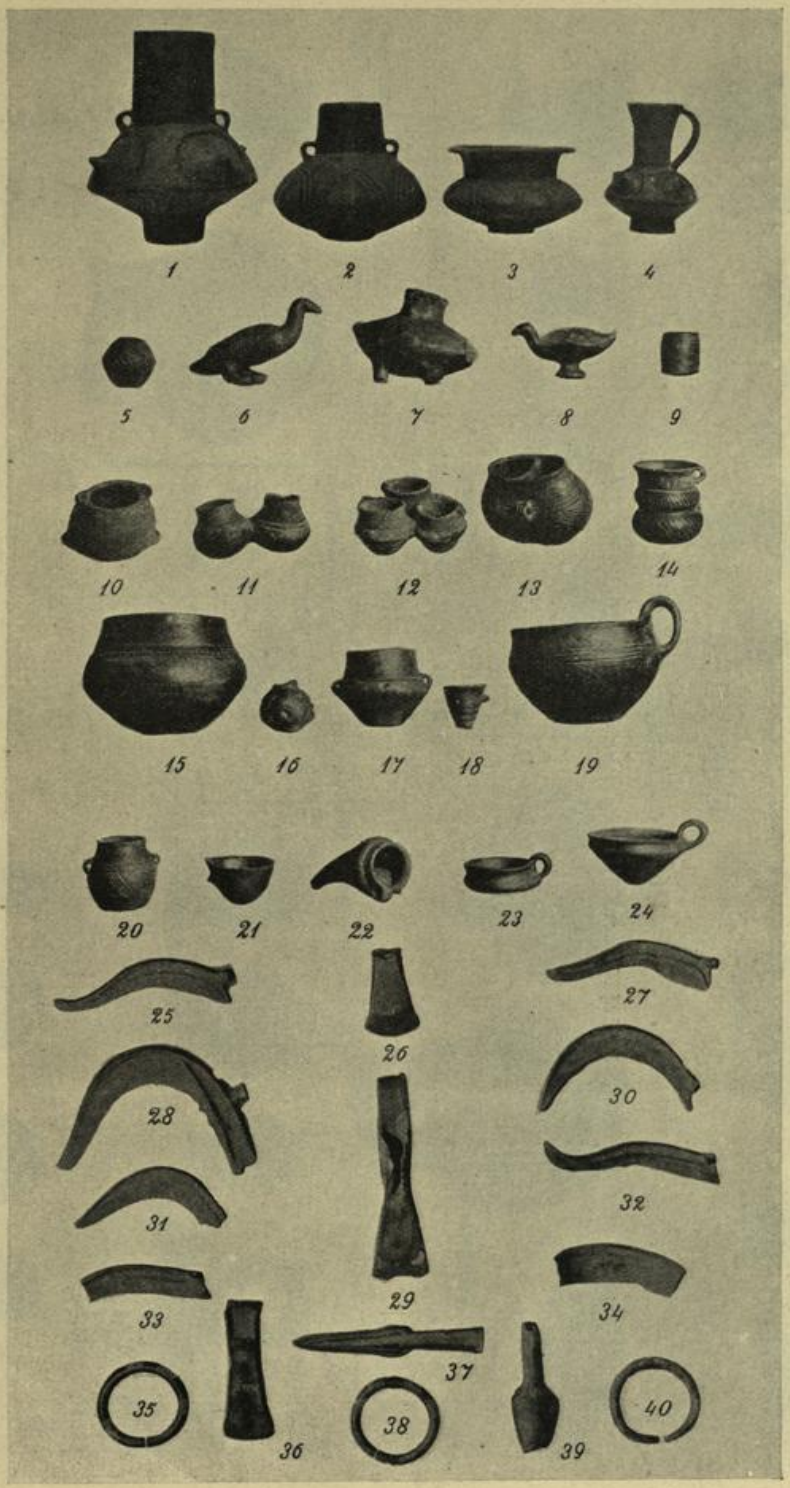
Nr. 5—14 1/8 nat. Größe.

15. Tongefäß, glänzend schwarz. Kr. Züllichau. II, 4315.
16. Kleines Tongefäß, schwarz. Kr. Sorau. II, 14001.
17. Schwarzes Tongefäß. Schwiebus. II, 5121.
18. Kleines, tiefschwarzes Tongefäß. Kr. Züllichau. II, 4328.
19. Schwarzes, verziertes Tongefäß. Belkau, Kr. Sorau. II, 23670.
20. Haasel, Kr. Sorau. II, 7810.
21. Kr. Sorau. II, 4233. Kr. Züllichau.
22. Horn aus Ton. II, 3712. Belten, Kr. Calau.
23. Weißig, Kr. Krossen. II, 7883. Schwarzes Schälchen (nach einer Nachbildung).
24. Kr. Züllichau. II, 4318. Tasse, tiefschwarz.

Nr. 15—24 in 1/7 nat. Größe.

25.—40. Bronzedepotfund von Glinicke, Kr. Beeskow-Storkow. Sicheln [Nr. 25 Knopfsichel, Nr. 28 Lochsichel], Äxte, Lanzenspitzen, Ringe. II, 9280—9294. 1/6.

Alle Funde im Märkischen Museum.


1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40

# Tafel VIII.

## Jüngere Lausitzer Keramik.

Gefäße von Billendorf und Jessen-Jüritz, Kr. Sorau.

1. II, 10214.
2. II, 10212.
3. —
4. II, 13053.
5. II, 12997. Räuchergefäß.
6. II, 13052.
7. II, 11641.
8. II, 12616.

} Billendorf. 1/9.

9. Eisennadel; lag über einer zerbrochenen Urne.
10. Kleine Tonkanne. II, 15686; stand auf Nr. 11.
11. Tonschälchen. II, 15687.
12. Kleine Tonkanne. II, 15689.
13. Größeres Tongefäß. II, 15685.
14. Kl. Gefäß mit Halsleiste. II, 15688.

} Eisennadel und Gefäße aus dem Grabe 94 von Jessen-Jüritz, aus dem im ganzen — nach dem Berichte des Rittergutsbesitzers Krug — 91 Tongefäße und zahlreiche Bruchstücke gehoben wurden. 1/6.

15. II, 13047.
16. II, 11639.
17. II, 13000.

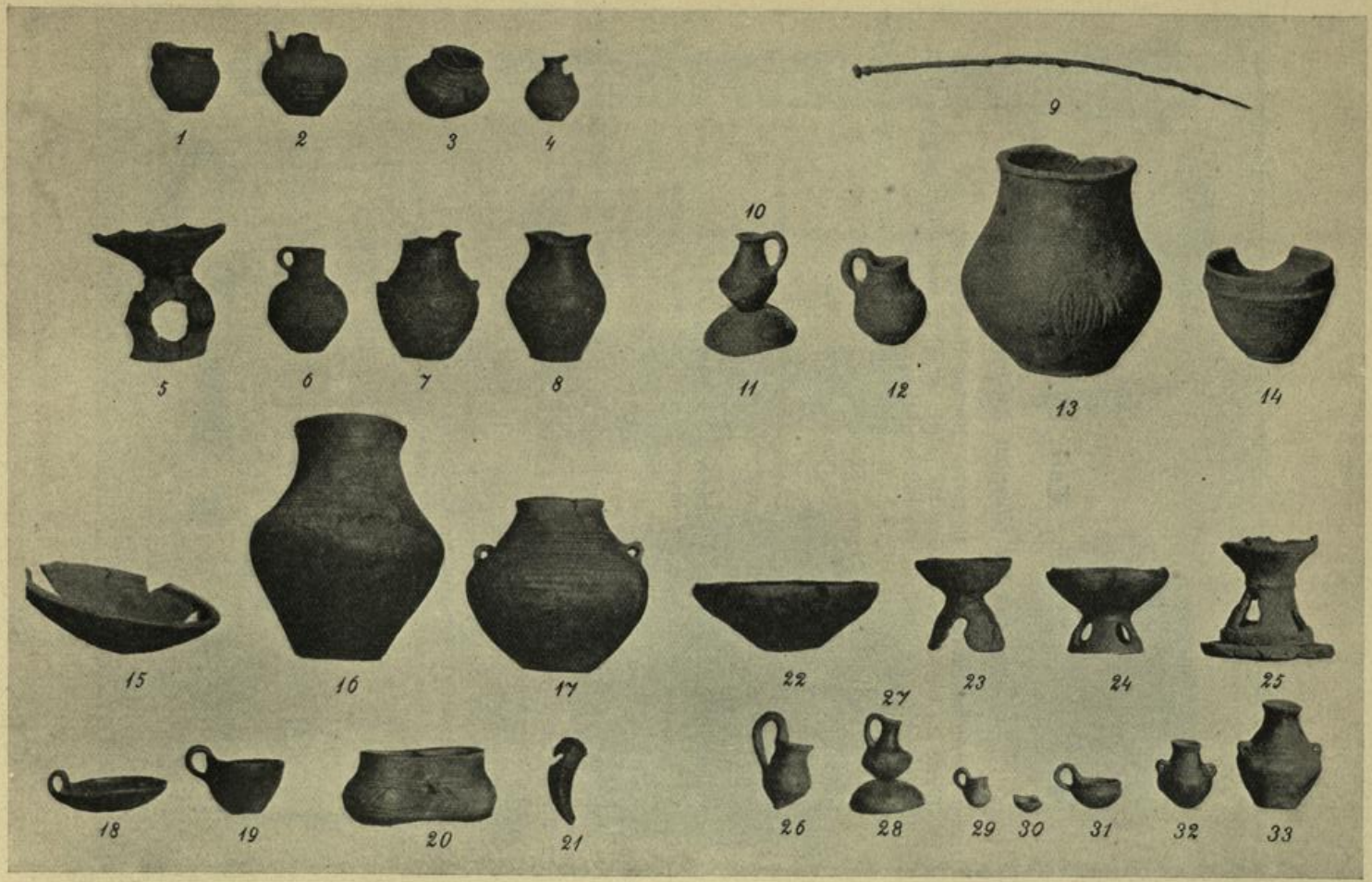
} Billendorf. 1/8.

18. II, 12904.
19. —
20. II, 13942. Doppelgefäß.
21. II, 13061. Horn aus Ton.

} Billendorf. 1/8.

22. II, 12333. Billendorf. 1/5.
23. II, 8777. Räuchergefäß. Fundort unbekannt. 1/5.
24. II, 12979. Desgl. Billendorf. 1/5.
25. II, 12289. Desgl. auf einem Conteller als Untersatz, wie mehrfach beobachtet wurde. II, 12500. Beide aus Billendorf, gehören aber nicht zusammen. 1/5.
26. II, 10171.
27. II, 12040.
28. II, 12604a.
29. II, 12541.
30. II, 11659. Tonlöffel.
31. II, 6951.
32. II, 12545.
33. II, 12930.

} Billendorf. 1/5.

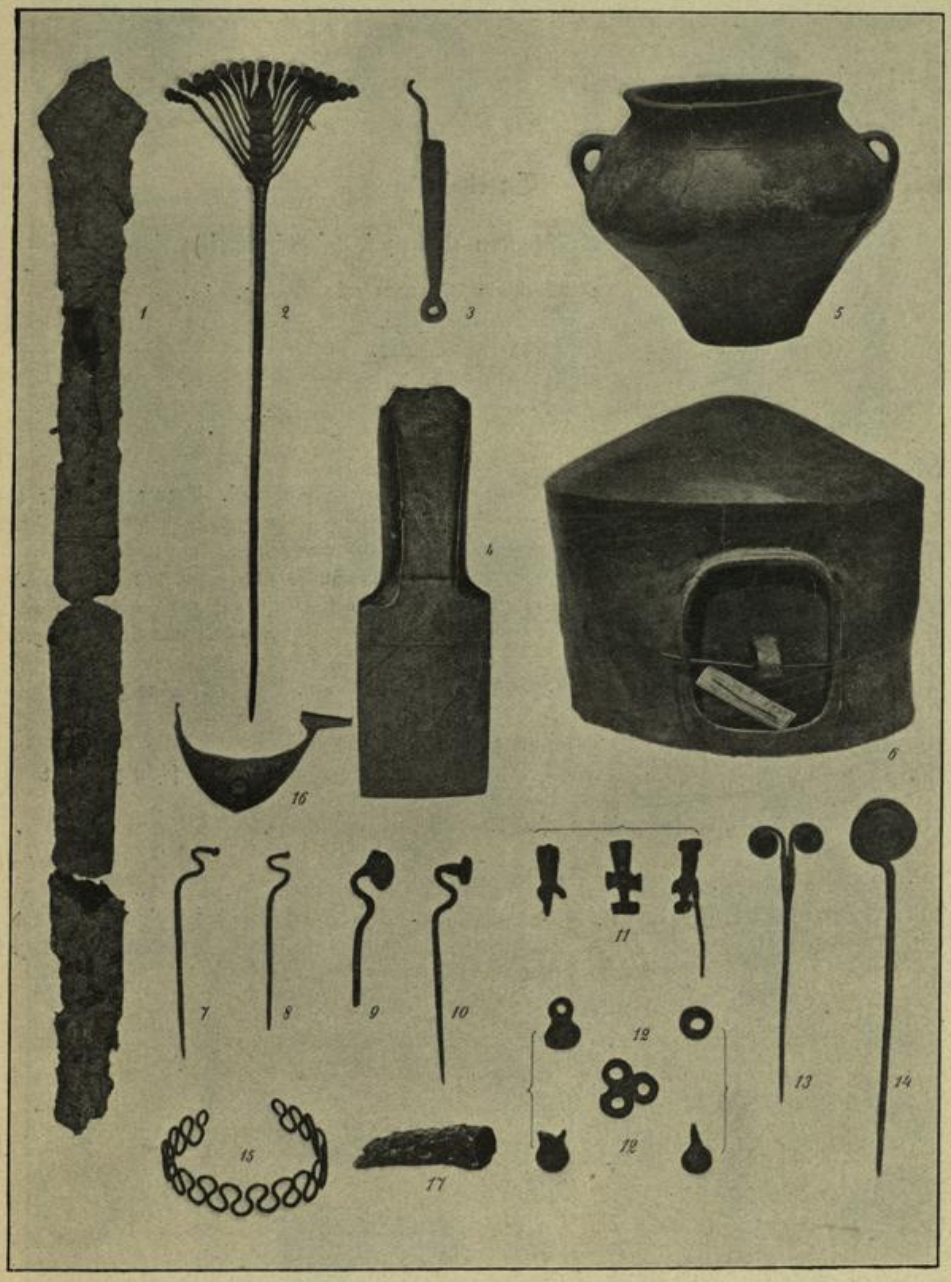

1
2
3
4
9
10
5
6
7
8
11
12
13
14
15
16
17
22
23
24
25
27
18
19
20
21
26
28
29
30
31
32
33

# Tafel IX.

## Funde aus der frühesten Eisenzeit (Hallstattzeit).

1. Eisenschwert mit Bronzenieten. II, 23274. Kemnitz, Kr. Ostprignitz. 1/5.
   Wurde mit der eisernen Tüllenaxt Nr. 17 [II, 23275] in einem Grabe gefunden.
2. Mohnkopfnadel. Fehrbellin, Kr. Osthavelland. II, 10405. Bronze. 1/4.
3. Nadelbüchse aus Bronze, für 7 Nadeln bestimmt. In einer Hülse steckt noch das Bruchstück einer Schwanenhalsnadel. Bronze. Rönnebeck, Kr. Ruppin. II, 16153. 1/3.
4. „Hallstattaxt". Brandenburg a. H. II, 19084. Bronze. 1/3.
5. Tongefäß von Postlin, Kr. Westprignitz. II, 20622. 1/6.
   Daher auch eine Bombennadel. [Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1896, S. 58.]
6. Hausurne von Gandow, Kr. Westprignitz. II, 14918. 1/3.
   Darin lag die Bronzenadel 14919.
7. Schwanenhalsnadel. Bronze. Hohenwalde, Kr. Landsberg. II, 13442. 1/3.
8. „ „ „ Stolzenhagen, Kr. Niederbarnim. II, 18297. 1/3.
9. „ „ mit Schalenkopf. Pförten, Kr. Sorau. II, 6266. Bronze. 1/3.
10. „ „ „ „ „ „ „ II, 6267. „ 1/3.
11. Flügelnadeln. Grüneberg, Kr. Ruppin. II, 18512/3 und Rönnebeck, Kr. Ruppin. II, 16454. Bronze. 1/3.
12. Dreiring aus Bronze, Bronzeperle und 3 Bronzeklunker (mit Kreuzverzierung). Mönchefeld, Kr. Angermünde. II, 17802/4. 1/3.
13. Doppelspiralkopfnadel aus Bronze. Soldin. II, 10644. 1/3.
14. Spiralkopfnadel aus Bronze. Friedersdorf, Kr. Sorau. II, 7820. 1/3.
15. Bronzearmband. Neuenhagen, Kr. Königsberg. II, 14774. 1/3.
16. Kahnfibel, reich verziert. Kotzen, Kr. Westhavelland. II, 4654. Bronze. 1/3.
17. Siehe Nr. 1. 1/5.

Alle Funde im Märkischen Museum zu Berlin.


1
2
3
5
4
6
16
7
8
9
10
11
12
13
14
15
17
18

# Tafel X.

## Funde aus der frühesten Eisenzeit (Hallstattzeit).

1—10 Triglitz, Kr. Ostprignitz. II, 8324/33. 9730/31. 1/3.

1.) Bronzescheiben mit Buckeln und tutulusartiger Spitze.
2.) (1 von unten, 2 von oben gesehen). II, 8330/33. 9731.

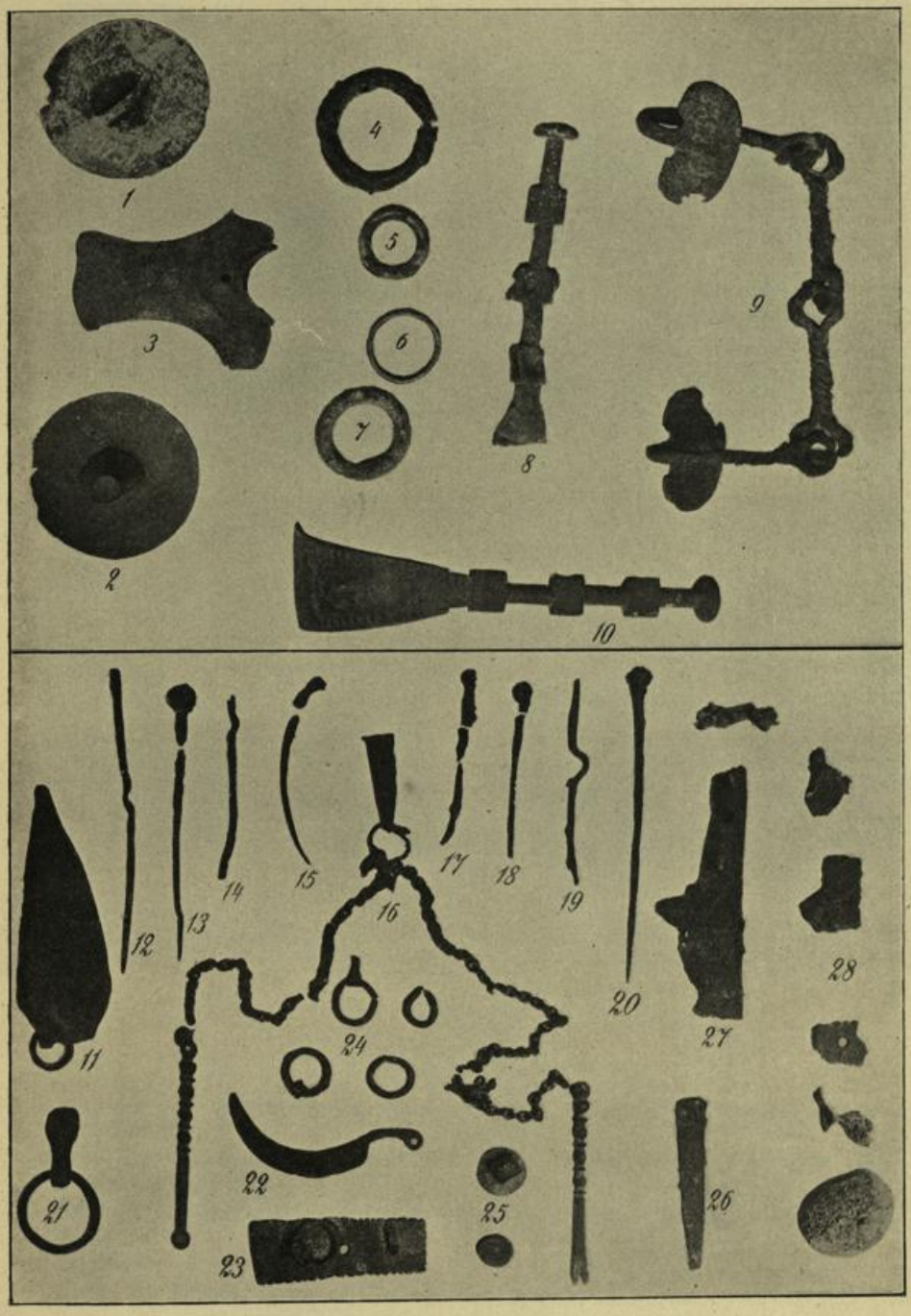
(Zu dem Funde gehören fünf dieser Scheiben.)

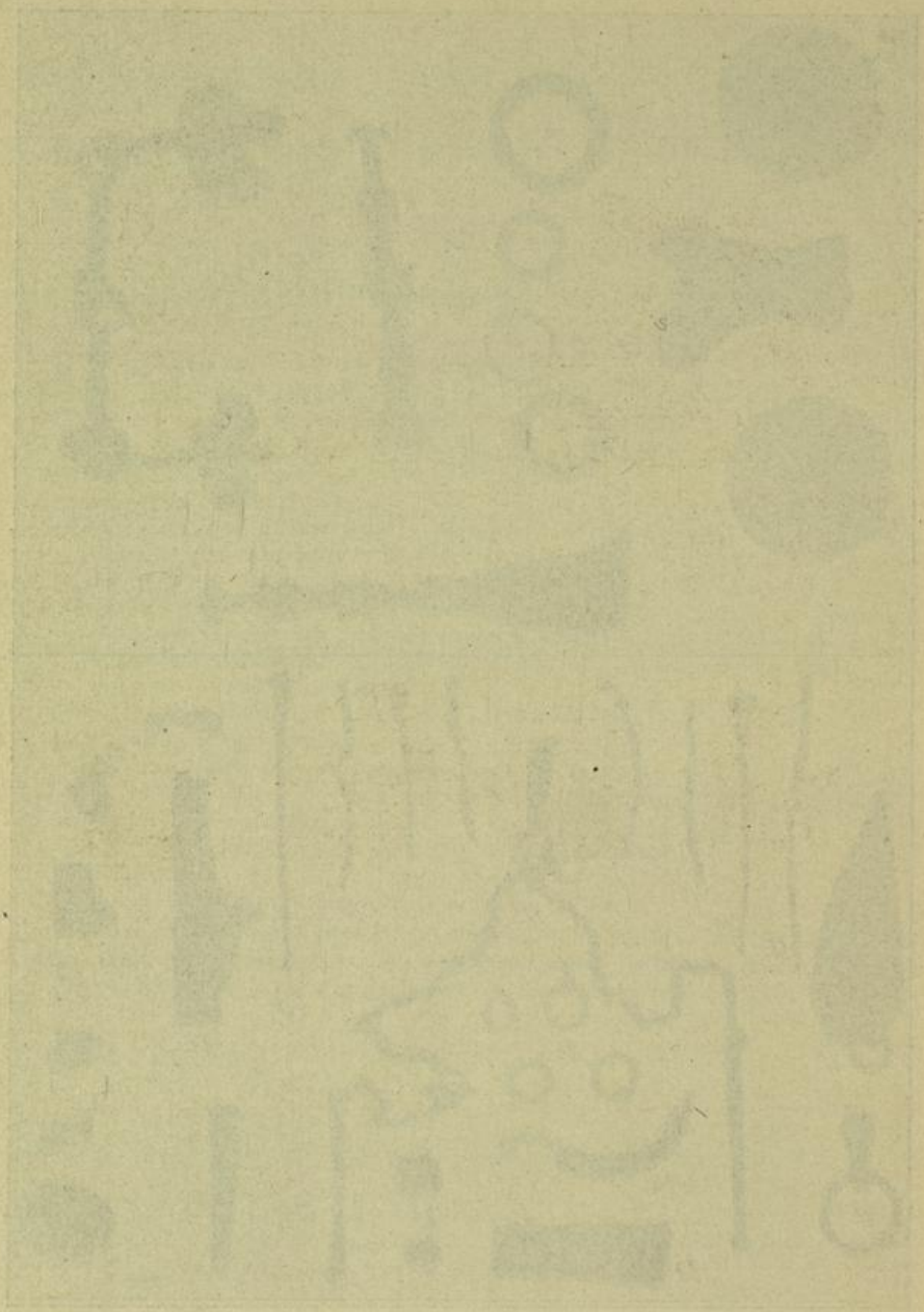
3. Ortband (Beschlag einer Schwertscheidenspitze). II, 8495. Bronze.
4. Ring aus Eisen. II, 8329.
5.—7. Bronzering. II, 8327. 9739.
8. u. 10. (2 Exemplare). Backenstangen (Kandarenstäbe) vom Pferdegebiß. Bronze. Bei Nr. 8 ist die Schaufel weggebrochen. An der Erweiterung in der Mitte ist Eisen abgerostet oder weggebrochen. Die Erweiterungen oben und unten sind durchbohrt. II, 8324/6.
9. Pferdegebiß mit nierenförmigen Platten am Ende der Zügelhaken. Eisen. (2 Exemplare.) II, 8328 und 9730. Der Fund lag in einem Tongefäß [II, 8340] und gehört dem althallstättischen Formenkreise an. Die Bronzeringe 5 und 7 stammen auch aus Triglitz, lagen aber nicht in demselben Gefäß.

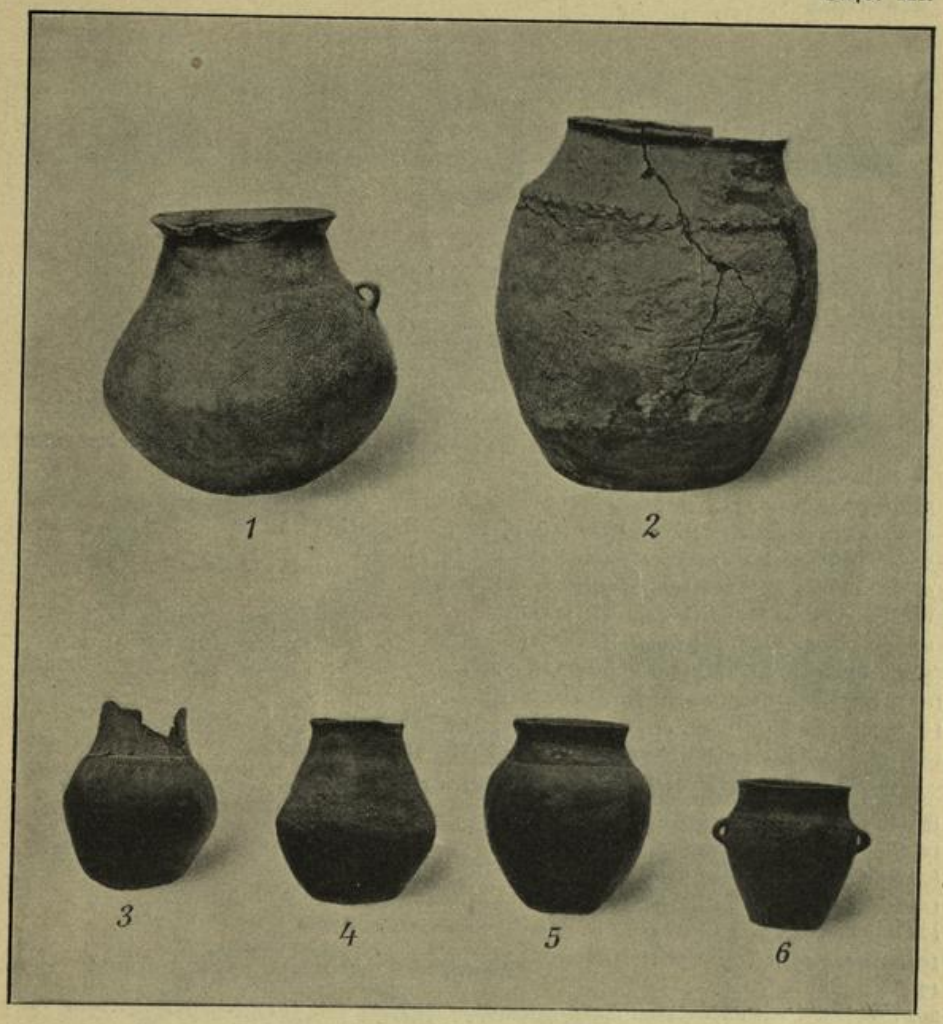
11—28. Fund von Kümmeritz, Kr. Luckau. II, 8396—8420. 1/3. [La-Tène-Zeit.]

11. Gürtelhaken mit Randkerbung.
12—15, 17—20. Nadeln teils mit Ausbiegung am Halse (gekröpft).
16. Haken mit einem Kettchen. Daran 1 Ohrlöffel und 1 Nagelbrecher, beide schön profiliert.
22. Messer mit Kerben am Rücken.
21, 23—25, 28. Beschlagstücke, Ringe usw. Nr. 23 mit Randkerbung.
26. Gürtelhaken.
27. Bruchstück eines großen Messers oder Schwertes mit 3 Nieten.

In der Ecke rechts unten 1 verschlackter Spinnwirtel. Mit Ausnahme des Spinnwirtels und kleiner Knöpfe (25) alles aus Eisen. Die Gegenstände wurden „in Urnen" gefunden. Sämtliche Funde im Besitze des Märkischen Museums.


1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28






# Tafel XI.

## La-Tène-Gefäße.

1. Vehlefanz, Kr. Osthavelland. II, 20142. 1/6. Mit Ösenhenkel, Punktgruppen und Korbverzierung.
2. Desgl. Kr. Osthavelland. II, 22536. 1/6. Mit aufgelegter Halsleiste, die durch Fingereindrücke verziert ist.
3. Landwehr, Kr. Luckau. II, 19362. 1/7. Mit Rillen, Punktgruppen und Dreiecken.
4. Desgl. II, 19361. 1/7.
5. Binenwalde, Kr. Ruppin. II, 13779. 1/7. Mit gekreuzten Strichgruppen.
6. Ragow, Kr. Teltow. II, 9453. 1/7. Mit 2 Henkeln und Punktreihe.

Alle Funde im Märkischen Museum. Alle ohne Verwendung der Töpferscheibe gearbeitet.

Über La-Tène-Gefäße, die auf der Drehscheibe gearbeitet sind, vgl. z. B. Hindenburg, Mannus II, S. 198, Abb. 16; Jentsch: Niederl. Mitt. IV, S. 19.

# Tafel XII.

## Funde aus der La-Tène-Zeit.

Nr. 1—11. Kleinfunde von Vehlefanz, Kr. Osthavelland. 1/2.

1. Segelohrring. Bronze. II, 22538. Mit weißer Perle.
2. „ „ II, 19745. Mit einer blauen Perle; eine zweite ist mit der ersten zusammengeschmolzen.
3. Ring aus Eisen. II, 19733.
4. Zusammengeschmolzene Bronzereste (Nadel, Ring usw.). II, 19751.
5. Bronzespirale mit angeschmolzenem Knochen. II, 19749.
6. Durchlochtes Röhrchen aus Bronzeblech. II, 19739.
7. Röhrenartiger Spiralzylinder. II, 19750.
8. Spinnwirtel aus Ton; flach. II, 18531.
9. Eisennadel mit Bronzeschälchenkopf. II, 20149.
10. Kropfnadel. Kopf abgebrochen. Eisen. II, 20115.
11. Desgl. aus Eisen; oben gerollt. II, 22539.
12. Armring aus Bronze. Ragow, Kr. Teltow. II, 14420. 1/2.

Nr. 13—19. Gürtelhaken aus Eisen. 1/3.

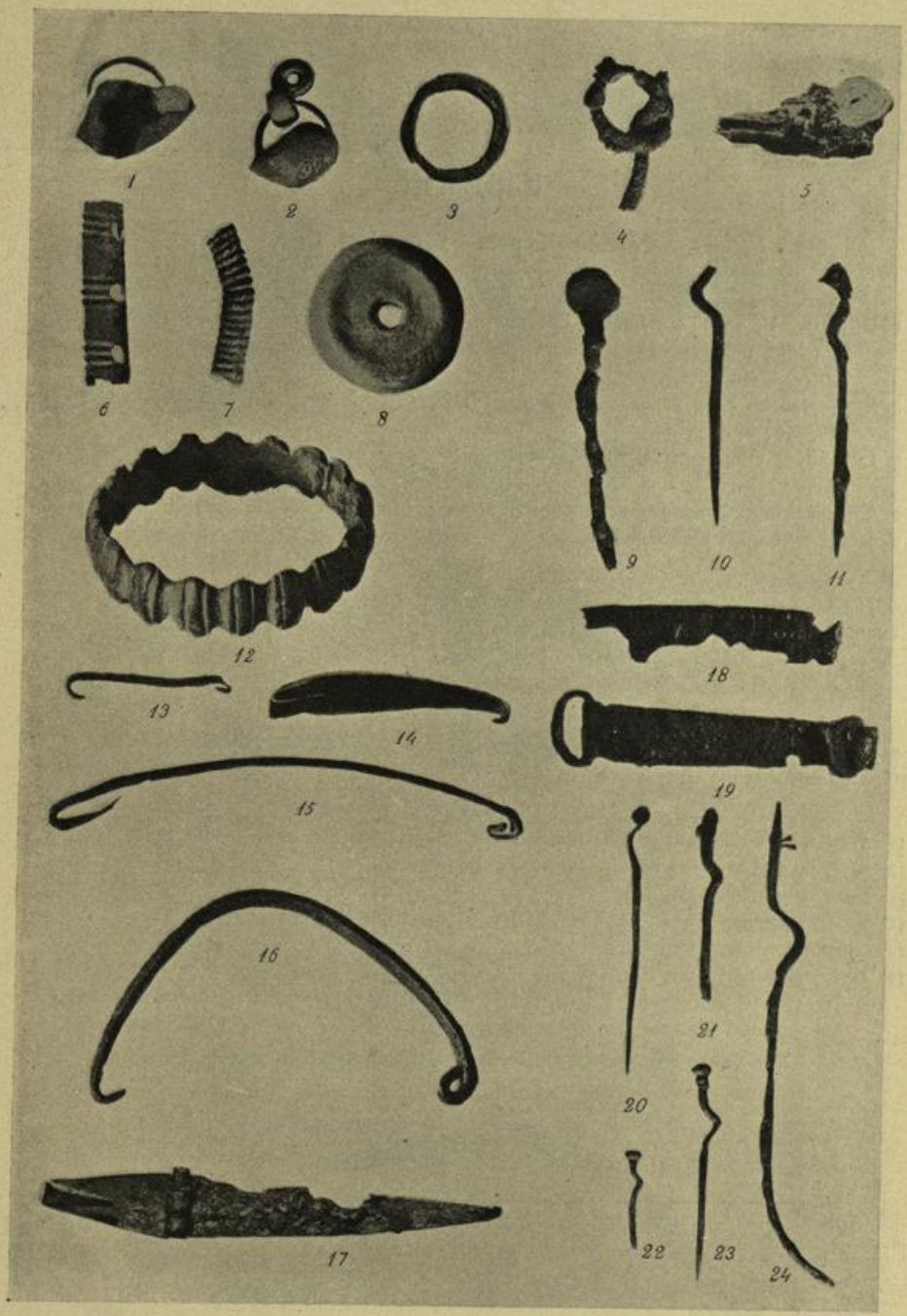
13. Alt-Töplitz, Kr. Zauch-Belzig. II, 23948.
14. Sonnenberg, Kr. Ruppin. II, 16148.
15. Alt-Töplitz, Kr. Zauch-Belzig. II, 23944. Mit Kerben am Rande.
16. Desgl. II, 23949. Ränder kantig.
17. Rampitz, Kr. West-Sternberg. II, 14475. Scharniergürtelhaken.
18. Binenwalde, Kr. Ruppin. II, 13692.
19. Desgl.

} Gürtelglieder mit Ringen, verziert. Eisen.

20. Kropfnadel mit aufgerolltem Ende. Französisch Buchholz, Kr. Niederbarnim. II, 21810. 1/2.
21.—24. Kropfnadeln aus Eisen. Trechwitz, Kr. Zauch-Belzig. II, 24005, 2, 3, 4. 1/2.

Alle Funde befinden sich im Besitze des Märkischen Museums in Berlin.

Tafel XII.



# Tafel XIII.

## La-Tène-Typen. 500—1 v. Chr.

Nr. 1—5. Früh-La-Tène-Fibeln.

1. Altmark. II, 6359. Schlußstück mit Knopf, am Ende durch eine Perle verziert. Der Bügel ist seitlich und von oben nach unten durchbohrt, wohl zum Durchziehen eines Ringes mit Kette. Bronze. 6/7.
2. Tierkopffibel. Derwitz, Kr. Zauch-Belzig. II, 22910. Bronze. 6/7. [Gehört der Vorstufe 500—400 an.]
3. Schlußstück mit tierkopfähnlicher Profilierung. Wagenitz, Kr. Westhavelland. II, 17624. Bronze. 1/3.
4. Eisenfibel, durch Ringe an einer Eisenplatte befestigt. Kaulsdorf, Kr. Niederbarnim. II, 23198. 1/3.
5. Desgl. Schlußstück mit einem liegenden Kreuz verziert. Kaulsdorf, Kr. Niederbarnim. II, 23199. 1/3.

Nr. 6—8. Mittel-La-Tène-Fibeln.

6. Marzahn, Kr. Westhavelland. II, 9413. Eisen. 1/3.
7a u. b. Storkow, Kr. Templin. II, 18904. Bronze. 1/3. [Diese Mittel-La-Tène-Form gehört schon der Spät-La-Tène-Zeit an.]
8a u. b. Bücknitz, Kr. Jerichow. II, 17511. Bronze. 1/3.

Nr. 9 und 10. Spät-La-Tène-Fibeln.

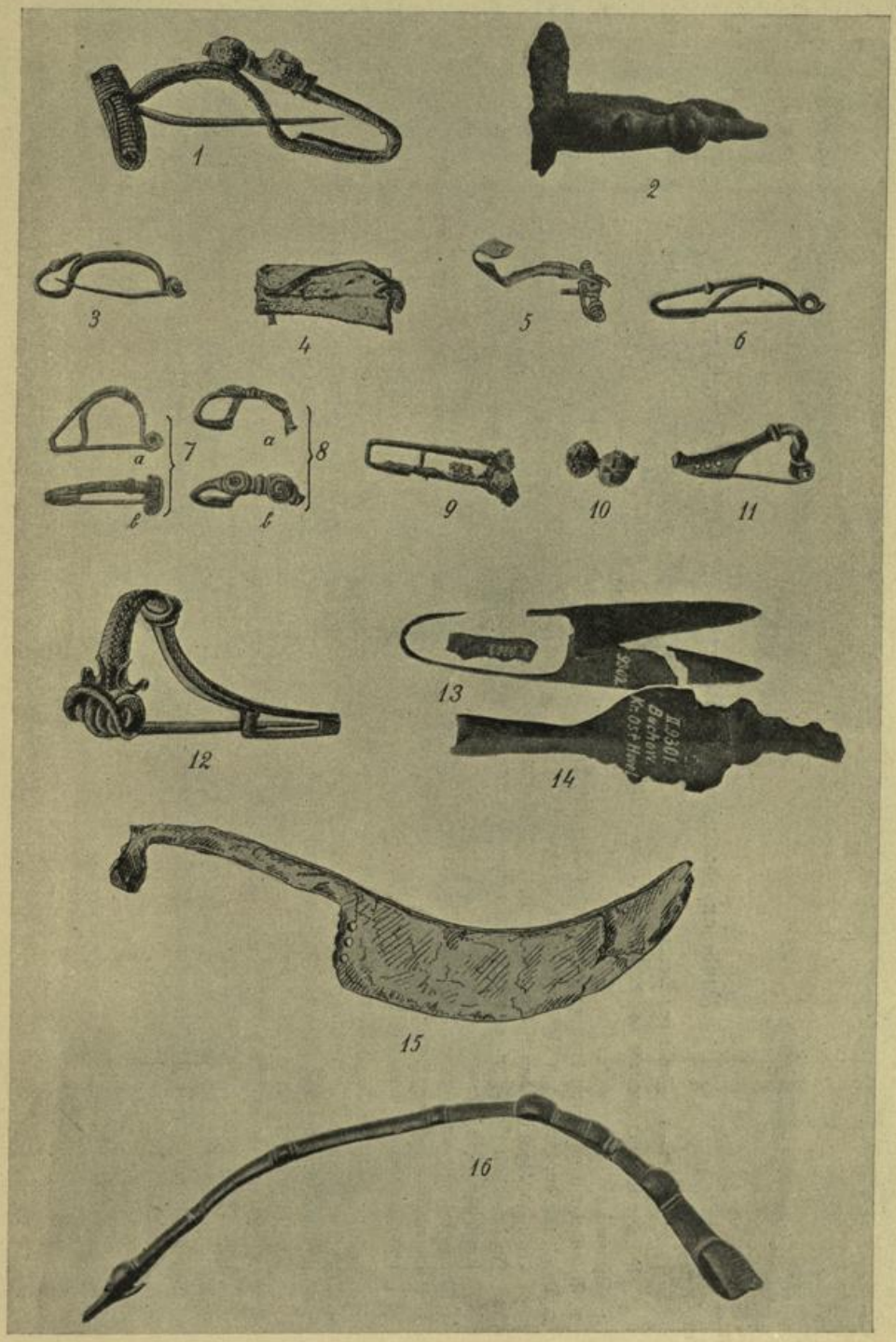
9. Vehlen, Kr. Jerichow II. II, 17298b. 1/3.
10. Charlottenau, Kr. Ruppin. II, 23634a. 1/3.

Nr. 11 und 12. Späteste La-Tène-Fibeln.

11. Fibel mit durchbrochenem Nadelhalter. Alt-Rüdnitz, Kr. Königsberg. II, 12264. 1/3.
12. Älteste Form der Augenfibel. II, 9299. Bronze. 2/3.
13. Schere aus Eisen. II, 9302. 1/3.
14. Lanzenspitze aus Eisen. II, 9301. 1/3. In der Tülle noch Schaftreste.
15. Eisenmesser. II, 9300. 3/4.
16. Bronzegürtelhaken mit Tierkopf und Flügelansätzen. II, 9298. 1/3.

Nr. 12—16 lagen nebst Eisenbruchstücken II, 9303 in dem Mäandergefäß II, 9297 Textabb. 236 von Buchow, Kr. Osthavelland.

Alle Funde befinden sich im Besitze des Märkischen Museums in Berlin.


1
2
3
4
5
6
a
7
t
a
8
t
9
10
11
12
13
14
15
16

# Tafel XIV.

## Funde aus der römischen Kaiserzeit. I.—5. Jahrh. n. Chr.

Nr. 1—5. Funde von Seelow, Kr. Lebus.

[Aus der Übergangsperiode von der La-Tène- zur Kaiserzeit.]

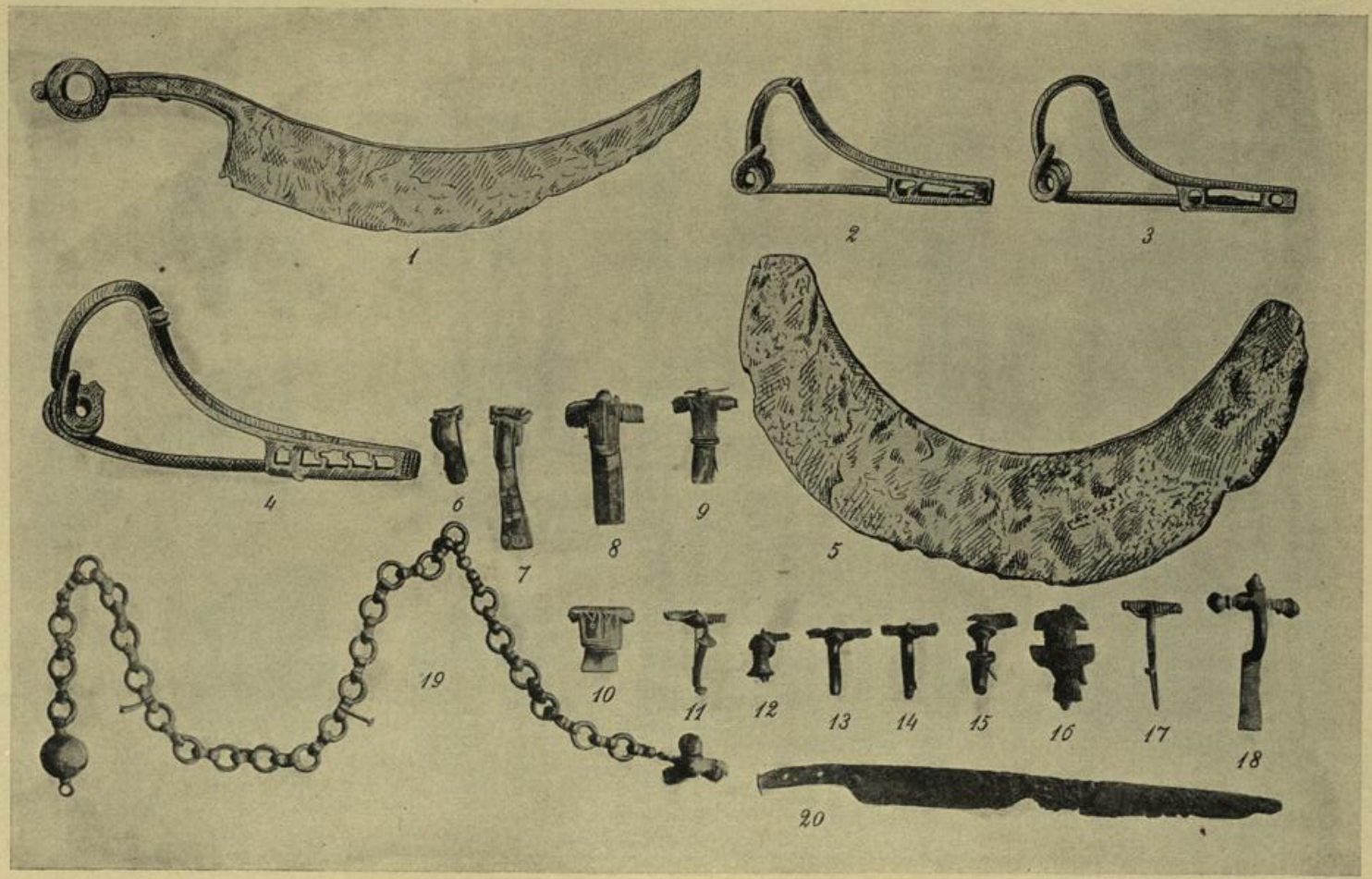
1. Eisenmesser. II, 7425. 4/5.
2. Eisenfibel mit gitterartig durchbrochenem Nadelhalter. II, 7423. 4/5.
3. Desgl. mit durchbrochenem Nadelhalter. II, 7423a. 4/5.
   Nr. 1—3 lagen in dem Mäandergefäß II, 7422 [Textabb. 238]. In demselben Gefäß soll eine Fibel mit umgeschlagenem Fuß gelegen haben [II, 7424.].
4. Bronzefibel mit gitterartig durchbrochenem Nadelhalter. II, 7515. 4/5.
5. Halbmondförmiges Messer aus Eisen. II, 7516. Lag mit Nr. 5 zusammen in einem Tongefäß (II, 7517). 4/5.

Nr. 6—18. Fibeltypen der Kaiserzeit.

6. Augenfibel. Lünow, Kr. Westhavelland. II, 11156. 1. Jahr. n. Chr.
7. Ostdeutsche Form der Augenfibel mit Augen auf dem Bügel. Carzow, Kr. Osthavelland. II, 11553. 1. und 2. Jahrh. n. Chr.
8. Bronzefibel mit zweilappiger Rollenkappe. Lünow, Kr. Westhavelland. II, 11155. 1. und 2. Jahrh.
9. Desgl. Parey, Kr. Westhavelland. II, 9093. 1. und 2. Jahrh.
10. Bronzefibel mit zweilappiger Rollenkappe und Sehnenhülse. Carzig, Kr. Lebus. II, 11211. 2. Jahrh.
11. Kräftig profilierte Fibel. Rauschendorf, Kr. Ruppin. II, 16120. 1. und 2. Jahrh.
12. Rampitz, Kr. West-Sternberg. II, 10688. 2. Jahrh.
13. Rauschendorf, Kr. Ruppin. II, 16117. 2. Jahrh.
14. Karlshorst, Kr. Niederbarnim. II, 20700/1. Zwei Fibeln derselben Form (Kniefibeln) lagen in der Urne, Taf. XV, 1.
15. Rauschendorf. II, 16118. Um 200 n. Chr.
16. Dreisprossenfibel. Trettin, Kr. West-Sternberg. II, 24151. Um 200 n. Chr.
17. Fibel mit umgeschlagenem Fuß. Lunow, Kr. Angermünde. II, 8359. 3. Jahrh.
18. Kreuzfibel. Kotzen, Kr. Westhavelland. II, 4650. Diese provinzialrömische Fibelform hat sich aus der germanischen Fibel mit umgeschlagenem Fuß entwickelt. Ende des 3. Jahrh. und 4. Jahrh.

    Fibeln mit hohem Nadelhalter siehe Dahlhausen. Nr. 6—18 aus Bronze. 1/3.
19. Bronzekette. II, 22222. Eulenmühle bei Ziesar, Kr. Jerichow I. 1/7.
20. Einschneidiges Eisenschwert. II, 12016. Herzsprung, Kr. Angermünde. 1/7.

Alle Funde im Märkischen Museum zu Berlin.


1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20

# Tafel XV.

## Funde aus der Kaiserzeit.

1. Leichenbrandurne von Karlshorst, Kr. Niederbarnim [II, 20699]. Darin lagen 2 Kniefibeln [II, 20700/1, Taf. XIV, 14]. 2. Jahrh. n. Chr. 1/4.
2. Eiserne Lanzenspitze. II, 12818.
3. Schildbuckel (Eisen). II, 12816.
4. Schildfessel, Schildgriff. II, 12817.

} Lunow, Kr. Angermünde. 3. Jahrh. n. Chr. 1/5.

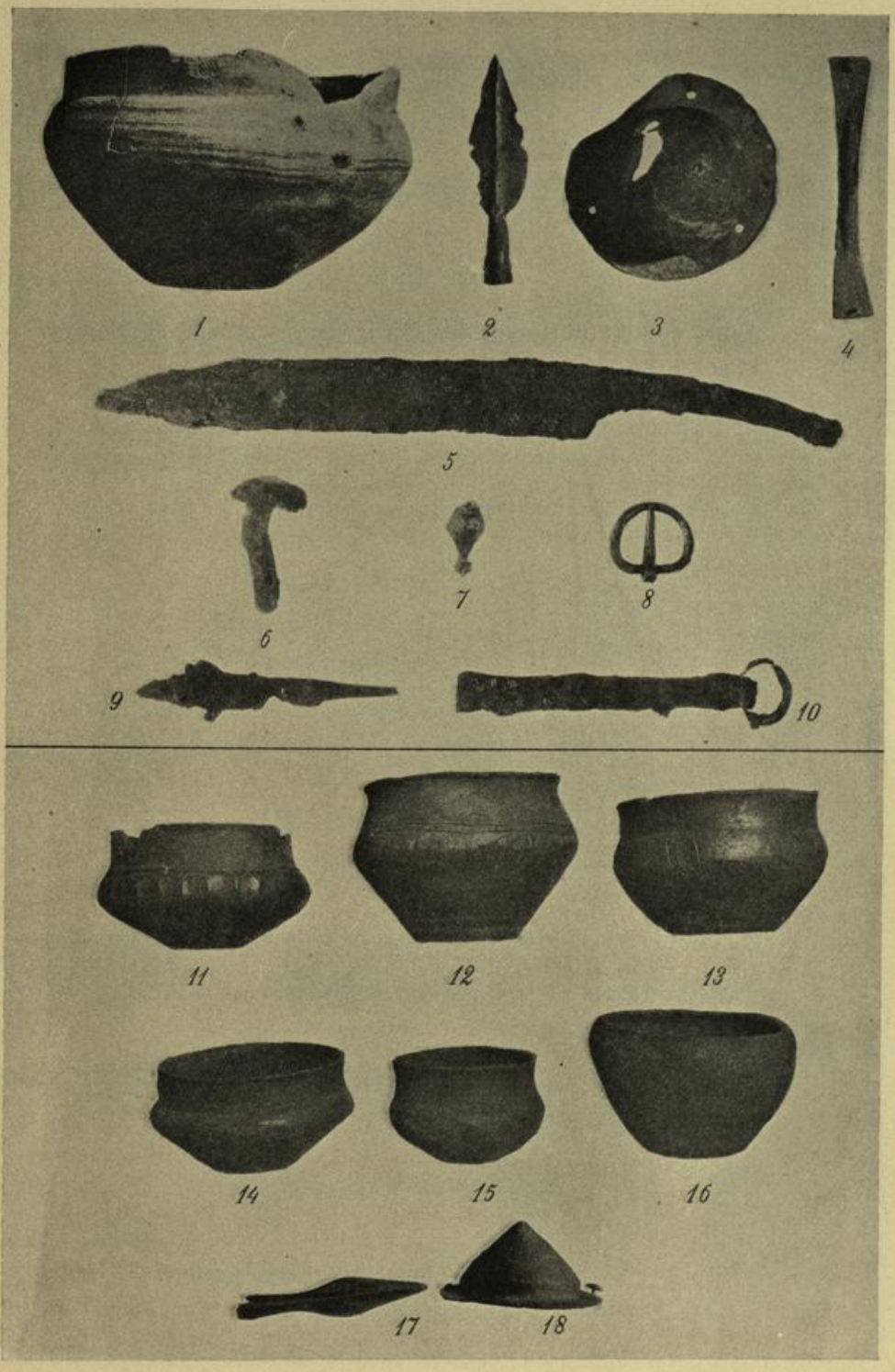
Nr. 5—10. Fund von Tornow, Kr. Landsberg. 2. Jahrh.
Die Gegenstände lagen in Branderde gebettet unter einem großen Granitblock. 1/3.

5. Großes Eisenmesser mit 3 Nietlöchern im Griff. II, 24192.
6. Bronzefibel mit zweilappiger Rollenkappe. II, 24190.
7. Goldberlock mit Körnchenarbeit und traubenartiger Verzierung. II, 24191.
8. Eisenschnalle. II, 24195.
9. Kleineres Eisenmesser. II, 24193.
10. Feuer- oder Wetzstahl mit Ring. II, 21194.

11.—16. Butzow, Kr. Westhavelland. Gefäße aus einem germanischen Gräberfelde der spätrömischen Kaiserzeit. 3. und 4. Jahrh. II, 14212, 20595, 14305, 14244, 13615, 14198.

17. Lanzenspitze.
18. Schildbuckel mit Schildnagel.

} Königsberg i. N. Slg. Hindenburg. Dazu das Gefäß Textabb. 240. 1. Jahrh. n. Chr.


1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18

# Tafel XVI.

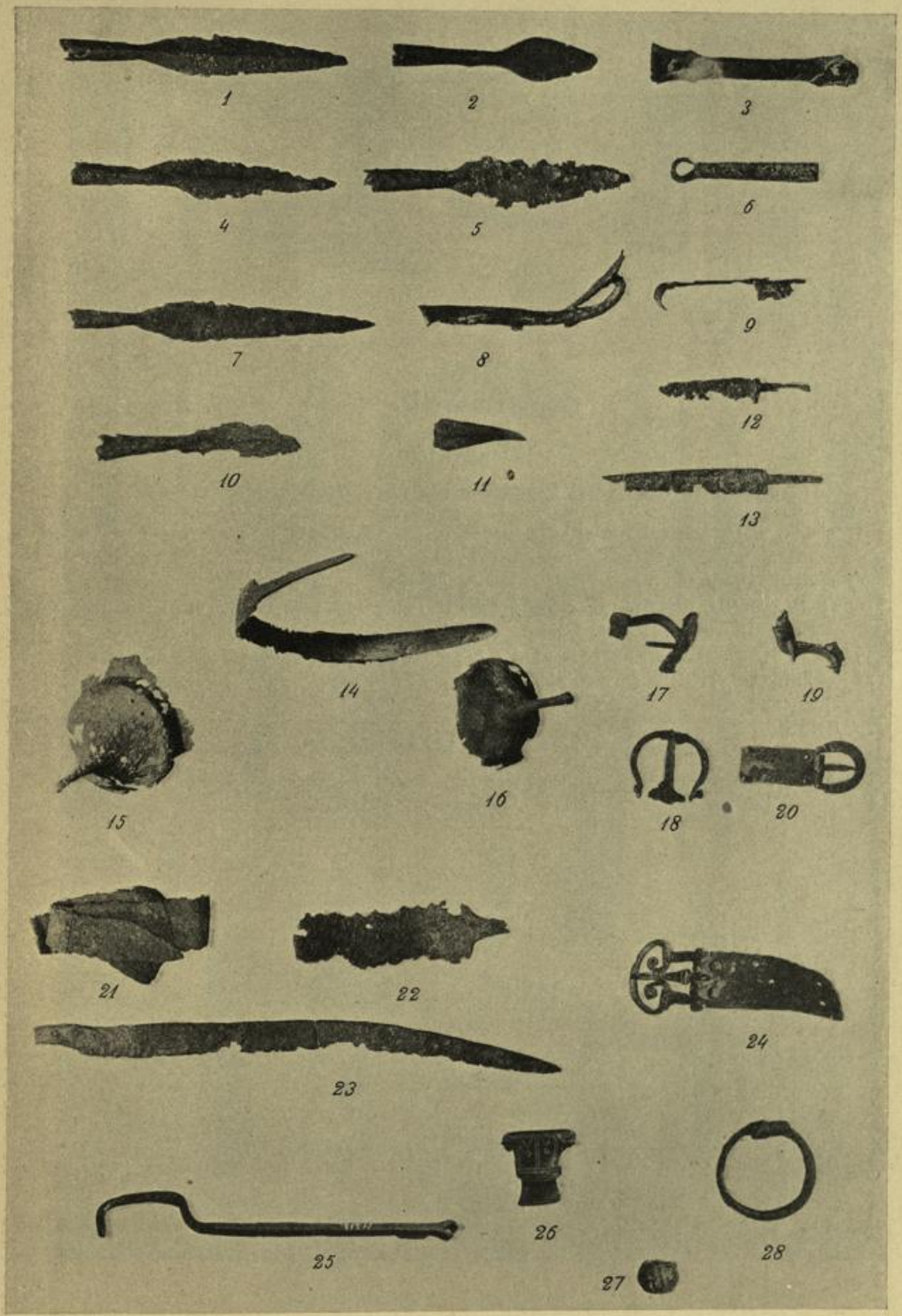
## Funde aus der mittleren und späten römischen Kaiserzeit.

Nr. 1—23. Funde von Berlitt, Kr. Ostprignitz.

1, 2, 4, 5, 7, 8, 10, 11. Lanzenspitzen aus Eisen. 1/3. [II, 22694/700.]
3. Schildfessel (Schildgriff). 1/3. Gehört zu Nr. 15.
6. Feuer- oder Wetzstahl. II, 22731. 1/3.
9. Schere. II, 22705. 1/3.
12, 13. Messer aus Eisen. Bei 12 am Griffansatz eine Bronzeplatte. II, 22704. II, 22729.
14. Zweischneidiges, verbogenes Eisenschwert. II, 22701. 1/6.
15. 16. Schildbuckel aus Eisen. II, 22691/2. 1/6.
17. Kniefibel. Bronze. II, 22735. 1/3.
18. Bronzeschnalle mit Dorn. II, 22939. 1/3.
19. Bronzefibel, mit Silber belegt. II, 22938. 1/3.
20. Bronzeschnalle. II, 22736. 1/3.
21. Zweischneidiges Eisenschwert, mehrfach zusammengebogen, um es als Beigabe in eine Urne legen zu können. II, 22702. 1/6.
22. Rest eines zweischneidigen Eisenschwertes. 1/6. II, 22701.
23. Einschneidiges Eisenschwert. II, 22703. 1/6.
24. Bronzeschnalle. Wagenitz, Kr. Westhavelland. II, 17629. 1/3.
25. Schlüssel aus Eisen. II, 11218. 1/3.
26. Bronzefibel mit zweilappiger Rollenkappe und Sehnenhülse. II, 11211. 1/3.
27. Gerippte Perle. II, 11223. 1/3.
28. Eisenring. II, 11220. 1/3.

Nr. 25—28 lagen nebst Eisenmessern, mehreren Schlüsseln und einer Eisenaxt in einem Tongefäß bei Carzig, Kr. Lebus.

Alle Funde befinden sich im Besitze des Märkischen Museums in Berlin.


1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28

# Tafel XVII.

## Wendenzeit.

### Funde von der Insel Poggenwerder bei Alt-Ruppin. 1 : 4,5.

1, 2, 6, 7, 9, 10, 16—18. Messer. II, 10429, 10427, 10432, 10410, 10428, 10431, 10426, 10425, 10424.

3, 5. Äxte. II, 10410/11.

4, 11. Pfrieme. II, 10433/34. 8. Schnallenring. II, 10445. 13. Striegel. II, 10435. 14. Eimerbügel. II, 10438. 12, 15. Scheren. 10436/7.

19—28 u. 31, 32. Knochengeräte vom Burgwall zu Potzlow, Kr. Prenzlau. 1 : 4.

22. Schlittknochen, die teils als Schlittschuhe, teils als Schlittenkufen verwendet werden.

29. Bronzering.

30. Holzrest.

Sämtliche Funde im Besitze des Märkischen Museums.

Wendisches Schwert vgl. Götze, Neumark Fig. 113. Hufeisen, Steigbügel: Blume, Verz. d. Slg. Prenzlau.


1
2
3
4
8
9
5
6
7
10
11
12
13
14
18
15
16
17
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32

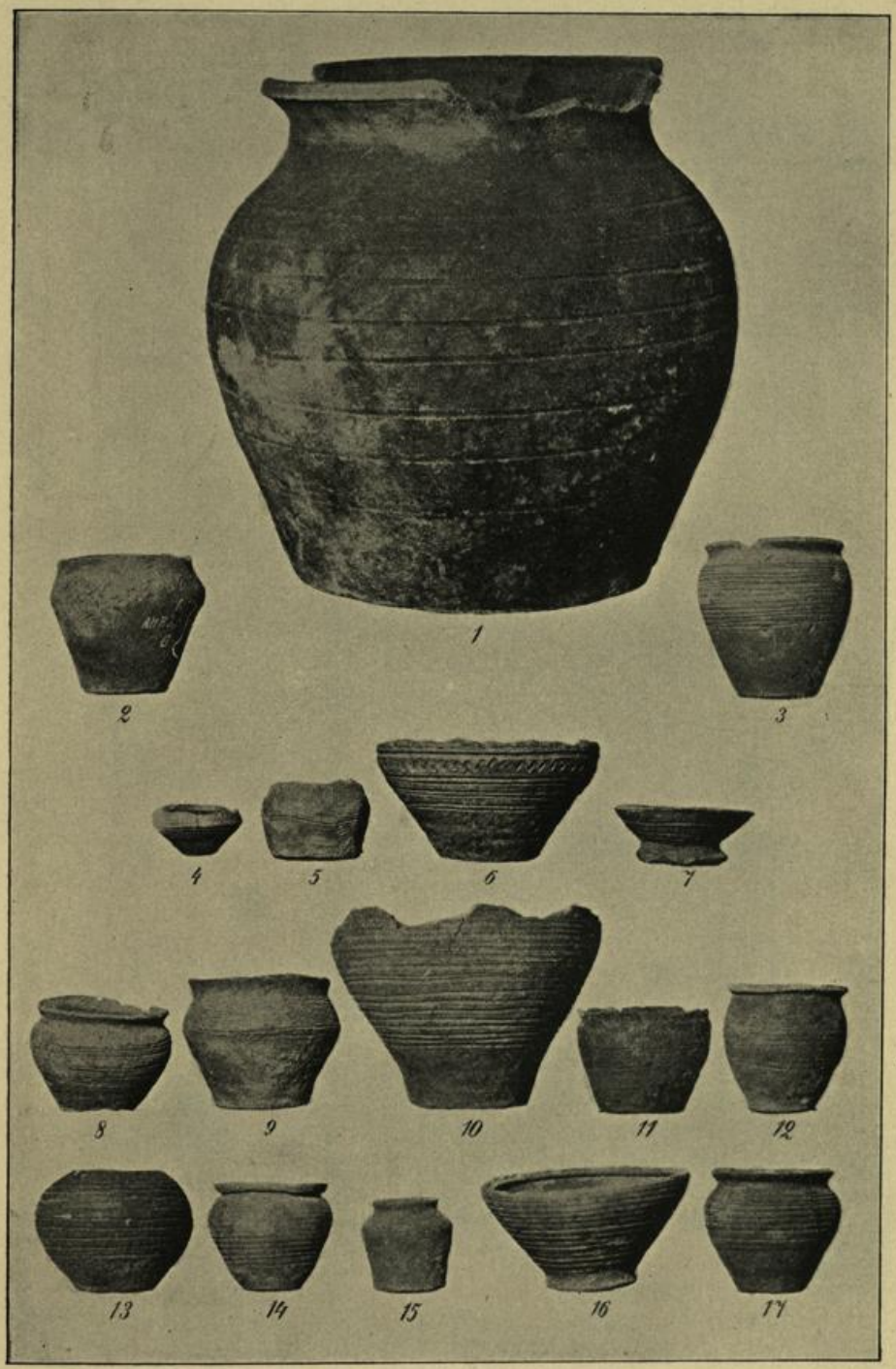
# Tafel XVIII.

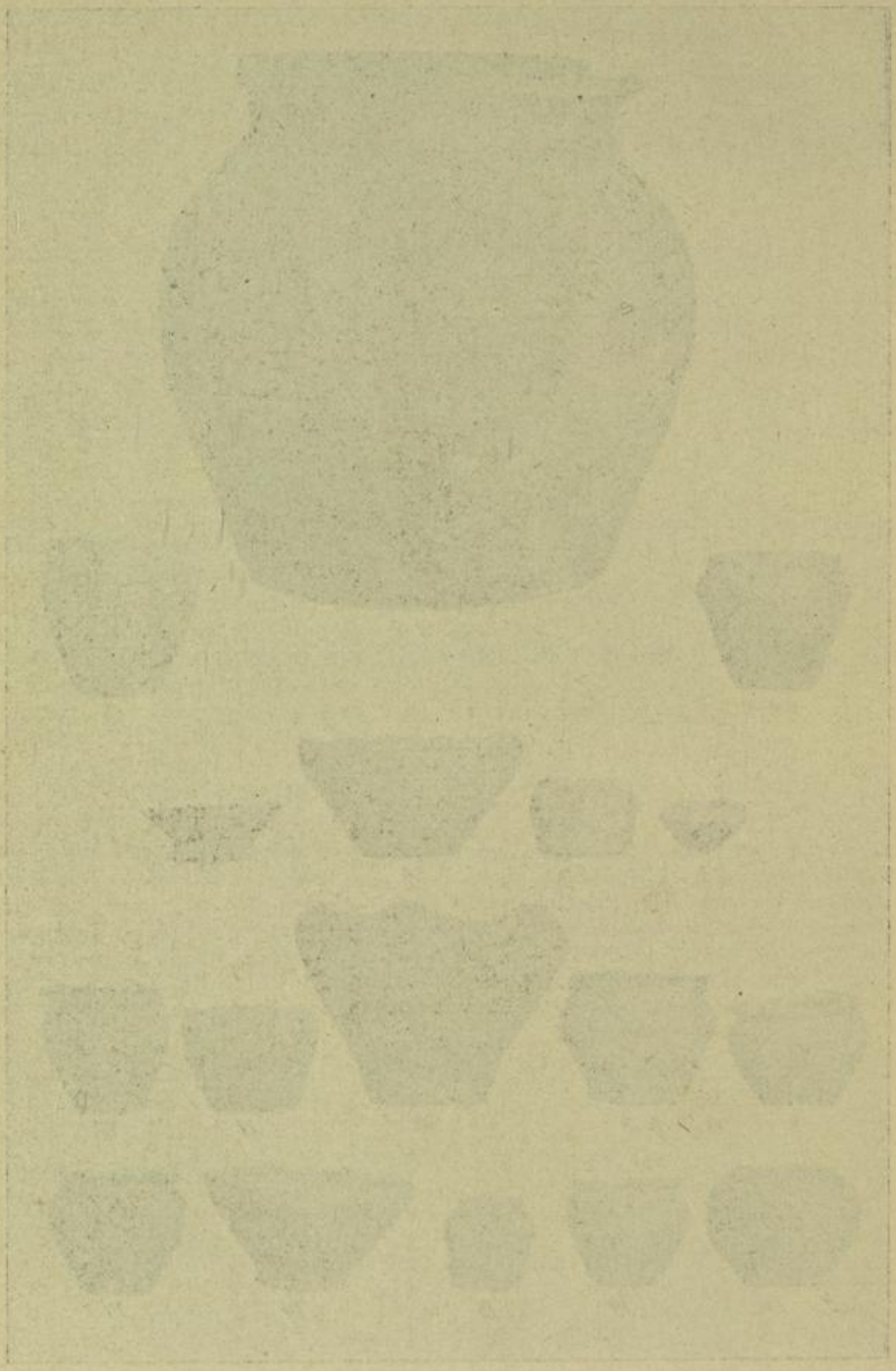
## Wendische Gefäße.

1. Lindchen, Kr. Kalau. II, 5928. 1/3. Gurtfurchen.
2. Alt-Rüdnitz, Kr. Königsberg. II, 11076. 1/6. Wellenlinie.
3. Kladow. Kr. Osthavelland. II, 5252. 1/6. Gurtfurchen.
4. Lunow, Kr. Angermünde. II, 8553. 1/6. Furchen.
5. Lunow, Kr. Angermünde. II, 7442. 1/6. Furchen und Striche.
6. Lunow, Kr. Angermünde. II, 8549. 1/6. Gurtfurchen und Wellenlinie.
7. Lunow, Kr. Angermünde. II, 8552. 1/6. Furchen, Standfuß.
8. Neuenhagen, Kr. Königsberg. II, 3641. 1/6. Furchen.
9. Stolp i. Pommern. II, 5257. 1/6. Furchen und Wellenlinie.
10. Lunow, Kr. Angermünde. II, 8548. 1/6. Gurtfurchen.
11. Lunow, Kr. Angermünde. II, 5265. 1/6. 3 Rillen und Wellenlinie.
12. Bralitz, Kr. Königsberg. II, 9782. 1/6. Furchen.
13. Lunow, Kr. Angermünde. II, 9592. 1/6. Furchen, Kreuzmarke unter dem Boden.
14. Bloffin, Kr. Beeskow-Storkow. II, 17683. 1/6. Furchen.
15. Oblath, Kr. Züllichau. 1/6. II, 12832. Wellenornament.
16. Bloffin, Kr. Beeskow-Storkow. 1/6. II, 17827.
17. Neuenhagen, Kr. Königsberg. 1/6. II, 1576.

(Die Gefäße Nr. 2, 5 und 15 sind sicher ohne Anwendung der Drehscheibe gearbeitet. Nr. 3 und 12 ebenfalls; bei ihnen sind die Gurtfurchen als Ornament augenscheinlich von gedrehten Gefäßen herübergenommen. Bei allen übrigen wird die Drehscheibenarbeit schon durch die regelmäßig umlaufenden Gurtfurchen wahrscheinlich. Die Gefäße von Lunow stammen aus einer „Steingrube". Nr. 14 und 16 sind in Skelettgräbern gefunden worden. Sämtliche Gefäße im Besitze des Märkischen Museums.

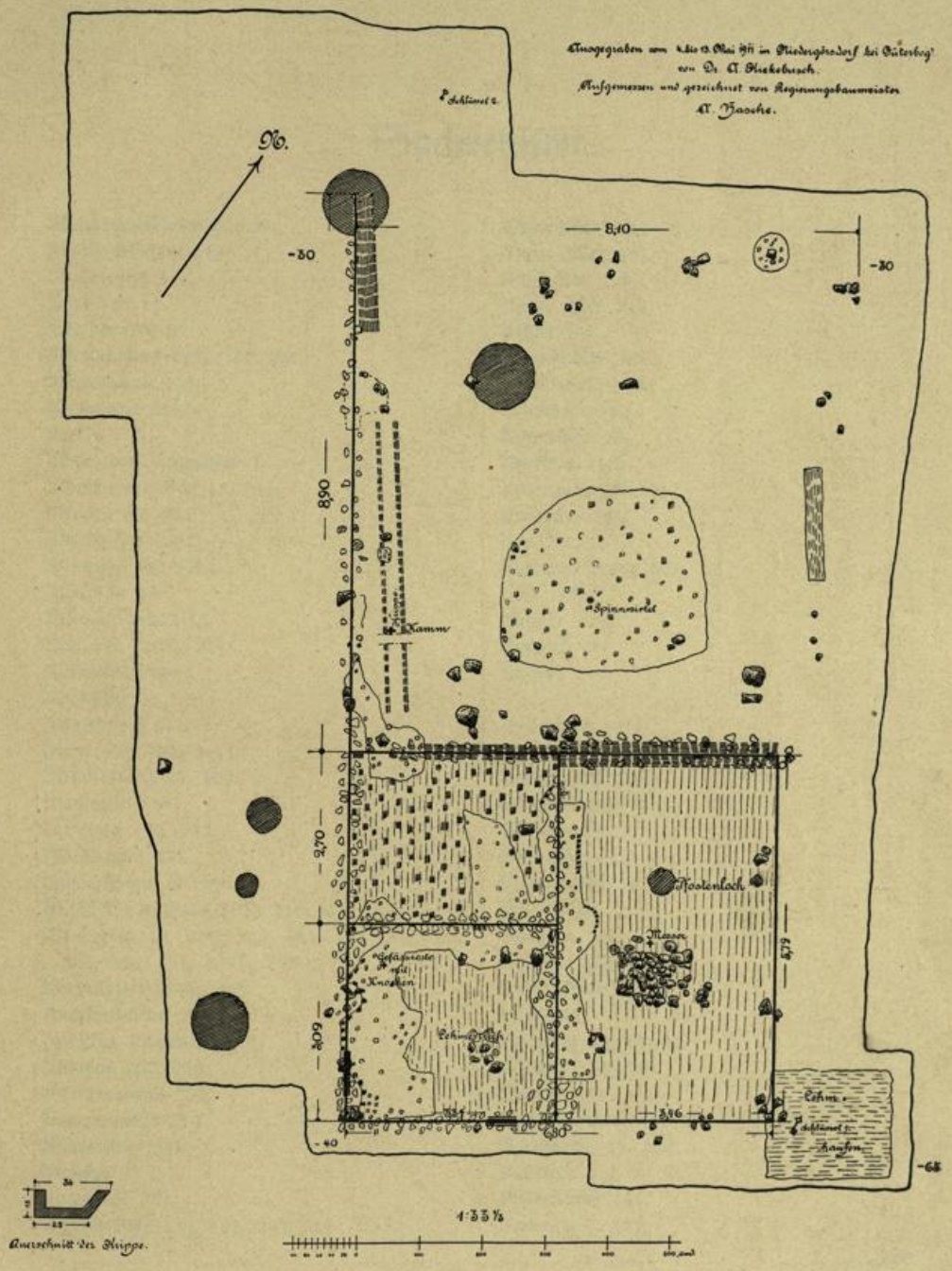
Über Deckel mit Knopf vgl. Götze: Vorgesch. d. Neumark S. 53.


1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17

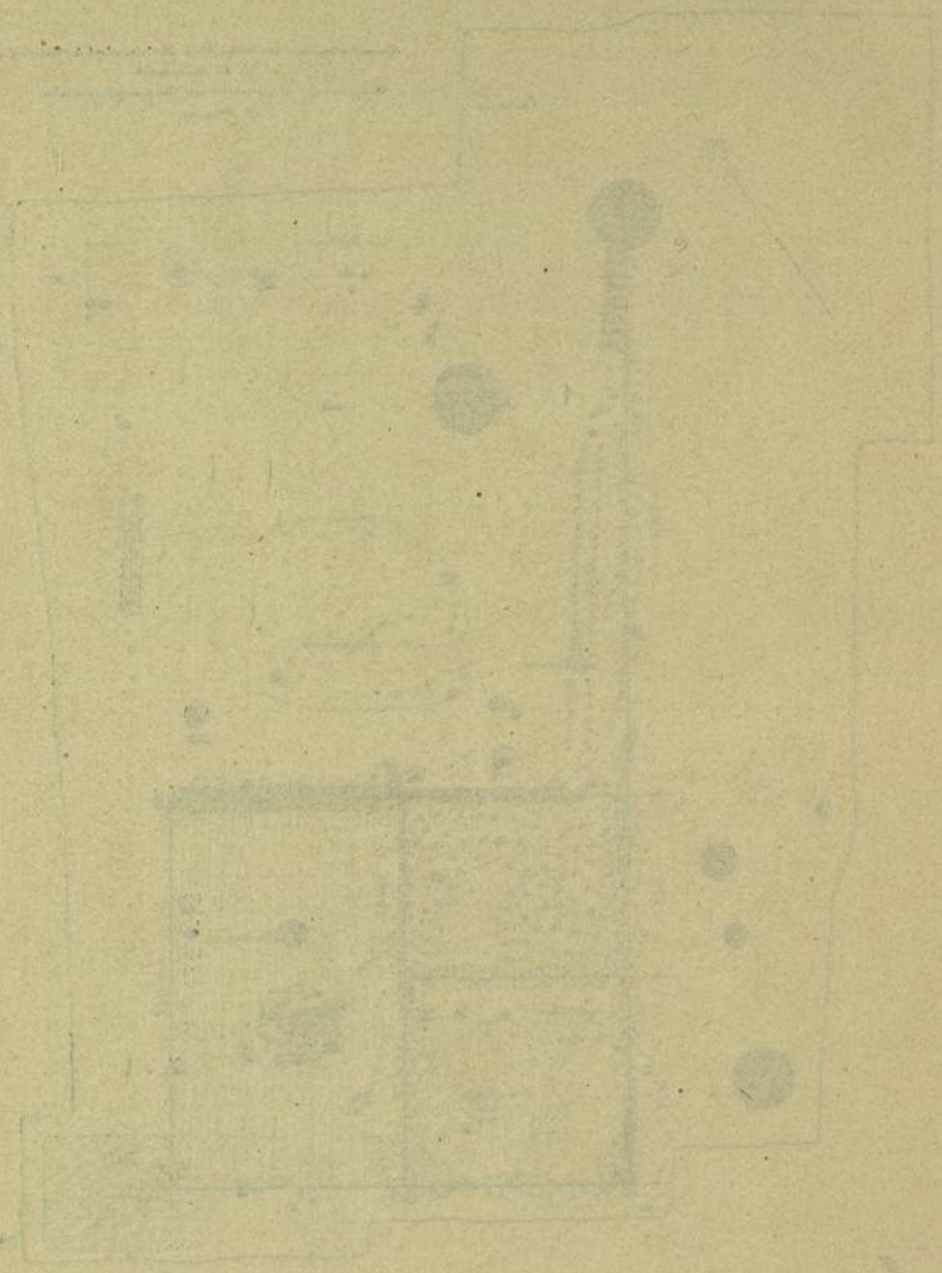


# Tafel XIX.

## Grundriss eines Bauernhauses aus dem 13.-14. Jahrhundert.




Querschnitt der Rinne.



# Sachregister.


Abendmahlskleidung 97 f.
Abrahamsbaum 114.
Abzählverse 328.
Acker 115.
Ackerbauorte 15.
Ackerordnung von 1702 108.
Adamsbaum 114.
Adamsdorf 270 f.
Adel 6.
Albert von Rathenow 7.
Albrecht der Bär 18, 24 f.
Alkoven 50, 65.
Allerheiligen 112.
Allmende 19, 108.
Alt-Cölln 26.
Alt-Cüstrinchen 73.
Alte, der 120 f., 249.
Altemeister 109.
Altenfließ 73.
Alt-Friesack 441.
Alter Fritz 209, 211 f.
Altlandsberg 25, 109.
Alt-Lewin 196.
Alt-Reetz 172, 223.
Alt-Ruppin 128.
Altsächsisches Gehöft 28.
Altsächsisches Haus 30 f., 35 f., 63, 65.
Alt-Töplitz 48, 273, 275, 281, 287, 308, 316, 323, 326, 331, 333 f., 342.
Ancyluszeit 354 f., 459.
Ancyluskultur 357.
Ancylus fluviatilis 354.
Andreas 237, 240.
Andreasabend 237.
Andreasnacht 237.
Andreastag 237.
Angelus 7.
Angerdorf 23 f.
Angermünde 128, 152, 362, 367, 376 f.
Angermünde, Kr. 3 f.
Anna, wilde 187.
Anpflocken 157.
April, erster 243.
Arbeit 103.
Arftenmöine 187.
Arnimshain 375 f.
Arnsdorf 213.
Arnswalde 56.
Atzelstein 168.
Aschermittwoch 245.
Aufhocker 195.
Aurith 53 f.
Aurither Typus 405.
Aust 118.
Austbär 249.
Austbock 187.
Austköst 249.

Babenberg 181.
Backofen 34.
Bärensgraff 219.
Bärenskirchhof 219.
Bärfelde 73.
Bärwalde 97.
Bagotzmühle 73.
Balkow 99.
Balladen 266.
Ballspiel 244.
Balos Grab 169.
Banse 32.
Bardenitz 28, 33, 42.
Barnim 144, 339.
Barschse 177.
Bartholomäustag 113 f., 129, 248 f.
Baruth 26, 59, 258.
Bassewitz 217.
Bassewitzfest 148.
Bauer 5, 7, 11 f.



Brandenburgische Landeshochschule
Geographisches Institut

Bauerngarten 33.
Bauernkalender 111.
Bauopfer 136.
Bechlin 86, 166, 217.
Beerdigung 259.
Beeskow 128.
Beeskow-Storkow 3f., 121.
Behnau 54.
Beinbruchstein 159.
Beitzsch 389.
Belitz 60, 82, 86, 153, 181.
Bellin 48.
Below 73.
Belzig 16, 87f., 96, 152, 202.
Belzig, Kr. 28, 53, 96.
Bergholz 66, 104, 107.
Berkau 104.
Berlin 3f., 8ff., 14, 22, 27, 40, 42, 49, 68, 76f., 79, 83, 85ff., 90f., 93, 96f., 100, 110, 128ff., 134ff., 142, 144f., 147f., 150, 152, 155f., 158, 166, 193, 195, 211, 216, 221, 240, 271, 273, 282, 289, 294, 296, 299ff., 307f., 310ff., 321f., 324, 326, 328ff., 334, 337, 343, 352, 436, 445, 457.
Berlinchen 75, 176.
Berlin-Cölln 7, 16, 25.
Berliner 8f., 11; B. Stadtbuch 6; B. Witz 9f.
Berlitt 431, 459.
Bernau 40, 152, 217, 221, 337; Probst von B. 9.
Bernburger Typus 362.
Bernstein 73, 152.
Bertikow 66, 167.
Berufen 252.
Beschreien 252.
Besdau 121.
Besentanz 257.
Beuthen 96.
Bieberteich 260.
Biesenbrow 384.
Biesenthal 111, 128, 152f., 192, 206, 271, 328.
Bier und Wein 152.
Bietikow 428.
Bilen 251.
Billendorf 408f.
Billendorfer Typus 405.
Bilmesschneider 118.
Binenwalde 420.
Birkenwerder 267, 271, 274, 281, 291, 311, 318, 329, 334.
Blankensee 87, 114, 167, 177, 184, 193, 197.
Blauer Montag 135.
Blei gießen 241.
Bliesendorf 128.
Blitzröhre 159.
Blockbau 70.
Blonder Typus 4.
Bloischdorf 169.
Blumberg 128.
Blumenberg 327.
Blumenthal (Stadtstelle) 169, 181, 220, 385.
Blutfeld 218.
Blutstein 159.
Blutstropfen 247.
Bobersberg 245, 337.
Boblitz 224.
Bölzke 120.
Böten 156.
Bötspruch 156f.
Bötfrauen 258.
Bohsdorf 248.
Boitzenburg 164.
Bold 123.
Boltenmühle 196.
v. d. Borne 8.
Bornim 318.
bóżatość 186.
Brake 139.
Brandenburg a. H. 7, 15f., 24f., 27, 86, 128, 152, 165, 167, 209, 222f., 271, 296, 342.
Brauner Typus 3.
Braunsdorf 242.
Braupfanne 152.
Braut 255.
Brautball 244.
Brautkrone 102.
Brautlauf 257.
Brautstollen 257.
Bredow 68, 108, 110, 201.
Breitbrück 73.
Briesen 242.
Breitenfeld 78.
Brestau 66.
von Briest 218.
Brietzen 25.
Brodewin 114, 167, 169, 221, 233.
Bröllin 360.
Broichsdorf 45f.
Bronzeäxte 370.
Bronzekessel 433f.
Bronzezeit 366, 369, 374, 380, 385, 459.
Brot und Salz 256.
Brück 96.
Brügge 73.
Brünetter Typus 4.

Brüsenhagen 81.
Brunne 274, 301.
Brunnen 33.
Brunow 120, 341.
Buberow 156.
Buch 15, 57, 393ff., 406, 442, 456.
Buchhorst 158.
Buchow 421, 425f., 459.
Buckow (Kr. Lebus) 177; (Kr. Beeskow) 447.
Buderose 51, 393.
Budiker 10.
Budstock, Budkasle 109.
Bühne 68.
Bünau 172.
Bürger 5ff.
Büsching 12.
Bullgrube 179.
Burg i. Spr. 34f., 51, 54, 67, 73, 175, 179, 187, 191, 206, 209, 224, 245, 392, 404, 435.
Burgen 15f.
Burgunden 435f.
Burgwall 168, 193, 195, 204, 220, 403, 443f., 447.
Butter 151.
Butterfeld 73.
Butz 38.
Butzow 432f., 459.
Buze 253.
Byhlegure 73, 214.

Calau 35, 135, 436.
Calau, Kr. 3f., 436.
Canig 337.
Cappe 136.
Carzig 73.
Charlottenburg 17, 177, 313.
Cholmen 218.
Chorin 171, 192f., 221.
Christdorf 179.
Christianstadt 337.
Christinendorf 171.
Christkind 241.
Cladow a. H. 40, 354.
Cladow, Um. 73, 75.
Clandorf 22.
Clausdorf 73.
Clödenick 130.
Cölln 88, 109.
Cöpenick 15, 26, 108, 128, 130, 169, 176, 195, 221, 242, 339.
Cöthen 48.
Colacker-Abend 140.
Colpin 66.
Coschen 51.
Cottbus 25f., 101, 115, 274, 277.
Cottbus, Kr. 3f., 16.
Cremmen 128.
Criewen 441.
Crossen 26, 69.
Crossen, Kr. 3, 16.
Cüstrin 53, 75, 120, 127f., 221.
Curalow 451.

Dabergotz 364.
Dahlhausen 432f., 459.
Dahme 22, 25f., 40, 294, 367.
Dallgow 45f., 66.
Damm 152.
Damme 428, 459.
Dannenberg 271, 273f., 276, 291, 293.
Dannenwalde 389.
Dechsel 73f., 409f.
Deetz 175, 192.
Demerthin 143.
Dennewitz 43, 97.
Depotfunde 373.
Dessauer, alter 208f.
Deutsch-Wilmersdorf 23.
Diele 36, 38.
Dielenhaus 28f., 31f., 38ff., 55, 59.
Dienstbündsel 116.
Dienst-Farken 116f.
Dierberg 203.
Dietrich 246.
Diluvialmensch 351.
Diluvialzeit 459.
Dobern 168.
Dölzig 114.
Dönse 65, 68.
Dolmen 359, 459.
Dolzig 337.
Donnerkeil 159.
Donnerstein 84.
Dorf 21f.
Dorfordnungen 13.
Dosse 22.
Drache 183.
Dreetz 166, 194, 275, 293, 304, 309.
Drehna 101, 214.
Dreibeiniger Hase 196, 200.
Drei Könige 241.
Drei Kreuze 198.
Dreiperiodensystem 369.
Dreißigjähriger Krieg 95, 126, 133.

Drenſe 128, 442.
Drewitz 337.
Drieſen 128.
Droſchkenkutſcher 10.
Droſſen 455.
Dubrow 44.
Dudelſackſpieler 256.

Eberswalde 24f., 128, 192, 223, 297, 311, 327, 352.
Eckenſteher 10.
Edelmann 5.
Egsdorf 260.
Eicho 177.
Eichwald 73.
Einbaum 144f.
Einbecke 218.
Eiſenzeit 411, 459.
Eiszeit 352.
Elbe 165, 440, 449.
Elch 352, 354.
Eldenburg 217.
Ellingen 221.
Elslake 77.
Elſtertragen 247.
Eolithe 350.
Er ſ. Ziu, Tiwas 165.
Eren 44, 118.
Erntebräuche 249.
Erntefeſt 121, 341.
Erntekranz 249.
Eſchbruch 73.
Eulenſpiegelſtein 167.

Fachwerk 70.
Fahlenhorſt 73.
Fahrendes Volk 13.
Fahrland 128, 153.
Falkenberg 327.
Falkenhagen, Oſthavelland 109.
Faniſch 73.
Fangſchleuſe 73.
Farbe der Augen, des Haares, der Haut 3.
Faſtnacht 138, 152, 242, 339.
Fehrbellin 218, 224.
Feien 240.
Feldgeiſter 187.
Ferchesar 190.
Fergitz 204, 441.
Fernewerder 354f.
Feſte 236.
Feuergeiſter 183.
Fibel 371.
Fiſche 151.
Fiſcherei 128.
Fiſchereiwerkzeuge 131.
Fiſchzug 248.
Flachsberg 192.
Fläming 18, 43, 97f., 101, 139f., 150f.
Fleiſch 151.
Flet 37f., 63f.
Flur 16.
Flurwächter 109.
Flügelhaube 101.
Föhrde 15, 459.
Fränkiſch-oberdeutſches Haus 31, 44, 65.
Franck, Michael 7.
Franken 4.
Frankfurt, St. 4, 7, 16, 27, 87f., 128, 145, 152, 310, 337, 372, 433.
Frankfurt, Reg.-Bez. 52.
Franzöſiſcher Geiſt 9.
Franzoſen 8.
Frauharkenbart 164.
Frauharkenberg 164f.
Frauharkengrube 164.
Frauharkenſtein 164.
Frea ſ. Fricka 163.
Frehne 36, 96.
Freienſtein 25.
Freienwalde 16, 128, 178, 192, 218, 267, 300.
Freiwerber 254.
Fresdorf 96, 114f., 158.
Fretzdorf 215.
Frick 182, 239f.
Fricka ſ. Frea 163f.
Friedeberg 73, 153.
Friedeberg, Kr. 3.
Friedenswalde 141.
Friedersdorf 75.
Friedrich d. Gr. 24, 48f., 60, 141, 150, 156.
Friedrich I. 92, 127.
Friedrich II., Kurfürſt 7, 217.
Friedrich III. 92.
Friedrich Wilhelm I. 93, 95, 107f., 116, 151, 209.
Friedrich Wilhelm III. 116, 147.
Friedrich VI., Burggraf 6.
Friedrichsthal 136.
Frieſack 16, 30, 194, 201.
Frigg 241.
Fröhden 140, 258.
Frohnsdorf 119.
Frühgeſchichte 453.

Fru Gode s. Fru Wode 163 f.
Fru Wode s. Fru Gode 163.
Fuchow 73.
Fuderabend 140.
Fürstenberg a. O. 25, 50, 128.
Fürstenwalde 26, 117, 152, 249, 282, 314.
Fuik 239 f.
Fule Jreth 163, 241.
Futtergang 43 f.

Garlitz 459.
Garrey 104.
Garten 32.
Garz 66.
Gasthof 143.
Gebäck 150.
Gatow 217.
Gedenkbretter 260.
Gehren 20.
Geistliche Volkslieder 316.
Geld brennt 194.
Geltow 63.
Genshagen 66, 73, 120.
Georgentag 112.
Georg Wilhelm 9.
Geren 19.
Gerswalde 87, 167.
Gertzlow 48.
Gestrenge Herren 113.
Gevatterbriefe 252.
Gewanne 17 f.
Gewerksfeste 135.
Giebelbrett 74.
Giebelpferde 74.
Gießmannsdorf 87.
Glindow 279.
Glocken 177.
Glückshaube 251.
Godan s. Wodan 163.
Gode 182, 239 f.
Gömnick 161.
Görbitsch 177 f., 181.
Göritz 128.
Göritzer Typus 405.
Götter 163.
Göttin 202, 273, 295.
Gohlitzsee 177.
Gollenberg 164.
Golm (hoher) 193.
Goltze 258.
Goltzow 16.
Goten 435 f.
Gottesklage s. Wehklage 185 f.
Goyatz 169.
Grabow 372.
Gramzow 96, 152, 267, 271, 277, 284, 286 f., 295, 301.
Grano 337.
Granow 61, 73.
Gransee 60, 167, 188.
Graue Augen 4.
Greifenberg 25, 120.
Grenzhügel 104.
Grenzgang 104.
Grenzrain 19.
Grenzzug 104, 107.
Grieben 184.
Grimnitz 16, 99.
Grocho 51.
Gröben 96, 128, 218.
Großbösitz 51.
Groß-Breesen 219.
Groß-Czetteritz 404.
Groß-Dölln 191.
Groß-Drenzig 196.
Groß-Fredenswalde 448.
Groß-Glinicke 74.
Großgörschen 147.
Groß-Kreuz 73, 182.
Groß-Leuthen 242.
Groß-Lieskow 169.
Groß-Neuendorf 195, 267, 271, 286, 288, 298, 326, 332.
Großschulzendorf 187, 233.
Groß-Wachenow 73.
Großwoltersdorf 197.
Groß-Wootz 69, 78, 80.
Großer Kurfürst 9, 92, 115, 126, 134 ff.
Grubo 104, 107.
Grünberg, Kr. Arnswalde 48.
Gründonnerstag 153, 243.
Grünfeld 57.
Grünhof 173.
Grünow 364.
Grünthal 152.
Grundherr 5.
Grunewald 223.
Grunow 73.
Guben 7, 16, 22, 25, 51, 53, 87 f., 110, 128, 136, 151, 173, 176.
Guben, Kr. 3 f.
Gülpe 191, 196, 214 f., 218, 220 f., 337, 435, 437.
Günthersberg 50.
Guscht 73.

Hackbau 356.
Hackete 124.
Hacksilberfunde 449f., 452, 459.
Hälsow 166.
Hänseln 243.
Häsen 167.
Haferbrei 150.
von Hagen 218.
Hahn 249.
Hahnbier 249.
Hahngreifen 249.
Hahnschlagen 247ff.
Hain der Semnonen 165.
von Hake 216, 221.
Hakenpflug 17, 117.
Hakenkreuz 392.
Hallstattkultur 404, 412, 416, 419.
Hammelbozeln 247.
Hammer 109f.
Handel 448.
Handelsmittelpunkte 15f.
Handwerksleben 133.
Hanseberg 372.
Hardenbeck 120.
Haren 300.
Harke, Frau 129, 163ff., 219, 239f., 242, 249.
Harlungerberg 15, 165.
Haschespiel 332.
Haseloff 337.
Hasenfelde 393, 441f., 459.
Häusernamen 87.
Haufendorf 22, 28.
Hauptkirche 27.
Haus 27.
Hausdrache 185.
Hausfleiß 137.
Hausinschriften 75.
Hauskunst 141.
Hauslauch 84.
Hausschlangen 185.
Hausse 177.
Hausurnen 413.
Havel 173.
Havelberg 15f., 24ff., 81, 128, 145f., 164, 166, 174, 216, 244, 251.
Havelland 28, 47, 74, 96, 139, 201, 250, 255, 327, 354, 453.
Hechel 139.
Hechtreißer 128.
Hecktaler 239.
Heedehund 139.
Hegersmühle 390.
Heidenau 50.
Heidenkirchhof 181.
Heideschäferei 51.
Heiligabend 152f., 238.
Heilige drei Könige 337.
Heiligengrabe 66, 87.
Heiligensee 177f., 214.
Heiliges Land 214.
Heinchen 170.
Heiratsmarkt 248, 254.
Helle 68, 115.
Hennickendorf 193.
Henzendorf 176.
Herke 239, 248.
Hermsdorf 190, 337.
Herzberg 40.
Herzendorf 104.
Herzsprung 14, 215f.
Heteborn 249.
Heumiete 122.
Hexe 163, 198f. 239, 245.
Hexenmeister 199,
Hexenstein 159.
Himmelfahrt 246.
Himmelpfort 66, 87, 220.
Hirsch 354.
Hirse 150.
Hirsestullen 257.
Hirtenwesen 124.
Hochzeit 253, 340.
Hochzeitwagen 255.
Hocken 120.
Hocker 359f.
Höhlenbär 352.
Höhlenlöwe 352.
Hof 27.
Hofzeichen 103, 105.
Hohengüstow 169.
Hohenkränig 73, 372.
Hohennauen 121.
Hohensaathen 266f., 272ff., 282, 286, 289, 291, 293, 304f., 307, 315.
Hohenschlenzer 97.
Hohen-Schönhausen 326.
Hohenseefeld 97.
Hohenwerbig 104.
Hohen-Wutzow 420.
Holbeck 216.
Holle 187, 239.
Holm 451, 459.
Holschen 90.
Holzschloß 111.

Hopfensee 177.
Hoppenrade 433.
Horno 51.
Hünen 166 f.
Hünenbetten 173, 359, 459.
Hünengrab 168.
Hünenstein 167.
Hünenwälle 167.
Hufen, fränkische 18; flämische 18; westfälische 18.
Hupatz 102, 254.
Hutschießen 121, 249.

Imkerei 131.
Innung 134.
Irrlicht 190, 253.
Isterbies 380.

Jachzenbrück 66.
Jaczo 217, 453.
Jäckedanz 213.
Jädickendorf 73.
Jägerlieder 309.
Jämlitz 189, 254, 256.
Jänickendorf 183.
Jänischwalde 48.
Jagd 126.
Jahr 236.
Jakobstag 112.
Jakobus 129, 248.
Jederitz 340.
Jerischke 50.
Jessen-Jüritz 406 f.
Jeßnitz 51.
Jetzschko 240.
Joachim II. 91, 108, 195, 223.
Joachim Friedrich 92.
Joachimsthal 219, 287, 322 ff. 326 ff., 340.
Johann Georg 127.
Johanni 113, 118, 192, 201, 247.
Johannisfeuer 248.
Johanniskranz 247.
Johannismann 248.
Johannismarkt 248.
Johannistag 132, 155 f. 189. 194.
Judenklemme 217.
Jühnsdorf 365.
Jüterbog 25, 78, 88, 98, 109 f., 144, 213, 216, 220 f., 258, 301, 367, 461.
Jüterbog, Kr. 3 f., 28, 53, 96.
Jütgendorf 96.
Jungevolksmarkt 254.
Jungfernstechen 247.
Junker Hansens Kehle 219.

Kabeln 103.
Käse 151.
Kagelwit 151.
Kahlebutz 220.
Kaiserzeit (römische) 421 f., 424 f., 427, 433 ff., 459.
Kamern 164 ff., 219 f., 244, 324.
Kampehl 200, 220.
Kantorka 141.
Kantow 372.
Kapellenberg 177.
Kapitze 32, 123.
Kareten 144.
Karfreitag 113, 155.
Karine 144.
Karl IV. 7.
Karlshorst 427, 459.
Karrideln 243.
Karow 104.
Karwe 167.
Kemnitz 31 f., 43, 66, 132, 168, 178, 385.
Kerkow 41, 46.
Kerkwitz 410.
Ketschendorf 121.
Ketzin 291, 296.
Keule 110, 220.
Kienbaum 132.
Kieritz 304.
Kietz 22, 80, 82, 96, 130 f.
Kinderlied 322.
Kleeste 21.
Kleewitz 184.
Klein-Düben 169.
Kl.-Machnow 73, 221 f.
Klein-Mutz 296, 301, 332.
Klein-Rietz 358, 363.
Klemenskuhle 217.
Klemmkuchen 150.
Kleptower Berge 167.
Klinkower Berge 167.
Kloppitz 99.
Kluge Frau 158, 180, 260.
Kluger Mann 184.
K. M. B. 198.
Knackstädt 66.
Knechte 115.
Knechtemarkt 116.
Knick 19.
Knobloch 166.
Kobeling 187.
Kobold 173, 183.
Koboldsee 174 f., 223.

Königsberg Nm. 153, 246, 250, 344, 363, 372, 426.
Königsberg, Kr. 3f.
Kofferſonntage 116.
Kolatſche 150.
Konrad, Markgr. 60.
Kopftracht 254.
Koppatz 123.
Kornmann 187.
Kornſpeiſen 148.
Koſchen 213.
Kotzen 166.
Kienitz 222.
Kietz 19, 339.
Kindergebete 327.
Kinderſpiele 328.
Kirchberg 214.
Kirchhain 337.
Kirmeß 250.
Kirmeßbauer 330.
Kito Pank 233.
Kraatz 167.
Krämersborn 48.
Krahnepuhl 66.
Krampenbude 184.
Krampfer 120.
Krampnitzſee 214.
Krebs 248.
Krebsjauche 132, 221, 248.
Kremmener Damm 20.
Krenzlin 217.
Kreuzbrot 150.
Kreuzlanke 192.
Krielow 73.
Krining 73.
Krötenkrone 251.
Krötenſtein 139, 251.
Krüſel 68.
von Krummenſee 25.
Krummholz 109.
Kuckucksſpiel 335.
Küche 63.
Kugelamphoren 362.
Kuhbier 314.
Kuhz 73.
Kummersdorf 219.
Kummro 51.
Kunersdorf 73.
Kupke 32.
Kurtſchow 178.
Kyritz 18, 60, 82, 95, 148, 157, 217.
Laaſow 175.
Läwinge 56.
Laevitz 51.
Lagow 74.
Lahmo 196.
Landin 165f., 201.
Landsberg 25, 120, 127, 324, 329.
Landsberg, Kr. 3.
Lange Hinte 138, 140.
Langobarden 435.
Lanke 120, 163.
Lappa 101.
La-Tène-Zeit 416ff., 423, 426, 429, 436, 459.
Laubenhäuſer 60.
Lauenhagen 389.
Laurentius 130.
Lauſitz 18, 29, 69, 138, 140f., 148, 150, 163, 168, 171, 181, 185ff., 189, 200, 237, 242, 249, 254, 257, 260, 436.
Lauſitzer Kultur 438, 441.
Lauſitzer Typus 397, 403, 405f., 438, 441.
Lebenslicht 253.
Lebus 18, 128.
Lebus, Kr. 3, 163.
Lehde 71, 145.
Lehmziegel 69.
Lehnin 42, 176f., 180, 182, 192, 214, 239.
Lehnitzſee 446.
Leichenbrand 360, 459.
Leichenverbrennungsſtätte 403, 409, 418, 420.
Leipe 222, 224.
Leiſſow 450.
Lenzen 24f., 31, 39, 59f., 120, 128, 148, 217, 251.
Lenzener Wiſche 28, 38f., 69ff.
Lenzke 224.
Letſchin 277.
Letzte Garbe 118, 121, 249.
Leuthen 459.
Leutinger 69.
Lichtenberg 128, 135, 167, 313.
Lichtmeß 112.
Liebenberg 301.
Liebenow 386.
Lieberoſe 192.
Lied und Volksbrauch 335.
Liedekahle 66.
Liepe 114, 170, 192, 220, 241, 246, 309f.
Lieskau 181.
Lietzenſee 177.
Lietzow 16f.
Lindau 152.

Linderode 66.
Lindow 206, 213, 215, 277, 343.
Linthe 66.
Litorina litorea 357.
Litorinazeit 357, 459.
Lobeofsund 103, 144.
Lobtanz 249.
Lögow 149, 184.
Löwenbruch 358, 419.
Lorenz 155.
Lorenzdorf 73.
Lose 19, 103.
Lossow 337, 441.
Lubst 22.
Luckau 9. 27, 128, 134, 151, 250, 337.
Luckau, Kr. 3, 436.
Luckeberg 25, 66.
Luckenwalde 66.
Luderberge 166.
Lübben 24, 128, 192, 216, 337.
Lübben, Kr. 3f.
Lübbenau 86, 134, 186, 207, 214, 219, 222.
Lübbinchen 455, 459.
Lübnitz 66.
Lüchtermännchen 190.
Lüdersdorf 184.
Lühsdorf 28.
Luftfahrer 204.
Lugau 73.
Luggendorf 413.
Lunow 128, 216.
Luthersbrunn 97.
Luttchen 170.
Luttchenberge 171.
Lutterow 178.
Luzetag 238.
Lynar 6.
Lyr, van 223.

Kl.-Machnow 85.
Madlitz 344.
Mäandergefäße 426, 459.
Märchen 226.
Magnushof 389.
Maienbaum 247.
Malz 136.
Mammut 352.
Gr.-Mandelkow 73.
Mandeln 120.
Mangelbrett 141.
Margarethe 248.
Marienberg 220, 223.
Marientag 189, 242.
Marienwerder 357.
Marken 18.
Markgraf Karl 205.
Markgraf Hans 169, 205, 221.
Markgraf-Pieske 205.
Markgrafenberg 223.
Markgrafenstein 169.
Mare 186.
Marktplatz 27.
Marquard 128.
Mart 185.
Martini 250.
Martinstag 114.
Marzahne 97.
Matten 19.
Mauskow 99.
Mechow 373.
Megalithgräber 358.
Mellen 168, 217, 359.
Melzow 96, 367.
Mertensdorf 36.
Mesedorf 73.
Meteorstein 159.
Metzelthin 389.
Meyenburg 36.
Michaelismarkt 250.
Michaelistag 114.
Michendorf 110, 453.
Micke 32, 123.
Miersdorf 447.
Mietgendorf 190.
Milow 427, 459.
von Minckwitz 26.
Missen 187.
Mittagsfrau 187.
Mittelmark 69, 340.
Mittenwalde 25, 245, 378.
Moabit 313.
Mödlich 36ff., 64, 66, 73f., 77, 80ff., 110, 223.
Möllendorf 447.
Möskefest 246.
mórawa 185.
Mohnpielen 152, 249.
Mohnstrietzeln 121, 152, 241, 249.
Mohrin 168, 170, 178, 221.
Mohsau 66, 337.
Molchow 187.
Moor 39, 63, 217.
Morawa 163, 239.
Mottenfest 135.

Motzen 118.
Mückenberg 73.
Müggelberge 165, 167, 435.
Müggelsee 108, 221.
Müggelsheim 271, 273, 295.
Müncheberg 387, 434.
Mürow 166.
Müschen 169f., 176, 179, 189.
Mützlitz 361.
Murane 187.
Mure s. Murrane 185.
Murrane s. Mure 185.

Näberskrug 177.
Nachahmungslieder 323.
Nachbarschaft 108.
Nachtwächterrufe 314.
Nachzehrer 204.
Nackel 74, 393, 406.
Nahmitz 214.
Nantikow 48, 52.
Nashorn 352.
Nasse Brücke 330.
Nauen 85, 128, 191, 280, 282, 302, 304, 314.
Nedlitz 427.
Neidkopf 84f.
Neidsymbol 76.
Neiße 22, 43, 436.
Netzeband 167.
Neudamm 320, 327.
Neuenburg 73.
Neuendorf 214, 239, 250.
Neuendorf, Kr. Lübben 68.
Neuendorf b. Peitz 102.
Neuenfeld 358.
Neuenhagen 220.
Neu-Globsow 178.
Neu-Hardenberg 100.
Neuhaus 73.
Neujahr 241.
Neulietzegöricke 48.
Neumark 55, 75, 98, 113, 116, 127, 135, 157, 159, 163, 166, 168f., 181, 187, 436.
Neumühl 166.
Neu-Ruppin 58, 79, 119, 147, 156f., 192, 202, 205, 325.
Neustadt a. D. 284, 301, 323.
Neu-Wustrow 73.
Neu-Zauche 174.
Neuzelle 26, 224.
Nichel 109.
Niederbarnim 3f., 119.
Niederfinow 192, 246.
Niedergörsdorf 97, 151, 455, 458f.
Nieder-Jeser 109, 393.
Niederkränig 205.
Niederländer 4.
Niederlandin 386.
Niederlausitz 20, 75, 100ff., 138, 150f., 259, 436, 444.
Niederseefeld 97.
Ndr. Wutzow 73.
Niemaschkleba 51, 128.
Niemegk 58, 88.
Niemitzsch 15, 168, 182, 214, 393.
Nieplitz 42.
Nikolai, Friedrich 10.
Nix 173ff.
Nobiskrug 203.
Notfeuer 248.
Nowawes 78, 221.
Nudow 73.
Nuthe 22, 42.
Nuthe-Nieplitz-Niederung 43, 47, 66, 70.

Oberbarnim 3f., 23, 42.
Oberspreewald 199, 239, 242, 245, 250.
Ober-Uckersee 204.
Oder 36, 40, 53, 55, 75, 87, 132, 145, 151, 165f., 362, 435f., 449.
Oderberg 40, 123, 128, 152, 169, 220, 246, 439.
Oderberg-Bralitz 404.
Oderbruch 32, 123, 166, 186, 195, 307.
Ögeln 240.
Ogrosen 50.
Oranienburg 20, 281, 289, 295, 439.
Ortssagen 213.
Ortwig 192, 194.
Ossig 51.
Osterberg 51, 244.
Osterhase 244.
Osterfest 340.
Ostermontag 340.
Ostern 113, 195, 243, 340.
Osternacht 244.
Ostersemmel 224.
Osterwasser 224.
Osthavelland 3f., 14, 119f., 157.
Ostprignitz 14, 119, 163, 170, 258.
Ost-Sternberg 3f.
Otto, Markgr. 60.

Paarsteinsee 177, 179, 294.
Padligar 34.

Panke 394.
Pankow 313.
Parduin 24.
Paretz 217, 293, 309.
Paten 252.
Patenbrief 252.
Paulinenaue 433, 442, 459.
Paulshof 393.
Paulus 155.
Pechsteilen 248.
Pechüle 214, 251.
Peitz 205, 224.
Pereken 241.
Perleberg 20, 25, 36, 58, 63, 76, 111, 120, 134, 152, 288, 295, 337.
Pessin 66, 201.
Peter Paul 248.
Peter-Paulstag 153.
Petrissa 453.
Petristuhlfeier 243.
Petrus 155.
Petrus, Tag des 129.
Pfänderspiele 333.
Pfaffendorf 73.
Pfahlbau 378, 455.
Pfannenstein 169.
Pfingsten 113, 246, 340.
Pfingstochse, Pfingstkuh 246.
Pflug 117.
Phöben 192, 217.
Pichelsdorf 338.
Pieseberge 166.
Pimpert 124.
Pimpinellen 246.
Pinnow 197.
Pitschen 66.
Plane 42, 128.
Plane a. H. 129.
Plauer See 130.
Plesse 51.
Plinze 151.
Plötzensee 179.
Pohlo 251.
Poistock 119.
Polenzig 48.
Polten 145.
Pommerzig 54.
Postbrücke 66.
Potsdam 4, 57f., 128, 147, 210, 213, 271, 273f., 279f., 293, 303, 310, 314, 318f., 436, 441.
Potsdam, Bez. 75.
Potzlow 48, 66, 445.
Prenden 41, 120, 173, 206.
Prenzlau 25, 27, 82, 85f., 96, 117, 128, 152, 167, 205, 222, 288, 296, 302, 352, 384, 389.
Prenzlau, Kr. 3.
Pribislaw 453.
Prignitz 14, 18f., 22, 28, 47, 75, 96, 119f., 122, 143, 148, 163, 182, 380, 384, 406, 435.
Priort 182.
Pristabel 128.
Pritzhagen 219.
Pritzwalk 87, 120, 123, 128, 217, 291, 367, 389.
Pröttlin 73.
Prötzel 220.
Prützke 174.
pśezpołdnica 187.
Puffräder 144.
Puk 183.
Pumpfuß 209.
Pumphut 206.
Puppen 120.
Putlitz 25.
Putzbau 69.
Pyrehne 48.

Quartschen 152.
Quatember 113.
Quempas 336.
v. Quitzow 9, 217.

Raben 107.
Radel 332.
Radduſch 22, 201.
Radensdorf 52.
Radewitz 66.
Raduhn 259, 446.
Räderpflug 117.
Rädnitz 30, 53f.
Räuberberg 166.
Ragow 420.
Rampitz 99, 418, 431, 459.
Rathaus 26.
Rathenow 60, 128, 152, 218, 223, 337.
Rauden 109.
Rauen 121, 127, 169.
Rauschendorf 173, 188, 387, 459.
Reetz 66, 128, 152, 168.
Reh 354.
Rehberg 164.
Reichersdorf 430, 459.
Reihendorf 22.

Reiszaun 20.
Reiterhäuser 60.
Rentier 352, 354.
Reppen 246.
Retzow 201.
Rheinsberg 177, 193, 247.
Rhin 111.
Rhinow 128, 166.
Ribbeck 224.
Richtfest 136f.
Ricke 19.
Riesen s. Hünen 166.
Riesenberg 166.
Riesengräber 358, 360, 364.
Riesenhirsch 352.
Riesentanz 249.
Rietz 166, 177.
Rietzer Lucht 46.
Riewend 442, 459.
Ringelreihen 329.
Ringreiten 247.
Rissen 66.
Rixdorf 352.
Röhricke 169.
Rökerhüser 39.
Römerschanze 15, 214, 393, 404f., 441, 445, 459.
Rönnebeck 277, 281, 297, 316f.
Röpersdorf 325, 332, 343.
Roggenhund 118.
Roggenmuhme 118, 187.
Roggensau 118.
Roggenwolf 118, 187.
Rohne 222.
Rohrbeck 40f.
Rosenbaum 247f.
Rosendorf 37, 149.
Rosenthal 97, 438, 459.
Rosmarin 255.
Rotzis 167.
Rudow 373, 419, 436.
Rübehorst 45.
Rühstedt 75.
von Rützen 219.
Runddorf 18, 21.
Rundmarken 158.
Runenlanze 434.
Ruppin, Graf von 221.
Ruppin 152, 183, 196, 200, 206, 222, 342f., 388.
Ruppin, Kr. 47, 70, 96, 119, 127, 148.
Ruppin, Grafschaft 338, 342f.
Ruppiner See 167, 188.
Ruprecht 238, 240.
Ryke, Bernd 7.

Saat 117.
Sabbe 119.
Sachsen 4.
Sachsenhausen 271.
Sackrow 174, 187, 233.
Sadersdorf 429, 459.
Sage 163.
Salchow 73.
Salzkoter 150.
Sammenthin 40.
Sandow 99.
Sarnow 66.
Satorspruch 157.
Satzkorn 361.
Sande 194.
Schätze 193.
Schanne 249.
Scharmützelsee 177.
Schenkendorf 196.
Scheune 31.
Schiedlow 51.
Schiffe 144.
Schildow 73.
Schimmel 241.
Schimmelreiter 240, 242, 257.
Schlaben 51.
von Schlabrendorff 218.
Schläfenringe 442, 450.
Schlagsdorf 51.
Schlalach 17f., 42f., 97, 123.
Schlamman 66.
Schlanow 114.
Schleifrillen 158.
Schlippenbach 206.
Schlittknochen 144.
Schloßberg (bei Burg) 15, 165f., 442.
Schmarfendorf 171, 324, 327ff., 332, 343.
Schmeerland 147.
Schmiddelbrück 73.
Schmied von Jüterbog 201f.
Schmöckwitz 354.
Schmölln 66, 73.
Schneiderlieder 315.
Schöna 66.
Schöneberg 313.
Schönermark 206, 274, 276, 293, 329.
Schönerlinde 103.
Schönfeld 23, 164.

Schönfließ 73, 121, 171f., 337.
Schönheide 181, 245.
Schönwalde 46, 158, 292.
Schotenmann 187.
Schotenmutter 187.
Schrippenfest 147.
Schulze 109.
Schulzenhammer 109.
Schulzenstock 109.
Schusterjunge 10.
Schwalbenstein 159.
Schwaneberg 73.
Schwante 193.
Schwarze Küche 50, 52, 54.
Schwebendorf 97.
Schwedt 22, 58, 128, 152, 205, 271, 342, 436, 452.
Schwibbogen 37ff., 63, 65.
Schwiebus 26, 152.
Schwingelbock 139.
Schwurstein 169f.
Sechstes und siebentes Buch Mosis 199.
Seddin 15, 168, 337, 380ff., 384, 387f., 391, 411, 435, 461.
Seebeck 153, 182, 323f., 327, 332.
Seedorf, 38, 75, 77f., 81f., 217.
Seehausen 66, 73, 295.
Seele 259.
Seelow 140, 274, 301, 304, 426.
Selbelang 201.
Selchow 167, 420.
Semnonen 435.
Seren 73.
Servetius 12.
Seydlitz 48.
Sichelanna 187.
Sichelmann 187.
Siebenbrüder 248.
Siebenbrüderberge 170.
Siebenschläfer 113, 248.
Siedelungen 14.
Sieversdorf 120.
Sikadel 65.
Silingen 435.
Silvester 152, 337.
Silvesterabend 241.
Sitte und Brauch 251.
Skelettgräber 459.
Slawen 4, 15.
Soldatenlieder 304.
Soldin 323f., 332.
Soldin, Kr. 3f.
von Solms 26.
Sommerfeld 176, 220, 337.
Sommersingen 243.
Sonnenburg 128.
Sonnenwalde 26, 450.
Sorau 109, 127, 151, 337, 457.
Sorau, Kr. 3f.
Spandau 128, 200, 296, 378.
Sparr 205f.
Speckwiem 39.
Speicher 28f., 42ff., 52f.
Speise und Trank 147.
Sperenberg 219.
Spindlersfeld 373, 379, 387.
Spinnerinnen 242.
Spinnstuben 244, 253.
Spinnstunde 137ff., 140.
Spinte 140, 240.
Spottlieder 315.
Spree 130.
Spreewald 14, 32, 51, 74, 97, 100, 114, 121, 123, 145.
Spremberg, Kr. 3f.
Sprichwörter 342f.
Spuk 195.
Sserponiza 187.
Staaken 147.
Stab 109.
Stadt 24.
Stadtplan 26.
Städter 7.
Städtisches Haus 57.
Stall 30.
Standeslieder 304.
Stangenhagen 96, 114.
Stargardt 168.
Starzeddel 51, 53f.
Stechlinsee 177f.
von Stechow 217.
Stegelitz 66, 158.
Steinkammern 459.
Steinkreuze 221.
Steinsdorf 51.
Steinzeit 349, 353, 358f.
Stenzig 74.
Sternberg, Kr. 144, 239.
Sternbier 240.
Sterndrehen 240.
Stiegen 120.
Stöffin 343.
Stöllensche Berge 164.
Stollereiten 247f.

Stolp 109.
Stolzenhagen 66, 128, 180.
Storkow 177, 419.
Strado 50, 71, 176.
Stralau 11, 129, 221, 242, 248, 339.
Stralauer Fischzug 129.
Strasburg i. U. 77f., 152.
Straßendorf 22, 24.
Straupitz 175, 187, 214.
Strausberg 7, 107, 128, 152, 157, 166, 179, 186, 188.
Strega 51, 359.
Streichwitz 224.
Streſow 378.
Striekelbär 249.
Strodehne 68, 119, 191, 342.
Stücken 96.
Stülpe 194, 216.
St. Vitus 112.
Suckow 143, 199, 208, 359.
Südende 417.
Summt 73.
Swietensee 177.
Sylow 211.

Tacken 36, 81.
Tanzberg 258.
Taß 32.
Taubendorf 51.
Tauer 189.
Techow 215.
Teetz 240.
Tegel 174.
Telchow 215.
Teltow 3, 125, 144, 153, 163, 337.
Teltow, Kr. 20, 53, 117, 138.
Temnitz 167.
Tempel 73.
Tempelberg 338.
Tempelhof 313.
Templin 152, 181.
Terrasigillata 424, 433f.
Teschendorf 192.
Tetzelladen 261.
Teufel 200, 202, 205.
Teufelsaltar 169.
Teufelsberg 166, 168, 202.
Teufelssee 168f., 174, 176, 179.
Teufelssteine 168.
Teupitz 249.
Theerbutten 144.
Thilo von Brandenburg 7.
Thomasabend 238.
Thyrow 325, 337.
Tiefwerder 240.
Tiwas s. Ziu, Er 165.
Tod 202, 258.
Todaustragen 243.
Todaustreiben 339.
Töpferscheibe 454.
Torhaus 28f., 32, 43, 47.
Tornow 101, 179, 459.
Totenkränze 261.
Totenkrone 260.
Totentanz 90, 95, 243.
Totenuhr 258.
Totermann 260.
Totschlag 260.
Tracht 89.
Trauer 259.
Trauertuch 259.
Trebatsch 177.
Trebbin 310.
Trebelsee 166.
Trebendorf 169.
Trebenow 128.
Trebichow 50f.
Tremmen 104f., 178.
Treppeln 51.
Treuenbrietzen 59, 78, 87, 97, 134, 142, 147, 150, 192, 202, 217, 243, 327, 334, 337, 339.
Triebel 50.
Tritheim 8.
Trudenstein 159.
Tschecheln 49.
Tschernitz 169.
Tschernsdorf 54.
Tucheband 120.
Tuchschieben 247.
Türberg 178.

Uckermark 42ff., 55, 69, 75, 100, 114, 118, 148, 155, 163f., 182, 331, 343, 358, 360, 436.
Ütz 143.
Ützdorf 140, 283, 301, 303, 309.
Ulenloch 38.
Unbesandten 69.
Unehrbare Mädchen 254f.
Unterirdische 170f., 173.
Upstall 19, 125.
Ur 352.
Urban 247.
Urstier 354.
Ustrina 391.

Vehlefanz 66, 418f.
Verkehr 142.
Verkehrt-Linden 220, 343.
Vermauerte Tore 220.
Versunken 177.
Verwünschte 176, 191f.
Verwünschungen 111.
Vetschau 222, 437.
Vettersfelde 413f.
Viergewerke 108.
Vierraden 152.
Vieseke 271.
Vogelsang 51.
Volksdichtung 263.
Volksheilkunde 153.
Volksrätsel 342f.
Volkstracht 94.
Vorhallenhaus 31, 42, 55.
Vorlaube 71.
Vorschner 37f.

Wachow 103, 105.
Wagen 144.
Wagendorf 271.
Wagenitz 201, 218.
Wahrzeichen 84.
Waldgeister 188.
Waldteufel 239.
Walpurgis 113, 118, 198, 245, 250.
Wandilier 436.
Wandlitz 15, 110, 167f., 177.
Warnitz 204.
Warnow 38, 40, 47, 66, 96, 109, 392.
Warthe 75, 99, 120, 123, 258.
Wartenberg 172.
Wasserjungfrauen 176.
Waulstab 122.
Wechselbalg 251.
Wechseltaler 239.
Weesten 68.
Wege 20.
Wehklage 185f.
Weihnachten 238, 240.
Weinbau 152.
Weiße Frau 192f.
Weitgendorf 373, 379, 389ff.
Wellenornament 70.
Weltho 51.
Welzow 109.
Wendenpfennige 450.
Wendenzeit 459.
Wendisch-Drehna 66.
Wendisches Haus 49.
Wenk 102.
Wenzelsburg 224.
Wepelitz 216.
Werbellinsee 166, 177.
Werben 187, 213, 219.
Werder 152, 319, 343.
Werwolf 187.
Werzien 47.
Westhavelland 4, 46, 120.
Westprignitz 21, 74, 124.
West-Sternberg 3, 99.
Wichmann, Pater 196, 205f.
Wichmannsdorf 41, 48.
Wiege 252.
Wiegenlieder 326.
Wiesenburg 16.
Wietstock 167.
Wildberg 192, 221.
Wilde Jagd 181.
Wildenbruch 96.
Wilder Jäger 129, 245.
Wildgruben 355.
Wildpferd 352.
Wildschwein 354.
Wilhelmsaue 271, 430f., 459.
Wilsnack 79, 267, 278, 287, 300, 427.
Wind 180.
Wische 19.
Wisent 352.
Wittenberge 25, 36, 133.
Wittstock 25f., 126, 242, 246, 266.
Wockenbinde 141.
Wodan 163.
Wode 127.
Wodke 242.
Wohnstube 65.
Wohnung 63.
Wolborjen 198, 238, 245.
Woldenberg 114, 187.
Wolf 352.
Wolfsgärten 126.
Wolfsgruben 126f.
Wolfsjagdlaufen 126.
Wolpann 245.
Woltersdorf 128, 188.
Wrechow 73.
Wriezen 16, 22, 94, 127f.
Wröheherren 109.
Wrüge 109.
Wuckensee 73.
Wünschelrute 195, 247.

Wulkow 156.
Wumsee 169, 177 f.
Wunderbare Steine 169.
Wusterhausen a. O. 60, 127.
Wustermark 116, 374 f., 390.
Wusterwitzsche Annalen 7.
Wustrow a. E. 77.

Yoldia arctica 353.
Yoldiazeit 353, 459.

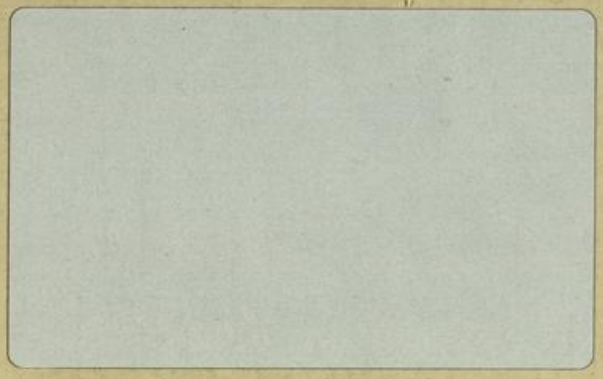
Zäckerick 56, 66, 73.
Zauberspräche 342 f.
Zauch-Belzig 28.
Zauche 453.
Zauchel 393.
Zauchwitz 99.
Zaunformen 19 f., 32.
Zechlin 169, 177 f., 254.
Zechow 171 ff.
Zehden 152, 169.
Zehdenick 152, 218, 220, 279, 357.
Zehrpfennig 204, 259.
Zellin 128.
Zemper 140, 243.
Zernickow 167.
Zesekahn 145.
Zichow 73.
Ziebingen 99 f.
Zielenzig 152, 158, 344.
Ziethen 167, 221.
Zietzow 116.
Zillen 145 f.
Zin s. Tiwas, Er 165.
Zizdorf 104.
Zolchow 46.
Zootzen 188, 220.
Zorndorf 73.
Zossen 40, 128, 157.
Zühlsdorf 66.
Züllichau 61, 123, 140, 151, 337.
Züllichau-Schwiebus 3.
Zunft 133.
Zwirnspinnerin 189.
Zwölften, die 163, 182, 239.

## Druckfehler.

Seite 64 Abb. 71 statt Flut lies Flet.
„ 73 „ 81 „ Aüstrinchen lies Alt-Cüstrinchen.
„ 367 „ 183 „ Fundort unbekannt lies Ketzin, Kr. Osthavelland.
„ 439 „ 286 „ Oranienburg lies Lehnitz bei Oranienburg.
„ 428 u. 429 sind unter Abb. 245 u. 246 die Unterschriften: Terrasigillataschale aus Damme und Schöpfkelle aus Damme zu ergänzen.

Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg.

3567



Erich Oberhaus
A. B Gr. III / 28 / 12

Universitätsbibliothek Potsdam
Ausleihnr. 92957530